Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

---

46. Jahrgang.

Drittes Vierteljahr.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1887.

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1887. Drittes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen, Unterrichtswesen.

Geschichte.

Sprach- und Literaturwissenschaft.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Erzählung.

Verschiedenes.

Kleinere Mitteilungen.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)



Die bürgerliche Rechtspflege in England.



Die Kenntnis des öffentlichen und privaten Rechtes von England ist auf dem Festlande erst in dem letzten Menschenalter größer geworden. Die Ursache hiervon zu ermitteln würde zu weit führen, befremdend bleibt es immer, daß das Recht dieser mächtigen, durch Jahrhunderte den Handel und die Welt beherrschenden Nation selbst für ihre germanischen Vettern ein Buch mit sieben Siegeln war. Nicht wenig hat zu dieser Unkenntnis beigetragen, daß das englische Recht sich am meisten frei von dem römischen und kanonischen Vorbilde gehalten hat und von seinen uralten germanischen Grundlagen aus nach einer Verbindung mit der fränkischen mittelalterlichen Feudalität seinen eignen, dem dritten Beobachter nicht leicht verfolgbaren Weg gegangen ist. Ernst Schuster, der Verfasser eines soeben über die bürgerliche Rechtspflege in England erschienenen Buches,*) giebt in der Einleitung desselben von dem englischen Rechte eine sehr treffende Charakteristik: „Es ist nicht systematisch nach einem übersichtlichen Grundriß aufgebaut; es gleicht vielmehr einem jener Häuser, wie man sie überall, aber in England besonders, an vielen Orten sieht, bei welchen an ein unscheinbares Hauptgebäude Flügel und Ausbau, Stockwerk und Turm angefügt wurden, wie es gerade die Laune, der Geschmack oder die Bequemlichkeit des jeweiligen Bewohners gebot. Der Engländer liebt die Kontinuität der ihn umgebenden Verhältnisse zu sehr, um das Haus niederzureißen; er ist zu thätig, um sich mit dem alten Zustande zufrieden zu geben. Jemand, der ein solches Haus von außen anschaut, bleibt über seine innern Einrichtungen vollkommen im Dunkeln, selbst das Studium der Baupläne würde ihn wenig aufklären. Erst wenn er

*) Berlin, Franz Vahlen, 1887. 331 Seiten.

mit jedem inneren Raume vertraut ist, das Ziel jeder Treppe und die Richtung jedes Fensters kennt, wird er sich in dem Labyrinth zurechtfinden."

Diese hier so meisterhaft geschilderte Schwierigkeit, das englische Recht kennen zu lernen, hat fast bis in die letzten Menschenalter dahin geführt, daß man sich in Deutschland damit begnügte, aus zweiter Quelle zu schöpfen, und lange Zeit dasjenige als englisches Recht betrachtete, was von den Franzosen als solches geschildert wurde. Einer der vorzüglichsten Vermittler dieser Kenntnis war Montesquieu, und es ist bekannt, welches Unheil nicht nur in seinem eignen Vaterlande, sondern auch bei uns die von ihm in England angeblich vorgefundene Dreiteilung der Gewalten und die in den Wahlen begründete Volkssouveränität angerichtet hat. Erst im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts stieg die deutsche Wissenschaft zu den englischen Quellen selbst hinab, und die Untersuchungen von Mittermeier und Glaser über den englischen Strafprozeß, von Gneist über das englische Staats- und Verwaltungsrecht haben in Deutschland auf diesen Gebieten zu völligen Umwälzungen in Theorie und Gesetzgebung geführt. Die späteste Bearbeitung hat der Zivilprozeß erfahren; seitdem der Schweizer Rüttimann im Jahre 1851 eine nicht umfangreiche Skizze von dem englischen Zivilprozeß gegeben hat, ist dieser Teil des Rechtes in Deutschland nicht weiter beachtet worden. Noch unbekannter wurde das englische Verfahren seit den großen Gerichtsreformen, die vom Jahre 1873 eine völlige Neuorganisation der Gerichtsverfassung herbeigeführt haben.

In neuester Zeit war es zwar üblich geworden, daß einige vermögende junge Juristen nach Ablegung ihrer letzten Prüfung und im Hinblick auf ihre Entbehrlichkeit im Staatsdienste sich nach England begaben und bei Erlernung der englischen Sprache mehr oder minder aus eigner Anschauung, mehr noch aus englischen Büchern, insbesondre aus den Blaubüchern und andern Parlamentsberichten, eine Darstellung von einzelnen Zweigen der englischen Verwaltung und Rechtspflege gaben. Neue Aufschlüsse sind aber in ihren Büchern meistens nicht zu finden; sie bewegen sich auf Gebieten, die vor ihnen schon Mittermeier, Glaser und Gneist als erste Pioniere aufgeschlossen haben. An den englischen Zivilprozeß, an das Genossenschafts- und Aktienwesen hat sich noch niemand von den Herren gewagt.

Mit ganz besondrer Freude muß deshalb von den beteiligten Kreisen das vorliegende Buch begrüßt werden, welches im Anschluß an deutsche Begriffe, in klarer Übersicht, in einfacher und verständlicher Sprache eine gründliche und lichtvolle Darstellung der bürgerlichen Rechtspflege in England giebt. Das Buch umfaßt die Gerichtsverfassung, das Verfahren in streitigen und nicht streitigen Angelegenheiten und das Konkursverfahren. Der Verfasser giebt bei den einschlagenden Materien eine kurze geschichtliche Bemerkung und enthält sich mit Recht des belastenden Hinweises auf die zahlreiche Literatur, indem er nur das Hauptsächlichste anführt; dagegen unterläßt er nicht, die für das geltende Recht

wichtigen Gesetzesstellen anzuführen. Endlich hat man hier doch einmal ein wirkliches und klares Bild über die bürgerliche Rechtspflege Englands, und daß wir es in dieser schlichten Form, in dieser gedrängten Übersicht und praktischen Art haben, ist in der That ein großes Verdienst, durch welches der Verfasser sich den Dank vieler erworben hat. Außer der römisch-juristischen Technik sind die technischen Ausdrücke in keiner andern Gesetzessprache in solchem Umfange vorhanden wie in der englischen; sie sind aber auch nirgends so in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen wie in England. Der Mangel ihrer Kenntnis erschwert dem Gebildeten das Lesen der Zeitungen und einer zahlreichen Literatur, er macht es dem Rechtsgelehrten schwierig, in den Geist eines juristischen Falles einzudringen und englische Gesetze genau zu studiren. Der Verfasser hat diesen Gesichtspunkt besonders berücksichtigt und nicht nur im Laufe der Darstellung jedesmal die technischen Bezeichnungen hervorgehoben, sondern auch noch ein besondres Register derselben dem Schluß seines Buches angefügt.

Kann sich somit aus dem Buche Schusters jeder, der an der englischen Rechtspflege Interesse hat, der gebildete Laie, der Theoretiker wie der Praktiker, insbesondre auch der Rechtsanwalt und der Kaufmann, gut unterrichten, so bietet das Werk auch vom Standpunkte des Gesetzgebers Anlaß zu wichtigen Erwägungen. Gerade die Unbekanntschaft mit dem englischen Recht giebt vielfach Publizisten bei Bekämpfung deutscher Einrichtungen Anlaß, auf angeblich englische Muster zu verweisen, und für gewisse doktrinäre Philister genügt schon eine solche Behauptung, um das englische Recht als eine Verwirklichung der freiheitlichen Richtung gegenüber den reaktionären Bestrebungen der vaterländischen Regierung zu betrachten. Für den englischen Zivilprozeß ist durch das vorliegende Buch fortan der Schleier zerrissen. Jedermann wird sich jetzt selbst ein Urteil bilden können. Für die Kritik des mündlichen Verfahrens in Deutschland ist es von besondrer Wichtigkeit, zu erfahren, daß der — angeblich in England erfundene — Grundsatz der Mündlichkeit in den Zivilprozessen auf ein sehr bescheidnes Maß herabgesetzt und durchaus nicht in dem Umfange wie in der deutschen Zivilprozeßordnung durchgeführt ist. Die Kritik, welche der Reichsgerichtsrat Bähr in Kassel an die Bestimmungen der letztern angelegt hat, findet eine neue Rechtfertigung in dem englischen Verfahren. Dieses schließt sich viel enger an den aufgehobenen, von Bähr mit recht verteidigten preußischen Prozeß an. In England beruht das bürgerliche Prozeßverfahren auf den Klageschriften; nur das, was in ihnen vorgetragen ist, bildet im großen und ganzen den Gegenstand der mündlichen Verhandlung und verschafft den Parteien diejenige Rechtssicherheit, daß ihre Behauptungen vom Gericht auch gewürdigt werden, wie sie die deutsche Zivilprozeßordnung zum großen Schaden der Parteien entbehrt. Eigentümlich ist es, daß das Richterpersonal, d. h. diejenigen Personen, welche den eigentlichen Rechtsstreit durch ihr Urteil entscheiden, sich auf die wenigen Mitglieder der obersten Gerichtshöfe in London beschränkt

Abgesehen von den konkurrirenden Gerichten in den Grafschaften ist eine Bewältigung der Prozesse durch eine so kleine Zahl nur dadurch möglich, daß eine ganze Reihe von Handlungen des Prozesses von dem juristisch gebildeten Büreaupersonal erledigt wird, sodaß in den Händen der letztern eine Reihe von Geschäften liegt, welche nach deutschen — oder wenigstens frühern preußischen — Begriffen von dem Richter zu erledigen ist. Für die Zwangsvollstreckung besteht eine besondre Behörde. Ein Anwaltszwang scheint nicht vorhanden zu sein, ebenso auch die Zustellung nicht außerhalb der Funktionen der Gerichtsbehörde zu liegen. Es wäre wünschenswert, wenn der Verfasser über diese Punkte in einer späteren Auflage genauere Aufschlüsse erteilte, und ebenso wenn er angäbe, wie hoch sich die Kosten eines Prozesses belaufen. Was in dem Buche S. 192 ff. angegeben ist, gewährt kein Urteil darüber, ob der auf dem Festlande gegen den englischen Prozeß erhobene Vorwurf der Kostspieligkeit begründet ist.

Dem Leser wird es lieb sein, etwas über die Person des Verfassers zu erfahren. Dieser lebt in England (London) und ist der Sohn deutscher Eltern; er hat in Deutschland seine Gymnasialbildung genossen, ist aber dann in London in das väterliche Bankgeschäft eingetreten und Mitinhaber desselben geworden. Er ist in juristischen Dingen ein Autodidakt, der, um seiner Begabung für Jurisprudenz und seinen Neigungen zu juristischen Studien zu folgen, neben seiner kaufmännischen Beschäftigung seit Jahren Jurisprudenz treibt und sich schon durch andre Veröffentlichungen in deutschen Zeitschriften auf dem juristischen Gebiete ausgezeichnet hat. Es ist dies eine Erscheinung, wie sie nur auf englischem Boden gedeiht, dort aber eine Reihe glänzender Vorbilder aufzuweisen hat. Daß der Verfasser bei uns seine gerechte Würdigung erfahren hat, ist daraus zu ersehen, daß der größte Kenner des englischen Rechtes in Deutschland, Rudolf Gneist, es nicht verschmäht hat, zu dem Buche des Verfassers ein empfehlendes Vorwort zu schreiben. Wir können nur wünschen, daß der Verfasser uns auch noch andre Gebiete des englischen Rechtslebens in gleich vollendeter Weise erschließen und sich dem juristischen Berufe gänzlich widmen möge, da er dazu mit einer hervorragenden natürlichen Begabung klares Urteil, tiefe Gründlichkeit, nüchternen Verstand und einfachen Stil vereinigt. π. κ.



Die Kehrseiten unsrer wirtschaftlichen Zustände.



as Studium der Geschichte und die eigne Lebenserfahrung haben mich belehrt, daß nicht nur die Münzen zwei Seiten haben, sondern auch alle andern Dinge, auch die Menschen, ihre Handlungen und Zustände. Es wird daher gestattet sein, vielleicht nützlich und und für manchen tröstlich, unsre wirtschaftlichen Zustände auch einmal auf der Kehrseite, die nicht gerade obenauf liegt, zu betrachten.

Wenn ein ruhiger Beobachter Bücher, Zeitungen und Broschüren liest, wenn er den Verhandlungen der Parlamente folgt und sonst ein Ohr hat für die zahlreichen Äußerungen, wie sie von Korporationen, Vereinen und andern Organen über unsre wirtschaftlichen Zustände ausgehen, so müßte er nach diesen Quellen die Überzeugung gewinnen, daß wir uns nicht nur in einem Zustande wirtschaftlichen Stillstandes befänden, sondern geradezu in vollem Rückgange, er müßte glauben, daß der Volkswohlstand ernstlich bedroht sei, daß für unsre Kultur bedenkliche Befürchtungen nicht abzuweisen seien.

Die Arbeiter klagen über Mangel an Arbeitsgelegenheit und ungenügende Löhne; die Handwerker erklären, dem Druck der kapitalistischen Produktionsweise nicht länger widerstehen zu können; die Industriellen leiden an Überproduktion und ungenügendem Absatz; der Handel ist im Rückgange begriffen und sieht in den vielen Tausenden seiner Gehilfen, die er nicht zu beschäftigen weiß, ein neues Proletariat heranwachsen; die große Klasse derjenigen, die sich dem Dienste des Staates und der Gemeinde widmen, ist bei weitem größer als das Bedürfnis, und auch in diesen Kreisen spricht man von einem entstehenden oder gar bereits entstandenen Proletariat.

Und nun gar die Landwirtschaft! Sie läßt — groß und klein — den ängstlichsten Notschrei ertönen, sie kann nicht vor der Konkurrenz von Amerika, Indien und China bestehen, ja die zur Erzielung der Feldfrüchte aufgewendeten Kosten werden nicht mehr durch den Erlös gedeckt; der Bauer geht zu Grunde, der größere Besitzer verarmt, und weil ja der Staat meist auf der Landwirtschaft beruht, so muß er durchaus und mit allen Mitteln helfen!

Alle diese Klagen werden durch zahlreiche und zuweilen recht anschauliche Thatsachen belegt und begründet; die Statistik, diese Magd aller Ansichten und Behauptungen — denn wer beriefe sich nicht auf sie! — wird zu Hilfe gerufen, nicht immer ohne Erfolg, und die vereinigten Stimmen aller klagenden Berufsklassen erschallen so laut und vernehmlich, daß alle, die nicht durch selbstische Interessen mißleitet sind, daß Wissenschaft, Vereine, Korporationen, Gemeinden und Staat der verlangten Hilfsleistung sich nicht mehr entziehen können, daß

sie auf Heilmittel sinnen müssen, die das Übel heben oder doch erleichtern sollen.

Wenn aber unser ruhiger Beobachter seinen Blick abwendet von den Büchern, Zeitungen und Broschüren, und wenn er sein Ohr verschließt vor den Verhandlungen der Parlamente und sonstigen mündlichen Erörterungen, wenn er statt dessen hinaustritt ins praktische Leben, wenn er mit offnen Augen um sich schaut, wenn er die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, so regen sich ernste Zweifel in seinem Gemüte, ob es denn wirklich so schlecht stehe um die Gesellschaft. Er fragt sich, ob nicht der Fortschritt augenscheinlich, ja unaufhaltsam sei, ob nicht der Ruin nur scheinbar oder doch vereinzelt sei, und ob nicht aus seinem Schutte bereits die Keime neuen, frischen Lebens aufgesprossen sind.

Wer vermöchte in der That zu leugnen, daß auf allen Gebieten die gewaltigsten Fortschritte gemacht worden sind! Behagen und Genuß haben sich über viel größere Kreise verbreitet, die Volksernährung hat sich verbessert, die mittlere Lebensdauer hat um einige Jahre zugenommen. Gar manche Genüsse und Vergnügungen sind jetzt Kreisen zugänglich, die sonst davon ausgeschlossen waren. Für den öffentlichen Gesundheitszustand ist besser gesorgt, man weiß die Menschen vor Cholera, Blattern und Hundswut zu schützen, man beschränkt die Seuchen unter dem Viehstande, man eilt den Schiffbrüchigen mit staunenswertem Erfolge zu Hilfe, und so vieles andre. Tausende von Personen und Vereinen sind in allen denkbaren Gebieten bestrebt, Not und Elend zu lindern, die Menschenfreundlichkeit ist eine allgemeine Tugend und ihre Bethätigung fast ein Sport geworden.

Es wäre wahrlich der würdige Gegenstand eines größern Werkes, diese hier nur angedeuteten Vergleiche zwischen den Zuständen der Gegenwart und einer Vergangenheit ausführlich zu schildern, die noch in dem Gedächtnis jetzt lebender Personen ist. Es würde ein Bild entstehen, freilich nicht ohne manchen tiefen Schatten, aber im wesentlichen doch glänzend und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegenleuchtend.

Oder wäre dies alles nur trügerischer Schein, bloßes Blendwerk?

Es giebt wohl kein besseres Zeichen für das Wohlergehen eines Menschen, als wenn ihm nach Befriedigung seiner Bedürfnisse von seinem Einkommen etwas übrig bleibt, was er als eine Ersparnis zurücklegen kann. Ebenso gewiß ist es, daß jeder, dessen wirtschaftliche Lage sich verschlimmert, zur Deckung des Ausfalls zuerst nach seinen Ersparnissen greift. Es wird daher kein Fehlschluß sein, wenn wir sagen, daß der Stand und die Bewegung der Ersparnis eines Volkes ein sehr sicherer Maßstab für das Fortschreiten oder den Rückgang seines Wohlstandes bilde.

Ich will mich nun nicht in das Meer von Zahlen verlieren, welche die ganz besonders zuverlässige Statistik für die Sparkassen aller Kulturländer

bietet. Ich spreche nur von Deutschland, und auch da nur von den allgemeinen Ergebnissen, und führe einzelne Zahlen nur zur Andeutung als Beispiele an. Die Zunahme der Einlagen ist stetig und allgemein, sie beträgt z. B. im Königreich Sachsen jährlich 6 bis 7 Millionen Mark, dagegen nahmen die Rückzahlungen ab, sie betrugen in Sachsen 1883 93 Prozent der Einzahlungen, aber 1885 nur 88 Prozent. Das Gesamtguthaben der sächsischen Einleger war 1884 rund 408 Millionen und hatte seit 1881 um 58 Millionen zugenommen. Von je hundert Einwohnern jeden Alters und Geschlechtes waren 38 (37,5) als Einleger bei den Sparkassen beteiligt, und auf jeden Einwohner Sachsens berechneten sich 1884 137 Mark Guthaben bei den Sparkassen.

Ähnlich, wenn auch nicht überall so glänzend, steht das Ersparniswesen in allen übrigen deutschen Staaten. Ich will nur noch anführen, daß Preußen allein 1883 1880 Millionen in seinen Sparkassen liegen hatte, und daß die ältesten Sparkassen nicht über das Jahr 1820 zurückreichen (Dresden 1821).

Doch sehen wir uns weiter um, wieder das Königreich Sachsen als Beispiel nehmend, da mir dessen Statistik am bequemsten zur Hand ist.

Das Einkommen aus Grundbesitz, Renten, Gehalten und Löhnen, aus Handel und Gewerben betrug 1885 rund 1288 Millionen, 1880 rund 1071 Millionen, hat also in fünf Jahren um 217 Millionen zugenommen; auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, beträgt diese Zunahme 45 Mark.

Wenden wir uns von den Sparkassen zur Börse, zu diesem Markte, auf dem alle erzeugten Werte, die nicht verbraucht werden, als Erübrigungen unter dem Namen Kapitalien zusammenfließen, um nutzbringende Verwendung zu suchen. Hier sehen wir das Angebot die Nachfrage fast in riesenhaftem und täglich wachsendem Maße übersteigen. Der Zinsfuß ist für dauernde Anlage beinahe auf 3½ Prozent, für vorübergehende Anlage auf weniger als 2 Prozent gesunken. Alle Börsen- und Bankberichte melden von der bedenklichsten Anhäufung des baren Geldes — kurz, die Erübrigungen sind so groß, daß eine einigermaßen befriedigende Verwendung schon teilweise im Auslande und bei ungenügender Sicherheit gesucht werden muß. Fast könnte man sagen: wir ersticken im eignen Fett.

Nun wende man nicht ein, daß an den Börsen nur das Geld der reichen Leute zum Vorschein komme. Dies wäre ein großer Irrtum. Denn die Börse ist nur der große Behälter, wo die kleinen wie die großen Ersparnisse zusammenfließen, wie sich die feinsten Wasseradern zu Bächen vereinigen, um sich als Flüsse und Ströme gemeinsam ins Meer zu ergießen. Die Sparpfennige des kleinsten Mannes werden durch die Sparkassen an die Börse gebracht, um dort in Schuldscheinen des Staates, der Gemeinden, in Prioritäten der Industrie oder in Pfandbriefen und Hypotheken angelegt zu werden. Die sächsischen Sparkassen allein hatten 1883 rund 85½ Millionen in börsenmäßigen Papieren und über 295 Millionen in Hypotheken angelegt. Die baierischen Hypotheken-

anstalten bringen jährlich 50 Millionen Pfandbriefe an die Börse und haben deren mehr als 800 Millionen in Umlauf. Die preußischen Sparkassen hatten 1883 1042 Millionen in Hypotheken und 835 Millionen in Wertpapieren angelegt.

Ich führe dies nur an, um dem landläufigen Irrtume zu begegnen, die kleinen Leute hätten mit der Börse nichts zu schaffen, dort tummelten sich nur die reichen Leute, die natürlichen Feinde der Armen. Es sind freilich keine Höckerweiber, die auf der Börse feilhalten, aber die Waare, welche zu Markte gebracht wird, kommt überall her, von Großen und Kleinen, so gut wie auf dem Obstmarkte die Früchte, die bald von der schwieligen Hand eines Kleinbauers gezogen sind, bald unter der Leitung des Gartendirektors einer fürstlichen Besitzung.

Es ist indessen nicht zu leugnen, daß alledem, was ich über die Fülle der Ersparnisse gesagt habe, ernstliche Bedenken entgegen gestellt werden können. Denn man kann mit einiger Berechtigung behaupten, daß die Überfülle beschäftigungsuchender Kapitalien durch den Mangel der Unternehmungslust des Handels, der Industrie, der Gewerbe hervorgerufen sei, daß ein Teil derjenigen Summen, welche als flüssiges Kapital auf der Börse Anlage suchen, solche Gelder seien, welche aus Handel und Industrie herausgezogen seien, weil sie dort entbehrlich geworden sind.

Nun giebt es ja Zeiten, wo das umgekehrte Verhältnis waltet, wo der Trieb, neue Werte zu schaffen, so lebhaft ist, daß nur wenige an das eigentliche Zurücklegen denken, wo fast alle das, was sie erübrigen, was sie aufborgen können, zur Erweiterung ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit verwenden, und es mag fraglich sein, ob die Überfülle unbeschäftigten Kapitals oder die hohe Erregung des Unternehmungsgeistes den blühenderen Zustand bezeichnet. Aber so viel ist doch gewiß, daß eine Periode, wo solche Kapitalfülle vorhanden ist, wie in unsern Tagen, keine Periode des Verfalls des Volksreichtums genannt werden kann.

Auch das geistige und körperliche Befinden des Volkes hat sich verbessert. Unterricht genießen alle. Die Zahl derer, die weder lesen noch schreiben können, ist auf einen verschwindenden Bruchteil gesunken, in Deutschland giebt es deren fast nur da noch, wo die Vereinzelung der Wohnstätten dem Schulbesuch unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Höhere Bildung ist allgemein zugänglich; auch werden geistige Genüsse von mancherlei Art den Unbemittelten wenigstens in den Städten vielfach geboten.

Für das körperliche Gedeihen des Volkes wird in bedeutendem Umfange Sorge getragen. Man denke nur an die neue Wissenschaft der Gesundheitspflege, die sich fortwährend und überall in das praktische Leben umsetzt. Für Luftverbesserung in Schulen und Fabrikräumen, wie in den Straßen der Städte wird eifrig Vorkehrung getroffen, gesundes Wasser wird allen zugeführt, Leibes-

übungen werden in den Schulen getrieben, den schwächlichen Kindern werden Luftkurorte und Heilquellen zugänglich gemacht, und die Gesetzgebung bestrebt sich, für Alter, Krankheit und Verunglückung wirksame Vorkehrungen zu treffen.

Auch auf dem platten Lande machen sich die Fortschritte bemerkbar. Wie anders ist das Aussehen eines Dorfes heute gegen ehedem! Ein stattliches Schulhaus überragt wie ein Schloß alle andern Gebäude. Die Häuser sind auch in entlegenen Dörfern besser, die Fenster größer geworden. Vor dem Dorfe prangt nicht selten ein mit allen Gerüsten versehener Turnplatz für die Dorfjugend. Zustände wie in Frankreich, wo infolge der Thür- und Fenstersteuer es noch 340000 Bauernwohnungen giebt, die nur eine Thür, aber kein Fenster haben, sind Deutschland fremd.

Auch die Volksernährung ist besser geworden. In Sachsen hat sich der Fleischverbrauch in den letzten vier Jahrzehnten wesentlich gehoben. 1846 kamen auf den Kopf 15 Pfund Rindfleisch und 21,2 Pfund Schweinefleisch, 1885 23,9 Pfund Rindfleisch und 40,8 Pfund Schweinefleisch. Der Salzverbrauch hat sich in den letzten zehn Jahren von 12,6 Pfund auf 13,1 Pfund vermehrt. Die Einfuhr der Salzheringe ist seit 1870 von 2,5 Kilo auf 2,85 gestiegen, und die Bewohner des deutschen Reiches sind imstande, für Wein 240 Millionen, für Bier 971 Millionen, für Branntwein 501 Millionen, zusammen 1712 Millionen jährlich auszugeben. Auch kann trotz allen Ausnahmen im einzelnen nicht geleugnet werden, daß die Arbeitslöhne im großen und ganzen gestiegen sind.

Preußen hat seine Roheisenerzeugung von 1868 bis 1880 verdoppelt. Wenn die dabei beschäftigten Arbeiter nicht in dem gleichen Verhältnis vermehrt worden sind (von 813000 auf 882000), so ist dies die Wirkung der erhöhten Leistung durch verbesserte Maschinen.*)

Obwohl der Bergbau in Sachsen von 495 Gruben im Jahre 1870 nur noch 316 im Jahre 1883 im Betriebe hatte, so waren dabei doch 29000 gegen 26000 Arbeiter beschäftigt, aber sie produzirten auf den um mehr als ein Drittel verminderten Gruben einen Wert von 36 Millionen gegen 28 Millionen im Jahre 1870. Es erzeugte also ein Arbeiter 1870 1074 Mark, 1883 1257 Mark. In Frankreich sind nach amtlichen Quellen die Löhne der landwirtschaftlichen Arbeiter in den zwanzig Jahren von 1860 bis 1880 um 20 bis 100 Prozent gestiegen, mit Ausnahme der südlichen und südwestlichen Landesteile, wo die Verheerungen der Reblaus viel Elend erzeugt hat.

Da ich keine gelehrte erschöpfende Arbeit liefern will, sondern überall nur Andeutungen geben, über Eindrücke berichten will, so mag das vorstehende genügen. Sicher ist, daß ein fleißiger Arbeiter heute besser lebt, mehr Lebensgenüsse hat, als der Mittelstand vor hundert Jahren. Die allgemeinen Zustände

*) Philippi in dem preußischen Jahresbericht, Bd. 54, S. 428.

haben unbestreitbar höchst bedeutende Fortschritte gemacht, die auch dem Ärmsten zu Gute kommen. Leben und Eigentum sind besser geschützt, das Recht wird besser, schneller und wohlfeiler verwaltet, die Willkür der Staatsgewalt ist gebrochen, die Grausamkeit der Strafjustiz ist beseitigt, die Verkehrsmittel stehen auf einer zuvor nie geahnten Höhe. Dies alles sind gleichsam Zahlungen aus dem allgemeinen Kulturkapital, das für alle angesammelt ist und dessen Mitgenuß jeder seinem Baareinkommen zuzurechnen hat. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Bevölkerung Europas seit hundert Jahren von 145 auf 350 Millionen gestiegen ist, daß also 200 Millionen mehr Menschen an jenen Segnungen Teil nehmen.

Bei diesen tröstlichen Ausblicken darf man freilich folgendes nicht außer Acht lassen. Wir haben bisher nur immer auf das Allgemeine, auf die Gesamtheit gesehen. Das Verhalten des Einzelnen innerhalb der Gesellschaft ist vielfach anders geworden. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Kampf des Einzelnen um seinen Anteil an den Errungenschaften der modernen Kultur größer, mühevoller, aufreibender geworden ist als ehedem. Ein Mißerfolg des einzelnen Kämpfers, der auf seine alleinigen Kräfte angewiesen ist, tritt leicht ein, wenn diese Kräfte nicht ausreichen oder das Glück ihm entgegen ist. Das war ehedem anders, als die Gesellschaft noch nicht in ihre Atome aufgelöst war, als ihre Gliederung in einzelne Gruppen, Korporationen, Gilden, Zünfte einen Kampf aller gegen alle fast zur Unmöglichkeit machte. Der Einzelne, der Edelmann, der Kaufmann, der Krämer, der Handwerker fand damals Schutz und Stütze in seiner Genossenschaft, und Kampf fand nur zwischen den einzelnen Ständen statt. Wer aber nicht Mitglied eines geschlossenen Standes war, der Arbeiter, der Tagelöhner, fand keine Beachtung, er war der selbstsüchtigsten Ausbeute der allein rechtsfähigen Körperschaften erbarmungslos überlassen. Es ist gar nicht zweifelhaft, daß die Lage dieser letztern Klasse nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich jetzt unendlich viel besser ist als vor hundert Jahren.

Wenn man noch weiter zurückgeht, bis ins sechzehnte Jahrhundert, so wird der Unterschied zu Gunsten unsrer Zeit so grell, daß wir uns — trotz allem noch bestehenden Elend — wegen der gemachten Fortschritte gewiß beglückwünschen dürfen. Man denke an die Zustände der Bauern im fünfzehnten Jahrhundert. Die Beschwerden, welche die Bauern, ehe sie zu den Waffen griffen, erhoben, waren in den berühmten sechzehn Artikeln zusammengefaßt. Sie wollen — so heißt es — nicht hegen noch jagen, Wasser und Vögel sollen frei sein, Jäger und Forstmeister sollen keine Gewalt über sie haben; sie wollen den Herren keinen Mist fahren, nicht mähen, schneiden, hauen, Heu machen, Fuhren thun. Der schweren Markt und Handwerk wollen sie enthoben sein. Keiner, der verbürgen kann, daß er sich zu Recht stelle, soll mehr getürmt und geblockt werden; man soll keine Steuer und Schatzung verlangen, sie sei denn

zu Recht erkannt. Sie wollen ohne herrschaftliche Erlaubnis heiraten dürfen. Die Habe des Selbstmörders soll der Herr nicht nehmen, der Herr soll überhaupt keinen Bauern beerben, so lange noch Verwandte da sind. Wenn der Vogt einen Bauern wegen Frevels belangt, so soll er ihn ohne gute Beweise nicht strafen dürfen. Auf welche Zustände lassen diese Beschwerden schließen! Auch wissen wir, daß sie noch um vieles schlechter wurden, als der Aufstand der Bauern niedergeworfen war und die rachedurstigen Herren keinen Widerstand mehr fanden, weder von unten, noch von oben. Als dann der dreißigjährige Krieg Deutschland verwüstete und entvölkerte, als die Lahmlegung der höchsten Reichsgewalt durch den westfälischen Frieden auch die letzte Möglichkeit eines Schutzes gegen die Willkür der zahllosen großen, kleinen und kleinsten Herren beseitigte, da war das Elend des Volkes allgemein und unsagbar.

Zum Heile der Menschheit erwuchs nach dem Plane der Vorsehung aus jener wüsten Souveränität der Dynasten eine neue Staatsweisheit, welche der Sorge für das Volkswohl Raum gab und allmählich die Wege ebnete, die freilich nicht überall ohne Gewalt eröffnet werden konnten. Die Lage des Volkes wurde besser Aber noch in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts verstand man unter Volk nur die ehedem privilegirten geschlossenen Stände. Die französische Revolution von 1830 wurde von den Bürgern gemacht, die sich ihre Stelle im Staate neben Adel und Thron erkämpften, an den vierten Stand dachten die doktrinären Leiter des Aufstandes nicht, und kaum eine andre Zeit ist so unempfindlich gegen die Leiden des Volkes gewesen, wie die beiden Jahrzehnte der Julidynastie. Nicht anders verhielt es sich bei den Umwälzungen, welche die Einheit Italiens bewirkten; auch hier hat das Bürgertum allein geerntet, und für den vierten Stand gab es kaum eine dürftige Aussaat. Wie anders ist das geworden!

Die Geschichte zeigt, daß zu allen Zeiten ein Teil des Volkes als nicht zur bürgerlichen Gesellschaft gehörig betrachtet worden ist, sondern als bestimmt, der eigentlichen Gesellschaft zur Erreichung ihrer Zwecke zu dienen. In den alten Despotien des Ostens war fast das ganze Volk dem Despoten und seiner Adels- und Priesterkaste mit Leib und Seele dienstbar; in der römisch-griechischen Welt waren es die Sklaven, in der feudalen Zeit die Leibeignen und Hörigen, die, als außerhalb der Gesellschaft stehend, der schrankenlosen Ausbeutung der herrschenden Klassen überantwortet waren und demgemäß behandelt wurden.

Man wird annehmen dürfen, daß diese der Ausbeutung preisgegebenen, von dem Rechte, ja von der sittlichen Gemeinschaft ihrer herrschenden Volksgenossen ausgeschlossenen Klassen im Laufe der Zeit immer weniger zahlreich wurden. Ich glaube behaupten zu dürfen — wenn ich auch keinen statistischen Beweis zu liefern imstande bin —, daß die Sklaven der römisch-griechischen

Welt an Zahl jene Massen nicht erreichten, welche den asiatischen Despoten des Altertums ungeheure Tempel in die Felsen gruben, Felsen in Statuen verwandelten und Pyramiden mit ihren Händen auftürmten. Ebenso waren die Leibeignen und Hörigen der Feudalzeit an Zahl geringer als die Sklaven der antiken Welt. Immer neue Schichten haben sich heraufgearbeitet und Aufnahme in das Rechtsleben der Gesellschaft errungen, bis in unsern Tagen kein Teil des Volkes mehr übrig ist, der sich als rechtlich ausgeschlossen von der Volksfamilie betrachten müßte, dem nicht das Recht der Teilnahme an allen Segnungen der staatlichen Ordnung und der von ihr geschützten Kultur zugestanden und auch thatsächlich wenigstens einigermaßen gewährt würde.

Freilich giebt es auch heute noch Not und Elend genug, wer wollte es leugnen; aber der weltgeschichtliche Fortschritt ist doch deutlich erkennbar. Wir heutigen Menschen betrachten Not und Elend nicht mehr als eine organische oder gar von Gott eingesetzte Einrichtung, an welche die Hand zu legen vergeblich oder gar ein Frevel wäre. Wir stehen nicht mehr auf dem Standpunkte jener englischen Geistlichen, welche den Versuch der nächtlichen Beleuchtung Londons für einen Eingriff in die göttliche Weltordnung erklärten, da Gott nur den Tag hell, aber die Nacht dunkel geschaffen habe, oder jener bäuerischen Pfaffen, welche aus ähnlichen Gründen gegen die Feuerversicherung geeifert haben. Wir erkennen vielmehr in Not und Elend eines Teiles unsrer Mitmenschen nur eine Krankheit, einen Krebsschaden am Körper der Gesellschaft. Heilung und Bekämpfung stellen wir uns zur Aufgabe; werkthätige Nächstenliebe durchdringt die heutige Gesellschaft, und sie arbeitet nicht ohne sichtbaren Erfolg nach allen Seiten hin an der Ausbesserung der Schäden, welche unsre Gesellschaft entstellen.

Es giebt freilich manche, welche glauben, Not und Elend seien heute verbreiteter als ehedem, ja es sei das, was wir Proletariat nennen, ein Erzeugnis der modernen Zeit. Einige von diesen glauben, es müsse durch ein völlig neues System eine neue Gesellschaft begründet werden, andere entsagen pessimistisch jeder Hoffnung auf einen Zustand allgemeineren Glückes. Allein beide Parteien irren, ihre gemeinschaftliche Voraussetzung ist falsch. Das Massenelend ist nicht umfangreicher geworden, sondern nur sichtbarer, bemerkbarer. Wenn wir jeden Morgen in der Zeitung Berichte lesen über so zahlreiche Verbrechen und Unglücksfälle, so kommen wir wohl zu dem Ausruf: Um Gottes Willen, in welch schrecklicher Zeit leben wir, so war es doch früher nicht! Wenn wir aber genauer nachsehen, so finden wir, daß das eine Verbrechen in London begangen wurde, das andre in Neapel, ein drittes in Petersburg, in Newyork, in Sidney, in Valparaiso u. s. w., kurz, daß die Zeitung tagtäglich aus allen Ecken und Enden der Erde über die vorgefallenen Verbrechen und Unglücksfälle berichtet. Wir sehen dann ein, daß es so schlimm nicht steht, daß nur unser Überblick größer geworden ist, und daß auch, wenn die Verbrechen und

Unglücksfälle noch so sehr abnähmen, wir doch von einer größeren Menge derselben hören würden, als unsre Vorfahren zu Zeiten, wo Sicherheit und Fürsorge sehr übel bestellt waren und das meiste, was vorging, sich allgemeiner Kenntnis entzog.

Ganz ebenso ist es mit dem Elend. Es gab eine Zeit — und sie ist nicht allzuferne —, wo in Schwaben Mangel und gleichzeitig in Sachsen Überfluß herrschen konnte, ohne daß man hier oder dort ahnte, daß es drüben anders stünde. Das platte Land oder das Gebirge konnte von Blattern oder Typhus heimgesucht sein, ohne daß man in der Hauptstadt davon Kunde hatte. Wenn im Frühjahr die Flüsse anschwollen, so suchte sich jeder, so gut er konnte, zu helfen; wie es aber oben im Gebirge aussah, davon wußte in der Ebene niemand. Jetzt melden Telegramme den Wasserstand von Stunde zu Stunde, und wirksame Vorkehrungen werden getroffen. Früher liefen tolle Hunde im Lande unbeachtet umher; krankes Vieh wurde geschlachtet, es entstanden Seuchen, die sich niemand zu erklären wußte, die Bevölkerung wurde dezimirt, aber niemand zählte die Toten, und es dauerte lange, bis man die Abnahme der Volkszahl bemerkte. Niemand kannte das Elend, welches in seinen Höhlen unbeachtet herrschte, nur wenige wußten von den unerhörten Zuständen in Gefängnissen und Irrenanstalten — kurz, es war alles wie mit einem Schleier zugedeckt, und die wenigen, die etwas sahen, standen vereinzelt, ohne Zusammenhang, ohne Beziehung zur übrigen Menschheit. Eben darum war auch das Gemein- und Mitgefühl für die leidenden Nebenmenschen viel weniger erregt und entwickelt. Ist es nötig, weitläufig zu schildern, wie dies alles anders geworden ist, seitdem die Presse und der ihr dienende Telegraph alles und jedes tagtäglich zu allgemeiner Kenntnis bringt, seitdem die entwickelten Verkehrsmittel, die mündlichen und schriftlichen Mitteilungen aller Menschen unter einander jedem einzelnen die Kenntnis der Gesamtzustände vermitteln? Eben darum, weil wir von allem Kenntnis erhalten, was irgendwo unsre Mitmenschen an Not und Elend, an Drangsal und Unheil betrifft, ist auch unser Mitgefühl erregter, unsre Teilnahme thätiger, unser Wunsch, zu helfen, lebhafter geworden.

Und wenn in dem allen eine Veredlung des menschlichen Gemütes erblickt werden muß, so verdanken wir sie den materiellen Fortschritten, welche von kurzsichtigen Sittenlehrern oft in so thörichter Weise geschmäht werden.

Also — ich wiederhole es — nicht umfangreicher, nur bemerkbarer, sichtbarer sind Not und Elend geworden. Schon damit ist eine nicht zu unterschätzende Linderung gegeben. Denn wohin die Kunde der Not dringt, da öffnen sich die Herzen und hilfreiche Hände. Wir senden Gaben nach Spanien und Italien, wenn diese Länder durch Wasser, Feuer, durch Erdbeben oder Seuchen heimgesucht werden, und wir empfangen Gaben selbst von Mitmenschen, die jenseits des Ozeans leben, wenn wir der Hilfe bedürfen. Wir senden unsre

Gelehrten an die Mündungen des Ganges, um die Entstehung der Cholera zu erforschen, wir umspannen den Erdball mit meteorologischen Stationen, um durch Vorausberechnung von Wetter und Wind Leben und Habe der Seefahrer zu schützen. Wie könnte es möglich sein, daß alle solche auf den verschiedensten Gebieten entwickelte Thätigkeit nicht zur Linderung von Not und Elend wirksam beitrüge.*)

Wenn ich versuche, die Leser von dem Fortschritte der Besserung unsrer wirtschaftlichen Zustände zu überzeugen, so darf ich nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, welche mächtigen Hindernisse dieser Besserung gleichzeitig entgegengetreten sind, und daß der Fortschritt dann um so viel bedeutender erscheint. Eine Reihe von Veränderungen in den gesellschaftlichen Zuständen ist vorgegangen, welche tiefgehende Erschütterungen verursachen mußten, welche ganze Klassen aus ihren seitherigen Stellungen verdrängt und fast jeden Einzelnen genötigt haben, sich ganz neuen Formen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens anzubequemen. Wenn wir den Gang der Geschichte überblicken, so finden wir kaum eine andre Zeit, in der die Gesellschaft so gewaltige Umgestaltungen erfahren hätte, wie in diesem Jahrhundert.

Das Feudalwesen, welches die Gesellschaft seit vielen Jahrhunderten beherrscht und bis ins innerste Mark durchdrungen hatte, wurde beseitigt; die Schranken, welche die einzelnen Stände von einander trennten, wurden niedergeworfen, die Stände selbst verfielen der Auflösung. Die kleinern Kreise, in welche Volksteile sich staatlich einigten und von andern Staatsgebilden trennten, wurden erweitert, und es entstanden große Nationalstaaten; die Naturalwirtschaft wurde durch die Geldwirtschaft ersetzt, die Handarbeit wurde durch die Maschine, der Kleinbetrieb durch den Großbetrieb verdrängt; Raum und Zeit wurden durch Dampf und Elektrizität überwunden. Ehedem waren es kleine Gebiete, auf welchen die Menschen mit einander rangen, ihre entgegengesetzten Interessen zum Ausgleiche oder zum Siege brachten. Die Kampfplätze waren wohl zahlreich, aber sie waren klein und die Heere der Kämpfenden unbedeutend. Jetzt ist die ganze Welt ein einziges großes wirtschaftliches Schlachtfeld geworden, und die Heere stehen sich in Massen gegenüber, während zu gleicher Zeit der Kampf von Mann gegen Mann ein allgemeiner ist. Die bisherigen Verbände sind gelöst, die gefesteten Stellungen vergangener Zeiten sind zerstört, eine allgemeine Verschiebung hat stattgefunden. Die Gesellschaft ist in Atome aufgelöst,

---

*) Ich entnehme einem englischen Schriftsteller, Sir Louis Mallet, folgende sehr bemerkenswerte Zahlen. Die paupers (öffentlich unterstützte Armen) betrugen in England und Wales:

1849 bei 18 Millionen Einwohnern 934 000 = 5,2%,
1884 „ 26 „ „ 774 310 = 2,9%.

Aber man hat auf jeden pauper 1884 elf Pfd. Sterl. verwendet, statt nur fünf Pfund im Jahre 1849!

die neue Verbindungen einzugehen suchen, aber noch nicht gefunden haben — kurz, wir leben in einer Übergangsperiode, groß und tief, und man kann — geschichtlich betrachtet — sagen, plötzlich eingetreten, wie niemals eine andre zuvor. In derselben Zeit hat sich die Bevölkerung Europas mehr als verdoppelt, sie hat um 200 Millionen Menschen zugenommen.

Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, daß nicht alles in Ordnung ist, daß die Menschen leidenschaftlich erregt sind, daß kaum irgend einer mit seiner Lage zufrieden ist, daß die große Flut, in der wir uns befinden, hier ungeheure Reichtümer, dort Massenelend auf einer Stelle angehäuft hat, daß jene, welche das Glück an eine günstige Stelle gestellt hat, diese mit Eifer verteidigen, daß andre, denen die Flut über das Haupt zu gehen droht, laute Klage erheben und alles für erlaubt halten, was ihnen Rettung zu bringen scheint, daß sie auf jede Lockung hören, die ihnen goldne Berge verspricht? Dies alles ist wahrlich nicht zu verwundern. Wunderbar im Gegenteil wäre es, wenn jene ungeheure Umgestaltung des Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert nicht auch außerordentliche Störungen neben ihren segensreichen Wirkungen hervorgebracht hätte. Es wäre wunderbar, wenn es nicht längere Zeit erforderte, diese Störungen zu beseitigen, und die Konsequenzen der Neuerungen zu ziehen, welche jetzt noch ungeordnet und ohne Zusammenhang neben einander liegen. Unsre Aufgabe ist, eine neue soziale Ordnung zu schaffen, welche den neuen Zuständen entsprechen wird.

Es ist kaum anzunehmen, daß die nächsten sechzig oder hundert Jahre uns ebenso gewaltige Umwälzungen in der Gütererzeugung bringen werden, wie das vergangene Zeitalter des Dampfes, der Maschinen, der Eisenbahnen und Telegraphen, aber es ist gewiß, daß wir mit der Einordnung der jüngsten Errungenschaften in das Gefüge der Gesellschaft vollauf zu thun haben werden; es ist gewiß, daß wir, um dieser Aufgabe zu genügen, mit vielen Vorurteilen werden brechen müssen, daß Ansichten und Überzeugungen, die durch ein hohes Alter geheiligt erscheinen, aufzugeben sind, und daß bei dieser Arbeit Irrgänge und Störungen des Friedens nicht vermieden werden können. Die nächste Zukunft hat das Material zu verarbeiten, welches die jüngste Vergangenheit in ungeordneten Haufen hinterlassen hat. Unsre Kinder werden sich dieser Aufgabe nicht entziehen können und, wie es den erfreulichen Anschein hat, auch nicht entziehen wollen. Aber kämpfen werden sie müssen, und zwar ebenso gegen eigne als gegen fremde Vorurteile, Befangenheiten, Leidenschaften, selbstsüchtige Regungen.

Und wenn diese Kämpfe ausgekämpft sind — was dann? Auch alsdann wird kein paradiesischer Zustand herrschen, auch dann wird es Not und Elend die Fülle geben, aber die Menschheit wird sich bewußt sein, einen gewaltigen Fortschritt nach ihrem Ziele gemacht zu haben, welches Vervollkommnung, nicht Vollkommenheit ist.

Nach allem, was ich hier gesagt habe, ist dem Sozialpolitiker seine Aufgabe dahin zu stellen, daß er, ohne im mindesten die großen Errungenschaften der Vergangenheit zu verkennen, sich von den gegenwärtigen Leiden eines nur allzu großen Teiles des Volkes durchdringe, daß er die Gefahr gewaltsamer Erschütterungen des Staats- und Gesellschaftsbestandes vor Augen habe und begreife, daß dieselben nicht mit bloßen Zwangs- und Schutzmitteln hintanzuhalten sind. Er muß trachten, die Schäden zu heilen, gewissermaßen den sozialen Körper da wieder einzurenken, wo er durch die krampfhaften Bewegungen der Vergangenheit verrenkt ist. Er muß sich bewußt sein, daß es uns nicht erspart bleiben kann, die Konsequenzen aus den vorgegangenen Veränderungen zu ziehen, auch wenn es noch so schmerzhaft sein sollte. Vor allem Systematischen aber muß aufs ernstlichste gewarnt werden. Denn auch auf diesem Gebiete giebt es keinen Stein der Weisen. Staat und Gesellschaft sind keine Begriffe, mit denen man logisch operiren könnte — dies führt immer zu Gewalt, Krieg, Guillotine —, sondern Staat und Gesellschaft sind historisch gewordene Gestaltungen, an welchen ebendeshalb Zufälliges und Inkonsequentes zum innersten Wesen gehören.

Aus diesem Grunde dürfen wir nicht erwarten, daß ein großer Mann als sozialer Heiland auftreten werde, die Gesellschaft von ihren Leiden mit einem kühnen Griffe zu erlösen. Wer dies Waguis begeht, wird nur größeres Unheil und Verwirrung anrichten. Was uns obliegt, ist unablässige, treue, ernste, selbstlose Arbeit, um die Widersprüche zu beseitigen, daß Armut dem Fortschritt auf dem Fuße folgt, daß Überproduktion und Massenelend einander gegenüber stehen, und um die große Aufgabe zu lösen, die meiner Ansicht nach vor allem darin besteht, daß wir die Armen konsumtionsfähig machen.



Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen.

Von Guntram Schultheiß.



on National- oder Volkscharakter zu reden ist so allgemein gäng und gebe, daß man glauben möchte, es könnten über dessen Inhalt und Bereich keine wesentlichen Meinungsverschiedenheiten bestehen. Und doch macht die Anwendung desselben mancherlei Schwierigkeiten. Denn wenn wir schon die Übertragung des Ausdruckes Charakter von dem Einzelnen auf die Gemeinschaft eines Volkes ohne weiteres Bedenken vollziehen und die verschwommene Bedeutung der Volksart oder

Volksseele schärfer begrenzen wollen, so werden wir dem Volscharakter zwei Merkmale zuschreiben müssen: er bezeichnet die Eigenschaften des Empfindens und Wollens — mit Ausschluß derer des Denkens und im Gegensatz zu dessen rasch wechselndem Inhalte —, und er mißt ihm eine gewisse Zähigkeit und Dauer bei gegenüber dem Wechsel der Zeit, dergestalt, daß ein Volk durch solch gemeinsame Eigentümlichkeiten des Handelns wie des Erleidens den Anspruch, als Einheit zu gelten, tiefer noch als durch die Gemeinsamkeit der Sprache rechtfertigen würde. Von vorn herein setzt der Begriff des Volkscharakters den des fertigen Volkes voraus, wenn von einem solchen die Rede ist, das sich erweislich aus verschiedenen Bestandteilen erst gebildet hat, wie etwa die Spanier und Engländer. Bei ihnen dürfte vor der vollzogenen Vereinigung auch von Volkscharakter im eigentlichen Sinne nur in Bezug auf die Bestandteile die Rede sein. So führt uns die Annahme eines Volkscharakters auf eine Grundfrage, die sich teilweise mit dem Unterschied zwischen politischer und Kulturgeschichte berührt; auf die Verschiedenheit aristokratischer und demokratischer Auffassung, besser Schätzung der heroischen und der Massenwirkung. Dieser angebliche Unterschied der politischen und Kulturgeschichte als der der Thaten und Zustände reicht ja in letztere selbst hinein, deren Name oft zu einem bequemen Deckschild gemacht worden ist für viele Dinge, die das bescheidenere vorige Jahrhundert mit dem anspruchslosen Namen von Belustigungen, Altertümern, Merkwürdigkeiten u. dergl. bezeichnet hat, welche die Zeit der Arbeitsteilung aus subjektiven Wissensgebieten zu selbständigen „Wissenschaften" befördert. Demnach lautet die Frage: Sind es die Heldenthaten, Kriege und Staatengründungen großer Männer, die die stumpfe Masse wie weiches Wachs formen? Sind es die Geisteswerke und Erfindungen der Meister der Dichtung und Wissenschaft und Kunst, welche den Fortschritt der Entwicklung der Menschheit sprungweise erzwingen? Hat also Dante die Einheit des italienischen Volkes begründet, Luther durch seine 95 Sätze die Reformation und die Kirchenspaltung veranlaßt, Bismarck durch drei Kriege und glückliche Verträge das deutsche Reich hergestellt? Und kann sich der Deutsche an der bedrohten Sprachgrenze beruhigt auf die Geistesgröße seines Schiller und Goethe, seines Kant und Humboldt verlassen, wenn der rührige Gegner in Unterricht und Predigt seine Mundart einzubürgern sucht? Oder haben vielmehr diejenigen Recht, welche in innerer Verwandtschaft mit den politischen Anschauungen unserer Zeit in der Geschichte nur die Vollstreckung der Majoritätsbeschlüsse sehen will? die in der Lützowschen Freischaar und der Landwehr von 1813 die Besieger Napoleons verehrt und dem preußischen Schulmeister den Sieg von Sadowa zuschreibt? Daß jede vorurteilsfreie Geschichtschreibung beide Einseitigkeiten vermeiden wird, liegt auf der Hand. Und dies führt zu der enger gefaßten Frage, wie weit die Völker nur leidend, wie weit sie, wenn nicht thätig, doch fördernd und drängend oder widerstrebend sich zu ihren Führern

verhalten. Wohl mag darauf die Antwort nach den Anschauungen des Geschichtschreibers oder seiner Zeit verschieden ausfallen, aber mehr noch nach seinem Gegenstande. Denn unter einem Volke werden wir eben nicht die gleichgiltige unterdrückte Herde einer orientalischen oder afrikanischen Despotie verstehen wollen. Fortgesetzte entwürdigende Ausbeutung und Knechtung oder Fremdherrschaft wird den Charakter der Einzelnen und schließlich den des Stammes oder Volkes brechen und zerstören müssen und Zustände hervorrufen, in welche nur der Wechsel der Herren Veränderung hineinbringt. Wo man hingegen von einem National- oder Volkscharakter überhaupt reden kann, muß auch die Masse der Einzelnen durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit verbunden sein, sie muß gleichsam nicht nur Generäle, sondern auch Offiziere und Unteroffiziere besitzen und selbst hervorbringen. Und in diesem Sinne darf man einem Volke gewiß gemeinsame Eigenschaften und Bestimmtheiten des Willens und Gemütes zuschreiben, und so lange es in solcher Weise eine Einheit darstellt, auch eine Fortdauer seiner Eigenschaften durch die Wirksamkeit der Vererbung, der Erziehung und Nachahmung, ähnlich dem Instinkte behaupten. Ja diese Einheit der Eigenschaften vermag selbst große Umwälzungen auf Veränderung und Vertauschung der Sprache zu überdauern. Trotz aller Wanderungen wird man nicht die Wesensverwandtschaft der biblischen Patriarchen und ihrer heutigen Vertreter verkennen. Wie genau Cäsars Charakteristik der Gallier noch auf die jetzigen Franzosen paßt, ist oft genug bemerkt worden.

Ein andrer Einwand gegen die Anwendung des Begriffes Volkscharakter wäre jedoch noch im Sinne jener wesentlich theologisch beeinflußten Geschichtsbetrachtung, die in unsern beschränkten geschichtlichen Kenntnissen und Vermutungen den Ablauf eines vernunftgemäß zu verfolgenden Planes einer bewußten Weltleitung nachzuweisen trachtet, die eine zum Ergötzen des Beobachters sich abspielende Symphonie oder ein recht verwickeltes aber sich schließlich auflösendes Rechenexempel vor sich zu haben glaubt. Die Einteilung nach den vier danielischen Reichen ist freilich längst verlassen, aber der Glaube an bestimmte Zwecke, Vorbestimmungen und Aufgaben des geschichtlichen Lebens spukt noch in allen möglichen Formen und Einkleidungen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechtes bis zu dem Glauben, daß das Ziel der Geschichte ein stetiger Fortschritt, in der Durchsetzung von Ideen die höchste Steigerung der Kultur und deren gleichmäßige Verteilung zum Genuß sei. Aber wie nahe liegt es auch, die subjektive Form der Auffassung und nachträglichen Ordnung der Begebenheiten in die Wirklichkeit hinein zu objektiviren! Daß das römische Reich die Nationalitäten zweiten Ranges verwüsten mußte oder wie man sich ausdrückt dazu die „weltgeschichtliche Mission“ hatte, um der Verbreitung des Christentums durch erleichterten Verkehr und Sprachengleichheit Vorschub zu leisten, ist dann freilich eine vollgiltige Entschädigung für alle Gewaltthaten und Treulosigkeiten, für die Ströme von Blut und für die herz- und gemüt-

lose Erwürgung zahlloser tapferer freiheitsliebender Nationen. Denn der Zweck, richtiger die Folge, versöhnt mit den Mitteln und Opfern der allgemeinen Ordnung und Sicherheit zur Zeit der Kaiserherrschaft. Ebenso versöhnend ist die Betrachtung, daß die Ureinwohner Amerikas verschwinden mußten vor Missionären und Bluthunden, um zur Begründung einer höhern christlichen Kultur Platz zu machen, denn „wie groß auch die Leiden und Bedrückungen der lebenden Geschlechter waren, Land und Volk wurden durch die Eroberung einem würdigeren Lebensziel entgegen geführt.“ Für diese Auffassung der Völkergeschichte ist allerdings die Ausbreitung der Religion, der Kultur und Bildung, der Wissenschaft und Kunst die Hauptsache — Dinge die doch nicht an sich und für sich bestehen, sondern nur durch soziale Gliederungen, die sie pflegen, den Anschein selbständiger Fortpflanzungskraft erhalten und immer wieder fast von vorn anfangen —, für diese Auffassung, welche ihr zugestandenermaßen durch Auswahl und Beschränkung des Stoffes erst ermöglichtes Lehrgebäude aus der Not eine Tugend machend mit dem stolzen Namen einer Universal- oder Weltgeschichte oder gar Geschichtsphilosophie belegt, erscheinen freilich besondre Eigentümlichkeiten der Völker, in denen sie selbst ihr Teuerstes und Eigenstes sehen und verteidigen, nur als untergeordnet und zurücktretend gegenüber den Gesetzen und Bedingungen der Entwicklung der Kultur und Ordnung, fast als bedauerliches Hemmnis des stetigen Fortschrittes auf das Ideal der Humanität zu.

Dagegen ist aufs nachdrücklichste jener von aller matten Teleologie geläuterte wissenschaftliche und poetische Standpunkt zu betonen, wie er sich etwa kurz ausdrücken läßt mit den Worten „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.“ Für ihn ist die Chronologie nicht ohne weiteres der Fortschritt; die Formen des Lebens werden wohl verwickelter und schwieriger zu verstehen, aber alles Lebens trägt sein Gesetz und seinen Zweck in sich, indem es sich auslebt nach den Kräften, die es zu seiner Behauptung aufzubringen vermag. Der Kampf ums Dasein gilt auch für die Völkergeschichte; von dem Maß der Kräfte natürlicher und geselliger Ausstattung, das ein Volk für die Aufrechterhaltung seiner Eigenart in die Wagschale zu werfen vermag, hängt seine Selbständigkeit und Dauer ab. Alle die sogenannten Kulturerrungenschaften sind nur ein Nebenprodukt des Lebens, sie pflanzen sich nicht durch eigne Wirksamkeit fort, wenn sie nicht die Lebenskraft des sie besitzenden Volkes fördern oder wenigstens erhalten. Ihr Genuß mag den Wert des Einzeldaseins steigern, aber ihre höchste Ausbildung vermag nicht die Bedingungen ihrer Dauer zu ersetzen. Was heißt sonst das Wort von einer greisenhaften Kultur und Bildung? Das beweist der Untergang des römischen Weltreiches oder der fein ausgestatteten griechischen Bildung.

Auch die moderne Verselbstandung (Hypostasirung) des Staatsbegriffes bildet gegen diese Anschauung keinen Einwand. Der Staat ist nicht Selbst-

zweck, höchstens im Sinne der Machthaber, sondern er ist nur die wichtigste Form des Volkslebens, die Zusammenfassung der Kräfte, die er aber nicht schafft, sondern nur leitet und verwendet. Wie lange ist es denn her, daß das Wort Staat in dem veredelten Sinn eines auf nationale Wohlfahrt ausgehenden Gemeinwesens gebraucht wird? Allerdings kann der Staat als etwas Höheres, als eine über dem Volke stehende Organisation erscheinen, trotz alles unangenehm büreaukratischen Beigeschmacks, der dem reinen Begriff in der Wirklichkeit sich beimischt — dann nämlich, wenn er selbst mehrere Völker oder Bruchstücke davon umfaßt. Aber man darf des Wortes wegen nicht die verschiedensten Dinge durcheinander bringen. Das römische Reich ist eben etwas ganz andres als etwa das persische. Die Ausübung dynastischer Hoheitsrechte über verschiedene Völker ist etwas anders als ein wechselseitiger Bund von Staaten oder Gemeinden mit gleichen Interessen. Eine Organisation der Machtmittel, die unter vielen schwachen Stämmen Ordnung schafft und aufrecht erhält, durch Heer und Steuerwesen, kann notwendig nur bis zu einem gewissen Grade wohlthätig sein, aber wo sie nicht von einem vorherrschenden Volke getragen die Unterdrückung und Ausbeutung zur einzigen Richtschnur hat, wie das römische oder byzantinische Kaisertum, oder Rußland und Ungarn in der Gegenwart, wird sie auf den Stillstand und das mißtrauische Abwägen und auf gegenseitiges Ausspielen der Kräfte angewiesen sein, wie etwa das persische Reich. Aber in keinem Fall wird der Staat etwas Begeisterndes für die Unterthanen sein und die sittliche Hoheit in Anspruch nehmen können, wie sie die Verehrer moderner nationaler Staaten für sie als für „Völker als wollende Personen“ in Ordnung finden.

Genug — es wird jedenfalls gerechtfertigt sein von einem Volkscharakter in dem Sinne zu sprechen, daß damit ähnlich dem Charakter des Einzelnen die sittlichen und gemütlichen Grundzüge eines Volkes als der Widerhalt seiner geschichtlichen Schicksale, als das Subjekt seiner Erfahrungen, als Schöpfer seiner Erfolge und Schlüssel seines Verhältnisses zu den Helden und Führern wie zu den Feinden bezeichnet sein soll.

Aber wenn man nun auch geneigt ist, dem Volkscharakter einen maßgebenden Einfluß einzuräumen, ist es deswegen auch gerechtfertigt, von einem deutschen Volkscharakter für den Verlauf der bisherigen deutschen Geschichte zu sprechen? Wie lange hat man uns doch versichert, daß wir keine Nation seien, und auch keine Aussicht hätten es zu werden!

Dem rein anthropologischen Standpunkte gegenüber werden wir Mühe haben, ein ununterbrochenes Fortwirken altnationaler Charakterzüge seit dem Beginn unsrer Geschichte zu verteidigen, wenn sie aufs schärfste den körperlichen Unterschied des germanischen Typus der Urzeit und unsers jetzigen Volksschlags hervorhebt, wenn sie in dem Unterschiede der Langschädel und Breitköpfe eine namhafte Verdrängung der altgermanischen Bevölkerung durch das

Anwachsen der unterworfenen keltischen und slawischen Vorbewohner, oder gar turanischer Uransässiger erwiesen findet. Daß eine so tief eingreifende Mischung zweier ganz verschiedenen Bevölkerungen auch für die Würdigung des Volkscharakters den geschichtlichen Zusammenhang in Frage stellen könnte, ist nicht zu leugnen. Der körperlichen Umstimmung müßte wohl die geistige bis zu einem gewissen Grade entsprechen. Aber die rein geschichtliche Betrachtung kann ihrerseits so weitgehenden Folgerungen aus körperlichen Veränderungen keinen Anhalt bieten, besonders so lange die geschichtlichen Gründe genügende Erklärung bieten für einzelne Abweichungen und Umstimmungen. Nun läßt sich einerseits schon das Maß fremdbürtiger Beimischung durchaus nicht derart nachweisen, daß man von dessen andauernder Nachwirkung reden könnte. Für die Urzeit einen starken Anteil unfreier und zugleich ungermanischer Bevölkerung anzunehmen, geht wohl kaum an, liegt auch gar nicht in der Meinung jener Lehre. Daß aber die auf römischem Gebiete sich festsetzenden Baiern und Alamannen eine irgendwie gedrängte Vorbevölkerung vorgefunden und gelassen hätten, ist nach dem Verhältnis der Ortsnamen in Abrede zu stellen, besonders gegenüber der Zähigkeit der thatsächlichen Ausnahmen in Tirol und Graubünden. Die zahlreicheren Fluß-, auch Gebirgsnamen laden zu einer Vergleichung mit den indianischen Namen in Nordamerika ein. Und die alte Bausch- und Bogenbehauptung von der slawischen Abstammung der jetzigen Ostdeutschen jenseits der Elbe bedarf doch auch wirklich keiner eingehenden abwägenden Widerlegung. Und bevor man in spätern geschichtlichen Umständen die Annahme einer durchgreifenden körperlichen Rassen- und Volksmischung begründen will, liegt es doch wirklich nahe, zu überlegen, ob die körperliche Scheidung des altheimischen Typus nicht wenigstens teilweise durch anderweitige natürliche Einflüsse, Änderung des Klimas, der Nahrung und Lebensweise, wie verminderten Aufenthalt im Freien, Verweichlichung, Gebrauch von Wein und Gewürzen, Erklärung finden könnte. Dunkelt doch helles Kinderhaar mit zunehmenden Jahren fast immer mehr oder weniger; die starre Dauer der Rassenmerkmale, wie sie manche Anthropologen behaupten, hat auch recht viele Wahrnehmungen gegen sich. Für das Völkerleben und dessen geschichtliche Betrachtung tritt jedenfalls die Einheit der Abstammung zurück gegenüber der geistigen Einheit und Entwicklung.

Einen andern Einwand fände die Annahme eines deutschen Gesamtvolkscharakters in der Zusammensetzung des Volkes aus Volksstämmen, die von Anfang her scharf getrennt waren. Aber von vornherein sehen wir ab von jener Reihe germanischer Völkerschaften, die, schon bei Beginn unsrer Geschichte als Ostgermanen in abweichender Entwicklung begriffen, durch die Ereignisse der Völkerwanderung der nationalen Zersetzung zugeführt wurden, wenn sie auch, in neue Völkerverbindungen übergegangen, germanische Eigenschaften und Charakterzüge auf diese übertragen haben. Beschränken wir vielmehr Namen und Geltung der Vorfahren auf diejenigen germanischen Stämme, die beim

Zusammenbruche des römischen Reiches in gedrängter Masse die Süd- und Westgrenze des jetzigen Deutschlands ausfüllten und später auch nach Osten hin zwischen Elbe und Weichsel die früher von ostgermanischen Stämmen besetzten Striche wieder erfüllt haben. Ihre gemeinsame Abkunft verbürgt doch bei allen den Stammesunterschieden, die von einem Stammescharakter der Sachsen und Schwaben, der Baiern und Franken reden läßt, noch die Fortdauer ihrer gemeinsamen Eigenschaften; ja ihre Geschichte hat den starken Zug einer durch die verschiedenartigsten Einwirkungen fortgeführten Verähnlichung. Und in dieser Hinsicht hat das deutsche Volk für die Bewahrung seiner Besonderheit, seines nationalen Charakters den großen Vorteil genossen, mit einer gewaltigen physischen Grundlage, mit einem so massenhaften Volksbestande in die Geschichte und deren Gefahren, in die Bedrohungen seiner selbständigen Entwicklung einzutreten, wie es bei wenig Völkern stattfand. Denn es ist doch ein wesentlicher Umstand, der in den weltgeschichtlichen Konstruktionen oft übersehen wird, daß die hellenische und noch mehr die römische Nationalität gerade durch die Ausbreitung ihrer Kultur und Macht, die doch ohne Auswanderung und Umsiedlung nicht vor sich gehen konnte, in dem Volksbestande sich so verdünnte und verflüchtigte, daß schließlich nur die leere Form der Nationalität übrig bleiben mußte, trotz der Ausbreitung der Sprache und der massenhaften Anziehung andersredender Einzelnen. Hingegen war den Binnengermanen die Möglichkeit gewahrt, die völkerverwüstende Politik des römischen Reiches zu überdauern und die entfremdeten Volksteile immer wieder abzustoßen. Ja die nationale Lebenskraft reichte hin, durch bloße Volksvermehrung die Gefahr der Zersplitterung in Stämme und Völkerschaften mit dem Näherrücken der Wohnstätten, der Weide- und Jagdgründe so weit zu überwachsen — was selbst den Römern sich als furchtbarste Fülle der Naturkraft ankündigte —, daß die Grundlagen der spätern großen Stämme sich ohne alle staatliche Zusammenfassung bilden konnten. So konnten auch bei allen Verschiedenheiten der Volksteile unter sich die gemeinsamen Charakterzüge nicht durch die Entfremdung auseinandergehender Lebensbahnen so verwischt werden, daß es nicht mehr gelingen sollte, einen über den Stämmen sich behauptenden Volkscharakter darzustellen.

Als tiefste Eigentümlichkeit des deutschen Volkscharakters erschien nun schon dem römischen Beobachter derselbe Zug, den wir leicht durch die Jahrhunderte wechselnder Zustände verfolgen, die hohe Selbstschätzung der Persönlichkeit, das Bedürfnis der Selbstachtung oder der Mannesehre, die jeder sich selbst geben muß. „Selbst ist der Mann“ kann für jene Urzeit der schweifenden Recken oder abenteuernden Ritter im physischen Sinne des Trotzes und der Kühnheit in Gefahren, wie für spätere Zeiten im moralischen Sinne gelten. Doch geht aus der innern Ehre von selbst auch der Anspruch auf Ehrung hervor, auf Erweisung der Achtung und Anerkennung, die seit den Römerzeiten und ihren

Diensteauszeichnungen dem deutschen Sinne wert geblieben ist, und die Empfindlichkeit, wenn er sich übersehen vorkommt und zurückgesetzt fühlt. Wohl darf man in dieser hochgespannten Geltung der Persönlichkeit einen nationalen Gegensatz sehen zu der theokratischen Gesetzlichkeit des Hebräers, zu der knechtischen Unterwürfigkeit der sonstigen Orientalen gegen die als Götter betrachteten Herrscher, zu dem aufblickenden Gehorsam des Griechen und noch mehr des Römers gegen seinen Staat und die Götter, die dieser verehrt und durch Opfer geneigt zu halten zwingt, und gegen die Hoheit der unpersönlichen Gesetze des Gemeinwesens. Die Freiheitsliebe jener Urzeit, die nur die lockerste Form staatsähnlichen Zusammenhaltes ertragen machte und sich kaum vorübergehend durch gemeinsame Gefahr zu gemeinsamem Handeln gezwungen fand, spricht noch immerfort in der deutschen Vorliebe für Staatsformen, die den Einzelnen und lokalen Vereinigungen recht viel Spielraum gewähren; sie lockt den Bauern, dem Beamten und Steuern immer unheimlich sind, dahin, wo er von beiden nichts mehr zu sehen erwartet. Die Überspannung des antiken Staatsbegriffes ist dem deutschen Charakter völlig unfaßbar.

Die Betonung der Persönlichkeit und ihres Rechtes führt von selbst dazu, auch andern dasselbe zuzugestehen, zur Rechtlichkeit und Billigkeit, die man stets als deutsche Tugenden gepriesen und damit auch zur Forderung nationaler Sittlichkeit gemacht hat. In dieser Abkehr von dem verhärteten Egoismus liegt eine Erweichung des Gemütes — das Wort ist nicht ohne tiefsten Grund eigentlich unübersetzbar. Stets hat man diese Eigentümlichkeit waltend gefunden in dem deutschen Verhältnis der Geschlechter, in der Verehrung der Frauen, wie sie schon dem Tacitus auffiel. Ein scharfer Unterschied gegen orientalische Haremswirtschaft, die das Weib nur als Lustwerkzeug oder als kluge Ränkespinnerin achtet, oder gegen die griechische und römische Auffassung, die sie in erster Reihe als Mutter rechtmäßiger Kinder hochstellt, im übrigen aber kaum den Anspruch auf wechselseitige Treue einräumt, eine Folge der von jeher bestehenden Sklaverei. Um entsprechende Kulturstufen zu vergleichen, übergehen wir die Thusnelda und Velleda und die Stellung der Frau im Rechte und stellen die Briseis und den Achilleus und Agamemnon oder Odysseus und Circe und Penelope gegen unsre nationale Gudrun und Kriemhilde. Erst diese Erhebung der Frau zur gleichgeltenden und gleichbegabten Gefährtin des Mannes hat die Form der Monogamie geadelt und der Geschlechtsliebe höhern Wert für die Empfindung und Aufnahme in die nordische Dichtung verschafft, aber nicht etwa wegen, sondern trotz des Christentums in seiner thatsächlichen Ausgestaltung. Im Gegenteil wäre die Verehrung der Jungfrau Maria im Zusammenhange mit dem ritterlichen Frauenkultus eine unerklärliche Laune, wenn sie nicht aus dieser Wurzel deutscher und als germanischer verpflanzter Grundanschauung aufgeschossen wäre. Daß auch jetzt noch etwa gegenüber Romanen und Slawen ein Unterschied in dieser Hinsicht

waltet, daß bei den Deutschen, wie auch den andern germanischen Brüdervölkern die Frau sicherer auf die Achtung, bei jenen lieber auf das Gefallen ihre Stellung gründet, wird wohl eingeräumt werden. Wer für die schwierige Erklärung der Grundzüge eines Volkscharakters unter andern Gründen auch eine Anknüpfung an das Klima oder die Landesart nicht verschmäht, in denen das Volk die Festigung seiner Eigenart gewann, mag vielleicht in dem, was der eine ein Mehr an Sittlichkeit nennt, nur ein Minder an Sinnlichkeit sehen, sodaß die rauhe und feuchte Waldlandschaft, in denen das deutsche Volk gereift ist, jene nationale Keuschheit, die Cäsar und Tacitus rühmt, wenigstens erleichterte. Und mit gleichem Rechte mag man jenen Trotz und jene Kühnheit, die sich selbst genug ist und auf die eigne gelenke Kraft vertraut, auf die kaltblütige Gewöhnung an die Gefahren eines waldigen und sumpfigen Jagdlandes zurückführen, die in langer Folge von Geschlechtern forterbend sich befestigte. Dem widerspricht auch nicht jener weichere Zug des Gemütes bei aller rauhen Außenseite, den wir behaupteten. Er beweist sich auch in dem Verhältnis der Sklaverei. Die persönliche Unfreiheit, die dunkelste Seite des hochgepriesenen klassischen Altertums, hat ja auch beim deutschen Volke Jahrhunderte lang bestanden. Wie der Germane der Römerkriege den Knecht auch verkaufte, so nahm der Deutsche späterer Zeit vom kriegsgefangenen Slawen das Wort für den Sklaven. Aber schon Tacitus hebt geflissentlich ihre mildere Haltung hervor, wie sie den Herrn auf die Jagd begleiteten, ihre Kinder mit denen des Herrn aufwüchsen — ganz wie noch heute bei den holländischen Bauern des Kaplandes die Kaffern in Dienstbarkeit stehen. Ihm schwebte dabei die Rohheit des Römers vor, der in seinem Sklaven überhaupt kaum mehr den Menschen sah, so sehr ihm dessen Bildung und Geschicklichkeit zu statten kam — wobei er vielleicht noch dem Griechen einige Zugeständnisse machen mochte —, der noch zur Zeit ungebrochener nationaler Kraft seine Sklaven im Zwinger hielt, wie das Tier bei Nacht in Fesseln geschlossen, bei Tag unter der Peitsche knirschend, der den Entflohenen in den Fischteich als Futter für die Muränen stecken konnte und im Zirkus Schaaren von Kriegsgefangenen oder aufgezogenen Fechtersklaven zu seiner Augenweide sich niedermetzeln ließ. Was soll uns gegenüber dieser Wirklichkeit das Gerede eines Cicero von der Gemeinschaft des Menschengeschlechts, was er doch nur griechischen Philosophen nachschrieb? Ganz anders ist deutsche Art von Anfang an. Mag immerhin die rechtliche Anschauung den Knecht nur als Sache betrachten, so ist es doch gar nicht ausgemacht, in welcher Ausdehnung diese eigentliche Knechtschaft bestand. Und bei allen Nachteilen geminderter Freiheit, wie sich dies in der Folgezeit ausbildete, war das Verhältnis kein sittlich entwürdigendes — wie hätte es sonst vielfach geradezu aufgesucht werden können? — und selbst als der wirtschaftliche Druck am fühlbarsten war, von Grund aus anders gefaßt, als etwa bei den Polen und Russen oder selbst in dem feudalen Frankreich, wo keltische und römische Be-

trachtungsweise geltend blieb. Den spätern Gedanken der Menschenrechte oder der allgemeinen Staatsbürgerschaft wird man mit mehr Mühe an die aristokratischen Republiken des Altertums anknüpfen, als aus dem Trieb der gerechteren und milderen germanisch-deutschen Betrachtungsweise emporgesprossen glauben.

In demselben Kreise der Billigkeit und Gerechtigkeit, die dem andern dasselbe Recht zugesteht, das man für sich selbst in Anspruch nimmt, wurzelt das ehrenhafte Verfahren gegen den Feind, das Verschmähen von List und Vorteil, das wir seit den Cimbern immer wieder beobachtet sehen. Es hängt zusammen mit der nationalen Auffassung des Kampfes als eines Gottesurteils, daß der Stärkere ist, wer Recht hat. Denn der Germane überhaupt und auch der Deutsche sann nicht wie der Römer auf die Vernichtung und Auslöschung des Feindes um jeden Preis; wie einst die Cimbern oder Ariovist Tag und Art der Schlacht ausgemacht haben wollten, so hält es noch der Ritter und der Landsknecht für Pflicht der Ehrenhaftigkeit, den Kampf mit gleichem Vorteil zu gewähren. Deutsche Art hatte es wohl stets verschmäht, unter dem fliehenden Feinde das Eis zu zerschießen oder Verwundete und Gefangene schlecht zu behandeln.

Diese gerechte, fast wohlwollende Behandlung des Feindes — man halte etwa den Waltharius gegen den Achilleus in seinem Verhalten zum Hektor — verträgt sich recht gut mit der uralten Tapferkeit und Kampflust, deren Preis den Deutschen kein Jahrhundert bestritt. Lange Jahrhunderte galt der Kampf den Deutschen als würdigste Übung und Bethätigung männlicher Kraft. Dem Germanen der Völkerwanderung war es gleichgiltig, für wen es zum Vorteil gereiche, bis zum gedankenlosesten Landsknechtstum im Dienste der berechnenden Feinde seines Volkes; dieselbe Freude an Kampf und Abenteuer um seiner selbst willen ist das Element des Ritters und das Geschäft des Landsknechtes. Und wenn auch friedlichere Zeiten die Gelegenheit seltener gemacht haben, in denen sich die alte Wahrhaftigkeit und Kampfesfreude als unverlornes Erbe beweist, so ist doch noch dem Bauernburschen der Gegenwart das Raufen mehr Vergnügen als Körperverletzung, und auf den Universitäten hat sich ein Rest der Freude an Kampf und Blut erhalten.

In einem gewissen innern Zusammenhange mit jenem Zuge der Gerechtigkeit und Billigkeit, der die Selbstschätzung begleitet, steht wohl auch der Grundzug der Bedenklichkeit und Bedachtsamkeit, der Scheu, fremdes Recht zu verletzen, der sich so oft zeigt, aber freilich sehr verschieden in den einzelnen Zeiten, und eigentlich erst großgezogen in Zeiten nationaler Schwäche. Deshalb sei er an dieser Stelle nur nicht übergangen. (Fortsetzung folgt.)



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

4. Wie man von Tieren lernen kann.



on Tieren lernen? Ja doch, ja, und nicht bloß von den klugen Ameisen und Bienen, was uns in der Schule nahe gelegt wurde, auch von dummen Tieren, wie Gänse, Hühner, Ziegen.

1. Fürs Empfindungsleben.

Ich stieg einmal in einem thüringischen Badeorte eine Berglehne hinan nach einer Aussichtshöhe, die einen weiten Blick ins Land bietet. Vor der Hand war außer waldigen Anhöhen und Felsstücken gegenüber nicht viel zu sehen, von Leben aber, nach dem man sich doch auch da immer umsieht, nichts weiter als eine Gruppe Ziegen und Gänse, die unten im Wiesengrunde spielten und weideten. Diese zogen also das Auge auf sich, sie wurden mir von selber zur Seele des bescheidenen Landschaftsbildes, wie ja jede Landschaft als Bild eine braucht, gaben aber auf einmal auch, bloß Ziegen und Gänse, den Gedanken eine angenehme Richtung und Nahrung, eben mit ihrer Seele, Ziegen- und Gänseseele. Die übersehende Höhe und halbe Ferne, die uns an den Dingen auch ihr Allgemeines, ihre innere Bedeutung leichter ersehen läßt, zeigte mir auf einmal das Treiben der Tiere wie von ihrem Innern heraus, ohne daß ichs gesucht hätte, es kam mir ganz von selber. Veranlaßt war es mit dadurch, daß ich die Tage daher mich viel in Goethes Art zu denken bewegt hatte, auch sein tieftreffendes Wort vom Pflanzenstengel, der „rund oder von innen heraus für rund zu achten ist“ (33, 105 Hempel) hatte mich wieder einmal beschäftigt, es hat mir etwas eigentümlich Wohlthuendes, Lebenanregendes nach angestrengter Kopfarbeit.

Was sah man an den Tieren von ihrem Innern? Ihr ganzes Verhalten drückte Behagen aus, floß aus innerstem Selbstbehagen, man sah sie mitten im vollsten Daseinsglück lebend und webend; sie waren mitten in ihrem Werden, von dem sie nichts wissen, zugleich doch schon im vollsten Sein. Warum bewegen sie sich, verlassen also die behagliche Ruhe? um zu fressen, d. h. um dies Behagen zu erhalten, wie man zum Feuer Holz zulegt, um es zu erhalten, oder auch, wie die Ziegen, um zwecklos zu spielen, d. h. das Behagen quillt über, sein Überschuß setzt sich von selber in Bewegung um, die aber ihren Zweck wieder nur in sich oder in ihnen selber hat, die innere Ruhe also nicht aufhebt. Sie sind ganz *in* sich und in sich *ganz*, unbekümmert um das Äußere, aus dem sie sich nur sorglos nehmen, was sie in diesem Ganz-in-sich erhalten soll.

Und doch, so unbekümmert um das Äußere, wirken sie zugleich nach außen, oder können es, wie dort auf mich, als ich stehen blieb, um ihrem höchst einfachen Treiben zuzusehen, so wohl auch auf die Mädchen, die zur Hut dabei waren. Man kann kaum behaglichere Menschen sehen, die wie in Behagen eingetaucht erscheinen, als Kinder, die Gänse, Ziegen, Kühe und Kälber hüten, oder einen Schäfer bei seinen Schafen, der die Arbeit und Unruhe des Geschäfts seinem Hunde überläßt und sich nur die Oberleitung vorbehält in königlicher Ruhe. Das Behagen der Tiere überträgt sich gewiß auf sie in täglichem Umgang, sie erscheinen auch so ganz in sich und in sich ganz, wozu wir Städter es so schwer bringen.

Man bekommt das gerade in dortiger Gegend (bei Lobenstein) auch zu hören, besonders gegen Abend, in einem Singen, in dem die viehhütenden Kinder ihrem Behagen Abfluß schaffen, wenn sie sich nicht etwa beobachtet wissen. Die Stimme bewegt sich, halb träge und doch frisch genug, wortlos hauptsächlich in lang gezogenen Tönen, die doch auch mit Wechsel und Pausen im Ganzen zugleich einen melodischen Eindruck machen, sobald man lange genug und geduldig hinhört; stellenweise treten auch in der Tonbewegung lustige Schleifen und Verschlingungen auf, die dem Jodeln der Älpler gleichen, alles aber so ganz urwüchsig, so von aller Schule und musikalischem Bewußtsein fern, daß es mir das erstemal den Eindruck machte, als ob ich dem Augenblick belauschend beiwohnen dürfte, wo das Singen eben erst erfunden würde oder erfunden werden sollte. Denn ein eigentliches Singen war es noch nicht, nur der bereite Stoff dazu, aber gerade so der Ausdruck eines überfließenden tiefen freien Behagens am bloßen Dasein, wie er mir noch nicht vorgekommen war. Man hörte oder fühlte oder sah ordentlich den Grund der Kinderseele als breiten stillen Wellenschlag, der doch hie und da in ein keckeres Kräuseln oder Hüpfen überging und, um sich selbst halbbewußt zu genießen, die bereit schwebenden Luftwellen benutzte, welche jene eigenartigen Tonwellen dann auch in die Seele des Hörers übertrugen mit einer ich muß sagen wundersamen Wirkung. Wenn Goethe einmal nach einem Concert äußerte, bei einer gewissen modernen Musik bleibe ihm alles in den Ohren hängen (bei Eckermann 1. Jan. 1827), so ging mir dieses Singen recht in die Seele, in den Grund der Seele.

Ähnlich war aber schon die Wirkung, die ich beim bloßen kurzen Beobachten der Tiere in mir spürte. Es ging von ihrem Treiben etwas in mich über, das als grellster Gegensatz auftrat zu dem, was ich aus der Stadt in mir mitgebracht hatte, wenigstens als eine dazu durchaus notwendige Ergänzung und Berichtigung. Was das war? Ja, es ist schwierig zu beschreiben, wenn man sich mit dem Worte gesättigtes Behagen am Dasein nicht begnügen will. Jeder Städter kennt es aber aus Erfahrung, wenn er in die sogenannte Sommerfrische geht. Mir fällt dabei das Wort eines solchen Städters ein: ein rechtes Berliner Kind sieht und fühlt schon Sommerfrische, wo er (oder sie)

sechs Gänse über den Rasen watscheln sieht. Das ist zugleich spaßhaft und zugleich ernsthaft richtig. Was er da eigentlich sieht und fühlt?

Es handelt sich im Grunde um das wunderbare Ding, das Leben heißt oder genauer darum, was so zu heißen verdient. Das Treiben in der Stadt ist ja eine Jagd nach Leben, nach reicherem, weiterem, höherem Leben, als man sichs draußen auf dem Lande denkt, dessen Geistesleben uns dagegen so eng, klein und arm erscheint. Und doch eben über dieser Jagd verliert man fort und fort in der Stadt so leicht die Hauptsache, das Leben in uns selber, d. h. das Leben selber, und damit ist eigentlich alles verloren. Das ist es, was man schon an Tieren und ihren Hütern wiederfinden kann, wie mirs dort ging. Das städtische Leben ist wesentlich ein rastloses Lebensuchen, hier aber fühlt man wieder ein ruhiges Lebenhaben, Leben aber, das rechte Leben entzündet sich nur, aber auch rasch an rechtem Leben, wie klein oder groß es sei. Wie ich dort stand und das Leben der einfachen Tiere plötzlich wie in mich herein reichte und griff, da nährte sich gleichsam mein Wesen von ihrem Thun und Leben, wie sie sich und ihr Wesen von den Gräsern: nährte, denn das städtische Leben mit all seiner Fülle ist mehr ein Zehren, als ein Nähren, das sieht man schon dem Gesichte des Städters an, wenn er ins Bad kommt. Im Stadtleben wird das Gehirn, das Kopfleben genährt, wird aber unversehens übernährt (wie die Ärzte von Hypertrophie irgend eines Körperteiles sprechen) und zehrt damit an dem andern Lebensgebiete unsers Innern, Gemüt oder Seele oder Herz, wie mans verschieden nennt; es ist die Wohnung des Empfindungslebens, die dann düster und öde wird, und, da sie nie ganz leer stehen kann, sich mit kleinen Kobolden oder großen Quälgeistern oder gar Gespenstern erfüllt, mit krankhaften Empfindungen statt gesunder, die dann wieder auf die Arbeit des Gehirns übel störend, irreführend, düster färbend zurückwirken. Ach das weiß ja jeder Städter, der nicht auf falscher Fährte weiter jagt. Gut, aber es ist eins von den Dingen, die man nicht oft genug wiedersagen kann. Daß aber eben in diesem andern Gebiete unsers Innern, dem der niederen Seelenkräfte, wie man im vorigen Jahrhundert nach Wolff sagte, das eigentliche Leben wohnt, nicht im Kopfe, das kommt mir oft wie vergessen vor und muß dem Zeitgeiste geradezu laut ins Ohr gerufen werden, da er sich durch verschiedene Einflüsse in falscher Richtung in ein einseitiges Kopfleben und damit in ein krankhaftes oder doch leeres Leben überhaupt hineintreiben läßt, die größte Gefahr unsrer Zeit. Diese Lehre, wo das wahre Leben wohnt und wie es aussieht, muß man der Zeit wieder einmal nachdrücklich und unablässig predigen, wie sie die Dichter und sogenannten Popularphilosophen des vorigen Jahrhunderts ihrer Zeit predigten. Ich ließ mir sie dort im Koselthale gern auch von Gänsen und Ziegen predigen.

Kann man also nicht wirklich von Tieren lernen, gerade für das Empfindungsleben, das in der Schule des Zeitgeistes keine oder falsche Lehre findet?

2. Aber auch fürs Denkleben.

In einer thüringischen Sommerfrische diente uns einmal bei schlechtem Wetter eine Hühnerfamilie im Hofe zur Unterhaltung, besonders eine Henne mit ihren Küchlein, deren ziemlich viel waren, wurde uns mit ihrem Treiben die Heldin des Hoflebens. Da kam denn beim Beobachten auch die Frage: Ob die Henne auch genau weiß, wie viel sie Küchlein hat? „Gewiß,“ war die Antwort. Woher weiß man das? „Sie vermißt jedes einzelne, das sich verlaufen oder verkrochen hat, und sucht es unruhig.“ Also ganz mütterlich, bei so vielen Kindern. Nun möchte man wohl weiter fragen, am liebsten gleich die Henne selber, wenn es nur ginge: Ob sie denn da auch die Zahl im Kopfe hat, wie eine Mutter? Uns Menschen scheint das so natürlich oder notwendig. Aber das gewiß nicht. Zählen kann sie sicher nicht, sie braucht es aber auch nicht, sie hat die Zahl der Küchlein doch in sich, aber nicht als Wort oder Begriff, wie der Mensch. Doch nein, den Begriff darf man ihr nicht absprechen, nur soweit er in einem Worte, hier in einer Zahl ausläuft, aber nicht soweit er die Vorstellung einschließt, was übrigens die eigentliche und ursprüngliche Meinung des Begriffes „Begriff“ ist. Sie hat alle die einzelnen Kinder als deutliches Bild in sich, ja als geliebtes Bedürfnis, jedes auch in seinem Sein, nicht nur nach Form und Farbe, auch nach der Sinnesart, die ja auch bei Tieren verschieden ist. Und mehr noch, nicht nur die Einzelnen vereinzelt hat sie so in Liebe und Sorge in sich, auch ihr Zusammen als Schar, das zeigt ihr Vermissen, wenn die Schar nicht voll ist. So weiß sie zwar nicht die Zahl, d. h. als Wort, wohl aber die Anzahl ganz genau. Was braucht sie weiter?

„Ja das geht wohl weit mit dem Innenleben des Tieres,“ sagt vielleicht jemand, dem die Betrachtung oder Beobachtung neu wäre, „das ist wirklich schon mehr Geist, als sogenannter Instinct, aber man sieht doch die Schranke des tierischen Bewußtseins und seine Grenze gegen das menschliche, da ihm die Zahl fehlt!“ Schon recht. Aber wenn das nun ebenso doch auch bei Menschen vorkommt, nicht bei stumpfsinnigen, sondern bei denkgeübten, gelehrten Menschen? Der Vorstand einer großen Bibliothek wurde einmal gefragt, wie viel Büchersäle er denn habe? Da stutzte er, war halb spaßig verdutzt: „Ach, das weiß ich nicht einmal, ich habe michs noch nie gefragt.“ Also doch — wie die Henne? Natürlich kannte er jeden einzelnen Saal genau, jede Schwelle, die aus einem in den andern führt, von hundertfachem Betreten, wie in den einzelnen Sälen jedes von den großen Bretergebäuden mit ihrem gewaltigen Inhalt, aber nicht die Zahl. Im Bädeker steht sie vermutlich. Wollte man deshalb sagen, daß dieser die Bibliothek besser kenne, als ihr Vorstand? Oder daß er innerhalb der Grenze des menschlichen Bewußtseins stehe, der Vorstand aber noch außerhalb? Wer auf dem Begriff des menschlichen Bewußtseins scharf bestehen wollte, müßte das wohl sagen und setzte sich doch damit selbst ins Spaßhafte.

Wenn dort im Hühnerhofe ein Stadtknabe die Küchlein zählte, wie sie gern gleich thun, besonders vor der Mutter, als Schulübung, wie rasch wäre er damit fertig und könnte die Zahl nennen. Meint man, daß er nun von den Küchlein mehr wüßte, als ihre Mutter? Und ebenso stünde es doch zwischen Bädeker und dem Bibliothekar. Nein, hier wird ja wohl von dem Hennenbewußtsein aus der Wert der Zahl und des Zählens scharf beleuchtet, und wo die Grenze ihres Wertes ist, man kann wohl wirklich an der Henne für das Denkleben lernen.

Was aber die bewußte Zahl wert ist, wenn sie dort als ganz unnötig erscheint, auch beim Menschen erscheinen kann? Wer Bücher zu sammeln anfängt, hält eine Zeit lang darauf, zu wissen, wie viel er habe, und zählt sie von Zeit zu Zeit. Es ist ihm aber eigentlich dabei weniger um das Wissen zu thun, **wie** viel er habe, als um das Wissen, besser um das Gefühl, daß er **viel** habe. Wenn es dann wirklich viel werden, hört das von selber auf, Sinn und Zeit für das Zählen gehen ab, er kennt wohl jedes einzelne Buch genauer, als da er zu sammeln anfing, hat auch für die einzelnen eine Neigung oder Abneigung, Dankbarkeit und Liebe oder nicht, aber die Zahl weiß er nicht. Tritt er damit nicht, seinen liebsten Schätzen gegenüber, in den Kreis des Bewußtseins der Henne zurück? Und um bei Kindern nachzusehen, an denen für uns Erwachsene auch so viel zu lernen ist: wenn man sich einen Knaben denkt, der eine Schachtel mit Bleisoldaten geschenkt bekam, wird der gleich ein Bedürfnis nach ihrer Zahl haben? Ich glaube nicht, wenn er nicht schon in die Schule geht. Er schüttet sie aus und weidet sich an ihnen einzeln wie im Ganzen, auch daran, daß es **viel** sind; er kennt bald alle einzelne genau, da das scharfe, von Reflexion ungestörte Kinderauge an ihnen doch kleine Unterschiede sieht, aber die benannte Zahl braucht er für sich nicht. Zählen wird er sie erst, wenn ihn etwa die Mutter dazu auffordert, zu zeigen, daß er auch zählen lernt, oder — wenn etwa ein kleiner Freund auch eine solche Schachtel hat, und es kommt die Frage an ihn, ob der mehr hat oder er. Erst war ihm das allgemeine Viel genug, nun wird ihm das Wieviel wichtig. Ob das ihn aber in sich und an seinem Schatze glücklicher macht? Schwerlich, er sieht ja nun weniger auf seine schönen Soldaten, wie sie sind, als auf etwas, das gleichsam über ihnen schwebt, ihr Verhältnis zu denen des Freundes, es legt sich ihm etwas darüber, was die Soldaten selbst gar nichts angeht und sie ihm eigentlich entfremden will — der liebe Kampf des Lebens beginnt für ihn damit, die Frage nach dem Mein und Dein, an der sich dann der Charakter weiter zu entwickeln hat. Davon bleibt die Henne frei, wenn sie auch sonst ihren Lebenskampf hat. Und welch kahles Ding ist die bloße Zahl, die ihn nun glücklich machen soll. Das kann wohl auch ein Vergleich zwischen dem Knaben und der Henne beleuchten. Wenn dieser von ihren Kindern eins oder das andere verloren ginge, und man wollte ihr zum Trost ein anderes unter-

schieben, ob sie das zufrieden wäre? Schwerlich, sie braucht und liebt ja die Küchlein selber, nicht ihre Zahl, wie der Mensch ihr leicht von sich aus unterlegen mag. Wenn aber dem Knaben von seinen Soldaten welche verloren gingen und würden durch andere ersetzt, die nähme er gern an; denn die Zahl wäre ja wieder voll, die ihm nötiger geworden ist, als die lieben Mannen selber, dem Freunde gegenüber oder auch dem Begriff zu Gefallen, der sich über die Gestalten hinaus in ihm als Hauptsache festgesetzt hat.

Mir ist es von jeher ein eigenes Privatvergnügen, ja ein stiller Drang, von den Dingen in Gedanken gleichsam reinlich abzuschälen, was der Mensch aus sich hinzuthut; gelingt das einmal, so giebt es eine eigentümlich klare Ruhe. Daher noch etwas, das zeigen kann, wie gerade die Zahl, die im Kampf des Lebens eine so mächtige Rolle spielt, genau besehen samt dem Zählen nur ein menschlich begriffliches Ding ist, das er den Dingen selber gleichsam anklebt, das aber diese selbst eigentlich nichts angeht, in und an ihnen selber nichts ist.

Nirgends im Leben ist die Zahl wichtiger, als in Anwendung auf Geld und Geldeswert, von dem gewiß die Kunst des Zählens und des Rechnens, dieser erhöhten und fein durchgebildeten Form des Zählens zuerst ausgegangen ist im Bedürfnis des Handels und Wandels, wo das Mein und Dein genau festzustellen ist. Man braucht sich aber nur den Inhalt einer Geldrolle, in der gleichwertige Stücke genau abgezählt stecken, geöffnet zu denken und die Stücke in einen Kreis gelegt, statt wie gewöhnlich in eine Linie zum Nachzählen, so hat das Zählen ein ganz anderes Gesicht. Die Anzahl zwar ist dieselbe, aber die Zahl, die man den einzelnen Stücken so sicher zuspricht oder anheftet, das eins, zwei, drei u. s. w. ist auf einmal unsicher geworden, denn jedes Stück im Kreise kann das eins, zwei, drei sein, die Stücke kommen gleichsam wieder zu ihrem Rechte und Wesen, das jedes an sich hat, man ist unsicher, wo man zu zählen anfangen soll und kommt leicht zu dem Gefühle, wie fremd die Zahl den gelben Dingern selbst ist, deren Wert für uns doch sonst in der Zahl ganz aufgeht.

Das ist ja freilich Spielerei, die im Ernst des Lebens keine Stelle hat, aber doch zugleich anregend und von Wert für tieferes Denken, das nach dem Wesen der Dinge an sich und des Menschenwesens im Verhältnis zu ihnen sucht. Auch hier liegt im kindschen Spiel ein tiefer Sinn. Was übrigens das Spielen anlangt, so kann man sogar weiter spielen und den Spieß umkehren: könnten die Goldstücke es merken, wie der geldzählende Geschäftsmann mit ihnen nach Zufall und Willkür umspringt, und sich darüber äußern (was im Mährchen möglich wäre), so könnten sie ihm vorhalten, sein Zählen sei ein Spiel, das er so ernst betreibt, worauf er freilich auch mit dem Dichter antworten könnte: Mir liegt der tiefste Sinn in diesem Spiel.

Das Verhältnis läßt sich aber auch im Ernst des Lebens wiederfinden. Denkt man sich eine Mutter mit einer Kinderschar, im Kreise ihrer Kinder,

wie die Sprache es ausdrückt, indem sie das Verhältnis innerlich faßt, so läßt sich wohl eine Ähnlichkeit mit dem Verhältnis der Henne zu ihren Küchlein finden, was kaum eine Mutter übel nehmen wird. Sie weiß ja ihre Zahl, aber diese ist ihr nicht die Hauptsache, wie dem Knaben, der die Küchlein, dem Bankier, der eine Geldrolle zählt, sie würde auch kaum fremden Ersatz für ein verlornes als vollgeltend nehmen, sie steht damit zugleich noch in dem Bewußtseinskreis der Henne, d. h. sie hat zu ihren Kindern ein tief innerliches Verhältnis, dem gegenüber die Zahl und das Zählen etwas ganz Äußerliches bleibt. Wenn sie die Kinder aber einmal herzuzählen hat, wird sie beim ältesten oder jüngsten anfangen. Fragt sie jedoch ihre Liebe und nur diese, dann hat keins der Kinder den Anspruch, in der Reihe den andern voranzugehen, da ist sie mit dem Herzählen in Verlegenheit. Warum? Sie ja hat die Kinder in sich im Kreise um sich herum, wie eben die Sprache mit ihrem tiefen Sinn für einfachste Wahrheit es aufgefaßt hat; und noch deutlicher: ein jedes „steht ihrem Herzen gleich nahe," wie man sagt, das ist ja aber nur im Kreise möglich, das Mutterherz als dessen Mittelpunkt gedacht.

Dem Wesen des Verhältnisses noch näher zu kommen, dazu kann eine Äußerung Luthers von Gott und der Zeit dienen, die mir zwar mit der Stelle und dem genauen Wortlaut nicht in der Erinnerung ist, aber mit dem Sinn: für Gott gebe es keine Zeit, weil er die Dinge alle zugleich vor sich habe. Die Vorstellung ist offenbar die, daß Gott alles in der Runde so vor sich habe, wie der Mensch die eine Richtung, in die er eben blickt. Der Zeitverlauf aber ist im Kreise gehend gedacht, wie uns ja Tage, Jahre, Menschenleben u. a. als im Kreise verlaufend erscheinen mittelst einer Art innerer, mehr schattenhafter Anschauung, die doch in der Sprache auch zum bestimmten Ausdruck kommt und sich unbewußt und überall geltend macht, also natürlich sein muß. Tragen wir doch diesen Kreislauf der Zeit sichtbar in der Tasche am Zifferblatt und den Zeigern der Uhr, die aber weit jünger ist als jene Vorstellung. Es ist das ein Stück Mystik bei Luther, wie manches, und bei den Mystikern unsers Mittelalters kommt jene Vorstellung ganz deutlich, mathematisch deutlich ausgesprochen vor, z. B. beim Meister Eckhart (273, 39): der wesenlîche punct, der got ist,*) der dâ stêt inmitten, glîch verre unde nâhe allen creaturen, natürlich auch in ihrer Bewegung, räumlicher und zeitlicher. Das ist wohl auch ein Spiel, oder sieht so aus, aber eins mit tiefem, tiefstem Sinn. Was ich aber zunächst meinte: die Sprache, diese stille, tiefsinnige Beobachterin, giebt also der Mutter im Verhältnis zu ihren Kindern dieselbe innerlich geschaute Stellung, wie die mystische Philosophie dort Gott im Verhältnis zu seiner Welt. Sie hat sie im Kreise um sich, sie stehn ihr alle gleich nahe, sie

*) Für das alte wesenlich langt unser „wesentlich" nicht mehr aus, man kann sich kurz Spinozas Substanz denken, wie denn das alte wesen für lateinisch substantia, wesenlich für substantialis im philosophischen Sinne gebraucht wurde.

sind ja ihre Welt, die sie auch selbst mit geschaffen hat und mit erhält. Und wer sich den Vater auch an dieser Stelle denken will, was stünde im Wege? Und warum nicht auch die Henne? Mag man die Gleichung gelten lassen? Auch als mehr denn Gedankenspiel? so daß das eine Verhältnis das andere innerlich deutlicher macht und uns näher zieht? Auch in Bezug auf die Zeit trifft die Gleichung zu. Denn wie bestimmt auch die Kinder ihrer Geburtszeit nach eine Reihe bilden, keinen Kreis, so wird doch der Mutter diese Reihe oder Linie zum Kreise, da vor ihrer Liebe der Zeitunterschied nicht gilt, er wird ihr zu etwas Zufälligem, die Liebe steht wie in einem erhöhten Mittelpunkte über der Zeit, wie über der Zahl.

3. Noch etwas von Worten und ihrem Werte, dabei etwas von Goethe.

Die Gelegenheit ist zu günstig, um nicht gleich auch kurz das Wort mit seinem Werte unter dem Gesichtspunkte zu beleuchten, wie eben die Zahl. Es handelt sich hier und dort um ein Sachdenken, wie mans wohl nennen kann im Unterschied vom Wortdenken, ein Denken, das z. B. die Henne oben ihren Küchlein gegenüber übt. Auch die Zahl, die sie dabei nicht braucht, ist ja zugleich ein Wort, das ihrem Kopfe versagt ist, wie Worte überhaupt.

Auch bei Menschen zeigt sich Abneigung gegen Zahlen und Worte, und daß sie doch auch ohne diese völlig auskommen. So hört man, da nun aus Afrika so viel an uns kommt, was die Gedanken in ganz neuer Richtung beschäftigt, von den Hottentotten, daß sich da selten einer die Mühe nimmt, seine Viehherde, also seine Habe, zu zählen, aber wenn Abends ein Stück fehlt, so sieht er das doch und bemerkt: Ich sehe ein Stück, das nicht da ist (ganz richtig, denn er sieht es in sich). Und wenn es ihrer tausend wären, wird ausdrücklich angegeben, so bemerkt er das fehlende. Uns ist das unbegreiflich, wenns auch nur hundert wären. Es ist aber noch der Standpunkt der Henne oben, nur auf eine Stufe erhöht, die den höheren Geisteskräften des Menschen entspricht, hier aber zugleich zu einer Leistung steigt, die über die Geisteskraft des Culturmenschen so weit hinausgeht, daß wir sie für unmöglich erklären müßten. Mag es Trägheit sein, die das Zählen langweilig findet, wie es uns ja auch widerfährt, es ist doch zugleich eine Lebhaftigkeit des Vorstellens dabei thätig, von der wir hochgeschulten Europäer keinen Begriff haben und die dem Hottentotten das Zählen und die Zahl überflüssig macht. Denn er muß doch, wenn er die Herde prüfend überblickt, als Maßstab die Tiere alle einzeln in deutlichem Bilde in sich haben und eben darum das Fehlende auch, wie dort die Henne, er sieht es nur in sich, nicht zugleich außer sich. Denkt man sich aber solche lebendige innere Vorstellung, zugleich so umfassend, gepaart mit dem höheren Denken, das uns die Cultur giebt: welcher Leistungen müßte da der Menschengeist fähig sein! Arbeit dafür gäbe es in unsrer Culturwelt gerade genug! Man möchte diese Vereinigung gleich unsrer Erziehung als Ziel stecken

und — könnte nun wohl dafür bei unsern Kamerunern u. s. w. in die Schule gehn! Sollte übrigens jene geistige Leistung des Zählens ohne Zahl und Ziffer nicht auch z. B. bei unsern Schäfern vorkommen? oder gar auch bei ihren Hunden? Das müßten ja Rittergutsbesitzer angeben können.

Ein Schäfer kann uns Schulmenschen dienen, die Anwendung von der Zahl aufs Wort zu machen. In A. Sommers Bildern und Klängen aus Rudolstadt steht ein Geschichtchen von einem alten Schäfer in Schwarza (8. Heft, S. 30), der stundenlang an einem Baume lehnt und zufrieden vor sich hin guckt und den der Pfarrer endlich einmal fragt: Sagt mir nur, was denkt Ihr eigentlich, wenn Ihr so still vor euch hinschaut? „Ich? ich denk gar nischt." Aber mein Gott, etwas müßt Ihr doch denken? Der Alte wurde ärgerlich und sagte: „Wenn Er so dumm is und muß was denke, ich brauchs nich!" Das klingt wie aus dem Leben aufgegriffen, wie vieles bei Sommer, und kann uns Städtern schon zu denken geben, nachdem wir uns satt gelacht haben auf Kosten des Schäfers, besonders über das köstliche „dumm."

Der Alte ist in seiner Art wohl auch ein Denker, vielleicht ein Grübler auch ohne gerunzelte Stirn, wozu kluge Schäfer fast werden müssen, wie denn Leute mit bester Kräuter- und Sternkunde, auch Menschenkunde, unter ihnen vorkommen. Es ist, als hätte er eine richtige Fühlung von dem Begriffe von Denken, den der Gelehrte von der Schule und Universität mitgebracht hat, und verstünde den Pfarrer besser als der Pfarrer ihn. Solches Denken braucht der Schäfer freilich nicht, das sich in Worten durch den Kopf bewegt, wie beim gut geschulten Manne. Sein Denken ist mehr ein wortlos sinnendes behaglichstes Verhalten, aber darum gar nicht ein sachloses; im Gegenteil, er bleibt gerade mit den Sachen, an die er denkt, wie in unmittelbarer Fühlung, welche durch Worte, die wir dafür einsetzen, halb oder ganz verloren geht, weil sie sich zwischen uns und die Dinge einschieben und die deutliche Vorstellung zurückschieben. Es ist mehr ein vorstellendes Empfinden als ein Denken, also wie bei der Henne, ein Denken in dem die Dinge sich so zu sagen selber in ihm oder an ihm denken oder besser ihre Ordnung suchen, die er braucht — was alles doch keine erschöpfende Beschreibung des Vorganges sein soll oder kann, zumal ich kein Schäfer gewesen bin, daß ichs genau wissen könnte.

Aber ganz unbekannt ist dies Denken auch uns Bildungsmenschen nicht, falls wirs nicht vergessen haben. Wir lernen es kennen in den Kinderjahren, deren Glück mit dadurch bedingt ist, nachher wieder und höher entwickelt in Tagen des Glückes, wie sie junge Liebe und Freundschaft bringen, auch die junge Begeisterung für das Große der Welt, also in den Tagen vor dem eigentlichen Eintritt in den Kampf des Lebens, wo wir auch zu schmecken bekommen, was es heißt, ganz in sich und in sich ganz sein, wo ein großes Innenleben die Seele ausweitet und, so weit sie wird, ausfüllt; wer mit in dem kurzen großen Kriege gewesen ist, kennt es gewiß auch von dort, denn auch Unge-

heures, Schwieriges, selbst drohendes Unglück, wenn es groß ist, zieht uns in die Kreise eines großen Lebens hinein, in denen die Dinge selber ganz anders an uns kommen, genauer in uns herein kommen, als in dem stillen Verlauf des gewöhnlichen kleinen Lebens, wo die Kreise sich auch ins Kleine eindrehen, die das Leben in uns zieht. In solchen Zeiten gewinnt das Wort ein ganz andres Wesen den Dingen gegenüber: mit wenig Worten sagt man da dem Andern viel, weil er von den Dingen selber auch voll ist, während sonst so oft viel Worte, ja ganze Bücher voll uns so wenig sagen. Die Worte werden uns dann wie zu bloßen dünnen Schalen für die Dinge, die lebendig gegenwärtig in den Seelen walten, während sie sonst leicht an den Dingen die Hauptsache sein, ja diese völlig vertreten wollen. In so recht glücklichen Tagen sind sie wie reife Weinbeeren von bester Sorte, wo die Schale so dünn geworden ist, daß sie eben ausreicht, um den strotzenden köstlichen Saft noch zusammenzuhalten, während sie in gewöhnlichen Tagen dickschäligen halbreifen Beeren gleichen, deren man viel kauen muß, um so viel Saft zu schmecken und doch nicht so guten, wie dort in einer Beere. In solchen Tagen und Stunden sind wir auch ganz anders Herr der Worte, die sonst gern unsre Herren sein wollen. Die rechten Worte kommen uns da spielend mühelos aus der Fülle des Lebens in uns, für dessen Ausdruck sie doch nicht ausreichen, das Beste dabei thun Mienen, Blicke, Stimme, die den vollen Lebensgehalt ergänzen und Worte gar nicht brauchen. Denn, wie es in Wilhelm Meisters Lehrbrief heißt, „das Beste wird nicht deutlich durch Worte,“ vollends durch bloß geschriebene, denn „das Wort erstirbt schon in der Feder.“

Da treffen wir denn auch Goethen mit vollem Bewußtsein auf dieser Spur des Sachdenkens für das Wortdenken, der doch des Wortes so gewaltig war. Es ist sein „gegenständliches Denken,“ wie es Heinroth an seiner Art der Naturbetrachtung beobachtete, und so benannte unter dem lebhaften Beifall des Dichters, der sich dadurch „bedeutend gefördert“ fühlte.*) Er giebt aus Heinroths ausführlicher Schilderung von der eigentümlichen Art seines Denkvermögens als das wesentliche die Worte, „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei“ — also keine Worte zwischen den Dingen und Goethes Geiste, auch keine Abstraktionen, Theorien, Axiome, Begriffe u. s. w., die an überlieferte Worte gebunden sind, beide vielmehr, sein Geist und die Gegenstände, in einer unmittelbaren Berührung oder genauer in einem Ineinander, in das die Berührung übergeht und das daher außer der allein genannten Anschauung auch ein Empfinden

*) S. den Aufsatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ in Hempels Ausg. 27, 351.

notwendig einschließt, zumal in Anwendung auf menschliche Dinge, für die das Ganze bei Goethe ebenso gilt wie für die Naturdinge. Ja auch bei diesen geht es da nicht ohne Empfinden ab, das kann schon sein Wort vom Pflanzenstengel oben zeigen, wo das Anschauen schon mehr ein Empfinden ist, sodaß er sich in den Stengel gleichsam vorübergehend hinein lebt und diesen in sich herein. Man muß es selbst treu probiren, um sich zu überzeugen, und steht dann auf dem Punkte oder der Linie, von wo aus Goethes Denken überhaupt allein zu begreifen ist.

Ist das aber nicht, recht hingesehen, dieselbe Linie, auf der uns der Schäfer begegnete, ja dieselbe, auf der wir den Hottentotten fanden und — die Henne? Es ist ein geistiges Verhalten zur Außenwelt, das jetzt gern und gut auch mit „Unmittelbarkeit" bezeichnet wird, ein Sachdenken für Wortdenken, mehr ein Empfinden als ein Denken, oder beide in einem dritten höheren aufgehend. Den Gradunterschied von der Henne her bis zu Goethe hin denke man sich so groß als man mag, mit Spielraum meinetwegen zwischen eins und einer Million oder wer noch mehr will, aber ein Artunterschied ist nicht auf der ganzen Linie. Ich kanns nicht anders sehen.

4. Und noch etwas von Zahl und Rechnen, dabei auch von Gott.

Die Gelegenheit ist auch zu günstig, um nicht noch etwas eigentümlich Fragliches gleich kurz zur Sprache zu bringen, das im Zusammenhange des Vorigen vielleicht von selbst mit seine Antwort finden kann.

Als Knabe erstaunte ich und erschrak über den Gedanken, der irgendwie an mich geflogen kam, vielleicht von einem ältern Mitschüler, Gott könne doch nicht machen, daß z. B. 2 mal 2 gleich 5 sei. Es war, als ob damit ein Grundbalken der Welt, wie sie vor uns vom Lehrer aufgebaut wurde, einen unheilbaren Knick bekommen hätte, daß alles wanken wollte. Ich habe mich nachher, ohne weitere Grübelei, doch darüber beruhigt, die Frage, die damit aufgeworfen war, trocknete mir gleichsam von selber ein. Aber überhaupt eingetrocknet ist sie doch noch nicht, man begegnet ihr noch, oder vielmehr jener Behauptung als sicherer Antwort, in einem gewissen Gedankengange, der auch im philosophischen Denken noch eine überlieferte Geltung hat. Es ist aber, genau zugesehen, und wenn man aus jener Gedankenlinie heraustritt, gleichsam zur Seite, um ihren Verlauf besser zu übersehen, doch nur eine Wortfrage, keine Sachfrage, und Wortdenken, nicht Sachdenken.

Gott rechnend, mit Zahlen rechnend gedacht? Damit macht man ihn doch zum Menschen, ja zum Schulmenschen, Lehrer oder Schüler? Denn aus der Schule, aus bloßen Schulgedanken kann allein das ganze Rechenexempel stammen, man setzt Gott damit eigentlich auf die Schulbank und legt ihm, wie der Lehrer dem Schüler, eine Querfrage vor, die ihn irre führen soll und durch den etwa begangenen und erkannten Irrtum zur Wahrheit, zur Erkenntnis, hier zur Er-

kenntnis der Grenzen seiner Allmacht. Ein frischer Kerl, der sich nicht durch Worte fangen ließe und das zuerst hörte, würde wohl herausplatzen: „2 mal 2 gleich 5, das ist ja dumm!" wie der Schüler für dumm gilt, der so rechnet. Der wahre Sinn des Satzes wäre also: Etwas dummes kann Gott doch nicht machen — und mir klingt dabei unwillkürlich nach, ich meine wie bei dem Nachklingen von Tönen auf einem Klavier: das können aber wir Menschen, wenigstens gemacht denken, da ja doch das 2 mal 2 gleich 5, einmal gesagt, auch gedacht sein oder doch als Gedankenschatten durch den Kopf huschen muß. Freilich: gemacht denken? nein, das doch nicht.

Das Zählen und Rechnen ist ja gar kein Machen, nur eine Vorbereitung oder Übung darauf. An und für sich hat es die Art eines Spiels, der Ernst kommt erst hinzu, sofern sich Sachen an die Zahlen hängen, in Gedanken oder im Ernst der Wirklichkeit. So gewinnt auch ein solches Rechenexempel, wie man es da Gott zumutet, ein ganz andres Gesicht, wenn man die kahlen Zahlen mit Inhalt versieht, sie aus der Schule ins Leben versetzt. Wenn z. B. ein Bierfreund klagen wollte: Gott kann doch nicht machen, daß ich das zweite Glas (das besser schmeckt) zuerst trinke, oder ernster, wenn ihn eine Jungfrau anklagen wollte: er kann doch nicht machen, daß ich achtzehn Jahre alt bleibe. Darüber wird man lachen, nicht bloß über die Einfalt (es könnte ja auch witzig gemeint sein), sondern weil da das Rechnen und Denken scharf zusammenstößt mit dem Ernst der Wirklichkeit und recht als Spiel erscheint. Die Frage wird also da hinweggelacht, und mit ihr der Triumph über die Grenzen, auf denen man Gottes Allmacht ertappt.

Um noch besser ganz durchzubrechen durch das Spiel mit Zahlen, Worten, Gedanken hindurch, das dem menschlichen Kopfe freigegeben ist, bis zum stillen großen Ernst der Wirklichkeit draußen, kann wohl eine Gleichung dienen mit ernstem Hintergrunde. Wenn ein Arzt eben einen lebenrettenden Schnitt machte und ein geistbegabter Knabe stünde dabei, der sich eben in der freien Welt der Möglichkeiten recht siegreich frei bewegen lernte, und hätte den Einfall, zu dem Arzte zu sagen: mit einem stumpfen Messer oder einem hölzernen Messer könnten Sie das doch nicht machen! da würden alle scharf und deutlich die Kluft fühlen zwischen dem Spiel der Gedanken dort und dem Sachernst hier. Kann man sie aber da nicht auch zwischen dem $2 \times 2 = 5$ und dem ungeheuern allumfassenden Ernst der Weltordnung draußen fühlen? Die Gleichung trifft wohl zu in der Hauptsache, um die es sich handelt.

Und noch etwas als Schluß. Da das Ganze ein Spiel ist, doch auch nicht ohne seinen tiefen Sinn, so mag man wohl auch weiter damit spielen, um ganz darüber hinaus zu kommen. Also: wenn Gott einmal Zeit und Neigung hätte, einem, der ihm mit dem $2 \times 2 = 5$ kommt, den Willen zu thun, wie würde man herbeigestürzt kommen, um sich weiter solche Wunder bei ihm zu bestellen! Einer würde sich wohl $2 \times 2 = 3$ bestellen, ein andrer noch feiner

$2 \times 2 = 4\frac{1}{4}$ — ich breche natürlich ab, man sieht den Sack der spielenden Möglichkeiten, der keinen Boden hat, im Menschenkopfe weit genug aufgethan und hingeschüttet, um froh genug und dankbar in den großen schönen Ernst der Weltordnung draußen zurückzukehren, die man da einen Augenblick in sich über den Haufen und durcheinander geworfen sieht, daß einem angst und bange wird. Da schlägt denn das Wortdenken in Sachdenken um, bei dem einem so innerlich wohl und sicher zu Mute wird, und man kann das daran üben, den Anfang dazu kann man aber wirklich schon bei der Henne oben machen.



Grübeleien eines Malers über seine Kunst.



Wenn ein Künstler in den letzten Jahren zur Feder griff und so unvorsichtig war, das Geschriebene auch noch drucken zu lassen, kam selten etwas andres dabei heraus als ein galliger Erguß gegen die undankbare Welt im allgemeinen und die bösen Kritiker im besondern, welche alles besser wissen wollen und doch nicht malen oder das Modellirholz handhaben können. Vor einigen Monaten haben wir es sogar erlebt, daß zwei angesehene Künstler, von denen der eine sich auch als Schriftsteller hinreichend ausgewiesen hat, in einer Wochenschrift hart aneinander gerieten, weil eben jener eine, Maler und Poet dazu, sich die Freiheit genommen hatte, für die idealistische Richtung eine Lanze zu brechen und vor dem Versinken der Kunst in einen flachen Realismus, in eine poesielose Naturnachahmung zu warnen. Darob ergrimmte der andre, der sich in seinen realistischen Neigungen verletzt fühlte, und schalt den Idealisten, als ob er einen Kritiker vor sich hätte. Es scheint sich demnach eine Menge von Zündstoff in der Künstlerschaft angesammelt zu haben, der bei der geringsten Berührung losplatzt, und man ist auf eine Fülle von sittlicher Entrüstung und heiligem Zorn gefaßt, wenn man einen Aufsatz oder ein Heft zur Hand nimmt, welches den Namen eines Künstlers als Verfassernamen trägt.

Eine angenehme Enttäuschung nach dieser Richtung hat uns ein kürzlich bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienenes Büchlein von Otto Knille unter dem Titel „Grübeleien eines Malers über seine Kunst“ bereitet. Knille ist kein „Rufer im Streit“; er hält sich mit großer, fast allzu ängstlicher Vorsicht von allen Persönlichkeiten fern und ergeht sich besonders da, wo er sich ablehnend verhalten zu müssen glaubt, in allgemeinen Andeutungen, die nur demjenigen verständlich sind, der mit der neueren Kunstbewegung sehr vertraut ist. Ein feiner, maßvoller und behutsamer Mann, bildet er einen erfreulichen Gegensatz zu den lärmenden Korybanten seiner Kunst, die ebenso leicht, wie sie ein Geschrei erheben, auch wieder verstummen, weil hohles Pathos kurzen Atem

hat. Ein grundsätzliches Bedenken rufen uns freilich auch diese „Grübeleien" hervor. Sobald ein Künstler anfängt, über seine Kunst nachzudenken, zu spekuliren, zu philosophiren und das Gedachte zu Papier zu bringen, hat er seine künstlerische Produktion entweder abgeschlossen oder er beginnt doch darin nachzulassen. In dem Grade, als in Dürers Leben seine wissenschaftlichen Forschungen in den Vordergrund traten, gerieten seine künstlerischen Arbeiten ins Stocken. Eugen Fromentin hat in den letzten Jahren seines Lebens kein Bild gemalt, welches sich mit dem glänzenden Erzeugnisse seiner Feder Les maîtres d'autrefois messen könnte, und als Ludwig Richter mit der Niederschrift seiner köstlichen Selbstbiographie begann, hatte er von seiner Kunst Abschied genommen. Es scheint in den Grenzen menschlicher Fähigkeiten zu liegen, daß das eine das andre ausschließt, daß das eine sich nur zu voller Reife entwickeln kann, wenn das andre abgestorben ist. Sonst entsteht das schwächliche Zwitterwesen, welches wir mit dem Namen „Dilettantismus" bezeichnen.

Wenn wir bei Otto Knille auch kein völliges Stocken seiner künstlerischen Thätigkeit zu befürchten haben, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß seine Entwicklung nicht ganz den Hoffnungen entsprochen hat, welche sein im Jahre 1873 gemaltes Bild „Tannhäuser und Venus" erweckte. Seit jener Zeit hat er außer einigen kleinen Genrebildern und einer Reihe von Zeichnungen nur jene vier Friese für die Universitätsbibliothek zu Berlin geschaffen, welche die geistige Kultur des Altertums, des Mittelalters, der Renaissance und der neueren Zeit in ihren Hauptsitzen Athen, Paris, Wittenberg und Weimar durch Männer der Kunst und Wissenschaft darstellen. Ob seine eigentümliche, mehr auf Reflexion als auf Ursprünglichkeit gegründete Begabung, oder ob seine Lehrthätigkeit an der Berliner Kunstakademie, oder ob endlich die Erkenntnis, daß die moderne Kunst immer mehr von seinem eignen Ideale abweicht, seine Schaffenslust beeinträchtigt hat, wissen wir nicht. Vielleicht ist es die letztere, die an mehr als einer Stelle seines Buches melancholisch zum Durchbruch kommt. Unsre Kunstanschauungen und Kunstbegriffe haben sich seit jener Zeit, wo Knille seine akademischen Studien abschloß, also seit der Mitte der fünfziger Jahre, so gründlich verschoben, daß die kühnen Realisten und Revolutionäre von damals heute als verstockte und bezopfte Idealisten, im günstigsten Falle als Romantiker und Phantasten gelten. Ein solcher Romantiker der alten Schule ist auch Knille, obwohl sein Kolorit an Glanz und Kraft noch mit dem eines jeden Virtuosen der Farbe wetteifern kann. Seine Stellung der Natur gegenüber ist es, welche ihn von der modernen, immer mehr um sich greifenden Richtung, die man die naturalistische nennt, unterscheidet. „Das Häßliche — sagt er in seinem Büchlein — hat nur insofern Berechtigung in der Kunst, als aus ihm der negative Beweis des Schönen sich ergiebt." Damit ist Knilles Standpunkt gekennzeichnet und zugleich das Ziel angedeutet, auf welches seine „Grübeleien," die eigentlich systematische Untersuchungen sind, hinausstreben.

Er geht freilich nicht ohne Umwege auf sein Ziel los. Im Vorworte stellt er sich sein Thema in folgenden Sätzen: „Familientradition, Verwandtschaftsgefühl ziehen unsre Malkunst nach der Vergangenheit hin; ihr eigner Verjüngungstrieb, sowie der Zeitgeist drängen der Zukunft entgegen. Rückwärts oder vorwärts? Welche Verbindungen wird sie bewahren, welche lösen, welche neu eingehen?" und nach hundertundfünfundzwanzig Seiten, die mit einem schnellen Blick über die Entwicklung der Malerei vom Altertum bis auf die Gegenwart, mit einer Kunstgeschichte in nuce ausgefüllt sind, kommt er zu dem Ergebnis: „Darum suche der Staat die Tradition, welche uns noch mit der Idealkunst vergangener Epochen verknüpft, nach Kräften zu erhalten. Es gilt, den kunstgeschichtlichen Zusammenhang nicht trennen zu lassen; denn nur in diesem vermögen wir uns ein Korrektiv für alle Kopfsprünge des befreiten Subjekts zu bewahren. Er pflege namentlich die Monumentalkunst und übe damit die Gabe, große Vorstellungen in großen Zügen zu gestalten, selbst auf die Gefahr hin, daß auf solchem Wege vorläufig wohl mehr mit Reminiscenzen als aus inneren Impulsen geschaffen wird."*)

Es bedurfte keines Künstlers, um uns mit dieser „runden Weisheit" bekannt zu machen. Knille wiederholt nur, was die Kunstgelehrten schon seit vierzig Jahren gefordert und jetzt — in Preußen wenigstens — durch einen der ihren, durch Max Jordan, der eine in vielen Dingen entscheidende Stellung in der preußischen Kunstverwaltung inne hat, glücklich erreicht haben, soweit eben die Mittel des Staates für die Pflege der monumentalen Kunst verfügbar sind. Wie erfreulich es auch für die Kunstgelehrten sein mag, einen Künstler als Bundesgenossen auf diesem Wege zu begegnen, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß das Ergebnis der Knilleschen „Grübeleien" für die Männer, welche sich wissenschaftlich mit der Erforschung der Kunstgeschichte beschäftigt haben, kein überraschendes ist, ebensowenig wie der Abriß der Kunstgeschichte, durch welchen Knille zu seinem Ergebnis gelangt ist. Alles, was er uns zu sagen hat, führt auf literarische Quellen, auf Burckhardt, dessen großer Gedanke von der Entwicklung, Vollendung und Befreiung des Menschen der Renaissancezeit von den Fesseln der Überlieferung auch den Grundgedanken der geschichtlichen Auseinandersetzungen Knilles bildet (letzterer sagt nur „Konvention" statt „Tradition"), auf Kugler, Reber, Lübke und andre Schriftsteller, die sich mit moderner Kunstgeschichte befaßt haben, zurück. Selbst da, wo Knille offenbar auf Grund von Erinnerungen aus seiner Düsseldorfer und Pariser Studienzeit erzählt, erwartet man vergebens neue Mitteilungen, die über die Anekdote hinausgehen. Für seine Kunstgenossen, deren Mehrzahl bekanntlich wenig Bücher liest und noch weniger kauft, mag Knilles Schrift gewiß viele neue Offenbarungen enthalten, die, abgesehen von einigen Unrichtigkeiten und stilistischen

*) Beiläufig: Tradition, Epoche, Korrektiv, Subjekt, Reminiscenz, Impuls — das läßt sich doch alles recht gut deutsch sagen. D. Red.

Unbeholfenheiten, auch in eine gefällige Form gekleidet sind*); dasjenige Publikum aber, welches die populären Werke unsrer Kunstschriftsteller kauft und liest, wird sich wundern, daß einer aus der Mitte derer, die es schroff ablehnen, daß ein andrer, der nicht auch Farben verquisten kann, sich über Malerei zu schreiben erdreistet, trotz aller Grübeleien keine selbständigen Gedanken über seine Kunst hervorzubringen weiß. Viel wertvoller als der Abriß der Kunstgeschichte wäre uns und vielen andern Kunstfreunden gewesen, wenn Professor Knille seine Gedanken über die heutige Monumentalkunst in eine kritische Übersicht, wenn auch nur in eine solche über Stil, Technik, Material u. s. w., gekleidet, wenn er uns z. B. gesagt hätte, ob er glaubt, daß es den strengen Stilgesetzen der monumentalen Malerei entspricht, wenn man monumentale Bilder im Atelier auf Leinwand malt und nachher an den für die Aufnahme der Bilder bestimmten Wänden befestigt, wenn er seine Scheu vor Nennung von Namen wenigstens so weit überwunden hätte, um uns und andern mit uns anzudeuten, wen er eigentlich mit den Malern der Zukunft meint, die im Begriff sind, durch das rote Meer nach dem gelobten Lande zu ziehen, um in dem Staate der Zukunft als „zweibeinige Aufnahmeapparate zwischen Natur und Mitbürgern“ zu wirken. Aber diese Fragen, die vielleicht mehr interessiren als der von andern schon genügend aufgeklärte Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart, läßt Knille unbeantwortet. Er begnügt sich mit einigen Komplimenten vor den Berliner Kunstpäpsten Menzel und Knaus, wobei er die unrichtige Behauptung aufstellt, daß Knaus ein Original sei, „welcher aus eignen und tiefen Quellen schafft,“ während Knaus in Wahrheit das Beste seines Könnens, wenigstens in malerischer Beziehung, den alten Niederländern verdankt, und beschränkt sich im übrigen, wie schon oben gesagt, auf dunkle Andeutungen oder Ablehnungen. So sagt er z. B. über die jetzige religiöse Malerei: „Die Gegenwart erleidet unzweifelhaft große Einbuße dadurch, daß sie keinen aus ihr selbst quillenden künstlerischen Ausdruck mehr für das Göttliche zu finden weiß. Ihre religiösen Vorstellungen haben sich zu rein intellektuellen vergeistigt, und was die Kirche noch anschauliches braucht, das liefert die kleine Gemeinde der Heiligenmaler, ohne originelle Zuthat, nach alter Vorschrift, durchaus konventionell.“ Und in einer Anmerkung fügt er einschränkend hinzu: „Eigenartig, bei aller Anlehnung an altdeutsche Formengebung, zeigt sich hier allein der

*) Auch ohne Purist zu sein, hat man doch die Verpflichtung, ab und zu Verwahrung gegen die Verwilderung unsrer Sprache einzulegen. Knille schreibt S. 79: „Selbst Rafael in seinem Jugendwerke, dem Sposalizio (beiläufig gesagt, eine sehr weitgehende Entlehnung nach Meister Perugino) u. s. w.“ Auch bei berufsmäßigen Schriftstellern geht das Gefühl für die grammatische Notwendigkeit, daß das Attribut in demselben Kasus stehen muß wie das zugehörige Nomen, immer mehr verloren. Bei den Franzosen heißt Stillleben nicht, wie Knille S. 105 sagt, peinture morte, sondern nature morte. Wenn Knille dem Niederländer Terborch die Fähigkeit „feiner Seelenmalerei“ abspricht, so vergißt er dabei Terborchs kleine Bildnisse, die freilich erst seit wenigen Jahren zu richtiger Schätzung ihres Wertes gelangt sind.

Protestant von Gebhardt.“ Darin liegt ein Widerspruch. E. von Gebhardt weiß ebensowenig einen aus der Gegenwart „quillenden“ künstlerischen Ausdruck für das Göttliche zu finden wie die letzten noch unter uns schaffenden Cornelianer, von denen Knille übrigens nicht viel hält. Nicht bloß in der Formengebung, sondern auch in der Innigkeit der Empfindung, in der Darstellung naiver Gläubigkeit lehnt sich der Düsseldorfer Meister an die alten Deutschen oder richtiger an die alten Niederländer an. Wenn es wirklich einen Maler religiöser Bilder giebt, der ohne Anschluß an die Überlieferung, ohne irgend eine Spur von Konvention aus der Gegenwart schöpft, so kann es nur Fritz von Uhde sein. Ihn und seine Geistesverwandten scheint Knille auch am Schlusse seines Buches, wo er eine trostlose Aussicht auf die „Zukunftsmaler“ eröffnet, im Sinne zu haben.

Man hat den Kunsthistorikern und Kunstkritikern von Künstlerseite oft genug vorgeworfen, daß sie nicht zur richtigen und gerechten Aburteilung eines Kunstwerkes berufen seien, weil ihnen das Verständnis für das Technische abgehe. Dieser Vorwurf ist insofern unberechtigt, als auch durch lange Schulung des Auges ein Einblick in die technische Methode, ohne Besitz der Handfertigkeit, erreicht werden kann. Aber nehmen wir einmal an, der Vorwurf wäre begründet. Dann würde es umsomehr die Aufgabe der Künstler, die über Kunst schreiben wollen, sein, die Kunsthistoriker und die andern armen Laien über das Technische der Malerei, der Plastik u. s. w. aufzuklären. Das wäre ein wirkliches schriftstellerisches Verdienst, das sich aber in Deutschland noch kein Künstler erworben hat. Statt dessen bekommen wir ästhetische Betrachtungen zu lesen, wie sie jeder philosophisch gebildete, schriftgewandte Laie anstellen kann, und einen Auszug aus der Kunstgeschichte, der seinem Verfasser das Zeugnis ausstellt, daß er sehr wohl eine Professur der Kunstgeschichte und Ästhetik an einer Kunstakademie bekleiden könnte.

Was wäre damit aber gewonnen? Wir hätten einen der Professoren, von denen zwölf aufs Dutzend gehen, mehr, und einen tüchtigen Künstler weniger, und das wäre in unsrer Zeit, wo es unter den Künstlern der Idealisten so wenige giebt, ein schwerer Verlust. Professor Knille wird unsre Auseinandersetzungen hoffentlich nicht mißverstehen. Wir haben so oft mit freudiger Anerkennung von seinen phantasievollen Schöpfungen gesprochen, daß es uns erlaubt sein wird, ebenso offen zu sein, wenn wir ihm auf einer Bahn begegnen, auf welcher ihn die schöpferische Phantasie verlassen hat. Die „Grübeleien eines Malers über seine Kunst“ versprechen mehr, als sie halten. Es ist viel Richtiges und Gescheites darin, aber Gescheites, das nicht bloß schon oft gedacht, sondern auch oft gesagt und gedruckt worden ist. Mit dem Namen Otto Knilles denkt man sich immer etwas eigenartiges, das Gewöhnliche überragendes verbunden. In diesem Büchlein finden wir es nicht. Knille, der Maler, ist uns unendlich wertvoller, ja notwendiger als der Schriftsteller Knille. Möchte er doch

bald wieder zu dem Pinsel greifen, welcher uns einst den Dithyrambus der Romantik „Tannhäuser und Venus“ geschaffen hat!

Berlin. Adolf Rosenberg.



Vom wunderschönen Monat Mai.



Warum wird der Mai im deutschen Liede so überschwänglich gepriesen? Warum nennt man ihn den Wonnemonat? Ist sein Habitus wirklich so wonniglich? Im Brockhausschen Konversationslexikon heißt es von ihm, daß er einen besseren Ruf habe, als er verdiene, denn er bringe gewöhnlich mehr schlechtes als gutes Wetter. Das gleicht denn doch einer Anklage wegen unbefugter Führung eines Ehrentitels, zu deren Erhärtung man nur die drei Eismänner anzuführen braucht, die nicht nur dem Winzer und dem Landmann, sondern auch dem Stadtbewohner so unwillkommene Gäste sind. Da saust oft der Nordostwind trotz hellen Sonnenscheines schneidend durch die Ebene, oder es öffnet, wie es heuer geschehen ist, der Himmel seine Schleusen, um unendlichen Regen und kühle Tage zu senden. Indessen, was verschlägt das alles! Blumen und junges Frühlingsgrün halten dem Boreas wie dem Pluvius Stand, und so werden die Poeten auch wohl Recht haben, wenn sie den Mai als Freudenbringer nach langer Winternot feiern und als Wonnemonat begrüßen.

Unsre Altvordern freilich waren nicht ganz so poetisch gestimmt. Ist ihnen auch der Übergang vom Winter zum Sommer von jeher eine bedeutsame und heilige Zeit gewesen, so reicht doch der Name „Wonnemonat“ keineswegs bis in das Dunkel einer entlegenen Vorzeit zurück. Winnemânôt oder wunnemânôt, so heißt der Mai im Calendarium Karls des Großen, das bekanntlich von dessen Biographen Einhard überliefert ist. Das ist aber eine recht prosaische Bezeichnung. Denn das altdeutsche Wort winne bedeutet Weide, winnemânôt heißt also derjenige Monat, in welchem die Stallfütterung aufhört und das Vieh wieder auf die Weide getrieben wird. Heutzutage ist das Wort winne so gut wie erloschen, es kommt nur noch in wenigen Eigennamen vor, wie z. B. in Winnefeld. Auf die Weide weist auch die alte angelsächsische Bezeichnung unsers Monats, thrimilci, d. h. der Dreimilchner, weil, wie schon Beda erklärt, in diesem Monat das Vieh dreimal am Tage gemolken wird. Trimjölksgräs heißt in einem schwedischen Dialekt noch jetzt eine Pflanze, die caltha palustris, woraus man auf einen altnordischen, dem angelsächsischen thrimilci entsprechenden Monatsnamen schließen kann. Dieselbe Beziehung liegt in einem andern noch jetzt auf Island gebräuchlichen Namen. Steektid nennt man dort den Maimonat, d. h. die Zeit, in welcher die Hürden für die Lämmer abgesteckt werden. Es giebt noch andre Bezeichnungen, die alle von

dem Erwachen des Tier- oder Pflanzenlebens hergenommen sind, aber nicht etwa den Eindruck schildern, den die Frühlingszeit auf des Menschen Gemüt zu machen pflegt. Die „Eierzeit" heißt der Mai auf den friesischen Inseln und auf Island, der Blütenmonat oder Blumenmonat in den Niederlanden und in Ostfriesland. Noch lebhafteres Naturgefühl verraten slawische Namen. Trnopuk, d. h. Dornknospe, hieß der Mai ehemals bei den Böhmen, oder sie nannten ihn den blühenden, den grasigen, den Laub- oder den Blattmonat, während sich im Litthauischen der Name Kukuksmonat findet.

Der Begriff der Wonne also liegt den alten Namen des Maimonats vollkommen fern. Der Name Wonnemonat ist lediglich durch Umdeutung entstanden, und zwar wahrscheinlich erst im sechzehnten Jahrhundert, als gelehrte Forschung Einhards Biographie und damit auch das Calendarium Kaiser Karls aus dem Staube der Klosterbibliotheken hervorzog. Wie man aus Karls windumemânôt, d. h. der Winzermonat von dem lateinischen vindemia, frisch weg „Windmonat" machte, so wurde der Weidemonat der alten Germanen in einen Wonnemonat umgewandelt. Vergessen war die alte Grundbedeutung des Wortes winne oder wunne; nur als Boie und Wieland auf Justus Friedrich Rundes gutgemeinten Vorschlag beschlossen, in den von ihnen herausgegebenen Zeitschriften die einheimischen Monatsnamen anstatt der lateinischen einzuführen,*) erhielt das Wort „Wonnemonat" auch in der Literatur das Bürgerrecht, das, wie ein Blick auf die Volkskalender beweist, auch heutzutage noch nicht erloschen ist. Dagegen hat der „Windmonat" dem freilich leichter zu deutenden „Herbstmonat" Platz gemacht.

Allein Umdeutungen wie die eben besprochenen werden selten ohne innere Berechtigung vorgenommen. Wenn man aus wunnemânôt Wonnemonat machte, so prägte man in dem Worte nur aus, was bereits in der Seele lag. War doch der Mai, lange bevor der Name aufkam, thatsächlich zum Wonnemonat geworden. Man kennt die Frühlingsfreude, die schon in der Urzeit unserm Volke eigentümlich war. Man weiß, durch welche Symbolik ehemals der Kampf zwischen den Jahresmächten des Winters und des Sommers dargestellt wurde. Winter und Sommer, jener in Stroh und Moos gehüllt, dieser mit Epheu und Immergrün bekränzt, treten einander gegenüber und bekämpfen sich, bis der Winter den Streichen des Gegners erliegt. Dann wird von den Umstehenden dem Besiegten die Hülle abgerissen und zerstückelt herumgetragen; der Sieger aber wird mit frohem Zuruf und Gesang begrüßt. Später tritt an die Stelle des Winters vielfach der Tod. Dann kommt der Kampf in Wegfall. In Gestalt einer Stroh- oder Holzpuppe wird der Tod ins Wasser geworfen oder in loderndem Feuer verbrannt. Noch jetzt leben solche Bräuche in einigen Gegenden Deutschlands fort, wenn auch meist nur in den Spielen der Jugend und arg entstellt.

*) Das hat schon Gottsched gethan in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit" (1751—1762). D. Red.

Freilich scheint das alles unsern „Wonnemonat“ zunächst wenig anzugehen. Denn die eben geschilderten Lustbarkeiten fielen oder fallen gewöhnlich auf den Sonntag Lätare oder Mittfasten, also viel vor Anfang der fröhlichen Maienzeit. Dafür hat sich aber der Mai den sogenannten Mairitt vorbehalten, d. h. die höfische Metamorphose des altheidnischen Winteraustreibens. Von diesem Maireiten, das auch in Skandinavien und England mit großem Pomp gehalten zu werden pflegte, giebt ein schwedischer Chronist folgende Beschreibung: „Die Schweden und Gothen (es sind natürlich die Gothländer) haben einen Brauch, daß in den Stätten die Oberkeit den ersten Tag Meiens zwei Geschwader Reuter von starken jungen Gesellen und Männern versammeln läßt, nicht anders als wolt man zu einer gewaltigen Schlacht ziehen. Das ein Geschwader hat einen Rittmeister, welcher unter dem Namen des Winters mit viel Pelzen und gefütterten Kleidern angethan und mit einem Winterspieß bewapnet ist; der reitet hoffertiglich hin und wieder, wirft Schneeballen und Eisschenel von sich, als wolte er die Kälte verlängern, macht sich ganz unnütz. Hergegen hat das ander Geschwader auch einen Rittmeister, den heißt man den Blumengraven, der ist von grünem Gezweig, Laub und Blumen bekleidet, auch mit andern Sommerkleidern angethan und nicht fast werhaft, reitet mitsamt dem Winterhauptmann in die Stadt ein, doch ein jeder an seinem besondern Ort und Ordnung, halten alsdann ein offentlich Stechen und Turnier, in dem der Sommer den Winter überwindt und zu Boden rennet. Der Winter und sein Gefolge werfen um sich mit Asche und Funken, das sommerliche Gesinde wehrt sich mit Birkenmaien und ausgeschlagenen Lindenruten; endlich wird dem Sommer von dem umstehenden Volk der Sieg zugesprochen.“ Das heißt doch nur das altgermanische Volksspiel in das Höfische übersetzen.

In Deutschland freilich verlor der Mairitt sehr bald viel von seinem ursprünglichen, die Echtheit der Überlieferung wahrenden Zeremoniell. Abgeschafft wurde das Bedeutsamste, der Kampf, und nur die Wahl, die Einholung und Bekränzung des Maigrafen blieb, besonders in den Städten Niederdeutschlands noch längere Zeit bestehen. So meldet der treffliche Bartholomäus Zastrow in seiner von köstlicher Laune gewürzten Lebensbeschreibung von einem Maireiten, das im Jahre 1528 in Greifswalde mit großem Gepränge gehalten wurde, freilich bei einem Wetter, welches der Bedeutung des Tages wenig genug entsprach, indem „der Schnee beim Auß- und Einreiten Enkels hoch fiel, das man nur eilete wieder in die Stadt zur warmen Stuben zu kommen.“ In Hildesheim war der Mittelpunkt des Festes die Einholung des mit jungen Birkenzweigen gefüllten Maienwagens, dessen Inhalt verteilt ward, worauf der Maigraf nach Empfang des Kranzes die „Holzerben“ bewirtete. Anderswo wurde dem Maigrafen eine Maigräfin zugesellt oder von ihm gewählt. Hat sich dergleichen noch jetzt im Volke erhalten, so fällt auch hier wieder der Jugend die Hauptrolle zu. Aber überall, und wie wir sahen, schon frühzeitig, ist der

wichtigste Teil der Symbolik, der Kampf, vergessen. Was daran im Bewußtsein des Volkes geblieben ist, das ist im Mittelalter in die großen Frühlingsturniere und später in die Schützenfeste übergegangen, die ja noch jetzt vielfach mit einem Gepränge gefeiert werden, welches lebhaft an den Mairitt des Mittelalters erinnert. Und wenn man noch jetzt die Häuser zur Pfingstzeit mit Birkengrün und anderm Laube schmückt, so ist das ebenfalls ein Nachklang des alten Brauches, der in dem Einholen des Maiwagens sich am breitesten entfaltet hat.

Aber das alles ist nichts gegen die Verehrung, welche die Dichter des Mittelalters dem Maimonat gewidmet haben. Es ist bekannt, wie bei den Minnesängern Naturgefühl und Liebessehnsucht sich ineinander schlingen, wie das Erwachen und das Absterben der Natur und des Wachstums in stete Beziehungen zu den Vorgängen in der Seele des Menschen treten. Bittere Klage erheben sie über die Not des Winters, aber sie verkündigen das Lob des Frühlings und preisen seine Süßigkeit. Freilich nicht aus dem übervollen Herzen, welches Goethe zu dem Jubel seines „Mailiedes“ begeistert hat, sondern in gedämpften Tönen und konventionell abgestimmter Empfindung. Was Dietmar von Eist, einer der frühesten Minnedichter, singt:

Ahî, nu kumet uns diu zit,
der kleinen vogelline sanc,
ez gruonet wol diu linde breit,
zergangen ist der winter lanc.
nu siht man bluomen wol getân
üeben an der heide ir schîn,

das haben hundert andre empfunden und ähnlich auszudrücken gesucht. Aber nun tritt ein neues hinzu. Während in alter Zeit wie im Spiel, so auch in der Dichtung der Gegensatz von Winter und Sommer dargestellt wurde (denn auf dieser Zweiteilung beruht das altgermanische Jahr), tritt allmählich dem deutschen Sommer der welsche Fremdling, das Patenkind der lateinischen Maia, zur Seite, um ihm endlich gar den Rang abzulaufen. Hat der Lenz in den Liedern des Mittelalters keine Rolle gespielt, so konnte von dem Frühling als einem spätgebornen Worte erst recht keine Rede sein. Alle Ehren der jungen Sommerzeit fallen dem Maien zu, dem man, um ihn vollends zu gewinnen, durch die Schreibung meie bald auch ein deutsches Aussehen gab. Ein paarmal macht ihm der aberelle, d. i. der April, den Rang streitig, aber mit geringem Erfolg.

Man kann sagen, daß seit dem zwölften Jahrhundert etwa der Mai unbestritten als der Vertreter der goldnen Frühlingszeit gilt. Der Thüringer Heinrich von Morungen vergleicht die Dame seines Herzens einem wonnespendenden, süßen Mai. Bald legt man diesem die Attribute und die Wirkungen einer Persönlichkeit bei. Er ist reich und führt den Wald an seiner Hand oder sendet dem Walde Kleider, mit denen er sich schmücken soll. Er löst die Blumen von den Banden des Reifes, er sendet Briefe in das Land, daß sie seine Ankunft verkünden und liegt im Felde gegen den Winter. Ja Walther von der

Vogelweide redet ihn einmal geradezu als Herr Meie an, nach der anmutigen Sitte des Mittelalters, Sinnliches und Unsinnliches vollständig als Person zu fassen.

Alles in allem: dem mittelalterlichen Menschen gilt der Mai bereits als Wonnemonat, und diese Auffassung hat die spätere Umdeutung des alten Wortes vorbereitet. Seitdem aber ist die Verehrung des Namens geblieben, wie die neuere Lyrik von Goethe bis auf Scheffel satsam beweist.

Von den Pflanzen gehören dem Mai außer der gewöhnlich Maiblume oder Maiglockenblume genannten convallaria besonders die Birke und der Waldmeister an. Die Birke entlehnt von dem Monat auch den Namen, ja in manchen Gegenden Deutschlands ist das Wort Birke so gut wie unbekannt. Mit Maien schmückt man zu Pfingsten die Häuser, und indem man die erweiterte Form Maie neben das Grundwort setzte, schien man mit dem zweisilbigen Worte einen neuen Begriff zu gewinnen; daher kommt es, daß in Norddeutschland das Wort in der Bedeutung von Birke zum Femininum geworden ist. Schließlich werden Laub und Zweige aller Art als Maien bezeichnet, wie z. B. Schiller im ersten Akte der „Piccolomini" seinen jugendlichen Helden sprechen läßt:

Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Main, dem letzten Raub der Felder;

oder wie Hebel vom Sonntag sagt:

Und luegt eim zue de Fenstern i
Mit finen Augen mild und guet
Und mittem Mayen uffem Huet.

A potiori aber wird auch der Waldmeister als „Mai" bezeichnet, allerdings weniger vom Volke als von Liebhabern des edeln Trankes, dem er die Würze giebt. Und dieser liebenswürdige „Frühling" — denn ein Frühling ist er im eigentlichen Sinne des Wortes — spendet seinen Duft, gleichviel ob der Mai ein freundliches oder ein böses Gesicht macht. Denn nach Scheffels Zeugnis hat er einen milden Sinn und hat seine Freude daran, den Menschenkindern ein Wohlgefallen zu bereiten. Spricht er doch im „Trompeter" die bekannten, von echt christlicher Denkungsart zeugenden Worte:

Schön war's, hier im dunkeln Tannwald
zwischen Felsen still zu blühen,
aber schöner noch im Mai zu
sterben, mit dem letzten Hauche
freudbedürft'gen Menschenkindern
ihren Maiwein mild durchwürzend.

Und das ist fürwahr ein tröstlicher Gedanke, der ein Gegengewicht gegen den Zorn der Eisheiligen bilden mag. Wer wollte auch ein solches Opfer zurückweisen? Ist doch der Genuß der duftenden Maibowle so ziemlich die einzige Art zu maien — denn auch ein Zeitwort ist aus dem Namen des Wonnemonates hervorgegangen —, die uns modernen Menschen geblieben ist.



Der Fremde in Rif.

Von Sophus Bauditz.



Der Winter 1476—77 war ungewöhnlich mild auf Island. Nur auf den Gipfeln der Berge und in den Schluchten lag Schnee, sonst war alles grün wie im Sommer, und bald nach Neujahr war auch das Meer weit und breit eisfrei. Die Bachstelzen, die sich sonst erst im April dahinauf wagen, zeigten sich schon Mitte Februar, und da die Ankunft dieser Vögel als sicheres Vorzeichen angesehen wird, daß bald ausländische Schiffe zu erwarten sind, so wunderte man sich auch nicht allzusehr, als schon Ende des Monats ein fremdes Fahrzeug bei Rif in Sicht kam.

Rif ist ein Fischerdorf, welches auf der nordwestlichen Spitze des Snefjäldnäs-Bezirks liegt, der langen, schmalen Halbinsel, die Island nach Westen hin ausstreckt, und die ihren Namen von dem mächtigen Snefjäldsjökel hat, der an dem äußersten Ende der Halbinsel emporragt und dessen glänzendweißen Scheitel man meilenweit schimmern sieht. Heutzutage besteht Rif wie alle die andern Dörfer dieses Bezirks nur noch aus einigen armseligen Hütten, aber zu der Zeit, in welcher dieses Histörchen spielt, betrieb man sowohl auf der Nord- wie auf der Südseite der Insel eine einträgliche Fischerei, und von Jahr zu Jahr kamen zahlreichere englische Schiffe dorthin, um die Bewohner mit allen Erforderniſſen zu versehen und die getrockneten Fische auszuführen.

Dieser englische Handel, der hauptsächlich durch Schiffe aus London, Hull und Bristol geführt wurde, war jedoch zum größten Teil nicht allein ungesetzmäßig, sondern nahm sogar oft ein geradezu gewaltthätiges Wesen an, indem die Fremden in dem unbeschützten Lande als verheerende Feinde auftraten und offene Seeräuberei trieben. Es half nichts, daß die dänischen Könige von Erik von Pommern an Verbot auf Verbot gegen den Handel der Fremden richteten und eine Verwahrung nach der andern nach England sandten; es half auch

nichts, daß Christjern I. alle Engländer und Irländer, die ohne seine Erlaubnis Handel trieben, für landflüchtig und friedlos erklärte; der Gewinn bei dem Handel muß wohl so groß gewesen sein, daß man um seinetwillen gern das Leben wagte, das ja überall in jenen unruhigen Zeiten keinen besondern Wert hatte. Auch lag das unglückliche Land so weit entfernt von allem Recht und Gesetz, daß die Verordnungen der Könige eigentlich nichts waren als leere Formeln.

Deswegen giebt uns die Geschichte Islands in jener Zeit ein deutliches Bild der Verwirrung und der Ohnmacht den Fremden gegenüber, das den Norden kennzeichnet: in Dänemark, Norwegen und Schweden trieben die Hansestädte ihren Handel mit List und Gewalt, auf Island traten die Engländer in ihre Fußspuren und erlaubten sich alle die Freiheiten, welche ihnen die Entlegenheit der Insel gestattete.

Und deswegen sahen, wie immer, so auch jetzt, die Bewohner von Rif mit den gemischtesten Gefühlen der Ankunft des fremden Schiffes entgegen, das auf ihre Küste zusteuerte und offenbar ein Engländer war. Sie hatten freilich noch mehr Grund als alle andern, die Engländer als Feinde zu betrachten; war doch hier am Strande, in der nächsten Nähe von Rif, der Lehnsmann des Königs, Björn Thorleifsson, vor ungefähr zehn Jahren von englischen Seeleuten erschlagen worden, deren Übergriffe er zu verhindern gesucht hatte. Ganz entbehren konnte man die Fremden jedoch auch nicht, denn jene Zeiten waren längst entschwunden, wo die Isländer selber ihre Waaren über das Meer geführt und andre dafür heimgebracht hatten. Deswegen fand man sich, wie hart es auch sein mochte, in das Unvermeidliche und beugte geduldig den Nacken unter dem Joche.

Das ist Richard Burlington! Ich kenne das Fahrzeug an dem hohen Vordermast! sagte einer der Männer zu den andern am Strande, während sich der Engländer der Küste näherte.

Das ist ein wahres Glück! meinte ein zweiter. Er sucht wenigstens keinen Streit und handelt ehrlich.

Ja, so ehrlich, wie ein Engländer handeln kann! erwiederte der erste. Er hieß Thorbjörn, war hochbejahrt, trug aber trotzdem seine riesenhafte Gestalt gerade und aufrecht. Traurig, daß es mit uns Isländern so weit gekommen ist, daß wir es dankbar anerkennen, wenn ein Fremder die Gesetze des Landes ehrt! fuhr er schwermütig fort. Das war ein andrer Menschenschlag, der in frühern Jahren hier gewohnt hat!

Das Klagelied hast du nachgerade oft genug gesungen, warf einer der Männer ein.

Wohl möglich! versetzte Thorbjörn. Grund genug habe ich dazu gehabt.

Jetzt steuerte das Schiff in den natürlichen Hafen, der sich bei Rif dadurch gebildet hat, daß sich eine schmale Klippe nach Osten hin im Bogen vorstreckt

und eine kleine Bucht mit einem schmalen Eingang umschließt. Die Schiffe liefen hier mit der Flut ein und lagen während der Ebbe im Trocknen. Es war ein englisches Kauffahrteischiff, wie sie in jener Zeit zu sein pflegten: dickbauchig, mit zwei Masten, die jeder ein paar Raasegel trugen, mit einem offenen Raum in der Mitte und hohen verdeckten Räumen vorn und hinten.

Die Isländer waren behilflich, das Fahrzeug so hoch wie möglich aufs Land zu ziehen, sie wechselten Grüße mit dem Schiffer und seinen Leuten und machten dann dem Ortsvorsteher Platz, der zuerst an Bord ging. Sein Amt war kein leichtes. Er mußte, sobald ein fremdes Schiff landete, mit dem Schiffer die Taxe besprechen, nach welcher die Waaren verkauft werden sollten, und da bares Geld selten war, so mußte man sich zur Zahlung der getrockneten Fische bedienen. War man über die Taxe, den sogenannten „Kaufsatz," einig geworden, so verkündete sie der Ortsvorsteher laut und deutlich und forderte alle auf, sich darnach zu richten. Gleichzeitig wurde an der Handelsstelle eine Fahne aufgesteckt, zum Zeichen, daß der Friede nicht gebrochen werden dürfe, und daß der Markt unter dem Schutze des Gesetzes stehe.

Am nächsten Vormittage kam der Prediger von Ingjaldshol, Sira John, nach Rif hinunter, nicht um Handel zu treiben, sondern um nach Neuigkeiten zu fragen und mit den Engländern zu sprechen. Er war in Schweden geboren, hatte mehrere Jahre im Auslande studirt und sich größtenteils in England aufgehalten, von wo aus er seiner Zeit mit einem der Bischöfe gekommen war, mit denen dies Land die Insel zu versorgen pflegte. Er war ein gelehrter Mann, der nicht allein in der klassischen Literatur bewandert war, sondern der auch eine große Vorliebe für geographische Studien hatte. Nach besten Kräften verfolgte er die Entdeckungen, die auf diesem Gebiete gemacht wurden. Da ihm aber bei der Entlegenheit der Insel jeglicher Verkehr mit studirten Männern fehlte und auch die Erlangung von Büchern zu jenen Zeiten unüberwindliche Schwierigkeiten bot, so konnte er im Grunde sein Wissen nur erweitern, indem er sich mit den Fremden unterhielt, welche die Insel besuchten, und die Mitteilungen, die er durch diese erhielt, waren oft im wahren Sinne des Wortes „Schiffergeschichten." So waren im Laufe der Zeit seine geographischen Begriffe zu einem wirren Gemisch von wirklicher Gelehrsamkeit und dichterischen Phantasien geworden.

Er betrachtete seinen Aufenthalt auf Island — wo er bereits zehn Jahre war — als eine Art Verbannung und die Eingebornen als Barbaren. Dies verhinderte ihn aber nicht, seine Gemeinde mit großer Liebe zu umfassen und sein Amt mit treuer Sorgfalt zu üben. Die natürliche Folge davon war, daß die Gemeinde den „englischen Prediger," wie er allgemein hieß, sehr gern hatte und seine Absonderlichkeiten, sowie seine Ungewandtheit in der Sprache der Insel mit Nachsicht behandelte.

Als Sira John an jenem Vormittage zu dem Schiffe hinabkam, das jetzt

auf dem Lande stand, und den Schiffer Richard Burlington begrüßen wollte, der ihm aus frühern Jahren wohl bekannt war, erblickte er diesen im Gespräch mit einem Fremden, dessen Kleidung und äußere Erscheinung deutlich zeigten, daß er nicht zur Mannschaft des Schiffes gehörte.

Es war ein schöngewachsener Mann, etwas über Mittelgröße, mit länglichem Gesicht, krummer Nase und hellen Augen. Abgesehen von dem lebhaften Blick derselben, war die dunkle Gesichtsfarbe des Fremden das auffallendste an ihm — sie kennzeichnete ihn als Südländer. Auch war sein Haar, obwohl er kaum dreißig Jahre zählen mochte, bereits völlig ergraut.

Der Schiffer begrüßte den Prediger herzlich und sagte, er komme wie gerufen, er habe gerade mit dem Fremden, den er als den wohledeln Sir Christoph Dove vorstellte, von ihm gesprochen. Es ist ein vornehmer Portugiese, fügte er leise, zu dem Prediger gewandt, hinzu, der, Gott weiß warum, auf den Einfall gekommen ist, sich hier oben umzusehen. Ich habe ihn für Geld und gute Worte mitgenommen und versprochen, ihm nach besten Kräften behilflich zu sein; jetzt richte ich nun die Bitte an euch, ihn gegen gebührendes Kostgeld während der Monate, wo ich hier liege, bei Euch in Euerm Hause aufzunehmen. Es wird Euch nicht gereuen; er ist eine ehrliche Seele, hat aller Herren Länder bereist, er kann Euch mehr erzählen als ich oder meinesgleichen.

Sira Johns Antlitz strahlte vor Glück bei dem Gedanken an die Aussicht auf diese lehrreichen Gespräche; ehe er sich aber an den Fremden wandte, fragte er den Schiffer noch, ob sein Begleiter auch Englisch spreche. Ja, verständlich kann er sich schon machen, lautete die Antwort, aber Latein spricht er wie ein Geistlicher!

Nachdem er diese in hohem Grade beruhigende Antwort erhalten hatte, drückte Sira John dem Fremden in gewählten lateinischen Worten seine Freude aus, einen so seltenen und ausgezeichneten Gast bei sich zu sehen, und die Hoffnung, daß Sir Dove vorlieb nehmen werde unter seinem bescheidnen Dache.

Der Fremde erwiederte darauf in ebenso schönem und fließendem Latein, wie glücklich er sich schätze, in ultima Thule einen solchen Wirt angetroffen zu haben, und daß er das ihm so freundlich entgegengebrachte Wohlwollen niemals vergessen werde.

Jetzt mischte sich auch der Schiffer in das Gespräch und sagte, daß er am Nachmittage einen Mann mit Sir Doves Kiste nach Ingjaldshol senden wolle; dieser könne ihm dann ja auch den Weg zeigen. Der Prediger aber, der froh wie ein Kind war über seine Beute, wollte diese keinen Augenblick aus den Händen lassen und machte dem Fremden deswegen den Vorschlag, ihn gleich auf seinen Pfarrhof zu begleiten. Hiergegen hatte Sir Dove natürlich nichts einzuwenden, und so machten sich denn beide auf den Weg.

Während sie weiter landeinwärts schritten, kam im Süden der mächtige Snefjäldsjökel mehr und mehr zum Vorschein. Sir Dove fühlte sich tief er-

griffen von dem großartigen Anblick und richtete einige Worte der Bewunderung an seinen Begleiter. Dieser aber, dem die Aussicht etwas alltägliches war, und der eine zu tiefe Verachtung von der Gegend empfand, in der er zu leben verdammt war, ging nicht auf die Äußerungen des Fremden ein. Endlich erreichte man Ingjaldshol. Sira John bezeichnete mit einem Achselzucken und einem halb mitleidigen Lächeln den Pfarrhof als seine Wohnung und bat Sir Dove einzutreten. Er führte ihn ins Wohnzimmer mit der Bitte, es sich so bequem wie möglich zu machen, und verließ ihn dann, um, wie er sagte, für einen Imbiß zu sorgen, in Wirklichkeit aber, um mit Thorbjörn zu sprechen.

Der alte Thorbjörn, der am verflossenen Tage das englische Schiff schon von weitem erkannt und der seinem Unwillen gegen die Fremden Luft gemacht hatte, war der Hausgenosse des Predigers. Obwohl er einem alten, rühmlich bekannten Geschlecht entstammte, hatte er doch in seinen jungen Jahren lange Reisen mit ausländischen Schiffen gemacht, etwas, was die Isländer im allgemeinen nicht zu thun pflegen. Als er älter geworden war, ließ er sich in der Heimat nieder, und als Sira John Prediger in Ingjaldshol und Froddaa wurde und im Anfang kein isländisches Wort verstand, da trat Thorbjörn trotz seines Fremdenhasses als Dolmetscher zwischen ihm und den Bewohnern der Insel auf. Er nahm seinen Aufenthalt im Pfarrhofe, anfänglich nur für eine kurze Zeit; aber er und Sira John konnten einander, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen, ihrer Bildung und ihrer Interessen, nicht mehr entbehren, und so war es denn ganz selbstverständlich, daß Thorbjörn für immer dort blieb. Jetzt besorgte er die Wirtschaft und nahm dem Prediger alle weltlichen Geschäfte ab, die dessen Beruf mit sich brachte. Die langen Winterabende verflossen beiden verhältnismäßig schnell, denn Thorbjörn erzählte dann von seinen Reisen und von all dem Merkwürdigen, was er erlebt und gesehen hatte, Sira John teilte ihm alles mit, was er gelesen und studirt hatte, ja er lehrte ihm sogar so viel Latein, daß sich der Alte auf eigne Hand mit einem leichteren Schriftsteller beschäftigen konnte.

Im übrigen hatte Thorbjörn nur wenig Verkehr, und Verwandte besaß er nicht. Er unternahm oft lange, einsame Wanderungen, und man konnte ihn an der Küste sitzen und auf das Meer hinausstarren sehen, aber er war verschlossen und wortkarg. Sprach er einmal, so war es sicher, um zu beklagen, daß die Gegenwart so entartet sei, daß ein so jämmerliches Geschlecht die Insel bevölkere. Das mochte natürlich niemand hören, und trotzdem war Thorbjörn, wenn auch nicht beliebt, so doch allgemein geachtet; selbst wenn man ihm nicht einräumen wollte, daß er im Grunde Recht habe, mußte man doch Ehrfurcht vor ihm empfinden, der so die Größe der entschwundenen Zeit in Ehren hielt und sie gleichsam vergegenwärtigte; und dann war man allgemein der Ansicht, daß Thorbjörn entweder einen großen Kummer erlitten habe oder über ein Geheimnis brüte, das alle seine Gedanken in Anspruch nehme.

Es lag dem Pfarrer daran, mit Thorbjörn zu sprechen, ehe dieser den neuen Gast sah, und ehe er erfuhr, daß dieser mehrere Monate in Ingjaldshol bleiben würde, denn Sira John, der den Haß seines Hausgenossen gegen die Fremden kannte, war nicht sicher, daß Thorbjörn Sir Dove gegenüber seinem Unwillen Zügel anlegen würde, wenn er nicht auf die Anwesenheit desselben vorbereitet war.

Es ging indessen besser, als zu erwarten gewesen war: Thorbjörn erklärte sofort, daß er gegen den Fremden, der ja kein Engländer, sondern ein Portugiese war, nicht mehr habe als gegen alle andern Menschen, und hoch erfreut über den glücklichen Ausgang seiner diplomatischen Sendung kehrte der gute Sira John zu seinem Gaste zurück. (Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Gerichtsvollzieher. Bei der Erörterung über die Gebührenordnung für Rechtsanwälte und die Aenderung des Gerichtskostengesetzes in der Justizkommission des Reichstages wurde unter andern Fragen der Justizgesetzgebung auch die gegenwärtige Stellung der Gerichtsvollzieher gestreift. Nach Zeitungsmitteilungen sollen die Vertreter der verbündeten Regierungen folgenden Standpunkt in dieser Sache eingenommen haben: Ueber die Abänderung der Einrichtung der Gerichtsvollzieher seien Verhandlungen angeknüpft worden, die aber bisher zu keinem Erfolg geführt hätten. Die Mehrheit der verbündeten Regierungen sei der Ansicht, man müsse der Einrichtung zunächst noch Zeit lassen, sich zu bewähren, ehe man über ihren Wert endgiltig urteilen könne.

Wir sind nun gewiß die letzten, die gleich nach Aenderungen unsrer Gesetzgebung rufen, wenn uns etwas nicht gefällt; wir haben in dieser Zeitschrift vielmehr stets den Standpunkt vertreten, daß gerade in unsrer Gesetzgebung das ewige Aendern vom allergrößten Uebel sei, und daß man lieber etwas weniger Gutes mit in Kauf nehmen solle, als das Rechtsbewußtsein des Volkes durch fortdauerndes Experimentiren zu erschüttern. Allein bei aller Aufrechthaltung dieses Standpunktes glauben wir doch fordern zu dürfen, daß bald, möglichst bald, wenn auch nicht Abschaffung, so doch eine durchgreifende Aenderung in der Stellung und namentlich auch in dem Einkommen der Gerichtsvollzieher eintrete. Der Verfasser dieser Zeilen steht mitten in der Praxis. Er bestreitet, wie er das schon früher gethan hat, auch jetzt noch, daß die Gerichtskosten namentlich für kleine und mittlere Sachen, also die große Mehrzahl, zu hoch seien. Die Klagen des Publikums, die deshalb laut werden, richten sich an sich gar nicht gegen die Gerichtskosten allein; sie richten sich gegen die Höhe derjenigen Beträge, die aufgewendet werden müssen, um heutzutage in Deutschland einen Rechtsstreit zu führen und seinen Zweck, nämlich die Herbeiführung des staatlichen Zwanges bei Geltendmachung eines Rechtsanspruchs, zu erreichen. Diese Beträge setzen sich zusammen aus Gerichtskosten, Anwaltsgebühren und Gerichtsvollziehergebühren, von denen die letzteren namentlich bei Zwangsvollstreckungen gar nicht unbedeutend sind. Ermäßigt man einen dieser drei Teile, aus denen sich in den Augen des Publikums die jetzigen

Gerichtskosten zusammensetzen, so ermäßigt man diese Kosten überhaupt. Zweifellos sind die Gebühren und überhaupt das Einkommen der Gerichtsvollzieher nun geeignet, eine Ermäßigung und teilweise eine namhafte Herabsetzung zu ertragen. Wir wollen dem Stande der Gerichtsvollzieher nicht zu nahe treten. Allein diese aus der französischen Gesetzgebung herübergenommene und ganz undeutsche Einrichtung hat doch eigentlich im großen und ganzen rein mechanische Aufgaben zu erfüllen. Oder ist die Aufgabe einer Zeugenladung oder einer Ladung überhaupt zur Post oder die Einhändigung eines Schriftstückes an eine Person und die Ausfüllung eines vorgedruckten Formulars etwas andres? Stellt die Vollziehung einer Pfändung, die Ausweisung eines zahlungssäumigen Schuldners große Anforderungen an den ausführenden Beamten? Haben diese Amtshandlungen nicht lange Jahre unsre alten Gerichtsdiener zur vollen Zufriedenheit und für wenig Geld vorgenommen? Warum also eigne Beamte mit juristischer Halbbildung und einer durchschnittlichen Gebühreneinnahme, die fast in allen Fällen die der Richter, ihrer Vorgesetzten, bei weitem übersteigt? Sind doch Gerichtsvollzieher mit 10000 Mark Reineinnahme vorhanden, und ein Einkommen von 5- bis 6000 Mark ist bei diesen Beamten gar nicht selten, während die Richter erster Instanz, abgesehen von den Hansestädten, in ganz Deutschland es nicht über 6000 Mark jährlich bringen können. Hier werden große Summen des Nationalvermögens — ohne ersichtlichen Zweck — vergeudet. Mit Recht hat eine Zeitung kürzlich darauf hingewiesen, daß eine Gesetzgebung, welche das Glück habe, sich eines so ausgezeichneten Apparates wie des deutschen Postwesens bedienen zu können, nicht die Zustellung durch einen besondern Beamten, der überdies in den meisten Fällen selbst die Post benutzt, als unbedingte Voraussetzung für den Erlaß eines Zivilurteils vorzuschreiben brauche, daß es vielmehr genüge, wenn die Zustellung der Klage, der Ladungen und dergleichen etwa durch eingeschriebene Briefe oder etwas dem ähnliches unmittelbar von dem Gerichtsschreiber oder der Partei aus vorgenommen würde. In gleicher Weise ist es in vielen Fällen nicht nötig, Zwangsvollstreckungen Beamten von der Stellung der Gerichtsvollzieher zu übertragen. Aber selbst dann, wenn man zur Vornahme von Vollstreckungshandlungen die Gerichtsvollzieher allein geeignet hielte, warum giebt man ihnen Gebühren, die zur Wichtigkeit ihrer Amtshandlungen in keinem Verhältnis stehen? Warum ist z. B. die Vorschrift aufgenommen, daß ein Gerichtsvollzieher, der in einem Orte an einem Tage mehrere Pfändungen vornimmt, für jede einzelne Handlung seine Reisekosten vollständig anrechnen kann, obwohl er die Reise nur einmal macht? Das sind Mißbräuche, die sehr gut beseitigt werden können, ohne dem Gebäude der Zivilprozeßordnung zu schaden. Im Gegenteil, viele Klagen über die Höhe der Gerichtskosten werden verstummen, wenn hier angesetzt und gründlich geändert wird. Dem Staate, der jetzt, wie üblich, das ganze Odium der Gerichtskosten wegen zu tragen hat, während er in jedem Jahre weniger einnimmt, kann nur dadurch genützt werden.

Kaspar Hauser und kein Ende. Kaspar Hauser, dieses stets mit Unrecht als „Nürnberger Findling" bezeichnete „Kind Europas," kann noch immer keine Ruhe finden. Die ohnehin schon umfangreiche Hauserliteratur wächst von Jahr zu Jahr, ohne daß hierdurch der Schleier von dem Geheimnis gelüftet würde. Kürzlich ist die Welt wieder mit einem umfänglichen Werke über Hauser*) beglückt

*) Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende von Antonius von der Linde. 2 Bde. Wiesbaden, Chr. Limbarth, 1887.

worden, das, wenn es auch viel Licht in die Sache bringt, doch das Problem auch nicht ganz zu lösen vermag.

Da ich beim verehrlichen Leser wohl die Kenntnis von Hausers Lebensgang voraussetzen darf, beschränke ich mich darauf, an der Hand der neuesten Biographie hier einige auffallende und sonderbare Episoden zu beleuchten. Daß Kaspar Hauser nicht der „vollkommene Engel" Daumers, nicht der „von einem wahrhaft heiligen Wahrheitsgefühl" durchdrungene des Dr. Preu, auch nicht der „Tiermensch" Binders oder der „Wundermensch" Feuerbachs war, sondern vielmehr ein Bursche, der infolge seiner Verlogenheit in Verbindung mit einer gänzlich verkehrten Behandlung und einer unvernünftigen Erziehungsweise zum Phänomen wurde, in Wirklichkeit aber durch andre zum Betrüger geworden war, ist heute nicht mehr zu bezweifeln. Als Hauser in Nürnberg ankam, war es sicher nicht seine Absicht, dort die Rolle eines Betrügers zu spielen, es lag ihm fern, als das Objekt eines „Verbrechens am Seelenleben" aufzutreten; erst durch das in ihn Hineingeredete und dann in derselben Weise wieder Abgefragte ist seine „Lebensgeschichte" entstanden, die mit Recht eine Legende genannt wird.

Kaspar Hauser kam in Nürnberg am 26. Mai 1828 mit starken Schritten am Unschlittplatz bestaubt an, er ging ohne Stock, war vollständig bekleidet, hatte Stiefel an den Füßen, die ihm zu klein waren, also das Gehen noch dazu erschwerten, sprach mit einigen Männern verschiedenes deutlich im altbaierischen Dialekt, war durchaus nicht über die Menschen, Häuser und Tiere erstaunt, sondern zeigte sich vielmehr gleich mit den Pferden vertraut — und dieser Bursche, der schon bei seiner Ankunft sprechen, lesen und schreiben kann und hierin mehr Kenntnisse besitzt, als ein normales Kind in vier Wochen erlangen kann, behauptet später, als Ergebnis des in ihn Hineingefragten, viele Jahre in einen „Käfig" eingesperrt zugebracht, nie einen Menschen, ein Gebäude, eine Blume, die Sonne, den Mond, überhaupt nichts vom Weltall gesehen zu haben, ja er versichert, Sprechen, Lesen und Schreiben in seinem dunkeln Kerker in zwei Stunden erlernt zu haben, legt von seinen Fähigkeiten hierin Beweise vor, zeigt sich auf ein Pferd gesetzt sofort als geübter Reiter, hört öfter Glockengeläute, ohne darüber verwundert zu sein, und erst auf Befragen hat er es nie gehört, hat nie einen Donnerschlag vernommen, nie ein menschliches Gesicht gesehen, selbst das seines Pflegevaters nicht, der ihm Lesen, Schreiben und Sprechen, ja sogar Gehen gelehrt hat, mit dem er einige Tage und Nächte nach Nürnberg gegangen war. Derselbe Junge, der im Gras unter Regen im Freien zugebracht hat, der mit Stiefeln angethan in Nürnberg mitten in der Stadt Leute anspricht, will kein Gras, keine Sterne, kurzum nichts gesehen und gekannt haben und will in Stiefeln nicht gehen können. Wer soll das heute noch glauben? Und doch hat zu seiner Zeit alles gläubige Hörer gefunden, die später, als ihnen die unzähligen Widersprüche auffielen, nicht mehr umkehren konnten, ohne sich dem Spott auszusetzen, und deshalb den selbst nicht mehr anerkannten Glauben immer weiter verfochten. Vieles ist an der Geschichte Hausers merkwürdig, vieles ist noch unklar und wird es auch bleiben, aber das ist klar, daß seine Einkerkerungsgeschichte in der Weise, wie sie bekannt wurde, erdichtet war, erdichtet nicht von ihm selbst, sondern mit seiner Beistimmung erdichtet von andern, und ferner steht es fest, daß sein Lebensgang eine Bahn eingeschlagen hatte, die er ohne die widersinnige Ausforschungsmethode nie genommen haben würde.

Die Juristen Feuerbach und Tucher selbst haben ihre Hausergeschichte seiner Zeit bescheiden einen Indizienbeweis genannt. Da Hausers Taufschein fehlt und

eine Entdeckung seiner Mutter jetzt wohl nicht mehr möglich sein dürfte, wird seine Herkunft genau wohl nie mehr zu ermitteln sein. Er kam jedenfalls von der altbaierisch-österreichischen Grenze nach Nürnberg, nicht mit einem fertigen Plane, seine ihm dort erst aufgenötigte Rolle zu spielen, sondern mit dem ernsthaften Vorsatz, als Kavallerist beim Militär einzutreten. Er selbst hat, als entsprungener Landstreicher oder durchgebrannter Bauernbursche, Stalljunge oder sonst etwas, verschiednes zu verheimlichen gehabt und Nachfrage verhindern wollen. Und das ist ihm durch das Zusammenspiel von Menschen und Umständen so gut gelungen, daß aus diesem Senfkorn der Riesenbaum der Hauserromantik hervorgewachsen ist, die jetzt durch A. von der Linde in seinem Werke, das von dem Standpunkte ausgeht, daß „aufmerksam beobachten, wie es gemacht wurde," das einzige vorhandene Problem sei, gründlich abgethan wird. J. Br.



Literatur.

Der Mensch. Von Dr. Johannes Ranke. 2 Bde. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1887.

Ein mit einer Fülle prachtvoller Abbildungen und Tafeln ausgestattetes großartiges Werk, dessen erster Band Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers, dessen zweiter die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen beschreibt. Wir haben in Deutschland noch nicht so viel derartige glänzende Popularisirungen in vornehmem Stil wie die Engländer. Aber gewiß ist es als ein Fortschritt zu begrüßen, daß auch bei uns in solcher Weise das zum Gemeingut der Gebildeten gemacht wird, was sonst nur die Fachgelehrten beherrschen; zumal wenn es sich um das anziehendste Studium von allen handelt, den Menschen selbst. Das Werk ist eine wahre Fundgrube der mannichfachsten Belehrung und durchaus geeignet, sehr viel Unwissenheit und thörichtes Geschwätz zu beseitigen. Der Verfasser steht hoch und unparteiisch über den banalen Bestrebungen gewöhnlicher populärer Effekthascher, denen es vor allem darauf ankommt, den Menschen für ganz dasselbe wie Tier und Affen auszugeben; er thut den merkwürdigen Ausspruch, daß „die niedrigsten Wilden" bezüglich der Hauptproportionen das von den Affen am weitesten abliegende Extrem der menschlichen Körperbildung darstellen. Dennoch überrascht es ein wenig, daß er die menschenähnlichen Affen, als verstünde sich das ganz von selbst, unter den vorgeschichtlichen Menschenrassen anführt, wenn auch ihre Beschreibung sehr lehrreiche Vergleichspunkte darbietet.

Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 46. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im Juni 1887. Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Belgien und die sozialpolitische Frage.

elgien ist bekanntermaßen das Ideal der Liberalen, soweit sie Doktrinäre sind, die Verwirklichung ihrer Wünsche auf verfassungsmäßigem Gebiete, der Musterstaat des Parlamentarismus, der alleinseligmachenden Form des politischen Lebens, die sich, wenn man den Herren glauben darf, überall bewähren muß. Schade nur, daß die Erfahrung die letztere Behauptung bis jetzt nicht bestätigt hat, daß sie seit einiger Zeit selbst am lebendige Thatsache gewordenen Ideale, am Muster, zweifeln läßt, und daß hier gerade in Betreff der wichtigsten Frage des innern politischen Lebens, wie man zu sagen pflegt, guter Rat teuer ist. In Österreich verewigt der Parlamentarismus den Streit der Nationalitäten, in Frankreich läßt er keine Regierung mit Aussicht auf Dauer aufkommen, in Belgien zeigte er sich bisher ganz und gar unfähig, die soziale Frage auch nur annähernd zu lösen, die in dem stark bevölkerten Fabriklande von solcher Bedeutung ist, daß sie, wenn den betreffenden Übelständen nicht bald abgeholfen wird, mit einer Katastrophe endigen muß. Weder die jetzt am Ruder stehende Partei noch die gegenwärtig in der Minderheit befindliche und folglich Opposition machende wußte einen Ausweg aus der Not und Verlegenheit zu finden, und ebenso wenig war dazu die katholische Kirche imstande, die nach wiederholter Versicherung unsrer Ultramontanen im Reichstage allein die Kraft besitzt, der sozialen Revolution in ihrer Entwicklung Halt zu gebieten.

Die Arbeiterunruhen, welche im März vorigen Jahres begannen und nach einer mehrmonatlichen Pause im jetzigen von neuem ausbrachen, hatten ihren Grund zunächst in der Bedrückung und Ausbeutung der arbeitenden Klassen durch die Kapitalisten, welche sie beschäftigten, und in Aufreizungen jener Klassen

durch anarchistische Wühler und Vereine, sodann aber und am letzten Ende in dem Geiste mißverstandener Freiheit, der die belgische Verfassung geschaffen hat, durchdringt und handhabt, und der weder der Ausbeutung Schranken setzen, noch die Wühler und ihre Presse hinreichend unschädlich machen und die Vereinsthätigkeit und das Versammlungsrecht genügend hemmen ließ. Es gab in Belgien keine Gesetze zum Schutze der Arbeiter, keine staatlichen Einrichtungen, die sie bei Unfällen, Krankheiten und für das Alter sicher stellten, und der Theorie nach durfte auch nichts der Art geschaffen werden; der Staat hatte sich alles Eingreifens in die wirtschaftliche Entwicklung zu enthalten, er sollte nur Wächter, und auch dies nur mit starker Beschränkung, nicht aber Schöpfer sein. Die Dinge sollten sich unter dem Schirme der Freiheit selbst ordnen und immer vollkommener gestalten. Nach der Theorie war das bestimmt zu erwarten, die Praxis aber entsprach dieser Meinung nicht, sie hatte nur tiefes Elend der Arbeiter und zuletzt bedenkliche Aufstände derselben zur Folge.

Die Unruhen begannen am 18. März 1886 in Lüttich mit der Zertrümmerung und Plünderung einer großen Anzahl von Läden, wogegen Polizei und Bürgergarde mit Waffengewalt einschritten. Acht Tage vorher stellten die Kohlenbergleute der Gruben in der Umgegend von Charleroi, die sich über zu niedrige Löhne beklagten, die Arbeit ein, verstärkten sich durch Zuzug aus den benachbarten Fabriken und verübten allerlei Unfug und Verbrechen. Mehrere Fabriken wurden verwüstet, zahlreiche Glashütten zerstört, verschiedene Geschäftshäuser ausgeplündert. Die prachtvolle Wohnung des großen Glasfabrikanten Baudoux ging in Flammen auf. Ärgeres war von den wütenden Rotten beabsichtigt, als Truppen unter General Vandersmissen anrückten und dem Unwesen ein Ende machten. Mehrmals kam es dabei zur Anwendung der Schußwaffe, unter anderm bei Roux, wo die Aufständischen 26 Tote auf dem Platze ließen. Erst allmählich wurde es wieder ruhig, und die feiernden Arbeiter nahmen ihre Beschäftigung wieder auf. Am 30. März berichtete der Ministerpräsident Beernaert in der Kammer über diese Vorgänge, wies auf die Ursachen der industriellen Krisis hin, die sie nach ihm allein hervorgerufen hatte, und suchte sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, zu spät militärisch eingeschritten zu sein. Um den Arbeitern Beschäftigung und Verdienst zu verschaffen, sollten öffentliche Arbeiten unternommen und zu diesem Zwecke eine Anleihe von 43 Millionen Franken aufgenommen werden. Zur Prüfung der belgischen Arbeiterverhältnisse wurde eine Kommission eingesetzt, die dann ein Programm mit verschiedenen Reformen entwarf. Zu gleicher Zeit tagte in Gent während der letzten Aprilwoche ein Sozialistenkongreß, der ebenfalls ein Programm aufstellte, welches aber neben manchem verständigen Verlangen, wie Gesetze zum Schutze der Arbeiter nach deutschem Muster, Errichtung von Arbeiterkammern, Einführung des obligatorischen unentgeltlichen Volksunterrichts, auch viel Unvernünftiges, z. B. allgemeines Wahlrecht, Auf-

hebung des persönlichen Eigentums, Trennung von Kirche und Staat, Einziehung der Kirchengüter und Beseitigung des Senats und des Königtums, enthielt. Am 13. Juni folgte darauf in Brüssel eine Versammlung von Delegirten der Arbeiterpartei des Landes, in welcher Fortsetzung der Propaganda für allgemeines Stimmrecht und für den Fall einer Verweigerung dieser Forderung allgemeine Arbeitseinstellung, sobald die Partei die dazu erforderliche Kraft erlangt hätte, beschlossen wurde. Eine neue großartige Kundgebung sollte am 15. August, dem Nationalfeiertage der Belgier, in der Hauptstadt erfolgen. Da die Regierung Grund hatte, zu befürchten, es werde dabei zu Unruhen revolutionärer Art kommen, so traf sie durch Bereitstellung von Truppen und Einberufung der Bürgergarde rechtzeitig militärische Maßregeln, und so verlief der Zug von 20000 Arbeitern, mit dem die Partei am 15. August in den Straßen demonstrirte, ohne Schaden. Der Generalrat der Partei übersandte dem Ministerpräsidenten eine Adresse, die er der Kammer vorlegen sollte, und in welcher Abänderung der Verfassung und Einführung des allgemeinen Wahlrechts verlangt und darauf hingewiesen wurde, daß bei Nichterfüllung dieses Begehrens eine verhängnisvolle Krisis für das gesamte Land eintreten werde. Am 26. September versammelte sich in Lüttich ein katholischer Kongreß für soziale Reform, an dem auch Deutsche und Franzosen teilnahmen und bei dem sich der Bischof Korum von Trier für Einführung der Unfall- und Krankenversicherung, wie sie in Deutschland bestehe, aussprach. Die belgischen Mitglieder nahmen aber an dem Zwange, der dabei den Arbeitern und Fabrikanten auferlegt war, Anstoß und bequemten sich nur aus Rücksicht auf Korum zu dem Beschlusse, es solle von seiten des Staates eine obligatorische Arbeiterversicherung eingeführt werden. Der 31. Oktober brachte eine neue Kundgebung in Charleroi, an der sich über 30000 Arbeiter beteiligten und bei der allgemeines Stimmrecht und Amnestie für die inzwischen wegen des Märzaufstandes verurteilten die Losung waren. Die letztern hatten Strafen getroffen, die zum Teil sehr schwer waren, indem sie in zwanzigjähriger oder lebenslänglicher Zwangsarbeit bestanden. Einer der Hauptwühler, der heruntergekommene Advokat Defuisseaux, welcher als Verfasser eines weitverbreiteten „Volkskatechismus“ wesentlich zum Ausbruche der Unruhen beigetragen hatte und jetzt zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt wurde, war inzwischen nach Holland entflohen. Ein andrer Führer der Sozialisten, Anseele, der nach dem Gemetzel bei Roux in öffentlicher Versammlung den König als „ersten Volksmörder“ bezeichnet hatte, wurde von der Anklage der Beleidigung der Person des Königs freigesprochen — natürlich durch Geschworne, durch Vertreter der liberalen „öffentlichen Meinung,“ in deren Bereich ähnliches nicht selten geäußert wurde. Der Stellvertreter des Bürgermeisters von Namur z. B., Schöffe Rouvaux, hielt bei einem Bankette liberaler Elementarlehrer eine Rede, in der er die massenhafte Absetzung von solchen, die infolge des klerikalen Volksschulgesetzes

erfolgt war, in höhnischen Worten dem Monarchen schuld gab, und als darauf durch königliches Dekret die Absetzung über ihn verhängt wurde, brachten ihm Vertreter der meisten liberalen Vereine des Landes begeisterte Huldigungen dar. Viel ernster und bedenklicher war, daß die Soldaten bei der großen Versammlung der Arbeiter, die einige Tage später in Charleroi stattfand, mit den Sozialisten fraternisirten, was den vielen Gründen, welche für Umgestaltung des belgischen Heerwesens sprachen, einen wichtigen neuen hinzufügte. Die belgische Rekrutirung ist eine Ungerechtigkeit und zugleich eine Gefahr. Jeder Militärpflichtige zieht dabei eine Nummer, und wenn dies vorüber ist, werden die, welche die niedrigsten Nummern gezogen haben, bis zur Ausfüllung der erforderlichen Zahl zurückbehalten. Wer von ihnen nicht dienen will, befreit sich, wenn er kann, von der Militärpflicht durch Zahlung von 1600 Franken. Infolge dieses Systems entzieht sich jeder Besitzende der Ableistung der Wehrpflicht, und nur das ländliche und städtische Proletariat ergänzt, teils, weil es sich eine niedrige Nummer gezogen hat, teils weil es sich für 1600 Franken zur Stellvertretung anbietet, die Reihen der Armee, die somit wenigstens zum Teil ein Söldnerheer ist und wegen ihrer Zusammensetzung aus Proletariern, wie Vandersmissen berichtete, wenig Vertrauen verdienen würde, wenn es einen neuen Proletarieraufstand niederzuwerfen gelten sollte.

Die Abgeordnetenwahlen vom 8. Juni hatten die Reihen der Klerikalen verstärkt, sodaß die Kammer von jetzt an 98 Mitglieder von dieser Partei und nur 40 Liberale zählte. Am 9. November eröffnete der König die Kammern mit einer Thronrede, welche mehrere soziale Gesetzentwürfe ankündigte, die Rekrutirungsfrage hervorhob und Ausübung des königlichen Begnadigungsrechtes verhieß. Nach dieser Rede war in sozialer Hinsicht folgendes ins Auge gefaßt: Begünstigung der freien Bildung von Berufsgruppen, Herstellung neuer Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch Einrichtung von Schieds- und Einigungsämtern, Regelung der Frauen- und Kinderarbeit, Beseitigung der Mißbräuche bei Lohnzahlungen, Erleichterung der Wohnungszustände, endlich Einführung der Unfallversicherung und Altersversorgung. Mit der Zusage einer Begnadigung der Märzverbrecher ging es ziemlich rasch vorwärts. Zwar sprach sich der Ministerpräsident am 18. November im Senat gegen den Erlaß einer Amnestie aus, teilte aber mit, daß die bei weitem größere Hälfte der eingereichten Gnadengesuche bewilligt sei und die übrigen noch geprüft würden. Die Militärfrage dagegen nahm nicht den von vielen gewünschten Ausgang. Allerdings wurde von der Kammer einstimmig beschlossen, den Antrag Oultremonts auf Einführung der persönlichen Dienstpflicht in Erwägung zu ziehen, aber in der Frage, wie weit in der Reform zu gehen sei, ob man nur das Recht, sich von der Wehrpflicht loszukaufen, abschaffen oder letztere geradezu auf alle wehrfähigen jungen Leute erstrecken sollte, schieden sich die Ansichten. Die Liberalen waren für, die Klerikalen, Beernaert und der Kriegs-

minister Pontus an der Spitze, gegen das letztere, und schließlich wurde der Antrag Oultremonts mit großer Mehrheit abgelehnt. Auch mit den Maßregeln, welche den Beschwerden der Arbeiter abhelfen sollten, ging es nur langsam vorwärts, und die Erfolge der darauf gerichteten Erörterungen und Beschlüsse waren sehr wenig geeignet, zu befriedigen. Wie wir sahen, hatte die Regierung nach den Ereignissen des März 1868 einen Anlauf genommen, Reformen wenigstens vorzubereiten, indem sie eine Kommission zur Untersuchung der belgischen Arbeiterverhältnisse einsetzte. Diese ging in der That mit einigem Ernst an ihre Arbeit, aber die Vorschläge, die sie, auf ihre Erhebungen gestützt, zur Verbesserung jener Verhälnisse machte, waren so bescheidner und dürftiger Natur, daß man sie von vorn herein als ganz unzureichend bezeichnen durfte. Man wollte das sogenannte Trucksystem, nach welchem Fabrikanten ihre Arbeiter nicht in Geld, sondern in wohlfeil eingekauften und ihnen dann hochberechneten Waaren bezahlten, durch Verbot abschaffen, und das war immerhin eine Reform von Bedeutung. Aber schon bei der Frage der Kinderarbeit brachte man es nur mit Mühe zu Beschlüssen, und diese waren kaum Halbheiten zu nennen. Man einigte sich nach langen Erwägungen dahin, die Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren bei Arbeit, soweit sie „unterirdisch,“ d. h. in Kohlengruben stattfinde, ganz zu verbieten, soweit sie über der Erde vor sich gehe, auf einen halben Tag, und die von Kindern zwischen zwölf und fünfzehn Jahren auf dreizehn Stunden zu beschränken — Kinderarbeit von täglich dreizehn Stunden, wie menschenfreundlich und naturgemäß! Noch ärger stehen die Dinge in Bezug auf die Unfallversicherung. Hier soll auf keinen Fall ein Zwang stattfinden; denn die Verfassung verbürgt den Belgiern, Arbeitern wie Arbeitgebern, volle Freiheit, und ebenso wenig soll der Staat sich der Sache annehmen und sie beaufsichtigen, weil — je nun, weil das nach manchesterlicher Lehre vom Übel ist. Selbstverständlich könnte die Einrichtung ohne staatliche Leitung und Verbürgung nicht gedeihen, wenn die Kammern sie zum Gesetze erheben wollten. Das ist aber noch in weitem Felde und sehr zweifelhaft, wenn man an die Zusammensetzung und den Charakter der belgischen Kammern denkt, die keine Volksvertretung, sondern eine Vertretung der besitzenden Klassen, der Bourgeoisie sind, gleichviel, ob in ihnen, wie jetzt, die klerikale oder die liberale Partei, d. h. die Freidenker in religiösen und kirchlichen Dingen, die Freimaurer und ihr Anhang, die Mehrheit bilden. In wirtschaftlichen Fragen sind beide Parteien Gegner des Fortschritts und Freunde des Gehenlassens, der Enthaltsamkeit der Regierung. Beide Parteien vertreten gleich einseitig das Interesse der Leute mit dem großen Portemonnaie oder glauben es zu vertreten, wenn sie sich gegen Befolgung des Beispieles sträuben, welches ihnen die deutschen Nachbarn in ihrer neuen sozialpolitischen Gesetzgebung zur Nachahmung vorhalten. Es wird wahrscheinlich nicht lange währen, so werden sie Ursache finden, ihr selbstsüchtiges Zögern als unvorsichtig bitter zu bereuen. Allerdings ist in Belgien

vorläufig die Ruhe wiederhergestellt, nachdem sie auch in diesem Jahre wiederholt stark gestört worden war, und in den letzten Monaten kam es nur hie und da noch zu Gewaltthaten, die übrigens großenteils sich nur gegen die Fabrikanten und Grubenbesitzer richteten, welche durch schroffes Auftreten gegen ihre Arbeiter die ihnen früher aufgenötigte Rücksichtnahme jetzt wieder ausgleichen zu sollen meinten. Die Arbeitseinstellung, welche begonnen und bald eine weite Ausdehnung erreicht hatte, hat bald wieder der Rückkehr der Arbeiter in die Bergwerke, Hütten und Fabriken weichen müssen, nicht sowohl wegen des gegen die Massen aufgebotenen Militärs, als infolge des Mangels an Geldern zur Unterhaltung der vielen Streikenden. Die Streikkassen waren eben nicht gefüllt genug, als Voreiligkeit der Führer das Zeichen zur Niederlegung der Arbeit gab, und die Folge war, daß sie bald leer waren. Aber die Gefahr besteht fort, da die Zustände, aus denen sie erwachsen ist, fortbestehen. Die Arbeiter wissen, daß die Klassen, welche in Belgien Gesetze geben und nach der jeweiligen Parteimehrheit den Staat regieren, nicht geneigt sind, ihrer Not zu steuern und ihre Aussichten in die Zukunft besser zu gestalten. Sie hoffen von den Kammern und den aus ihnen hervorgehenden Parteiregierungen nichts mehr und verlangen ein Wahlgesetz, welches eine andre Vertretung ermöglicht, die nicht allein die Interessen der Besitzenden im Auge hat, sie verlangen in immer weiteren Kreisen und immer ungestümer das allgemeine Stimmrecht, das hier, wie man sieht, nicht sowohl eine politische als eine Magenfrage ist. Niemand kann ihnen verdenken, daß sie diesen Ausweg aus ihrem tiefen Elende suchen. Anderseits aber hat dieses Recht in Belgien weit größere Bedenken und Gefahren gegen sich als anderwärts, z. B. in Deutschland, wo die Regierungen schon seit vielen Jahrzehnten für die Bildung der untern Klassen Sorge getragen haben. Ließ sich dadurch auch nicht verhindern, daß große Massen der Arbeiter an die utopischen Lehren der Sozialdemokratie glaubten und darnach ihre Vertreter wählten, so ist darin doch die Möglichkeit gegeben, daß sie mit der Zeit ihr wahres Interesse erkennen und Erfüllbares von Unerfüllbarem zu scheiden wissen werden. Ganz anders steht es in Belgien, wo der Liberalismus sehr wenig für die Hebung des Volksunterrichts gethan hat und infolge dessen der Bildungsgrad der niederen Klassen unerhört gering und jedem, auch dem ärgsten politischen und sozialen Aberglauben, der ihnen gepredigt wird, zugänglich ist. Allerdings haben die beiden Parteien der herrschenden Klasse, welche abwechselnd von ihr an das Staatsruder gehoben wurden, sich sehr eifrig um die Schule gekümmert, aber immer nur in der Absicht, sie für ihre Parteiziele nutzbar zu machen, sie zu beherrschen und auszubeuten. Nicht die Hebung und Ausbreitung des Schulunterrichts wurde erstrebt, sondern von der einen Seite die konfessionslose, von der andern die von der katholischen Kirche geleitete, den Zwecken der Geistlichkeit dienende Schule. Die jetzt regierende klerikale Partei nötigte den Schulen priesterliche

Leitung auf, aber von einer Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, war unter ihr so wenig die Rede als unter ihren liberalen Vorgängern. Das wäre ja Zwang gewesen, und in dem parlamentarischen Musterstaate muß alles vom Geiste der „Freiheit," d. h. des individuellen Beliebens, durchweht sein. Jeder Zwang, auch der wohlthätigste, der Zwang zum Guten, zum Vernünftigen ist ausgeschlossen — ausgenommen natürlich, wo es sich um ein Parteiinteresse, richtiger um das Interesse der gerade herrschenden Partei, handelt. Beide Parteien sind durch das lange Ringen mit einander zu bloßen Cliquen geworden, ausgelebt und verkommen. Jetzt ist eine dritte in der Bildung begriffen, welche dem Staatskörper neues Blut und Leben einflößen will. Sie nennt sich die progressistische und bekennt sich zu einem Programm, welches, in einer während der Pfingsttage in Brüssel abgehaltenen Versammlung beschlossen, folgende Punkte enthält: Die Partei fordert und erstrebt 1. Ausdehnung des Wahlrechts auf alle belgischen Staatsangehörigen, welche lesen und schreiben können, während jetzt dieses Recht an einen Zensus, d. h. an die Entrichtung einer direkten jährlichen Steuer, gebunden ist; 2. unentgeltlichen, obligatorischen und vom Staate beaufsichtigten Volksschulunterricht; 3. vollständige Trennung der Kirche vom Staate; 4. Gleichheit der Wehrpflicht für alle Belgier, folglich Abschaffung des Ersatz- und Stellvertretersystems; 5. Durchführung einer gründlichen Sozialreform und Arbeitergesetzgebung. Diese Forderungen sind, abgesehen von der, welche Trennung von Kirche und Staat verlangt, durchaus verständig und nicht zu hoch gegriffen. Aussicht auf ihre Erfüllung durch die gegenwärtige Volksvertretung ist jedoch nicht vorhanden, und die neue Partei wird bedeutend wachsen müssen, wenn sie imstande sein soll, die Liberalen zu verjüngen und zu erfolgreichem Kampfe mit den Klerikalen zu befähigen. Wir fürchten, daß dies nicht eintreten wird, und sehen deshalb neuen Wirren entgegen, die sich so lange wiederholen werden, bis den Arbeitern zu Teil geworden ist, was sie nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit verlangen können.



Die Bestrafung der Trunkenheit.



Die maßlose Ausdehnung der Trunksucht in Deutschland, die mit jedem Jahre erheblich zunimmt, und die Erfahrung, daß die bisher gegen diese verwüstende Pest zur Anwendung gebrachten Kampfmittel sich als ziemlich ungeeignete und stumpfe Waffen erwiesen haben, führen mit Notwendigkeit dazu, die Aufmerksamkeit aller Gegner der Schnapspest und der physischen und moralischen Volks-

vergiftung auf schärfere, energischere Maßregeln zu lenken, welche nicht in dem Grade wie jene von der Blässe mattherziger Redensarten angekränkelt sind; sie müssen unbedingt die Frage wieder in den Vordergrund rücken, ob es nicht an der Zeit, ob es nicht ein dringendes Bedürfnis sei, gegen die Trunkenheit nach dem Vorbilde andrer Staaten strafrechtlich vorzugehen. Zum Glücke sind die Anschauungen über die Aufgaben, Rechte und Pflichten des Staates in Deutschland jetzt so entwickelt, daß an der Befugnis des Staates und der Gesetzgebung, die Trunkenheit zum Thatbestande einer strafbaren Handlung zu machen, kaum mehr ernstlich gezweifelt wird. Die Ansicht der Manchesterlehre bezüglich dieser Frage gehört zu den überwundenen Dingen, über welche die unter dem Donner der Kanonen von Sedan und Gravelotte herangewachsene Generation lächelnd zur Tagesordnung übergeht, sie ist von dem praktischen Leben und der Wissenschaft völlig zu den Toten geworfen worden. Die Behauptung, daß der Staat mit der strafrechtlichen Verfolgung der Trunkenheit das Gebiet des Rechtes überschreite und sich eines Angriffs in den Herrschaftskreis schuldig mache, welcher der Sittlichkeit und dem Walten sittlicher Freiheit vorbehalten sei, hat schon längst aufgehört, den Eindruck zu machen, den sie noch vor vier und fünf Jahren gemacht hat, und wer die Rechtsentwicklung im neuen Reiche mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt und beobachtet hat, weiß zur Genüge, daß die Bestrafung der Trunkenheit wahrlich nicht das erste Beispiel dafür ist, daß unser Staat eine Handlung, die vormals nur als unsittlich, nicht aber als unrechtlich und strafbar galt, unter das Machtgebot des Strafrichters stellt. Wenn der Staat zu der Überzeugung gelangt, daß die Trunkenheit einen solchen Umfang und eine solche Ausdehnung erlangt habe, daß sie eine der bedeutendsten Gefahren für die nationale Kultur und das gesamte Wohl des deutschen Volkes bedeutet, wenn er sich der Anerkennung der Thatsache nicht verschließen kann, daß sie nicht allein die wirtschaftliche Wohlfahrt des Einzelnen und der Gesamtheit, sondern auch die private und öffentliche Sittlichkeit schwer schädigt, dann ist es nicht nur sein Recht, sondern auch seine Pflicht, mit den geeigneten Strafen dagegen vorzugehen, und der Staat, der dies aus Prinzipienreiterei und Doktrinarismus unterließe, machte sich einer schweren Versündigung gegen seine heiligsten Pflichten, gegen den obersten Staatszweck schuldig. Mit denen, welche glauben, die wichtige Frage mit Rücksicht auf theoretische Gesichtspunkte schlechthin verneinen zu können, läßt sich gar nicht streiten, sie vermögen nicht einzusehen, daß die Erhaltung der ungestörten Wohlfahrt der Gesamtheit dem Staate mehr am Herzen liegen muß, als doktrinäre Liebhabereien. Die Grenzen des Strafrechtes lassen sich nun einmal nicht in unverrückbarer Weise theoretisch feststellen, die Bedürfnisfrage entscheidet auf Grund der in größerem oder kleinerem Umfange gemachten Erfahrung, ob Anlaß zur Gebietserweiterung gegeben ist, und alle Theorien in der Welt können keinen ausschlaggebenden Einwand bilden, wenn sie bejaht

werden muß. Daß ein Bedürfnis zur Bestrafung der Trunkenheit in Deutschland vorhanden ist, wird von keinem einsichtsvollen und vorurteilsfreien Beobachter des deutschen Volkslebens bestritten. Die verschiedensten gemeinnützigen Vereine und Versammlungen treten seit Jahren energisch dafür ein, daß von Reichs wegen für eine Befriedigung desselben gesorgt werde, und mögen im übrigen auch über die Heilung der sittlichen Schäden des Volkslebens die Ansichten und Vorschläge noch so weit auseinandergehen, in diesem Punkte ist man im großen und ganzen so ziemlich der gleichen Meinung. Die Theologen beider Konfessionen verlangen ebenso ein strafrechtliches Vorgehen gegen die Trunkenheit wie die Strafanstaltsbeamten, die evangelischen Synoden äußern nicht minder dahin gerichtete Wünsche wie die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft, die Armenpfleger sind in diesem Punkte mit dem Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke ganz einer Ansicht, Beweis genug, daß in den weitesten Kreisen das Bedürfnis als dringend anerkannt wird und man die Hoffnung hat, mit Hilfe eines schneidigen Trunkenheitsgesetzes und einer schneidigen Anwendung desselben dem heillosen Unwesen des Alkoholismus einigermaßen steuern zu können. Bereits im Jahre 1881 beschäftigte diese Frage die Reichsgesetzgebung. Es wurde damals von der Reichsregierung dem Reichstage ein Gesetzentwurf zur Bestrafung der Trunkenheit vorgelegt, dessen wichtigste Bestimmung in der zu seiner Beratung gewählten Kommission lediglich einer redaktionellen Änderung unterzogen wurde. Gleichwohl erlangte der Entwurf, um dessen Vorlegung sich die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft sehr bemüht hatte, aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen keine Gesetzeskraft, und seitdem wurde kein weiterer Schritt von der Regierung unternommen, eine Ergänzung oder Vervollständigung des deutschen Strafrechtes in dieser Richtung herbeizuführen.

Der Entwurf bedrohte jeden, welcher an öffentlichen Orten in einem nicht unverschuldeten Zustande ärgerniserregender Trunkenheit betroffen wird, mit Strafe. Die Reichstagskommission war mit der Beschränkung der Strafbarkeit auf diesen Fall vollkommen einverstanden, und sah sich nur veranlaßt, das „nicht unverschuldet“ in ein „selbstverschuldet“ umzuwandeln, was dem bisher von der Reichsgesetzgebung festgehaltenen Sprachgebrauche entspricht. Aus dieser Fassung geht mit Deutlichkeit hervor, daß die Reichsgesetzgebung nicht schon in der Trunkenheit an und für sich eine strafbare Handlung erblickte, sondern nur dann, wenn sie der Öffentlichkeit und zwar in einer solchen Weise gegenübertritt, daß hierdurch ein Ärgernis erregt wird. Wie das Gesetz auch in andern Fällen gewisse unsittliche Handlungen nur unter der Voraussetzung straft, daß sie öffentlich verübt werden und Ärgernis erregen oder doch zu erregen geeignet sind — Gotteslästerung, unzüchtiges Betragen, Tierquälerei —, so wollte es auch die Trunkenheit nur unter dieser Voraussetzung gestraft wissen; nur der Betrunkene, dessen Zustand auf öffentlichen Plätzen Ärgernis

erregt, sollte dem Gesetze verfallen, und selbst er sollte straffrei bleiben, wenn er die Trunkenheit nicht selbst verschuldet hatte. Diese Fassung, in welche der Gesetzgeber den Gedanken einkleiden wollte, daß die nicht unverschuldete Trunkenheit, welche rücksichtslos an die Öffentlichkeit tritt, sittliches Ärgernis zu geben geeignet ist, daß sie das öffentliche Interesse verletzt und deshalb der Ahndung des Strafrichters zu unterliegen hat, darf ohne Bedenken als eine solche bezeichnet werden, welche das Gebiet der Strafbarkeit nicht in einer für das nationale Rechtsbewußtsein unverständlichen Weise erweitert, was gerade in Deutschland von besondrer Wichtigkeit ist.

Das französische Gesetz vom 23. Januar 1873 geht weiter, es bestraft jede offenbare Trunkenheit, ivresse manifeste, ohne weiteres, ebenso das niederländische Gesetz vom 28. Juni 1881, welches jeden unter Strafe stellt, der sich auf öffentlicher Straße im Zustande offenbarer Trunkenheit befindet. Der Reichstagskommission lag die Bestimmung des ersteren Gesetzes zur Prüfung vor, und es entstand die Frage, ob man seine Fassung nicht der des deutschen Entwurfs vorzuziehen habe. Allein man gelangte zu der Überzeugung, daß das für die Strafbarkeit entscheidende Merkmal nicht in ihm enthalten sei, weil der Verstoß gegen die öffentliche Sittlichkeit erst dann als vorhanden angenommen werden könne, wenn durch die Trunkenheit Ärgernis gegeben werde. Auf diesem Standpunkte steht man auch heute noch in Deutschland, soweit man sich mit der Frage befaßt, insbesondre wird er von dem Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke geteilt, welcher sich zu Dresden im Jahre 1885 mit Entschiedenheit für die Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit in diesem Umfange aussprach und seitdem wiederholt bei der Reichsregierung vorstellig wurde, um eine baldige Erfüllung seiner Wünsche zu erreichen. Es läßt sich nun nicht bestreiten, daß es bedenklich ist, die Strafbarkeit einer bestimmten Handlung von dem Nachweise, daß damit Ärgernis gegeben worden sei, abhängig zu machen. Man muß bei dieser Formulirung notwendig ein gewisses Maß entwickelten Rechts- und Sittlichkeitsbewußtseins im Volke voraussetzen, welches an der Rechts- und Sittenwidrigkeit Anstoß nimmt. Diese Voraussetzung ist aber häufig gewagt, namentlich bei einem Vergehen, dessen strafbarer Charakter nur einer geschärften sittlichen Strenge erkennbar ist. Gerade bei der Trunkenheit, über die man in Deutschland leider Gottes so schlaff denkt und urteilt, ist es bedenklich, den strafbaren Charakter davon abhängig zu machen, daß durch sie Ärgernis erregt worden sei. Sodann ist es aber eine ganz falsche, privatrechtliche Anschauung, die Strafbarkeit einer Handlung, welche der Staat doch im öffentlichen Interesse ausspricht, nur dann als gegeben anzunehmen, wenn der oder jener daran Ärgernis genommen hat. Das erregte Ärgernis zum Merkmale des Thatbestandes eines Vergehens zu machen, ist eine Folge der verhängnisvollen Einwirkung privatrechtlicher Anschauungen auf das öffentliche Recht, eine Folge des überwiegenden Einflusses des Privatrechtes

und der einseitigen privatrechtlichen Ausbildung der Juristen. Es stünde besser um die Praxis des deutschen Strafrechtes, wenn dieser Umstand nicht zum Merkmal für den Begriff des strafbaren Unrechtes gemacht worden wäre. Es ist deshalb durchaus kein Grund vorhanden, dies bei der Bestrafung der Trunkenheit abermals zu thun, und die Erfahrung in verschiednen Bundesstaaten, welche durch das Polizeistrafgesetz Betrunkene mit Strafe bedrohen, wenn sie an öffentlichen Orten durch die Trunkenheit öffentliches Ärgernis erregen, ist durchaus nicht geeignet, eine Nachahmung als angemessen erscheinen zu lassen. Angemessener scheint es, die Trunkenheit stets dann zu bestrafen, wenn sie geeignet war, Ärgernis zu erregen. Diese Fassung bietet vor jener den bedeutenden Vorteil, daß bei ihr der Richter entscheidet, ob die Trunkenheit habe Anstoß erregen können, und wenn auch die Mißbilligung der Völlerei durch die deutschen Gerichte viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt, so bedarf es doch kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß der Richter im allgemeinen die Trunkenheit doch nicht ganz so mild beurteilt wie der Durchschnittslaie. Man macht nun allerdings gegen diese Fassung des Trunkenheitsvergehens geltend, daß sie der weitesten Auslegung Spielraum lasse und demgemäß die Gefahr der Anwendung des Gesetzes auch auf solche Fälle in sich schließe, bei welchen dies nach Lage der Sache nicht gerechtfertigt erscheinen würde. Man hat diese Bedenken auch in dem Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke geltend gemacht und unter anderm darauf hingewiesen, daß nach dieser Fassung auch Personen verurteilt werden könnten, welche von einer festlichen Vereinigung angeheitert zurückkehren und in der Weinlaune sich zu einer an sich unbedeutenden Ausschreitung hinreißen lassen. Diese Befürchtung ist gänzlich unbegründet; die strafrechtliche Praxis in Deutschland, welche schon bisher mit dem Begriffe „ärgerniserregend" umgehen mußte (Strafgesetzbuch § 360, Z. 13, Tierquälerei), bietet keinen Anlaß zu der Behauptung, daß eine ausdehnende Auslegung zu erwarten sei. Sodann muß aber betont werden, daß, wenn die öffentliche Trunkenheit überhaupt bestraft werden soll, die gesellschaftliche Stellung des Betrunkenen keinen Grund bietet, von der Strafe abzusehen oder auf ein milderes Strafmaß zu erkennen. Der betrunkene Student und der bezechte Referendar sollen ebensogut der Strafe unterliegen wie der Fabrikarbeiter und der Packträger, und es ist schwer zu verstehen, daß man in unserm Jahrhundert noch meinen kann, die Ausschreitung, welche die Folge eines in der vornehmen Weinstube angetrunkenen Rausches ist, sei anders zu beurteilen als die, die nach der Sauferei in der Branntweinkneipe begangen wird; es kann nur als eine heilsame Wirkung der strafrechtlichen Ahndung betrachtet werden, wenn in der Folge die bessere Gesellschaft Deutschlands die von Angehörigen ihres Standes verübten Trunkenheitsvergehen schärfer beurteilt als jetzt.

Im Augenblick werden auf Veranlassung der Reichsregierung Umfragen bei den Gemeindebehörden gehalten, um darnach zu beurteilen, in wie weit die

Reichsgesetzgebung in der Lage sei, den auf Bestrafung der Trunkenheit, Entmündigung von Gewohnheitstrinkern, Zwangsheilung derselben u. s. w. gerichteten Wünschen des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu entsprechen. Obgleich diese zur Zeit noch nicht abgeschlossen sind, läßt sich doch aus den bisher in die Öffentlichkeit gedrungenen Mitteilungen so viel entnehmen, daß die Bestrafung der ärgerniserregenden Trunkenheit der großen Mehrheit der befragten Behörden überaus wünschenswert erscheint, und es ist daher die Hoffnung nicht unbegründet, daß das deutsche Strafrecht wohl bald eine der notwendigsten und dringlichsten Ergänzungen erhalten wird. Über die mutmaßlichen Wirkungen dieser Neuerung ein Urteil abzugeben, ist schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, da es ganz auf die Art und Weise ankommt, wie die Rechtsprechung das neue Gebot anwenden wird. In Frankreich und den Niederlanden macht man von den Strafbestimmungen gegen die Trunkenheit einen ausgedehnten, energischen Gebrauch, und die Zahl der in beiden Ländern auf Grund derselben verurteilten Personen erreicht eine sehr beträchtliche Höhe; die Strafen, die man dort ausspricht, bewegen sich auch nicht mit einseitiger Vorliebe um die niedrigsten Maße des Gesetzes, sondern sie steigen bis zu einer ganz empfindlichen Stufe. Dieser vernünftigen, zweckentsprechenden Rechtspflege der französischen Magistratur ist es zuzuschreiben, wenn die erzieherische Wirksamkeit des Gesetzes von 1873 mit jedem Jahre mehr hervortritt. Nachdem es nunmehr seit vierzehn Jahren in Geltung steht, darf man wohl die seither bezüglich seiner Wirksamkeit gemachten Erfahrungen für genügend erachten, um die Behauptung aufzustellen, es habe sich als Kampfmittel gegen Völlerei durchaus bewährt. Ob man in Deutschland zu dem gleichen Ergebnis gelangen wird, ist zweifelhaft. Die unverständige Neigung zur Milde, welche in der deutschen Rechtspflege herrscht, und die geradezu unerhörte Berücksichtigung, die man jetzt der Trunkenheit als Strafausschließungs- und Strafminderungsgrund schenkt, sind nicht geeignet, große Hoffnungen zu nähren; es ist im Gegenteil zu befürchten, daß die Rechtsprechung die geringste Strafe des Trunkenheitsgesetzes in den meisten Fällen zur Anwendung bringen und so die strafrechtliche Ahndung zu einem Zerrbilde machen wird, es muß ernstlich besorgt werden, daß die alberne Sentimentalität und der kindische Humanitätsdusel sich bei Anwendung dieses Strafgesetzes in demselben verhängnisvollen Grade geltend machen werden, wie bei der des deutschen Strafgesetzbuches. Man wird also gut daran thun, auf eine baldige erzieherische Wirkung eines Strafgesetzes gegen die Trunkenheit nicht allzu große Hoffnungen zu setzen, um vor der sonst schwerlich zu vermeidenden Enttäuschung behütet zu werden. Allein wenn auch die praktischen Ergebnisse vielleicht nicht so bald zum Vorschein kämen, so wäre doch schon die Bestrafung der Trunkenheit ein wichtiger Fortschritt. Durch sie spräche der Staat in der schärfsten Form seine Mißbilligung der Trunkenheit aus, durch sie bekundete er, daß dieser Zustand nicht nur die Sitte, sondern

auch dem Rechte verwerflich erscheine und von ihm nicht geduldet werden könne. Diese staatliche Mißbilligung eines Lasters, über welches in weiten Kreisen noch so leicht gedacht und geurteilt wird, welches vielen ein ganz unschuldiges und ungefährliches Vergnügen zu sein scheint, kann und wird nicht ohne Einfluß auf die gesellschaftlichen Anschauungen sein, sie wird dazu beitragen, diese im Laufe der Zeit umzuändern und umzubilden und an Stelle der Schlaffheit sittliche Strenge zu setzen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus bietet der Erlaß eines Strafgesetzes gegen die Trunkenheit so große Vorteile, daß er nicht lebhaft genug ersehnt werden kann.



Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen.

Von Guntram Schultheiß.

(Fortsetzung.)

as Übergewicht, das die germanische und deutsche Art der einzelnen Persönlichkeit gewährt gegenüber den Formen und Bedingungen des Zusammenlebens, prägt auch jedem Lebensverhältnis seinen eigentümlichen Zug auf. Für allen Anschluß ist schließlich der freie Wille die Hauptsache, die Festhaltung des Anschlusses bildet die deutsche Tugend der Treue; und die Treue gegen sich selbst ist die Tugend der Stäte oder Beständigkeit, die in der mittelalterlichen Tugendlehre eine so hohe Rolle spielt. Aus der Treue, aus dem freiwilligen Festhalten an dem Gewählten, sind die mannichfachsten Gestaltungen deutschen Lebens, deutscher Sittlichkeit hervorgegangen. In uralter Zeit die eigentümliche Form der Gefolgschaft, später das Lehensverhältnis; und nicht minder beruht die Anhänglichkeit an Fürsten und Herrscher auf diesem Bedürfnis persönlichen Gemütsanschlusses. Wie oft hat sie unsern Dichtern Stoff gegeben, und wer möchte die schöne Gruppe im Stuttgarter Schloßgarten vergessen, die den Grafen Eberhard im Schoße des Unterthanen sicher schlafend darstellt?

Auch die Religion unsrer heidnischen Vorfahren durchzog die hohe Selbstachtung des Einzelnen, welche die ängstliche Beobachtung von Opfergebräuchen und Gebetsformeln fernhielt, wie sie dem griechischen und römischen Kultus angehören, um von andern Völkern ganz zu schweigen. Viel herzhafter rückte der Germane, der Deutsche sich seine Göttergestalten nahe, er unterwarf sie

viel mehr den Schranken und der Endlichkeit des Persönlichen, sodaß sie allerdings auch leichter vor dem Christentume dahinwelkten. Denn die Götterdämmerung, die mythische Erzählung von ihrem dereinstigen Untergange, gehörte doch vermutlich auch dem Glauben unsrer Vorfahren an, wenn wir sie auch in zusammenhängender Überlieferung nur von den Skandinaviern kennen. Aber auch den Göttern gegenüber ist die Hingabe der Persönlichkeit das Wertvollste; der Kriegsmann weihte sich als Hagestalt durch den Eisenring am Arm dem Kriegsgott als Gefolgsmann, und Wodan erhob die gefallenen Helden in seine Wolkenburg als seine Genossen im Kampfspiel und Schmaus wie beim letzten Vernichtungsstreit. Nach dieser Anschauung formte sich selbst dem christlichen Verfasser des Heliand im neunten Jahrhundert das Verhältnis des Gläubigen zu Christus, der als Gefolgsherr dargestellt ist. Wie weit auch der deutsche Mönch unter dem Banne dieser volkstümlichen Auffassung stand, wollen wir nicht weiter erörtern. Daß das deutsche religiöse Gemüt in Luther oder den spätern Pietisten sich nach einem persönlichen Verhältnis zu Gott und Christus sehnte und in Gebet und Erweckung abarbeitete, dürfte für die Fortdauer dieses Zuges wohl herangezogen werden.

Waren es bisher Züge unsers Volkscharakters, die wir ohne nationale Überhebung edel und achtungswürdig nennen dürfen, ja auf deren Einführung in die geschichtliche Entwicklung Europas wir den tiefsten Unterschied der mittleren und neueren Zeit gegründet glauben, gegenüber dem Völkerbrei, in dem das klassische Altertum durch das römische Weltreich der Versumpfung zugeführt wurde, so wollen wir von andern Zügen deutschen Wesens mit deutscher Bescheidenheit reden.

Tag und Nacht mit Zechen fortzufahren, wird keinem verdacht, sagt Tacitus. Und diese Zechlust ist uns im wesentlichen als Erbteil verblieben bis auf den heutigen Tag. Sie ist gewiß nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Völlerei und Unmäßigkeit, wenn sie auch in roheren Zeiten oder bei roheren Naturen häufig genug ausartete. Denn sie ist wohl ein Ausfluß dessen, was wir oft als Gemütlichkeit bezeichnen hören, der Neigung, die scharfen Ecken der Dinge und des Lebens zu übersehen und zu verschleiern. Durch den feierlichen Ernst, mit dem das Trinken gern zu besondern Gebräuchen erhoben worden ist, soll doch schließlich eine gehobene Stimmung erzeugt werden, die dem Gemüte eine gewisse Anregung und Erhebung gewährt. Denn man verlangt dabei vom Manne, daß er einen guten Schluck vertragen könne. Wenn es schon der Grieche der besten Zeit verschmähte, den Wein unvermischt zu trinken, so darf man deswegen deutsches Zechen nicht schlechthin barbarisch nennen, weil griechische Symposien oder römische Gelage verfeinerter und gesuchter waren. Denn was sollen wir dann für Völker anwenden, die nur trinken, um im Rausch Vergessenheit zu suchen, wie etwa Irländer oder Slawen oder Mongolen? Unsre langen Winternächte mögen von jeher ihren Teil dazu beigetragen haben, den

Reiz zu steigern, den die Geselligkeit und das Sitzenbleiben beim Becher ausübt. Wir wollen es eine nationale Schwäche nennen, ohne zu beschönigen, daß sie in ganzen Perioden unsrer Geschichte zum nationalen Laster geworden ist. Und wenn im deutschen Reichstage Debatten über den Frühschoppen die Verwunderung des Auslandes hervorgerufen haben mögen, so dürfen wir nicht vergessen, daß schon Kaiser Maximilian I. Reichsgesetze gegen das Zutrinken durchsetzte, deren Wirkung freilich ebenso gering blieb.

Daran wollen wir die Neigung zum Glücksspiele reihen, die man wohl auf eine Art Eigensinn zurückführen darf. Denn bei hohen Einsätzen hört es auf, Unterhaltung zu sein und wird zur leidenschaftlichen Wagehalsigkeit. Staunend berichtet Tacitus, daß die Germanen beim Würfelspiel Hab und Gut, Kinder und Weib und zuletzt die eigne Freiheit auf die Würfel setzten und verspielten, und dann willig dem Gewinner in die Knechtschaft folgten. Sie nennen das Worthalten, setzt er verwundert hinzu. Auch diesen Zug vermögen wir leicht durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen. Wie zahlreich sind die Erzählungen aus dem Mittelalter, in denen Wagehälse mit dem Teufel selbst um die eigne Seele würfeln oder wetten; zum Glück geschieht dann meistens ein Wunder, daß der in Nachteil gesetzte Mensch vielleicht neunzehn Augen wirft, wenn der Böse schon den höchsten Wurf gethan hat. Würfel, mit denen man immer gewinnt, sind ein Preis, hoch genug, um sich dem Erzfeind zu verschreiben. Selbst der zum Tode verurteilte würfelt noch mit dem Henker um sein Leben. Auf diesem Reize beruht wohl auch größtenteils die Streitsucht und Prozeßlust der Bauern, welche den Gegenstand nach seinem Werte gar nicht anschlägt und im Zuge der Instanzen viel weniger an den Rechtsweg denkt, als an die Möglichkeit einer Fortsetzung des Spieles. Daß das eigentliche Glücksspiel auch jetzt noch trotz allen Eingreifens der Gesetzgebung seinen Reiz ausübt, ohne sich gerade auf deutsche Gemüter einzuschränken, bedarf keines Beleges. So manches Vermögen, so manches Leben fällt ihm zum Opfer, und wenn die Verlierenden nicht mehr die Knechtschaft wagen können, so verschwinden sie dafür im weiten Amerika oder in einer Fremdenlegion. Daß sich in die hohen Wetten der gleiche germanische und deutsche Grundzug verzweigt hat, leuchtet sofort ein.

Harmloser und ersprießlicher zeigt sich der Hang zur Geselligkeit, zum gemütlichen Anschluß zur Förderung der verschiedensten Zwecke in dem deutschen Vereinswesen, das bei allem Wechsel der Zustände seit der Urzeit fortdauert und sich mit aller Freiheitsliebe und Selbständigkeit sehr wohl verträgt. Beruht doch selbst die Gemeinschaft des Gaues oder Stammes kaum auf mehr als auf dem guten Willen der Einzelnen; wenn er nicht mehr mitthun wollte, so wurde ihm daraus kein sittlicher Vorwurf gemacht, wie z. B. beim Untergange der Ostgoten in Italien, um nichts näherliegendes anzuziehen. Die im Innern Deutschlands erstarkende Kirche verfolgte mit Hilfe Karls des Großen

eifrig die Gildonien, wie anzunehmen ist, zusammengeschworene Genossenschaften zu Opferschmäusen als Picknicks und zu andrer gegenseitiger Beihilfe. Aber der Trieb war nicht auszurotten und setzte sich auf dem Boden der Kirche selbst fest in Klöstern und Bruderschaften zur Aufspeicherung von Gebetsschätzen. Und über das zusammenbrechende Königtum hinaus erhielten zahlreiche Vereinigungen die nationalen Lebensthätigkeiten aufrecht: Ritterbünde und Städtebünde und Fürstenbünde, Zünfte und Bauhütten und Universitäten. Und später wieder Mäßigkeitsorden und Sprachgesellschaften, die geheimen Orden und die Landsmannschaften der Universitäten und was alles den Zusammenhang mit der Gegenwart herstellt und lange Zeit den Mangel einer staatlichen Organisation des deutschen Volkes durch zahllose Einzelbeziehungen zu vertreten strebte. Was jetzt das Vereinswesen bedeutet, ist kaum zu ermessen, es umfaßt alle Lebensäußerungen von der harmlosesten Geselligkeit bis zur Pflege der höchsten nationalen Angelegenheiten, die über die Kräfte des Staates hinausreichen, die innere Pflege der Sprache, die Wacht über ihre äußere Verbreitung, die Verpflanzung deutscher Volksart in fremde Erdteile.

Aber auch unsern größten und verhängnisvollsten nationalen Fehler müssen wir in den frühesten Zeiten schon hervortreten finden. Und dabei bewährt sich ein tiefsinniges Wort des Aristoteles, daß Fehler und Laster nur die Übertreibung von Tugenden nach der andern Seite hin, nur Umschlag und Verkehrung derselben seien. Denn wie einerseits das Übergewicht der Persönlichkeit gegenüber aller Form des Zusammenhaltes, allen Gesetzen und Ordnungen die wuchernde Fülle selbständiger neuer Bildungen hervorbringt und den Deutschen zum gebornen Kolonisten und Weltläufer macht, der immer wieder Wurzel faßt und gedeiht, wo ihn das Geschick hinwirft, so schlecht verträgt sich anderseits diese Selbständigkeit mit dem öffentlichen Geist, mit dem Herdenbewußtsein, das kleine Völker stark macht. Wo Unterordnung für das Ganze und Große von Vorteil wäre, beharrt der Einzelne mit Eigensinn auf seiner Meinung, auf seinem Willen, auf seinen Besonderheiten. So ist Uneinigkeit, Parteiung, Stammeseifersucht eine gefährliche Liebhaberei deutscher Volksart. Dieser Zwietracht und Absonderungssucht freute sich schon der Römer, dem vor der Wucht der vereinigten Stämme und Völkchen bangen mußte. Und oft genug seit jener Zeit ist dieser Zug deutschen Volkscharakters der Bundesgenosse des Auslandes, der Verderber deutscher Machtentfaltung geworden.

Dazu kommt leider die Neigung, fremdes Wesen schon deshalb zu achten, weil es als neu und ungewohnt Eindruck macht, auch wenn es nicht besser ist als das heimische. Darum wird fremde Volksart, fremde Sprache und Sitte dem einzelnen Deutschen leicht gefährliche Verlockung zur Verleugnung des angestammten Wesens. Das ist die Ausländerei, unsre Volkskrankheit seit uralter Zeit, von der römischen Partei unter den Cheruskern des Arminius bis zu unsern Landsleuten in Ungarn oder Polen oder Amerika, die dem Zauber der

eingebildeten oder angemaßten Überlegenheit des fremden Wesens unterliegend auf ihre Muttersprache verzichten und ihre ehrlichen Namen nach der fremden Zunge verdrehen. Deshalb hat sich der Deutsche von jeher ohne besondre Gewissensskrupel sogar zum Vorkämpfer gegen seine Landsleute hergegeben; wie die Römer von germanischen Söldnern ihr sinkendes Reich fristen zu lassen verstanden, so sehen wir jetzt entdeutschte Deutsche allenthalben in Amerika und Polen und Böhmen und besonders in Ungarn an der Spitze, wo es die Verdrängung deutschen Wesens gilt.

In diesen kurz zusammengefaßten Zügen unsers Wesens dürfte sich ein tieferer Zusammenhang deutscher Geschichte kundthun als in einer bloß räumlich und zeitlich geordneten Folge von Begebenheiten. Aber wie beim einzelnen Menschen der Charakter keineswegs als etwas Starres und Unabänderliches gedacht werden kann, wie vielmehr durch harte Lebensschicksale oder durch Verwöhnung des Glückes sich manche Veränderungen ergeben werden, so bringen auch bei einem ganzen Volke die Schicksale mancherlei Einwirkungen mit sich, deren Betrachtung die Wandlungen seines Volkscharakters festzustellen und zu erklären suchen muß. Zwar wäre es falsch, von der Lebensdauer eines Volkes zu reden. Die natürlichen Grundlagen des Völkerlebens haben an sich keine erkennbare Schranke. Wenn es mit immer erneuter Kraft seine Selbständigkeit aufrecht zu erhalten und sich den veränderten Bedingungen seines Lebens anzupassen vermag, wenn es sich immer wieder die Formen zu erarbeiten versteht, in denen, wenn nicht jeder, doch die Mehrzahl gedeihen und wirken kann, so wird es alt und jugendfrisch sein zu gleicher Zeit. Und dieses Abstoßen veralteter Einrichtungen und die Erwerbung besserer Lebensformen bildet seine innere Geschichte, wie die äußern Gefährdungen, deren Abwehr oder Überwindung sein Anteil an der Allgemeingeschichte sind. Die Folgen beider Seiten der Geschichte für die Entwicklung der Volkseigenschaften soll die nachfolgende Betrachtung darzustellen versuchen.

2.

Als die eigentliche Jugend- und Bildungszeit unsers Volkes darf man die Jahrhunderte betrachten, in denen es, im Westen und Süden durch die römische Macht an Ausbreitung gehindert, mit dem besetzten Lande durch Annahme des Ackerbaues in ein engeres Verhältnis trat. Nur kurze Zeit war seine Unabhängigkeit und die Einheit seiner Entwicklung bedroht; in einer rauhen, wenig gezähmten, doch weder einschüchternden noch verwöhnenden Landesnatur das Bollwerk seiner Freiheit findend, körperlich gestählt durch das Klima, das, rauher als jetzt, zu energischer Bewegung und Übung der Kräfte zwang und, wie anzunehmen ist, bei starker Kindersterblichkeit eine Auslese der kräftigsten Menschen herstellte — erwuchs ein Naturvolk, dessen Zuständen und Lebensweise man

nicht immer gerecht geworden ist. Die Römer und ihnen folgend die Franzosen stellen sie gern als Barbaren dar, denen der Tag zwischen Aufregung und Anspannung aller Kräfte und faulem Lagern auf den Bärenhäuten wechselte. Gewaltthätig und unbedachtsam seien sie gewesen, es habe ihnen an Ausdauer und Standhaftigkeit, an Ordnungssinn und Arbeitsliebe gefehlt. Alles das werfen die Römer den Germanen vor. Aber es wäre doch wenig ersprießlich, alle diese Vorwürfe aneinanderzureihen, die von verschiedenen Männern bei verschiedenen Anlässen gefallen sind. Anderseits hat man zu viel geschlossen aus der Art und Weise, wie Tacitus bei aller Überlegenheit des Kulturmenschen ihre Einrichtungen darstellt mit einer aus geheimer Furcht und unwillkürlicher Achtung zusammengeflossenen Empfindung und mit patriotischer Beklemmung. Eine Ahnung späterer Entwicklung darf man ihm deswegen noch nicht leihen, weil es leicht fiel, ein wirksames, scharf umrissenes Bild ihrer Eigentümlichkeiten zu entwerfen, die uns durch ihre Gruppirung einen wohlberechneten Gegensatz gegen die Verderbnis des römischen Volkes und Staates bilden. So hebt er vor allem den Freiheitssinn hervor, der auch zwischen Adel und Gemeinfreien keinen Unterschied der Rechte und Pflichten zuließ und über angeerbten Vorrang die Tüchtigkeit des Mannes stellte. Die Voraussetzung desselben ist eben auch die wesentlich soziale Gleichheit der Volksgenossen, da alle neben der Jagd und Viehzucht leichter Ackerbau nährte, gleichviel ob der Adliche und Reichere ihn durch Pächter und Knechte betrieb oder der freie Bauer selbst Hand anlegte. Und bei der Wahl der Richter und Häuptlinge war jedes Mißtrauen der Niedern gegen die Hohen ausgeschlossen; dieselbe Gleichheit zeigte sich auch in der Pflege des Rechtes als allgemeinen Besitztums — nicht wie bei den Römern oder Griechen in früherer Zeit als Erbweisheit bevorrechteten Adels oft eigennützig mißbraucht. Leibesstrafen, Beraubung der Freiheit, schimpfliche Hinrichtung war deshalb den Germanen dieser Zeit etwas Unbekanntes, die Volksgenossen entschieden, durch Abtretung von Gütern konnte der Verurteilte Buße leisten — so wenig galt Recht und Sicherheit als eine unpersönliche Hoheit die verletzt worden war.

Diese wesentliche Gleichheit der Volksgenossen rang gegen den Eintritt in eine Welt, die auf Unterjochung und Ungleichheit gebaut war, und das römische Reich fand eine Schranke an der Todesverachtung und Tapferkeit der unter sich so uneinigen Stämme, die fast nichts als ihre Art zu leben und zu sein zu verteidigen hatten. Nur die Not der Ernährung ihrer anwachsenden Volksmenge trieb sie zum Angriff, und als die Verteidigungskraft des römischen Reiches nachließ, erfüllten sich die verödeten Landschaften jenseits der bisherigen Grenze mit germanischer Bauernbevölkerung.

Und dadurch endete die bisherige Abgeschlossenheit der binnenländischen Stämme. Durch die Franken, deren Herrschaft an der Westgrenze sich bildend nach Osten und Westen sich ausbreitete, wurden sie aus der Vereinzelung ge-

rissen und zuerst in eine wenn auch noch so lockere Vereinigung gebracht. Zugleich begann die Festsetzung des Christentums, zwei folgenreiche Ereignisse für den Volkscharakter.

Ungerechtfertigt wäre es, aus der Unterwerfung unter die Franken auf eine Abnahme der frühern Tapferkeit und Waffenfertigkeit zu schließen. Der Anschluß an das fränkische Reich konnte nicht als Fremdherrschaft angesehen werden und war auch so locker, daß er doch immer wieder aufgefrischt werden mußte. Er beschränkte sich im wesentlichen auf die Anerkennung der Hoheit und auf kriegerische Hilfsleistung, ohne zunächst die gewohnten Einrichtungen anzutasten. Da dieses Zusammenrücken auch schon bei der Bildung der Stämme, der Schwaben und Baiern und Sachsen stattgefunden und durch die Lage des fränkischen Stammes in der Mitte, wenigstens seit dessen Ausbreitung über das Mittelrhein- und Maingebiet, ein Beispiel und Vorbild hatte, konnte es auch nicht als Bruch mit der Vergangenheit betrachtet werden. So treten auch die Folgen auf die Umstimmung des nationalen Charakters erst nach Jahrhunderten deutlich hervor.

So auch die Folgen der Einführung des Christentums und der Verdrängung des einheimischen Heidentums. Denn bei der Art seiner Einführung kann man nicht eine tiefinnerliche Wirkung erwarten, wie etwa Luther von einem neuen Adam sprach, der an die Stelle des natürlichen Menschen treten soll. Der Einzelne kann aus einem Saulus ein Paulus werden, aber nicht ein ganzes Volk. Das Christentum als Organisation, als Kirche mit ihren sichtbaren Einrichtungen, mit ihren Gottesdiensten in lateinischer Sprache, die, wenn auch nicht mehr als die der alten Feinde, aber doch bei allem Anspruch auf Heiligkeit als eine fremde, unverständliche erschien, fand mit mancher andern Habe der Kultur wie dem Steinhaus und Weinbau Aufnahme. Aber unmöglich war es, daß ein Volk von Ackerbauern für die Lehre der Kirche, wie sie innerhalb der städtischen Kultur der Griechen und Römer sich entwickelt hatte, ein Verständnis hätte gewinnen sollen; dem stellte sich schon die Ausbildung ihrer Sprache als unübersteigliches Hindernis entgegen. Dazu kam noch ein andres. Was die christlichen Priester zu bekämpfen hatten, war zwar nichts weniger als ein Religionssystem wie das der Ägypter oder Griechen oder Römer — dazu mangelte die plastische oder theoretische Ausgestaltung der Götter, der Kultus und ein Priesterstand mit eigner Bildung oder Standesbewußtsein —, dennoch waren die Verkündiger des Christentums weit entfernt, den Götterglauben der Germanen, im wesentlichen eine Mythologie der Naturerscheinungen, verbunden mit einer Übertragung der irdischen Geschäfte, des Kampfes, des Ackerbaues ꝛc. als eine Phantasieschöpfung zu behandeln, die jeder Gegenständlichkeit ermangle. Indem sie vielmehr die Wirklichkeit der heidnischen Götter nicht antasteten, nur ihre Macht bestritten, stellten sie sie als böse Dämonen hin im Gegensatz zu dem wahren Gotte und brachten so einen Zwiespalt in die religiösen An-

schauungen des Volkes. Die daraus entspringende Verwirrung, die Furcht vor den bösen Mächten, mit denen man so lange alle Lebensgeschäfte verknüpft gedacht hatte, mochte bei vielen durch die Aufregungen des Lebens zurückgedrängt werden, häufig brach sie am Ende des Lebens durch in völliger Abkehr von der Welt und deren Täuschungen und Lockungen, denen man sich nicht hatte entziehen können. Das Bewußtsein, bisher nur dem einen gedient zu haben, trieb dazu, den Rest des Lebens ausschließlich für das andre zu verwenden. Deshalb am Ende des Lebens der so häufige Eintritt in ein Kloster. Man muß sich also hüten, von der Verkündigung der christlichen Lehre eine vollständige Umkehrung des Volkscharakters zu erwarten, besonders da die Aufnahme sich auf die Aneignung und Einprägung weniger Hauptpunkte, des Vaterunsers und Glaubens beschränken mußte. War doch selbst diese Forderung der gedächtnismäßigen Leistung so wenig durchzusetzen, daß Karl der Große erst den weltlichen Arm zur Durchführung dieses Religionsunterrichtes bot, allerdings mit der seltsamen Verordnung, daß diese Hauptstücke des Glaubens lateinisch gelernt werden sollten.

Hingegen entfaltete die Kirche eine heilsame Thätigkeit, wenn sie die Ausbrüche der Gewaltsamkeit und Unbotmäßigkeit, die der germanische Charakter bei der Mißachtung gegen jedes auferlegte Gesetz mit sich führte, in strenge Zucht und Bestrafung zu nehmen sich bemühte. Jetzt wurden auch die Volksrechte, die lange mündlich fortgepflanzt worden waren, aufgezeichnet, und in der Verschärfung der Strafen für Gewaltthaten glaubt man kirchlichen Einfluß zu finden.

Noch ausgiebiger wurde der Grundzug des altgermanischen Wesens, der hochfahrende Trotz, der nichts über dem eignen Willen anerkennen wollte, wenigstens soweit er auf der geselligen Gleichheit aller Volksgenossen beruhte, gebrochen durch das Durchsetzen einer neuen Gesellschaftsordnung, des Lehenswesens oder Feudalismus. Seiner Wurzel nach allerdings selbst germanisch, ist er das Gegenteil der römischen Staatsidee, der Hoheit des unpersönlichen Staates, seiner Beamten und Bürger. An die Stelle des abstrakten Staates trat der König, dem persönlich Treue und Gehorsam geschworen ward, wofür er seine Huld und Gnade durch Zuweisung der Nutznießung von Gütern als Lehen bewies. Indem sich dieses Verhältnis persönlicher Unterordnung immer mehr ausbreitete, und zugleich auf die Lehensleute immer ausschließlicher der Kriegsdienst überging, machte die alte demokratische Gleichheit einem gegliederten Aufbau von Ständen Platz. Bald verzichtete ein großer Teil der ärmeren Freien, teils gezwungen, teils freiwillig, auf die Lasten der vollen Freiheit und stellte sich unter geistliche und weltliche Herren, um sich, weniger durch Kriegsdienst gestört, dem Ackerbau zu widmen. Damit traten auch die kriegerischen Charakterzüge mehr in den Hintergrund.

(Fortsetzung folgt.)

Das Goethe-Jahrbuch.

Von H. Düntzer.

ls vor acht Jahren Professor L. Geiger in Berlin zur Mitarbeit an einem von ihm herauszugebenden Goethe-Jahrbuch aufforderte, welches auch ein Sammelpunkt für ungedruckte Briefe und Aktenstücke werden sollte, fand dieser Aufruf freudigen Anklang, da ein Goethe-Jahrbuch, das am Shakespeare-Jahrbuch ein erwünschtes Vorbild fand, längst als Bedürfnis empfunden worden war, und nur ein Leiter gefehlt hatte, der mit umfassender Kenntnis von Goethes Leben und Werken und der darauf bezüglichen Forschung ausgestattet war. Freilich hatte sich auch Geiger auf diesem Gebiete noch keineswegs bewährt; aber man durfte erwarten, daß er die ihm abgehende Kenntnis im vollen Bewußtsein der übernommenen Aufgabe sich zu erwerben suchen werde. Dabei fiel es bedeutend ins Gewicht, daß er einen leistungsfähigen Verleger gefunden hatte.

So erschien denn der erste Jahrgang würdig ausgestattet am achtundvierzigsten Todestage des Dichters. Nicht bloß Aufsätze waren dem Herausgeber von den Vertretern verschiedner Richtungen zugegangen, er konnte auch mehr als vierzig ungedruckte Briefe Goethes, einen Abdruck des Dramas „Prometheus" nach der Handschrift und eine ganze Reihe Mitteilungen von Zeitgenossen über den Dichter bringen. Dazu kamen Miscellen, freilich einzelne sehr leichte, eine Chronik und die vollständige Bibliographie des Jahres, mit Regesten der Briefe und dem Abdruck der im Laufe des Jahres zuerst erschienenen Gedichte.

Würdig schloß sich der zweite Jahrgang an, der einundvierzig Briefe an Goethe und einen auf reichem Material beruhenden Aufsatz des Herausgebers über Goethes Dornburger Aufenthalt nach dem Tode des Großherzogs enthielt. Leider gab Geiger hier auch schon einzelne Briefe Goethes an Meyer; leider — denn durch solche Zersplitterung wird die höchst erwünschte vollständige Herausgabe der auf der Großherzoglichen Bibliothek befindlichen Briefe an Meyer, für die sich schon der treffliche Oberbibliothekar Preller zu seiner Zeit bemüht hatte, immer weniger möglich. Aber Geiger hat nicht sowohl den Vorteil der Wissenschaft im Auge, wie die Leichtigkeit, die von ihm gesammelten Briefe lohnend zu verwerten. Wie hat er den Nachlaß Bertuchs verzettelt, sodaß es schwer hält, ihn zusammenzubringen! In demselben Bande begann er auch schon, größere, durch eine Reihe von Bänden sich erstreckende Aufsätze aufzunehmen, was uns dem Zwecke des Jahrbuches nicht zu entsprechen scheint.

Der dritte Jahrgang brachte mehrere erfreuliche Bereicherungen. Es sollte von nun an vor jedem Bande eine bemerkenswerte bildliche „Darstellung Goethes oder eines seiner hervorragenden Zeitgenossen und Freunde“ stehen. Bisher haben wir nur einige bedeutende Bildnisse Goethes erhalten. (Daß die dem achten Jahrgange beigegebene Heliogravüre einer Büste Goethes, die bei dem berühmten Apollotypus von Trippels großer Büste zu Grunde gelegen zu haben scheint, eine gute Wahl sei, darf man bezweifeln. Gelegentlich sei zu der Äußerung des Geheimen Hofrat Ruland, es finde sich nichts über den spätern Verkehr Goethes mit Trippel, die Bemerkung gemacht, daß Karl August Goethe beauftragte, die Zahlung der Büsten Goethes und Herders fristweise an dessen Erben zu besorgen.) Eine zweite Zugabe bildet vom dritten Bande an das Register, das nur sorgfältiger gearbeitet und von einem Sachkundigen durchgesehen werden müßte, damit nicht weiter so wunderbare Versehen vorkommen. Von großer Bedeutung war es, daß Geiger die Enkel Goethes bestimmt hatte, Briefe aus dem Goethearchiv beizusteuern, und so erschienen gleich hier die höchst bedeutenden Briefe Klingers und der Fürstin Galitzin, leider, was die Besitzer als conditio sine qua non forderten, in der unglücklichen, raumverschwendenden Bearbeitung ihres Freundes Bratanek. Geigers eigne Sorgfalt und Kenntnis hatte sich noch so wenig gehoben, daß als eine neue Entdeckung (Sapupi = Papius) ausführlich vorgetragen wurde, was seit mehr als dreißig Jahren bekannt war, ja in den gangbarsten Büchern zu lesen stand. Die Beiträge aus dem Goethearchiv kamen auch den beiden folgenden Bänden zu gute, die eine Anzahl Briefe von Schillers Gattin, Körner, der Familie Voß und Frau von Staël gaben, leider wieder von Bratanek dargeboten, der um das Verständnis des einzelnen unbesorgt war, ja die vielen undatirten Briefe der Staël wild durcheinander laufen ließ. Der Herausgeber brauchte in diesem Bande auch manche andre ungedruckte Briefe, sogar dreiunddreißig Briefe Goethes an Bertuch (von denen einer freilich vielmehr an Frommann gerichtet ist) und den vollständigen Briefwechsel des Dichters mit dem Botaniker Meyer.

Mit dem vierten Bande trat zur Bibliographie ein Anhang über die Erscheinungen in England und Amerika. Der fünfte führte die Änderung ein, daß die „Neuen Mitteilungen“ (ungedrucktes) die erste Stelle einnahmen, sodaß von dem größern oder geringern Umfange derselben der auf die Abhandlungen zu verwendende Raum abhängig wurde. Wir können dies nicht billigen, da manche der ungedruckten Briefe so wenig bedeuten, daß sie recht gut auf das nächste Jahr warten können. Das Selbstbewußtsein des Herausgebers war indessen gestiegen. Im Vorwort zum fünften Bande nahm er für sich das Recht in Anspruch, in der Bibliographie nach Belieben bald kürzer, bald länger bei einem Werke zu verweilen, gelegentlich zu loben oder zu tadeln. Dies widerspricht dem als maßgebend anzuerkennenden Grundsatz, in der Bibliographie, gleichmäßig alle Erscheinungen nach ihrer Bedeutung zu besprechen, und es öffnete

der Parteilichkeit Thür und Thor. Zur Errichtung eines kritischen Richterstuhles hatte der Herausgeber nach seinem Programm kein Recht, aber dieser ward ihm eine werte Errungenschaft, um seine Freunde zu erheben, diejenigen, die ihm nicht genehm sind, nach Möglichkeit herabzusetzen, die einen mit Bücklingen zu empfangen, selbst wenn sie den Raum des Jahrbuchs für ihre Berichtigung von Druckfehlern und Versehen mißbrauchen, dagegen bei den andern das Brennusschwert mit dem Vae victis! in die Wagschale zu werfen.

Wie dem Glücklichen alles zum Vorteil gereicht, so gewann Geiger die Gunst des freien deutschen Hochstiftes, dessen frühere Verwaltung er leidenschaftlich bekämpft hatte, und so gewährte dieses für den sechsten Band eine „namhafte Unterstützung“ (bedurfte das Jahrbuch einer solchen schon?) und stellte eine noch nähere Verbindung mit ihm in Aussicht. Dagegen unterblieben diesmal durch besondre Umstände die Mitteilungen aus dem Goethearchiv. So bot denn der Band unter den „Neuen Mitteilungen“ von Geothe selbst nur ein Gedicht und siebzehn Schreiben (zum Teil amtliche), wozu in ein paar Aufsätzen noch zwei andre kamen. Daß das Gedicht schon gleich nach Goethes Tod von A. Nicolovius herausgegeben worden war, war Geiger unbekannt. Von den als ungedruckt bezeichneten Mitteilungen von Zeitgenossen waren längst gedruckt die höchst bedeutenden Briefe Knebels an Lavater vom 1. September 1780 (bei Hegner) und Riemer vom 6. Februar 1806 (sogar viel ausführlicher von Riemer selbst herausgegeben) und der von Gerning an Goethe vom 21. März 1811. So wenig beherrscht Geiger sein Gebiet. Die beiden diesmal hinzugetretenen Abteilungen „Aus seltenen und vergessenen Büchern“ und „Aus Briefen“ dürften kaum als eine wünschenswerte Bereicherung zu betrachten sein.

Bald darauf wurde Geiger das Glück zu Teil, daß die nach dem Aussterben des Goethischen Stammes gebildete Goethegesellschaft sein Jahrbuch zu ihrem Organ wählte, wodurch freilich dessen eigentlicher Umfang des Jahresberichts wegen um ein paar Bogen verkürzt wurde, aber es erhielt einen viel bedeutendern Wirkungskreis, da es allen Mitgliedern der Goethegesellschaft frei geliefert wird. Man sollte denken, der Herausgeber sei dadurch zu einer würdigeren Lösung seiner Aufgabe getrieben worden, habe immer größern Fleiß darauf verwandt und seiner rücksichtlos die Wahrheit entstellenden Parteilichkeit entsagt. Leider geschah dies nicht. Auf die vielen groben Druckfehler und Versehen, die er sich bei den von der Goethegesellschaft ihm anvertrauten so bedeutenden Leipziger Studentenbriefen hat zu Schulden kommen lassen, will ich hier nicht noch einmal zurückkommen, aber stark ist es jedenfalls, daß diese im achten Bande nicht berichtigt sind, da sie doch an allgemein zugänglichen Orten gerügt worden waren. Von den sonstigen Versehen in diesem Bande hebe ich nur eines hervor. In dem Briefe an den Schauspieler P. A. Wolff vom 21. September 1821 heißt es: „Dieses Wunder [die Toten zu erwecken] gelingt der Schauspielerkunst mehr als einer andern; deshalb denn auch auf jene gries-

grämigen Pädagogen keineswegs zu achten ist; der wahre Schauspieler hat einen zu großen Vorsprung, als daß ihn solche Grillenfänger sobald einholen sollten." Dazu bemerkt der Herausgeber: „Die griesgrämigen Pädagogen sind zweifelsohne Berliner Kritiker, über die Zelter oft derbe Worte braucht, Kritiker, welche solchen Experimenten mißgünstig zusahen." Daß diese Deutung nicht paßt, liegt auf der Hand. Sollte man nicht von Geiger bei seiner hervorragenden Stellung in Sachen Goethes erwarten, er werde sich jener vielberufenen Stelle in den kurz vorher erschienenen „Wanderjahren" erinnert haben, in welcher sich die Vorsteher der pädagogischen Provinz, von ihrem Standpunkte mit Recht, so ungünstig über die alle übrigen Künste verderbende Schauspielkunst äußern?

Wenden wir uns endlich zu dem neuesten Jahrgange. Eröffnet wird er zu unsrer Verwunderung durch zwei Gedichte auf Goethe und Scherer. Alles zu seiner Zeit! Aber Geiger hofft, der Beifall der Leser werde ihn ermuntern, ähnliche Zeugnisse (?) zeitgenössischer Dichter zu sammeln und durch eine solche Zusammenstellung die innige Verknüpfung auch unsrer Dichter mit unserm größten Meister darzuthun. Dies liegt aber sicher außerhalb des Rahmen eines Goethe-Jahrbuchs. Den eigentlichen Anfang bildet eine reiche Sammlung ungedruckter Briefe, von denen nur einer von Goethe (an Walter Scott) ist, die andern (es sind ihrer achtzig) größtenteils an ihn gerichtet sind, von Frau von Staël, Ugo Foscolo (es ist die einzige Spur einer Verbindung des Nachahmers von „Werthers Leiden" mit Goethe), Manzoni, Oehlenschläger, Herder, dessen Frau und Sohn August, Schillers Gattin, Körner, Alexander, Wilhelm und Karoline von Humboldt und Niebuhr. Bei Übersendung dieser Briefe schrieb der Direktor des Goethearchivs an Geiger: „Die Arbeit, alles auf seine Neuheit hin zu prüfen, Undatirtes richtig einzureihen und die nötigen Erläuterungen beizufügen, bleibt Ihnen bis auf gar weniges aufgespart. Nur habe ich den Nummern aus den Quartalheften immer ein ungefähres Datum beigefügt, wo es aus der Nachbarschaft, freilich oft sehr unsicher, zu erschließen war." Geiger hat diese Aufgabe höchst unzureichend gelöst und nur, wo die Sache handgreiflich war, das Nötige beigefügt. Der erste Brief der Staël ist von mir schon in meinem Leben der Stein inhaltlich angeführt und im Schnorrschen „Archiv" vollständig gegeben worden. Er ist so merkwürdig, daß niemand, der ihn einmal gelesen hat, ihn je ganz vergessen wird. Für Geiger war er ungedruckt. Von großer Bedeutung sind Herders Briefe. Auf Geigers Wunsch hat Suphan einiges dazu bemerkt, sicher ohne zu glauben, damit die volle Erläuterung gegeben zu haben. Seine Bemerkungen sind natürlich richtig, nur gegen die zu Brief 14 sei angeführt, daß ich nicht das Billet Herders 92 einem bestimmten Jahre zugeschrieben habe, und daß Goethes Aufsatz von den farbigen Schatten erst im Juli 1793 geschrieben wurde. Die beiden ersten Briefe aus Rom (Dezember 1788) sind sehr bezeichnend. Aber finden sich im Goethearchiv keine frühern von Herder, oder sind solche für eine andre Gelegenheit zurückgelegt? Höchst

merkwürdig ist der Glückwunsch Herders zu Goethes Geburtstag nach seiner in demselben Monat erfolgten Rückkehr aus Rom:

Sankt Johannes der Zweite (den Ersten erschlugen die Mörder,
Ob er gleich sterbend noch „Liebt euch, ihr Kinderchen!“ sprach),
Also Joannes Secundus Evangelista vertraut dir
Aus Elysium heut küssend den holdesten Gruß.
„Bruder Tertie, spricht er, du nimmst an Weisheit und Alter,
Nimmst an der Grazie zu, wie sie den Göttern gefällt
Und den Menschen. Wohlan! statt meiner weih' ich dich heute;
Krönen am Ende des Buches wird dich ein andrer, ein Gott.“

Weder Suphan noch Geiger bringt ein Wort zur Erklärung, die doch erst den Versen Leben giebt. Den Namen Joannes Secundus hatte sich der Dichter der Basia (Küsse) beigelegt, an den Goethe 1776 bekannte Verse richtete. Der Schluß deutet auf die Vollendung des Buches der Römischen Elegien, von denen Herder die ihm vorgelesenen mit heiterm Geiste aufgenommen hatte. Die Anerkennung, die Herder ihm hier deshalb spendet, ist sehr merkwürdig. Rührend wirkt der Brief August Herders (vom 8. Dezember 1798), der die gestörte Freundschaft Goethes mit seiner Familie hergestellt wünschte. Die Briefe von Schillers Gattin sind nicht von hervorragender Bedeutung, aber als Ergänzung unsrer Kenntnis willkommen. Hier giebt Geiger wieder ein bezeichnendes Pröbchen seiner Kunst. Charlotte dankt am 20. März 1815 für eine Schiller betreffende Sendung Goethes, bedauert aber sein dort ausgesprochenes Urteil über „Fiesko.“ Jeder Sachkenner sieht, daß hier Goethes Aufsatz „Über das deutsche Theater“ gemeint ist, den das „Morgenblatt“ vom 10. und 11. April 1815 brachte; bekanntlich wurden die Nummern dieses Blattes lange vor dem Tage gedruckt, dessen Datum sie tragen. Geiger hat diesen Aufsatz übersehen, und so ist er auf den spaßhaften Gedanken gekommen, der Aufsatz „Ein glückliches Ereignis“ sei gemeint, obgleich dieser gar nicht paßt und — erst zwei Jahre später geschrieben ist. Da meint denn der weise Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs, dieser könne, obgleich er erst 1817 erschienen sei, schon 1815 geschrieben sein. Hätte er sich um die Zeit desselben gekümmert, so würde er gefunden haben, daß nach dem Briefe Eichstädts an Goethe vom 14. Mai 1817 der Aufsatz gerade damals geschrieben wurde. „Es ist immer gut etwas zu wissen,“ äußert Goethe einmal. Aber gehen wir weiter. Den Brief 37, datirt „Dienstag früh,“ setzt Geiger in den Oktober 1818, obgleich er ihn auf den Maskenzug des 18. Dezember bezieht. Auch letzteres ist nicht richtig. Bei dem „Maskenfest“ ist Riemers Charade „Apollodorus“ gemeint, und der Brief ist bald nach Goethes Rückkehr von Berka geschrieben, am 8. Dezember 1818. Wichtiger als die Briefe Körners sind die von W. von Humboldt, von denen einer „Hermann und Dorothea“ betrifft. Einen bezeichnenden Beweis seiner unglaublichen Flüchtigkeit liefert Geiger hier in der Äußerung über den Brief vom 18. Februar 1797. Er bezieht die Worte: „Ich habe nunmehr in Hermann das Kapitel vom

Hexameter gelesen," ernstlich auf „Hermann und Dorothea," und wundert sich, daß dazu das Datum nicht stimmt. Die Ahnung, daß des Philologen Hermann Schrift De metris Graecorum et Romanorum poetarum gemeint sei, lag ihm zu fern; da läßt er lieber unser schönes Epos in Kapitel teilen. Bedeutend sind W. von Humboldts Briefe aus Rom, höchst liebenswürdig die des jüngern Bruders und Niebuhrs. Bei letztern staunen wir, daß sie aus demselben Geiste geflossen sind, der manches so scharfe Urteil über Goethe gefällt. Aber wie tief ihn die Kunde von Goethes drohendem Ende kurz vor seinem eignen ergriff, habe ich selbst noch in lebhafter Erinnerung, da er seinen herben Schmerz frisch vor seinen Zuhörern ergoß.

An diese reiche Stiftung des Goethearchivs schließen sich „Dreizehn Briefe nebst einem Fragment Goethes." Sie beginnen mit zwei bedeutenden Briefen Goethes an Höpfner. Sehr eingehend sind die Bemerkungen darüber, in denen auch ungedruckte Briefe Höpfners an Nicolai mitgeteilt werden. Spaßhaft nimmt sich dieser Gelehrsamkeit gegenüber die Bemerkung des Erklärers aus: „Die Rhapsodie von Reimhardt weiß ich nicht nachzuweisen." Daß sie von Merck ist, war seit fünfzig Jahren kein Geheimnis. Goethes frühe Kenntnis Spinozas beweist die Äußerung in dem Briefe vom April 1773: „Ihren Spinoza hat mir Merck gegeben." Hatten wir bisher nur Beispiele, daß Geiger von andern schon mitgeteilte Briefe für ungedruckt erklärt (eine größere Anzahl liefern Geigers eigne Berichtigungen vom zweiten bis zum sechsten Bande), so hat er doch noch stärkeres geleistet. Den anziehenden Brief Goethes an die Heygendorf (VIII, 128 f.) hat Geiger selbst schon V, 13 f. drucken lassen, aber es geradezu vergessen! Seine Pflicht als Herausgeber hat Geiger wieder stark vernachlässigt bei den am Schlusse gegebenen Versen. Daß sie übersetzt sind, lehrt zum Überfluß die Schlußbemerkung Goethes selbst: „Alle Übersetzungen sind tastende Versuche." Es bedurfte keines Scharfsinns, um zu entdecken, daß sie aus Manzonis Conte di Carmagnole I, 2 stammen; ja Goethes Übersetzung des Anfangs dieses Auftritts konnte Geiger in meiner Ausgabe der Gedichte lesen. Allein so etwas braucht Geiger nicht zu wissen!

Manches für die Zeit des Druckes von Goethes Zeitschriften und andern Werken bieten die von H. Frommann mitgeteilten Geschäftsbriefe Goethes an den Buchdrucker Fr. Frommann aus den Jahren 1816 bis 1824. Auf Geigers Wunsch hatte der Mitteiler auch einen Nekrolog des Adressaten geliefert; die daselbst gemachten Bemerkungen über die Briefe hätten aber dort gestrichen und zu den Briefen selbst gesetzt werden müssen. H. Frommann hatte darauf hingewiesen, daß die bisher gedruckten Briefe nur zwei auf Druckereiangelegenheiten bezügliche Stellen enthalten. Unbekannt war ihm, und auch Geiger weiß es nicht, daß auch zwei im Goethe-Jahrbuch erschienene nicht adressirte Briefe gleichfalls des Druckes wegen an Frommann gerichtet sind (IV, 217, 17 und 388, 23); von dem letztern hatte Geiger dies selbst nachträglich auf meine Mahnung an-

gegeben. Die Nachweisungen, um welche Schriften es sich handelt, sucht man bei ihm vergebens, obgleich die Briefe erst dadurch Wert erhalten; es fehlt jedes Wort der Erläuterung, mit Ausnahme zweier ganz kurzen, zu unbestimmten Angaben. In dem letzten Briefe ist Schmoller ein Druckfehler, der auch in das Register übergegangen ist. Wußte Geiger nicht, daß der von Goethe viel benutzte und in seinen Briefen oft genannte Maler Schmeller hieß?

Unter den nun folgenden „Abhandlungen“ erweitert die von G. von Loeper „Zu Goethes Gedichten Trilogie der Leidenschaft“ auf sehr dankenswerte Weise unsre Kenntnis. Die Überschrift deckt nicht den Inhalt. Dem Verfasser war gestattet, was nur Auserwählten vergönnt ist, noch vor der Herausgabe der Tagebücher die Stellen daraus mitzuteilen, die sich auf Goethes Zusammenkunft mit der Familie Levetzow in den böhmischen Bädern im Sommer 1822 und 1823 beziehen. Auch die im Goethearchiv befindlichen elf Briefe der Familie von 1824 an durfte er einsehen und daraus zwei Nachschriften Ulrikens aus den Jahren 1824 und 1827, einen Brief ihrer Mutter von 1829 und eine Stelle aus einer Einladung der Großmutter vom 23. April 1822 geben, wenn die letztere Jahrzahl richtig ist. Die Äußerung: „Und wie wird Ulrikchen sich freuen, wenn sie wieder Töchterchen genannt wird, worauf sie stolz ist,“ deutet doch wohl auf eine frühere Bekanntschaft hin, während, so viel wir wissen, Goethe die drei Schwestern erst im Sommer 1822 kennen lernte. Wir vermissen in dem Aufsatze auch die Angabe, daß Goethe im Jahre 1824 der Familie sein Bild schickte. Aus dem Tagebuche ersehen wir wieder, daß Goethes eigne Angaben über die Entstehung seiner Gedichte nicht immer ganz zuverlässig sind; denn wir erfahren aus ihnen, daß er nicht erst auf der Rückreise von Eger, sondern spätestens am 6. September die Elegie begonnen hatte, die den in Marienbad zur Aussöhnung gekommenen Schmerz der Entsagung verklären sollte und sich unmöglich auf den heitern Abschied beziehen konnte, den er kurz vorher in Karlsbad von Ulriken genommen hatte. Höchst bezeichnend ist es für Goethe, daß er erst jetzt dazu gelangte, den schweren Entsagungskampf dichterisch darzustellen, wobei er aus den wirklichen Verhältnissen nur das nahm, was zur lebendigen Gestaltung sich eignete, sonst großer Freiheit sich bediente. Diesem verdienstlichen Aufsatze folgt Viktor Hehns geistvolle, von großer Sorgfalt zeugende Zusammenstellung von Goethes Benutzung der Bibelsprache und Th. Süpfles anziehende Darstellung des literarischen Einflusses unsers Dichters in Frankreich.

Bei den wenigen Miscellen und der Chronik verweilen wir nicht, um des Krebsschadens des Goethe-Jahrbuches, des Mißbrauches der Bibliographie ausführlicher zu gedenken. Eine Bibliographie soll möglichst vollständig sein und nur aus eigner Anschauung oder den Mitteilungen unparteiischer Sachkundigen berichten. Dies fordert freilich einen großen Zeitaufwand, aber einen solchen darf man billig von dem fordern, der sich hinstellt, um den zahlreichen, in

ihrer Kenntnis so ungleichen Verehrern des Dichters im In- und Auslande darüber zu berichten. Erleichtern kann er sich seine Arbeit, wenn er Goethefreunde in verschiednen Gegenden Deutschlands veranlaßt, über die in den Blättern ihrer Gegend erschienenen Goethiana zu berichten oder sie ihm einzusenden; er darf sich nicht darauf verlassen, daß jeder Schriftsteller oder jede Zeitungsredaktion so gutmütig ist, ihm das Betreffende zu schicken. Geigers Berichte sind so wenig vollständig, daß er sich um manche nicht unbedeutende Zeitschriften gar nicht gekümmert haben kann oder sie nur aus andern, oft sehr flüchtigen Erwähnungen kennt, ja selbst diejenigen, die ihm zur Hand sind, nichts weniger als genau benutzt hat. So konnte es kommen, daß er einen in den Grenzboten stehenden Aufsatz nur dem Titel nach, wahrscheinlich nach andrer Angabe, kennt, obgleich dieser gerade mit seiner Bearbeitung von Goethes Studentenbriefen ins Gericht geht, und daß er das dort mitgeteilte, in doppelter Hinsicht anziehende Stammbuchblatt des jungen Dichters übersieht. Doch das allerschlimmste Übel an seinen Berichten ist die gewissenlose Parteilichkeit, die sich am wenigsten ein Goethe-Jahrbuch zu Schulden kommen lassen sollte. Aufs widerwärtigste spiegelt sich dieses Verfahren in der Art und Weise, wie er über meine Arbeiten herfällt, um sie in das gehässigste Licht zu stellen. Eine ehrliche Anzeige meiner Ausgabe der Liebesbriefe Goethes an Frau von Stein mußte zunächst meine deutlich ausgesprochene und gerechtfertigte Absicht dieser Ausgabe angeben, sie durfte sich dann über diese und die Art der Ausführung freimütig ergehen. Aber dazu fand er keine Zeit, und der Leser sollte im Dunkel gelassen werden, damit er selbst sein Mütchen kühlen und mit der plumpen, elend gefaßten Unwahrheit beginnen konnte: „Die vorliegende Veröffentlichung hat nicht den geringsten selbständigen Wert: die Kleinlichkeit, Wiederholungssucht des Autors zeigen sich deutlich, sein Autoritätsdünkel tritt aufs lebhafteste hervor.“ Das Bedürfnis einer Ausgabe der Briefe für einen weitern Leserkreis neben der verdienstlichen, aber schwerfälligen, viele Briefe willkürlich einordnenden, von Fielitz, ist von verschiednen Seiten anerkannt worden und für jeden Verständigen unleugbar vorhanden. Meine Ausgabe ist nach einem festen Plane mit gewissenhafter Genauigkeit gearbeitet, und es ist mir gelungen, zahlreiche Fehler zu vermeiden und manches neue zu finden; nicht aus kleinlicher Rechthaberei, sondern aus Pflicht habe ich die notwendigen Abweichungen von Fielitz begründet, aber Pflichtgefühl und Liebe zur Sache sind einmal Dinge, die Geiger mir nicht zutrauen darf. Der zweite Ausspruch, den er über meine Arbeit thut, wirft mir vor, ich hätte Fielitz stark [vielmehr, wie ich hoffe, zu meinem Zwecke vollständig] ausgenutzt, und zum Danke ihm die unbedeutendsten Irrtümer vorgehalten und einen nichtigen Streit über Lappalien geführt. Ich habe aber nichts weniger als gestritten und Fielitz Irrtümer vorgehalten, ich habe gethan, was jeder thun muß, ich habe meinen Vorgänger, wo es geboten war, berichtigt. Leider hält Geiger manches, was man von

ihm als Herausgeber fordert, für „Lappalien"; die Wissenschaft kennt aber solche überhaupt nicht. Und was den wohlfeil mir vorgeworfenen Undank betrifft, so könnte man doch fragen, ob ich in meiner Ausgabe Fielitz mehr zu verdanken habe oder Fielitz meinen ausgedehnten frühern Forschungen. Wir haben uns gegenseitig den gebührenden Dank ausgesprochen, aber, wie Fielitz, obgleich er mich, wie billig, stark ausnutzt, nicht auf das Recht verzichtet, mich zu berichtigen, so wenig durfte ich es. Ich bezweifle, daß Geiger weiß, was ich für Frau von Stein geleistet habe, aber geurteilt muß sein, und so wegwerfend als möglich, da er einmal sein böses Auge auf mich geworfen hat. Bei meinen Ausgaben der Gedichte und des Divan ist er weit entfernt, das viele von mir gebrachte Neue (wie bei den Gedichten nach dem Neugriechischen, bei den Abhandlungen zum Divan), hervorzuheben, er will bloß tadeln; nichts ist ihm widerwärtiger als mir gerecht zu werden. So hat er denn auch den nicht beneidenswerten Mut, von meiner Darstellung der Dichterin Amalie von Imhoff zu bemerken: „Neues Material ist nicht benutzt. Bekanntes wird mit großer Weitschweifigkeit vorgetragen." Kennt Geiger etwa das Material und hat er sich die Lebensbeschreibungen der Dichterin von Döring und in der Allgemeinen deutschen Biographie zur Vergleichung angesehen? Was ich geleistet habe, wissen Kundige, und über Weitschweifigkeit wird sich wohl nur Geiger beklagen, der, so oft er auf mich zu sprechen kommt, in die Farbentöpfe tunkt, die Breite, Nörgelei, Schulmeisterei und andre schöne Dinge dieser Art enthalten. Als Berichterstatter hätte er wenigstens erwähnen sollen, daß wir bisher kein Bild der jugendlichen Dichterin besessen haben, wogegen meiner Darstellung drei unzweifelhaft echte beigegeben sind. Auch aus dem, was er über meine sehr viel neues bringenden Erläuterungen von Goethes Maskenzügen sagt, kann kein Mensch die Bedeutung dieser Arbeit ersehen — und keiner soll es!

Wenn ich in der Schilderung der Leistungen des Goethe-Jahrbuches so ausführlich gewesen bin, so sollte diese meine Überzeugung begründen, daß in der Leitung dieses bedeutenden Unternehmens Wandel geschafft werden muß. Die Willkür, Sorglosigkeit und Ungenauigkeit in der Mitteilung ungedruckter Briefe muß gewissenhafter Prüfung, ob ein Brief wirklich ungedruckt sei, der genauen Forschung nach der Richtigkeit oder der Bestimmung des Datums und der Adresse, der kurzen und bestimmten Erklärung aller thatsächlichen Beziehungen und dem fehlerlosen Abdrucke weichen, und dabei muß die umfassendste Kenntnis zu Gebote stehen, die Geiger eben abgeht. Dieselbe würdige Behandlung sollte den oft fehlerhaft im Jahrbuch abgedruckten Mitteilungen der Zeitgenossen über Goethe zu Teil werden, in deren Auswahl überdies größere Strenge zu empfehlen wäre. Keine Aufsätze sollten Aufnahme finden, die nicht das Ergebnis reifer Prüfung sind, wenn auch der Standpunkt ein verschiedner sein darf. Auch mit nichtigen Miscellen sollten die Leser verschont bleiben. Besondre Sorgfalt ist auf die Bibliographie zu verwenden, wenn diese überhaupt noch

gegeben werden soll. Ernster Fleiß muß an die Stelle der jetzt herrschenden Leichtfertigkeit treten und strenge Gewissenhaftigkeit jede tückische Parteilichkeit ausschließen. So möge das Jahrbuch zu Ehren deutscher Wissenschaft und zur Förderung gründlicher Goetheforschung fröhlich gedeihen!



Ein jungdeutscher Phrasenheld.



as „große Werk" des angeblich Talentvollsten des „jungen Deutschlands" liegt vor mir.*) Hermann Conradi (geb. 1862 zu Jeßnitz i. A., der Sohn eines Agenten in Magdeburg) veröffentlichte seine ersten leiblichen Artikel als Gymnasiast in einem Magdeburger Blatte und gab dann als blutjunger Student in Berlin (mit einem Herrn Bohne) zwei wertlose „Faschingsbreviere," später eine tolle Skizzensammlung „Brutalitäten" in dem Sozialistenverlage von Schabelitz in Zürich und kürzlich ein Bändchen revolutionärer Gedichte „Lieder eines Sünders" heraus. Der sogenannte Roman „Phrasen," den der fünfundzwanzigjährige Leipziger Student geschrieben hat, soll den Prolog bilden zu einem umfangreichen Werke, dessen Hauptteile: „Ein moderner Erlöser," „Die Heimatslosen" und „Das letzte Ideal" heißen und dem als Epilog ein „Inselgürtel kleinerer Schriften" folgen soll. Das Ganze will (nach den „Vorgedanken" zu den „Phrasen") das Herrn Conradi „aufgegangene, von ihm erlebte und erschaffene, in mancher Hinsicht noch zu erlebende und zu erschaffende Ideen- und Bildergefüge verarbeiten und vermünzen" und „die Entwicklung eines nicht ganz alltäglichen Menschen von einer extrem individualistisch-ästhetischen Weltanschauung aus durch eine sozial-ethische hindurch zu einer eventuell dritten hin vollenden."

Wie heißt es doch in der „Preciosa"?

Herrlich! Etwas dunkel zwar,
Aber 's klingt recht wunderbar!

Mit den einzelnen Bänden wird uns der Verfasser also nach und nach beglücken, wenn anders der Verleger flott weiter vorschießt und bei dem vermutlich recht schwachen Absatz dieser literarischen Erzeugnisse nicht schon vorher der Sache überdrüssig wird.

---

*) Phrasen. Roman von Hermann Conradi. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1887. 378 Seiten.

Was wollen nun die „Phrasen“? Ein Roman ist das Buch nicht, denn unter einem solchen versteht man doch die Erzählung von Thatsachen, Situationen, Gesprächen, Handlungen u. s. w., welche die Entwicklung eines Menschen oder vieler von seiten ihres Charakters, ihrer Verhältnisse u. s. f. darstellen, den Fortgang der Sache veranschaulichen und zu einem gewissen Abschlusse gelangen. Hier ist aber weder Fortgang noch Abschluß, das letzte könnte ebenso gut das erste sein, manches könnte fehlen, andres hinzukommen, ohne daß das Ganze sich wesentlich veränderte. Diese Herren vom neuesten „Sturm und Drang“ nehmen ja für sich das Recht in Anspruch, über alle literarischen Rubriken, Gewohnheiten u. dergl. sich mit souveräner Verachtung hinwegzusetzen, aber sie erheben den Anspruch, Kunstwerke zu schaffen. Ein Kunstwerk muß aber doch mindestens ein Ganzes, in sich Abgeschlossenes sein, die „Phrasen“ aber sind locker an einander genähte Fetzen; was sie zusammenhält, ist nur der gleiche Zwirn, die Lappen sind sehr verschiedener Art, nur alle in gleicher Weise grell aufgefärbt. Der Verfasser stellt zwar selbst die „Phrasen“ als Prolog zu einem größeren Werke hin, doch rechtfertigt auch dies Form und Inhalt des Buches nicht. Eine solche „Einleitung“ müßte doch wenigstens die Grundzüge des Ganzen in allgemeinen Umrissen erkennen lassen, oder, wenn sie selbst schon der Anfang ist, die Genesis des Spätern darstellen. Ersteres ist in dem Buche nicht der Fall, als die letztere könnte höchstens die Kindheitsgeschichte gelten, die aber nur einen geringen Raum einnimmt und viel zu wenig bringt, um als Genesis einer Entwicklung des ganzen Menschen (Spalding) gelten zu können.

In den erwähnten Jugendgeschichten namentlich erinnern die „Phrasen“ stark an Jean Paul, nur sind die Vergleiche und Metaphern nicht selten sehr gesucht oder abenteuerlich-ausschweifend. Beispiele ließen sich in Menge bringen. Wenn aber bei Jean Paul herzerfreuendes Gemüt und herzerfrischender Humor hervortreten, so drängt sich hier eine überreizte Phantasie, ein überspanntes Denken und Fühlen und daneben ein häßlicher Sansculottismus auf. Kommt der Verfasser aber auf die Frauen und das Verhältnis der Geschlechter zu einander zu reden, dann wandelt sich das (vielleicht unbewußt benutzte) Vorbild, Jean Paul wird durch Friedrich von Schlegel verdrängt, es ist einem zu Sinne, als läse man die Lucinde. Eine romantische Mystik tritt auf, die nicht selten den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen thut. Die Szenen mit Johanna können dem Idealisten wie dem Realisten nichts weniger als erhaben vorkommen; es ist die aufgewärmte Lucinde und wird junge Leute zur Wollust kitzeln — weiter nichts! Wo bleibt hier das hohe Vorbild Zola? Wo wird der gepriesene „Realismus“ bethätigt, wenn er nun einmal ans Licht soll? „Furchtbar banal,“ grob, massiv ist der „Held“ Spalding oft, eigentlich realistisch ist er aber nicht.

Man sagt nicht mit Unrecht, daß man einen Schriftsteller, einen Dichter gut beurteilen könne nach seinen Frauengestalten. So zeigen Schillers Amalie, Thekla, Jungfrau, Bertha ꝛc. den Dichter, von dem es heißen darf:

Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!

Und Goethes Leonore, Adelheid, Gretchen u. s. w., es sind Frauen, wie sie leben, mit allen ihren Vorzügen und Fehlern; der große Realist verleugnet sich auch hier nicht, nur daß er eben ein Dichter ist und kein — Nihilist! Und daß deshalb die römischen Elegien anders klingen als die Werke der neuen „jungdeutschen Apostel.“ Dagegen Herrn Conradis Frauen? Es sind einfach Dirnen, und soweit sie es etwa noch nicht sind, befinden sie sich auf dem besten Wege, es zu werden. Was soll ein junger Mensch wie Conradi bei solchen Weibern (Kellnerinnen, Chansonetten und ähnlichem Gelichter seines „Meisters“ Bleibtreu!) lernen? „Was sich ziemt,“ lernt er dort ganz gewiß nicht, und es thäte ihm doch so sehr not; seiner Phantasie könnte eine Abwendung vom Raffinirt-Sinnlichen nur zum Segen gereichen. Ist denn wirklich das Geschlechtliche das Einzige am Weibe, was es dem Manne wert macht? Ist es denn lediglich das Interesse egoistischer Wollust, was wir am Weibe nehmen? Herr Conradi hat — wie ist er zu bedauern! — bisher in seinem Lebenslaufe sittenreine Frauen überhaupt nicht oder nur sehr oberflächlich kennen gelernt. Dann soll er uns aber auch seine Ansicht nicht als ein neues großes Evangelium auftischen! Anmaßlich sagt die Vorrede: „Man lese mein Buch ... in Stunden, da Flammen in der Seele lodern!“ Ja wohl, Flammen der Sinnlichkeit! Aber schwerlich werden vernünftige Menschen ihre besten Stunden an ein solches Buch wenden, das Zeitungen aus ersichtlichen Gründen zurückgeschickt haben, das Väter vor ihren Kindern verschließen müssen.

Aus jeder Zeile der „Phrasen“ blickt eine unleidliche Anmaßung des Verfassers hervor. Er wirft sich von einer Pose so heftig in die andre, daß man es förmlich knacken hört. Da ist mehr als „eine Unze“ (S. 2) Komödianterie und Koketterie dabei! Der „Held“ des Romans Heinrich Spalding, ein durchaus unwahrscheinlich geschilderter, feuchtohriger, ganz uninteressanter junger Bursche („grüner Junge“), müht sich schon Jahre lang ab, über sich selbst ins Klare zu kommen, und er findet immer wieder neue Züge, die das Bild verändern, ergänzen; über andre Leute aber, mit denen er zusammentrifft, ist er stets schon mit sich im Klaren, wenn er sie kaum flüchtig kennen gelernt hat, und sein absprechendes Urteil fällt er meist gleich nach der ersten flüchtigen Begegnung, nicht nach gründlichem Studium des andern, sondern nach „starken Antipathien“ (S. 263) und dergleichen. Seine Muse ist sozialistisch, selbst anarchistisch; wagt aber einmal ein Menschenkind, dem „gottbegnadeten“ Geistesheroen anders als bewundernd zu nahen, so gerät er aus Zorn und Wut ins Delirium. Held Spalding benimmt sich öfter (siehe die Szene mit dem Wirt Schraube, die Szene im Tingeltangel mit dem Unteroffizier) „einfach brutal.“ Ist das auch ein Kennzeichen der „Geistesgröße“?

Was soll man ferner von den Aufzeichnungen über den Tod sagen? Mehr

künstlich-dunkel als tief, mehr mystisch als philosophisch. Und die Widersprüche? Das miserable Französisch? Die vielen Gedankensprünge und Gedankenstriche?

Die Aufzeichnungen über die Jugend geben ein sonderbares Quid pro quo. Das sind nicht die kindlichen Eindrücke und Erlebnisse, wie sie der Knabe gehabt und die Erinnerung sie treu aufbewahrt hat, sondern wie der Leipziger Student Spalding sie durch das stark gefärbte Glas seiner jetzigen Ansichten, Empfindungen, Gedanken sieht. Es ist also gar kein treues Bild. Auch hier wäre es leicht, zahlreiche Belegstellen zu nennen. Übrigens ist es im höchsten Grade unschicklich, taktlos, gefühllos, arrogant, so über Vater und Mutter zu schreiben und zu urteilen. Mag der Herr Sohn ein großer Mann zu sein glauben, sein Amt ist es nicht, in dieser Weise über seine Eltern zu richten, und wenn ich der Vater dieses Jünglings (Hermann Spalding) wäre, so nähme ich „Holz vom Fichtenstamme, doch recht biegsam müßt' es sein." Im übrigen ist die kleinstädtische Jugend und Kinderwelt fast immer anders, als sie hier dargestellt wird.

Aufmerksam lesen und zu Ende lesen werden das Buch allenfalls: die Bekannten des Herrn Conradi und der „gezeichneten" Personen, die Anhänger der „neuen Richtung," wollustgierige Jünglinge und abnormitätensuchende Naturforscher; andre Personen, denen das „Werk" zufällig in die Hände kommt, werden schwerlich bis zum Schluß aushalten. Der geisteskranke Onkel Heinrich Spaldings hat mir übrigens zu denken gegeben!

Soviel von den „Phrasen." Nach den bisher erschienenen und mir bekannt gewordenen poetischen und prosaischen „Werken" dieses „begabtesten Vertreters der neuen Richtung," des „talentvollsten Bleibtreu-Schülers" möchte ich Herrn Conradi etwa folgendermaßen analysiren:

a) Selbstüberschätzung	25	Prozent.
Auf jeder Seite der Bücher zu finden; besteht fast in jeder Beziehung, in poetischer, philosophischer, politischer, sozialer *c.		
b) Überschüssige Sinnlichkeit	20	»
Sehr stark vorhanden, besonders in geschlechtlicher Beziehung; scheint oft das ganze Denken *c. zu beherrschen.		
c) Poetische Anlage	12	»
Wird niemand leugnen; ist auch in den prosaischen Stücken überall sichtbar.		
d) Formtalent	7	»
Beschränkt sich fast ausschließlich auf die reimlose Lyrik nach Goethischem Muster. Hier sind Schwung und Gefühl für das Rhythmische zu finden.		
e) Sprachbeherrschung	7	»
Verleitet sehr häufig zu unschönen Um- und Neubildungen.		
	71	Prozent.

71 Prozent.

f) Welt- und Menschenkenntnis . . . . 1 »

Beschränkt sich auf wenige soziale Klassen und ist auch da nicht einmal von einiger Vollständigkeit. Dem Sammeln feinerer Kenntnisse auf diesem Gebiete steht die Schwierigkeit entgegen, daß eine große Voreingenommenheit vorhanden ist, die das objektive Sehen zunächst fast unmöglich macht. Hier fehlt's am meisten. (Vergl. a.)

g) Politische Bildung . . . . 1 »

Wie beim vorigen. Zur Voreingenommenheit tritt hier noch eine große Unklarheit hinzu. (Vergl. a.)

h) Idealismus . . . . 12 »

Jawohl! Aber er beschränkt sich auf die sogenannte „Freiheit," ein Weib, das man freilich nur in nebelhaften Umrissen erblickt und über dessen Körper und Geist man im Unklaren bleibt, vielleicht, weil sie beides nicht hat. Mit der Abwendung von diesem Phantom müßte wohl die Wiedergeburt beginnen.

i) Realismus . . . . 5 »

Ist nur mäßig (vergl. f), trotz aller Bemühungen, ein Realist von hundert Prozent zu sein. Ein eifriges Studium des großen Realisten Goethe möchte vielleicht helfen.

k) Cynismus . . . . 10 »

Wird leider vielfach mit i verwechselt. Nuditäten in pikanter Brühe sind noch kein realistisches Gericht.

Summa: 100 Prozent.

Ein Prognostikon ist nicht zu geben. Die vorhandene starke Gährung, welche sehr viel „Dreck" an die Oberfläche treibt, kann bringen:

α) einen klaren, guten, feurigen Wein,

β) eine Flüssigkeit von 96 Prozent Alkoholgehalt,

γ) eine ganz wertlose Flüssigkeit (nach vorzeitiger Verdampfung des Gehalts).

Ein durchschnittliches Ergebnis hat wenig Wahrscheinlichkeit. Mir ist β oder γ das Wahrscheinlichere.

Leipzig. M. O.





Der Fremde in Rif.

Von Sophus Bauditz.

(Schluß.)

Seit der Ankunft des englischen Schiffes waren mehrere Wochen vergangen, und sowohl der Prediger als auch Thorbjörn hatten Grund, mit dem Gaste, den sie unter ihrem Dache beherbergten, zufrieden zu sein. Er war bescheiden und wohlwollend und schien für alles Sinn zu haben: er lauschte der Erzählung von der großen Pest, welche die Insel heimgesucht hatte, erwog die möglichen Folgen, welche König Christjerns Römerreise gehabt haben könnte, und erzählte, wenn er dazu aufgefordert wurde, gern und aufs unterhaltendste von seinen eignen Reisen in die fernen Länder. Sira John und Thorbjörn waren die aufmerksamsten Zuhörer, jeder freilich auf seine Weise. Der erstere verschlang jedes Wort, das über die Lippen des Fremden kam, und unterbrach ihn oft, um einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Erzählten und seinem eignen ungeordneten Wissen. Thorbjörn dagegen hörte meist schweigend zu, und nur wenn die Rede auf etwas kam, was er während seines Umherschweifens mit eignen Augen gesehen hatte, gab er durch Nicken oder durch ein paar Worte seinen Beifall zu erkennen.

Eines Abends, als die drei bei einander saßen, drehte sich das Gespräch um die Entdeckungen, welche die Portugiesen in dem letzten Menschenalter gemacht hatten, indem sie gen Westen übers Meer gesegelt waren, und Sir Dove erzählte von Prinz Heinrichs Thätigkeit, von den Azoren und den Kanarischen Inseln, und legte eine sehr genaue Kenntnis der Verhältnisse an den Tag.

Wie aber denkt Ihr über Cypango oder Antilia? fragte der Prediger. Ist diese Insel wirklich so groß, wie man sagt, und wie viele Tagereisen liegt sie wohl von Europa entfernt?

Der Fremde schüttelte mit dem Kopfe. Ich habe niemals etwas bestimmtes darüber erfahren können, erwiederte er, deshalb nehme ich an, daß es eine Fabel ist, wie so manches andre.

Eine Fabel! wiederholte Sira John beleidigt. Ich selber habe das Land auf einer Karte gesehen, die mir der Schiffer Durdley im vorigen Jahre zeigte!

Der Fremde konnte ein leises Lächeln über diese Beweisführung des Predigers nicht unterdrücken, aber er antwortete nur, daß man sich hüten müsse, sofort an das Vorhandensein eines Landes zu glauben, nur weil man es auf einer Karte gesehen habe.

Haltet Ihr denn auch St. Brandans Insel für eine Fabel? fragte Sira John. Wir haben doch das Wort des würdigen Abtes, daß er, nachdem er auf Ima gelandet war, die Wunderinsel im Meere erreichte und dort viele merkwürdige Dinge sah!

Ich kann nicht leugnen, daß ich auch nicht an die St. Brandans Insel glaube, antwortete Sir Dove. Das ist nichts weiter als eine fromme Sage, ein sinniges Märchen, gleich der Erzählung von den sieben Städten im fernen Westen.

Die sieben Städte? Davon habe ich noch niemals gehört, sagte der Prediger in neugierigem Tone.

Und der Fremde erzählte, wie der Erzbischof von Porto mitsamt sechs Bischöfen und vielen Männern und Weibern damals, als die Mauren die Halbinsel erobert hatten, an Bord reichbeladener Schiffe gegangen und nach Westen gesegelt sei, bis sie nach vielen Tagereisen an schöne, fruchtbare Inseln gelangten, wo sie ihre Schiffe verbrannten und blühende Pflanzstädte gründeten. Mehr als ein Schiffer, fuhr er fort, hat es seitdem mit heiligen, hohen Eiden beschworen, daß er sie gesehen habe, ja es hat sogar Don Enrico, der jetzt selig im Herrn ruht, Kunde davon gebracht, und doch kann ich nicht daran glauben, da niemand genau hat angeben können, wo diese Inseln zu finden sind.

Aber ist es denn nicht ganz natürlich, daß dort draußen in dem weiten Meere ein mächtiges Land liegen muß? meinte Sir John. Redet nicht schon Plato von dem herrlichen, verschwundenen Atlantis, und hat nicht Seneca in seiner Medea davon geweissagt, wenn er singt:

Einst wird sicher die Stunde kommen,
Wo des Okeanos Schranken gebrochen.
Lieblich entsteigt die Küste den Wogen,
Thetis erschließet uns neue Reiche,
Weiter entfernt als ultima Thule.*)

---

*) Venient annis saecula seris,
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus,
Thetisque novos detegat orbes,
Nec sit terris ultima Thule.

Wohl glaube ich, daß jenseits des Meeres mächtige Länder liegen, versetzte Sir Dove, Teile von Indien, die noch keines Europäers Fuß betreten hat. Wenn ich das nicht glaubte, wäre ich jetzt nicht hier, fügte er leise hinzu. Auch verachte ich die Prophezeiungen nicht, selbst wenn sie aus dem Munde eines Heiden stammen, aber weit mehr Gewicht lege ich auf die Botschaft, auf die Zeichen, welche uns das unbekannte Land hin und wieder über das Meer sendet, und wodurch es gleichsam den Glauben an sein Vorhandensein in uns weckt und aufrecht erhält.

Und nun erzählte er mit lebhafter, beinahe begeisterter Stimme, wie bald hohle Rohrstücke, bald mächtige Tannenstämme mit ihren Wurzeln bei den Azoren ans Land geschwemmt würden, ja daß man auf der Insel Flores sogar ein schmales Boot gefunden habe, das zwei leblose Menschen von völlig unbekannter Rasse enthalten habe.

Sira John lauschte der Rede des Fremden wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt; Thorbjörn aber, der bis dahin schweigend dagesessen hatte, sagte ruhig: Hier in Island werden ja auch eine Menge Fichtenstämme ans Land geschwemmt.

Hier? fragte Sir Dove eifrig. Aber ich habe hier ja fast gar kein Holz erblickt, Ihr baut hier ja ausschließlich mit Stein und Torf!

Nicht hier bei uns, entgegnete Thorbjörn, sondern am nördlichen Teile der Insel, dort, wo der Strom, der von Westen kommt, das Land berührt.

Ja, es geht ja die Sage von westlichen Reichen, welche isländische Männer in längst entschwundenen Zeiten entdeckt haben sollen, sagte der Prediger, aber das halte nun ich für eine Fabel!

Sprich nicht von Dingen, die du nicht verstehst, Freund! versetzte Thorbjörn mit erhobener Stimme und sprang von seinem Sitze auf. Jedes Kind auf Island weiß von Erik dem Roten zu erzählen, der nach Grönland zog, und von Leif, der Finnland besuchte. Es ist keine Fabel — die Erzählung von St. Brandans Insel und den sieben Städten. Das steht in den Sagen geschrieben, die du niemals gelesen hast, und darüber bin ich wohl besser unterrichtet, ich, der letzte Sprosse von Leifs berühmtem Geschlecht! Arm mag ich euch erscheinen an Gut und Geld, und doch ward mir ein reicheres Erbteil als dir oder irgend einem hier auf der Insel! Denn mir und nur mir allein gehört von Rechtswegen jenes große Land, aus dessen Holz die Bewohner des Nordens ihre Häuser und ihre Bote bauen, und meine Schuld wars nicht, daß ich mein Erbe bis dahin nicht habe heben können.

Nach dieser ungewöhnlich langen Rede setzte sich Thorbjörn wieder ruhig hin. Sira John sah seinen Gast mit einem Lächeln an, das eine Art von Mitleid mit der kindlichen Vorstellung des Barbaren ausdrücken sollte. Aber die Augen des Fremden strahlten in ungewöhnlichem Glanz, und von dieser Stunde an zog er augenscheinlich Thorbjörns Gesellschaft der des Predigers vor.

Sira John war gar nicht damit zufrieden, seinen Gast oft halbe Tage entbehren und ihn Thorbjörn überlassen zu müssen. Aber im Grunde konnte er auch nichts dazu sagen, denn der Fremde hatte den Wunsch geäußert, die Umgegend kennen zu lernen, und der Prediger wagte es nicht, längere Ausflüge in der unwirtlichen Gegend zu machen. So wurde denn Thorbjörn sein Begleiter, und schwerlich hätte er jemand finden können, der sich besser zu diesem Amte eignete. Er kannte nicht nur jeden Berg und jeden Weg meilenweit im Umkreise, sondern er war auch aufs genaueste mit der Geschichte der Familien bekannt, die auf den verschiednen Höfen gewohnt hatten, und wußte von den Sagen zu erzählen, die sich an jeden einzelnen Ort knüpften.

Bald machten sie Ausflüge nach dem Snefjäldsjökel hinauf, betrachteten dessen drei Spitzen in nächster Nähe und starrten in die blaugrünen Schluchten hinab, in denen man das Wasser brausen hörte, bald lenkten sie ihre Schritte nach dem Enne, dem bekannten, übelberüchtigten Felsen südöstlich von Rif, der steil nach dem Meere zu abfällt und den man aus weiter Ferne sehen kann. Sie schritten auf dem schmalen, nur zur Ebbe betretbaren Steige an der Küste entlang, wo die herabhängenden Klippen sich über ihren Häuptern wölbten und dumpfe Grotten in die Felsen führen.

Und Thorbjörn erzählte von den Elfen, die hier überall hausten, im Gebirge wie auf dem Meere, von grünen Thälern, die man mitten zwischen den unfruchtbaren, geheimnisvollen Eisfeldern gefunden habe, und von den Meeresstrudeln, die dadurch entstanden seien, daß ein Bach, der ursprünglich einen Ausfluß des Jökels gebildet habe, bei einem vulkanischen Ausbruch in der Erde begraben worden und später mitten im Meere wieder zum Vorschein gekommen sei, wodurch es auch zu erklären sei, daß das Wasser an dieser Stelle nicht salzig war.

Der Fremde hörte wohl aufmerksam zu, aber es war doch, als ob etwas andres als das, worüber sie sprachen, seine Gedanken erfüllte, und als ob er nur auf eine Gelegenheit warte, seinem Herzen Luft zu machen. Endlich sagte er eines Tages zu Thorbjörn: Ihr erwähntet alter Erzählungen von einem großen, im Westen gelegenen Lande, und Ihr behauptet, selber ein Nachkomme jenes ersten großen Entdeckers zu sein. Wenn Ihr mehr davon wißt, so teilt es mir mit!

Auch Ihr werdet mir ebensowenig wie Sira John Glauben schenken, erwiederte Thorbjörn finster. Ihr könnt die Sagen ja nicht lesen!

So leset sie mir vor, oder erzählt mir den Inhalt derselben — ich lege größeres Gewicht darauf, als Ihr ahnt!

Und nun mußte Thorbjörn von Erik dem Roten erzählen, der, nachdem er um eines begangenen Mordes willen friedlos erklärt worden war, auszog, um das Land zu suchen, das Gudbjörn, Ulf Krakes Sohn, gesehen hatte, als er gen Westen über das Meer gesegelt war. Er erzählte, wie sich Erik und

nach ihm Herjulf in Grönland ansiedelten, und wie Bjarne Herjulfsön, der im Nebel vom Nordwind verschlagen wurde, im Süden ein neues, unbekanntes Land liegen sah. Aber ihm war es nicht vergönnt, seinen Fuß auf das Land zu setzen, fuhr Thorbjörn fort, sondern erst Leif, den man den Glücklichen nannte, mein Stammvater, fuhr mit einem Schiffe, das er dem Bjarne abgekauft hatte, gen Süden, um die neuen Länder zu suchen — und er fand sie. Er gab ihnen den Namen „Vinland."

Mit einer Ausführlichkeit, welche zeigte, daß er fast jedes Wort auswendig wußte, das in den Sagen von Erik dem Roten und Torfin Karlseones stand, und mit einer Begeisterung, als habe er selber das alles gesehen, schilderte er nun dies herrliche Land, wo der Lachs in jedem Bächlein springe, wo üppiger Weizen die Ebenen bedecke, wo sich die Weinranken in ungeahnter Fülle um die Bäume der Haine schlängen.

Es klingt fast unglaublich, meinte der Fremde, aber wie Ihr berichtet, muß ja jeder Zweifel schwinden! So war es also doch kein Märchen, wenn man erzählte, daß die Bewohner des höchsten Nordens mehr wüßten als andre Menschen!

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her, dann begann Sir Dove von neuem: Eins nur kann ich nicht verstehen: Wie ist es möglich, daß sich ein Volk solch ein Land entgehen lassen kann, nachdem es dasselbe einmal gefunden!

Wie das möglich ist? wiederholte Thorbjörn. Bei einem Volke wie das unsre ist alles möglich! Hat es sich doch, nachdem es Jahrhunderte lang ein selbständiges, ruhmreiches Leben geführt, ruhig darein gefunden, einem fremden König zu gehorchen, läßt es sich doch jetzt von jedem ausländischen Schiffer mißhandeln! Nein, hier ist niemand mehr, der von großen Thaten träumte!

Niemand? fragte der Fremde und sah Thorbjörn fragend an.

Ihr lest in meinem Herzen! erwiederte dieser, und warum sollte ich es auch leugnen? Freilich habe ich mein Leben lang nur an dies Land gedacht, das dort im Westen liegt. Ich habe von nichts anderm geträumt! Unzählige male habe ich am Meeresstrande gesessen und auf das Meer hinaus gestarrt, habe die Sonne am westlichen Horizont versinken sehen und daran gedacht, daß sie jetzt das Land meiner Väter bescheine, mein Erbland, das meiner harre, das ich aber nie erreichen würde. Wohl hundert male wandelte ich im Traum an dem weißen Strande, wo der klare Bach durch den Wald rieselt, und wo einst Leif gestanden — was aber nützen Träume und Gedanken: ich besaß weder ein Schiff, noch hatte ich Geld oder Gut, und ohne das gelangt man nimmer übers Meer!

Was würdet Ihr wohl sagen, wenn ich Euch zu einem Schiff und zu Mannschaft verhälfe? fragte der Fremde.

Thorbjörn schaute starr zu ihm auf, dann sagte er: Ihr spottet meiner!

Nein, so wahr mir Gott helfe! Ich spotte nicht; mein Anerbieten ist ehrlich gemeint. Wenn Ihr so denkt wie ich, dann fahren wir mit einander gen Westen!

Thorbjörn vermochte vor innerer Bewegung kein Wort hervorzubringen. Jetzt endlich winkte ihm die Verwirklichung der Träume, die er sein ganzes Leben hindurch geträumt hatte! Er erfaßte die Hände des Fremden, preßte sie heftig, warf sich an seine Brust und brach in krankhaftes Schluchzen aus.

An den nun folgenden Tagen hatte Sir Dove verschiedne Unterredungen mit dem Schiffer Burlington; sie wanderten am Strande auf und ab, und aus ihrem eifrigen Gespräch und den lebhaften Bewegungen konnte man leicht schließen, daß Sir Dove den Schiffer zu etwas zu überreden suchte, worauf dieser anscheinend ungern einging. Schließlich schien er jedoch einzuwilligen, sie wechselten einen Handschlag mit einander, und von dem Augenblicke an herrschte auf dem Schiffe ein ungewöhnlich reges Leben, das den Bewohnern des Dörfchens Stoff zu allerlei Vermutungen gab, über dessen wahren Grund jedoch die Mannschaft das geheimnisvollste Stillschweigen bewahrte.

Eine Art Lösung des Rätsels erhielt indessen der gute Sira John eines Morgens, als er beim Erwachen sowohl Thorbjörn als auch seinen Gast vermißte, und statt seiner folgenden Zettel vorfand:

Ehrwürdiger Herr,

Eingetretene Umstände zwingen mich, früher als ich ursprünglich beabsichtigt hatte, Euer gastfreies Haus zu verlassen, worin ich so manche unvergeßlichen Stunden verlebt habe. Euer alter Hausgenosse Thorbjörn wird mich begleiten, aber mit Gottes und der Heiligen Hilfe werden wir beide im Laufe des Sommers nach Ingjaldshol zurückkehren und, wenn alles nach Wunsch geht, Euch dann höchst merkwürdige Neuigkeiten mitzuteilen haben. Für den Fall, daß es uns doch nicht beschieden sein sollte, Island wiederzusehen, hinterlasse ich hier eine Börse mit einigen Goldstücken, welche ich Euch als geringen Ersatz für das, was ich Euch und Island verdanke, anzunehmen und nach Euerm Gutdünken zu verwenden bitte.

C. C.

Sira John drehte und wendete den Brief und las ihn wieder und wieder, aber das Ganze war und blieb ihm ein Rätsel. Und nun gar die Unterschrift — wie in aller Welt kam nur Sir Dove dazu, seinen Nachnamen durch ein C. zu bezeichnen? Er stand hier einem unlösbaren Geheimnis gegenüber, und die einzige Aufklärung, die ihm die Bewohner von Rif zu geben vermochten, war, daß das englische Schiff mit der Flut unerwartet unter Segel gegangen sei und seinen Lauf westwärts genommen habe.

Und westwärts segelte es sieben lange Tage über das schwarzgraue Meer und seine langen, schwer dahinrollenden Wogen. Da meinte einer der Leute im Norden Land zu erblicken, aber Thorbjörn nickte nur und hieß den Schiffer von jetzt ab südwestlich steuern, denn dort muß das Land liegen, welches ich suche, sagte er.

Der Schiffer Burlington brummte und murmelte vor sich hin, daß es Wahnsinn sei, so in Wind und Wetter hineinzusegeln, Sir Dove jedoch befahl ihm, zu thun, wie der Alte gesagt habe. Und der Schiffer gehorchte, denn er hatte sich für eine Menge guter Dublonen verpflichtet, Schiff und Mannschaft dem Fremden zur Verfügung zu stellen.

So steuerten sie denn gen Südwesten. Und wiederum verflossen sieben Tage, und es zeigte sich kein Land. Der Fremde sah hin und wieder fragend zu Thorbjörn hinüber, dieser aber nickte nur und war ruhig und unverzagt, als steuere er das Schiff durch wohlbekannte Gewässer. Noch ein Tag verging und ein zweiter, da murrte die Mannschaft und gab deutlich ihren Unwillen zu erkennen, sie wollten sich nicht weiter hinauswagen auf das endlose, bahnlose Meer. Der Schiffer Burlington versuchte die Leute zu beruhigen, und nach langem Bemühen gelang es Sir Dove endlich, die Übereinkunft zu treffen, daß man noch einen Tag und eine Nacht dieselbe Richtung einhalten wolle. Könne man auch dann kein Land erspähen, so wolle man umwenden.

Der verhängnisvolle Tag neigte sich seinem Ende zu. Thorbjörn und der Fremde standen um die Abendstunde auf dem hohen Verdeck und starrten schweigend vor sich hin. Da zerteilte sich plötzlich der Nebel, der so lange über dem Wasser gelagert hatte, und in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne breitete sich vor ihnen ein weites Land aus mit blauen Bergen und dunkeln Wäldern.

Seht Ihr wohl! rief Thorbjörn. Dort liegt es, lächelnd und winkend, wie einst Leif es erblickte! Bald setzt sein Nachkomme den Fuß auf den Boden der Väter und erhebt das Erbe, das so lange unberührt gelegen!

Wohl sehe ich es! erwiederte der Fremde tief bewegt. Ich grüße dich, Land meiner Träume, das meine Gedanken auf verschiednen Wegen gesucht haben, aber immer in derselben Richtung, stets dort, wo die Sonne ihre Glut in die Tiefen des Okeanos versenkt!

Dein Land! Das Ziel *deines* Lebens! rief Thorbjörn. Was willst du damit sagen?

Daß wir beide, du wie ich, denselben Gedanken genährt haben. Weswegen hätte ich denn sonst eure kalte, freudlose Insel besucht? Doch nur, weil ich erfahren habe, daß ihr einst in längst entschwundenen Tagen den Weg zu diesem Lande gekannt habt, und weil ich hoffte, durch euch auf die rechte Spur zu kommen!

Verflucht seien alle Fremden! schrie Thorbjörn. Falsch und hinterlistig bist du gewesen! Doch freue dich nicht zu früh! Thorbjörn wird bis auf den letzten Blutstropfen für sein Erbe streiten!

Und mit diesen Worten ergriff er eine Axt, schwang sie über seinem Haupte und hieb auf den Fremden ein, der dem ihm zugedachten Hiebe nur dadurch entging, daß er hinter den Mast sprang.

In demselben Augenblicke stürzten der Schiffer und einige Leute herbei. Sie wußten nicht, was vorgefallen war, sie sahen nur den Alten in wilder Wut über den wehrlosen Portugiesen herfallen, und um diesen zu schützen, bohrte einer der Engländer seinen Dolch in Thorbjörns Nacken; er stürzte nieder und lag wie tot auf dem Verdeck.

Elender Kerl! Was hast du gethan! rief der Fremde dem Engländer zu, warf sich neben dem Alten auf die Kniee, hob sein Haupt auf und legte es in seinen Schoß. Nach einer Weile öffnete Thorbjörn die Augen, schöpfte tief Atem, wie einer, der aus einem schweren Schlaf erwacht, und sagte: Jetzt ist es aus mit mir, aber das ist auch wohl das Beste! Verzeiht mir, ich war meiner selbst nicht mächtig! Hebt mich ein wenig höher, daß ich in die Ferne schauen kann — ach nein, das hilft mir nicht, meine Augen sind umnebelt!

Er sank in Sir Doves Armen zusammen, und alle glaubten, daß er bereits verschieden sei. Aber plötzlich schlug er die alten Augen noch einmal auf, legte den Mund an das Ohr des Fremden und flüsterte mit Aufbietung seiner letzten Kräfte: Das Land da drüben, mein Land, das ich nicht mehr erreichte, es sei das deine! Hörst du? ich, Thorbjörn, schenke es dir.

Ein heftiger Krampf schüttelte den Körper des Alten, sein Kopf fiel zurück — er war tot.

Der Fremde saß eine Weile regungslos da, tief ergriffen von allem, was er gehört und erlebt hatte. Er bemerkte es nicht, daß der Schiffer Burlington seinen Leuten Befehl gegeben hatte, zu wenden.

Da sprang er auf und rief: Seid Ihr von Sinnen! Wollt Ihr jetzt umwenden, da das Land vor uns liegt!

Welches Land? fragte der Schiffer ruhig, ich sehe nichts!

Der Fremde wandte sich um. Tiefer Nebel lag über dem Meere, weit und breit war nichts zu entdecken. Aber Ihr müßt es doch vorhin gesehen haben, ebensogut wie ich und jener Abgeschiedene es sahen!

Wolkenbänke und schwimmende Eisberge sah ich! antwortete der Schiffer; die könnt Ihr überall finden!

Ihr sollt wenden! Ihr sollt gen Westen steuern, schrie Sir Dove außer sich vor Zorn. Ihr habt Euch dazu gegen reichliche Zahlung verpflichtet, und ich habe ein Recht, es zu verlangen!

Ruhig, ruhig, guter Herr! Ich versprach, mich Euern Thorheiten zwei Wochen zu fügen, ich legte aus freien Stücken drei Tage dazu. Jetzt aber muß es genug sein, und ich will Euch raten, meine Leute nicht noch mehr zu reizen! Ihr habt gesehen, wie locker ihnen das Messer sitzt!

Der Fremde beugte sein Haupt wie ein geschlagener Mann, der ohnmächtig den Kampf gegen das Schicksal aufgiebt, und gleichgiltig und stumpf setzte er sich auf das Hinterdeck und starrte gen Westen, lange noch, nachdem die Nacht bereits hereingebrochen war.

Plötzlich wurde er durch ein platschendes Geräusch aus seinen Träumen erweckt: es war Thorbjörns Leiche, die von den Engländern den Wogen übergeben ward. Er fuhr zusammen, eine Thräne entrollte seinem Auge, und tieftraurig murmelte er vor sich hin: Das also war sein Los — wer weiß, ob mir ein besseres beschieden ist. Gleich darauf aber erhob er das Haupt und sprach in die Nacht hinaus: Jetzt bin ich sein Erbe! Wohlan, ich will versuchen, den Schatz zu heben, den er mir hinterlassen hat!

Richard Burlington steuerte ostwärts, und nachdem er einen Monat mit widrigen Winden gekämpft hatte, landete er endlich in Bristol, wo ihn der Fremde verließ. Der Schiffer aber kehrte nie wieder nach Island zurück, weil er fürchtete, daß man Rache an ihm und seinen Leuten nehmen würde, sobald es ruchbar geworden wäre, daß Thorbjörn gewaltsam ums Leben gekommen war.

Daheim in Rif und auf Ingjaldshol sprach man wohl eine Weile über Thorbjörns rätselhaftes Verschwinden, als aber der Herbst kam, ohne daß er zurückkehrte, vergaß man ihn. Nur einer vergaß ihn nicht, und das war Sira John. Er wanderte im Sommer Tag für Tag an der Küste entlang und fragte, ob das englische Schiff noch nicht in Sicht sei, und mit jedem male, daß er in seiner Hoffnung getäuscht heimkehrte, ward er schwermütiger und gramvoller.

Nun war es öde und einsam bei ihm, und die Winterabende wurden ihm endlos lang. Aber trotz seines Kummers lebte er noch ein ganzes Menschenalter nach den hier mitgeteilten Begebenheiten. Er war ein hochbejahrter Greis, als die Kunde nach Island drang, daß Christoph Columbus im fernen Westen neue Lande entdeckt habe. Es war, als ob bei dieser Nachricht der Gedanke an längst entschwundne Zeiten und ein Rest von Jugend wieder in dem Alten auflebte, er erinnerte sich wieder der Frühlingszeit, die der Fremde bei ihm verlebt hatte, und der Gespräche, die damals geführt worden waren. Er holte noch einmal den Abschiedsgruß des Fremden hervor und las nochmals die wohlbekannten Worte; aber er kam nicht auf den Gedanken, die mystische Unterschrift des Briefes C C mit dem Namen des großen Entdeckers, der jetzt auf aller Lippen war, in Verbindung zu bringen. Er konnte ja so wenig wie irgend ein andrer ahnen, daß der Süden der Spur des Nordens gefolgt war, daß der spanische Großadmiral Thorbjörns Erbe angetreten hatte.

* * *

In der Lebensbeschreibung des Columbus, die sein Sohn Fernando geschrieben hat, führt dieser die eignen Worte des Vaters an, die dessen nordische Reise betreffen und aus denen hervorgeht, daß Columbus im Februar 1477 die „Insel Tile“ (Thule) besucht hat, deren südliche Spitze ungefähr 73 Grade nördlich vom Äquator lag und weit westlicher, als Ptolemäus die Lage derselben angiebt.

Die Engländer — schreibt Columbus — und insonderheit die Bewohner von Bristol fahren mit ihren Waaren nach dieser Insel, die ungefähr so groß ist wie England. Als ich dahin kam, fand ich das Meer völlig eisfrei. Heutzutage nennt man das Land „Frisland."



Kleinere Mitteilungen.

Ein historischer Roman. Walter Scott, Manzoni und andre haben den historischen Roman in der Weise ausgebildet, daß sie ihre eignen Lebenserfahrungen, die Ueberlieferungen der nächsten Vergangenheit und ebenso ausgebreitete als gründliche geschichtliche Kenntnisse mit Hilfe der in der modernen Welt üblichen Romangestalten zu Bildern verschmolzen, die dem heutigen großen Lesebedürfnis in ganz andrer Weise entgegen kommen als das bloße Leihbibliotheksfutter.

Ein diesen beiden und ihresgleichen ebenbürtiger Schriftsteller hütet sich denn auch wohl, die Szene seiner romantischen Begebenheiten in räumliche oder zeitliche Verhältnisse zu verlegen, die ihm wenig oder garnicht bekannt sind, weil dann seine ganze Darstellung in der Luft schwebt. Gestalten, welche auf einem Boden stehen, der nie existirt hat, mögen einen Backfisch ergötzen oder rühren; einen, der etwas von Geschichte weiß, können sie nur anwidern. Wenn Scott einen Vorgang in Edinburgh spielen läßt, wie die unübertreffliche Szene, wo der ungeduldige Reisende die Abfahrt der Postkutsche vor dem Keller in der Highstreet erwartet, so hält er seinen Leser sogleich fest, da dieser weiß, daß Scott an dem Keller unzähligemale vorbeigegangen ist. Etwas mehr Vertrauen nimmt er schon in Anspruch, wenn er seine Begebenheiten um Jahrhunderte zurücklegt; er hatte aber sehr tüchtige Studien gemacht, er kannte zum Beispiel das Intriguenspiel am Hofe Elisabeths und der Stuarts sehr genau. Was würde er dagegen für Erfolge erzielt haben, wenn er die Postkutsche nicht aus der Highstreet in Edinburgh, sondern aus der Behrenstraße in Berlin abfahren, oder seinen Lesern statt Amy Robsarts Schicksale etwa die Leiden und Freuden der Vittoria Accorombona vorgeführt hätte? Wahrscheinlich hätte man ihn einfach ausgelacht.

Der historische Roman scheint in unsern Tagen auf eine neue Entwicklungsstufe getreten zu sein. Karl Frenzel veröffentlicht im Julihefte der „Deutschen Rundschau" die erste Hälfte einer Novelle, die unter dem Titel Schönheit das Florentiner Leben zur Zeit Savonarolas schildert, und deren Eigentümlichkeiten wir im folgenden kurz beleuchten.

Erstens werden die Florentiner Familien wie Berliner behandelt. Es heißt nämlich regelmäßig die Albizzis, die Pazzis u. s. w., gerade wie man in Berlin Schulzes und Müllers sagt, was, wenn auch nicht gerade stilistisch elegant, doch weiter nicht tadelnswert ist, weil es eine Unbequemlichkeit wäre, immer weitläufig die Familie Schulze zu sagen. Nun liegt die Sache bei jenen italienischen Namen aber doch etwas anders: sie sind nämlich wirkliche Plurale, was jeder, der ein Wort Italienisch versteht, schon aus der Endung i abnehmen kann. Zum Ueberfluß wird es noch dadurch bewiesen, daß ein Mitglied derartiger Familien zum Beispiel Lorenzo dei Medici heißt, das heißt einer von den Medici, um von allen andern Gründen zu schweigen.

Ferner wird jeder in der Novelle vorkommende Mann, der nicht gerade ein Diener ist, selbst ein Arzt, mit dem Titel Messere, abwechselnd mit Ser, belegt, während der größte florentinische Historiker ausdrücklich berichtet, daß nur cavalieri, dottori (das heißt doctores juris) und Domherren auf dieses Prädikat Anspruch machen konnten, während ein Arzt den Titel maestro führt.

Ganz besonders auffällig ist aber die Art, wie mit geschichtlichen — wir wollen nicht sagen Namen, sondern — Familien umgesprungen wird. Die Fabel ist nämlich kurz folgende. Giuliano degli Albizzi lebt bei einem alten Verwandten, Jacopo del Nero, einem Anhänger der Medici und Freunde Lorenzos, in der Villa Vall' Ombrosa bei Fiesole, die merkwürdigerweise den Namen des berühmten Klosters südlich von Florenz führt, und bringt einen Brief desselben nach Florenz, worin Jacopo seine Pate Elena Ridolfi ihrem Vater Ambrogio Ridolfi zu einem Besuche abverlangt. Giuliano langt gerade in Florenz an, als auf der Piazza della Signoria der Scheiterhaufen angezündet wird, auf welchem das durch Savonarola fanatisirte Volk allerlei Kostbarkeiten verbrennt. An diesem berühmten bruciamento delle vanità (am 7. Februar 1497) beteiligt sich auch Elena Ridolfi, die selbstverständlich das schönste Mädchen der Stadt ist, gerade wie bei Clauren Held und Heldin jedesmal als die Schönsten ihres Geschlechts auf so und so viel Meilen in der Runde bezeichnet werden. Elena geht nach Fiesole und verliebt sich so sterblich in den ebenso schönen als stolzen Giuliano, der ihr natürlich kalt wie Eis gegenüber steht, daß die letzte Szene der Novelle sie in seinem Schlafzimmer die Nachricht von einem Schlaganfalle ihres Vaters treffen läßt, die sie wieder nach Florenz zurückruft.

Wir gestehen, dieses ungenirte Benehmen Elenas kommt uns denn doch einigermaßen fremdartig vor. Ein Mädchen aus einer der vornehmsten Familien von Florenz und in einer Zeit, in welcher die jungfräuliche Ehre so streng gewahrt wurde, daß ein freches Wort, gegen Luisa Strozzi gesprochen, den Anfang einer blutigen Tragödie machte! Doch unsertwegen mochte sich die Betschwester mit dem ebenso stolzen als schönen Jünglinge abfinden wie sie wollte, wir sind weiter nicht neugierig auf das Ende: zuletzt wird sich Giuliano ja wohl erweichen lassen, und aus den beiden ein Paar werden, wenn nur nicht — die Namen wären.

Wie schon erwähnt, wird Jacopo del Nero als Freund der Medici geschildert. Nun war Bernardo del Nero während der Monate März und April Gonfaloniere von Florenz, und diesen Umstand benutzte Piero dei Medici, um am 29. April in Florenz einzudringen. Der Versuch schlug fehl, und da Piero Anhänger in der Stadt hatte, so wurden unter andern Bernardo del Nero und Niccolò Ridolfi am 17. August zum Tode verurteilt und noch in derselben Nacht enthauptet.

Ist es nun nicht einigermaßen seltsam, Männern dieser geschichtlichen Geschlechter andre Vornamen zu geben und sie dann eine ganz andre Rolle spielen zu lassen, als ihre Namensvettern, die wirklichen del Nero und Ridolfi, in Wahrheit gespielt haben? Denn in der Novelle wohnt Nero in Fiesole und nicht in Florenz, und Ridolfi wird aus einem vornehmen und opferfreudigen Patrizier, was er in Wirklichkeit war, ein gemeiner, geiziger Tuchhändler. Es ist freilich bekannt, daß jeder Bürger, der an der Stadtverwaltung von Florenz teilnehmen wollte, in einer Zunft eingeschrieben sein mußte; dies war aber eine reine Formalität, und es folgt nicht darum, daß ein solcher Mann das betreffende Handwerk irgendwie betrieben hätte.

Mit das Merkwürdigste an der Novelle aber ist unstreitig folgende Schilderung der den vorher erwähnten Scheiterhaufen umgebenden Menge (S. 4): „Plötzlich

fielen alle, so viele ihrer in der Prozession gingen, und die Mehrzahl aller Zuschauer in den Refrain des Liedes ein, brüllend, heulend, die Arme schlenkernd, mit den Füßen wie besessen auf die Steinplatten des Pflasters stampfend, der dort mit rollenden Augen und verworrenem Haar, jener unter strömenden Thränen:

Jeder schreie, wie ich schreie —
Immerdar verrückt, verrückt!

Als ob er durch einen bösen Zufall unter Irrsinnige geraten sei, machte Guiliano eine Bewegung des Ekels und halb des Schreckens, und suchte sich aus dem Gedränge zu befreien."

Offenbar wußte Giuliano nichts von Girolamo Benivieni, oder erkannte er vielleicht in der Uebersetzung das Original nicht wieder? Es lautet:

Non fu mai piu bel solazzo,
Piu giocondo ne maggiore,
Che per zelo e per amore
Di Gesù divenir pazzo.

Dies ist nämlich der Refrain der Strophen eines längeren Liedes, durch welches sich Benivieni, ein fanatischer Anhänger Savonarolas, lächerlich machte, und welches in der besprochenen Novelle in so stimmungsvoller Weise übersetzt ist!

In die Renaissance ragt das Altertum mit tausend Fäden hinein, und diesen Hintergrund seines Gemäldes hat sich Frenzel natürlich nicht entgehen lassen. So heißt es S. 22: „Zwei Diener trugen aus dem Hause einen Sessel und eine Fußbank mit Kissen und Decken herbei und stellten sie in der Sonne zum Sitz für den Herrn auf. Hinter ihnen schritt Giuliano einher, mit muntern Augen und flatterndem Haar, eine Schriftrolle in der Hand. . . . »Ich habe dir die Politik des Aristoteles mitgebracht« fing Giuliano an." Und nachher heißt es: „»Ihre Heiligkeit ist ihre Leidenschaft« entgegnete Giuliano und zerknitterte mit heftigem Drucke die Handschrift des Aristoteles. »Laß es dem unschuldigen (gemeint ist wohl das unschuldige) Pergament nicht entgelten, daß Elena dich ärgert,« beschwichtigte ihn Jacopo."

Hier haben wir eine Pergamenthandschrift, die zugleich eine Rolle ist, und der Leser hat nun die Wahl, ob er sich darunter eine Bücherrolle vorstellen soll, wie sie die Alten hatten, ehe Pergament allgemein zum Schreiben benutzt wurde, oder einen Pergamentkodex, wie sie die Bibliotheken aufbewahren, und wie sie Jacopos Freund Lorenzo dei Medici sammelte und in der von ihm gegründeten Laurenzianischen Bibliothek vereinigte. Das Dilemma ist nur: war es eine Rolle, dann war sie nicht aus Pergament, sondern aus Papyrus, und war es ein Pergamentkodex, dann war es keine Rolle.

Freilich scheint damals von dem letzteren Artikel viel Ueberfluß in Florenz gewesen zu sein, denn auf S. 5 werden auch die Bücherrollen der Gelehrten auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Wir hoffen, daß damit diejenigen Bücherrollen gemeint sind, in denen damalige Gelehrte ihre Studien der Nachwelt überlieferten. Es ist uns allerdings sonst nicht bekannt, daß damals auf Rollen geschrieben wurde; wer sich jetzt, mit einem sechswöchentlichen Rundreisebillet versehen, die zur modernen Bildung unumgänglich nötige tiefe Kenntnis italienischer Verhältnisse aneignet, der kann, falls er sich die Laurenziana oder andre italienische Bibliotheken ansieht, leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß man im fünfzehnten Jahrhundert nicht Rollen, sondern Bücher schrieb. Aber die Möglichkeit verbrannter, rollenhaft

geschriebener Werke dieser Zeit ist denn doch, um hier über die Unwahrscheinlichkeit hinwegzusehen, sehr viel weniger schmerzhaft als eine andre Möglichkeit.

Sind die verbrannten Bücherrollen etwa Ueberreste aus dem Altertume gewesen? Hat es damals in Florenz ähnliche Rollen wie diejenigen gegeben, welche in Herculaneum verkohlt gefunden worden sind? Das wäre ja eine ganz neue und höchst bemerkenswerte Thatsache! Unsre ganze sonstige Sympathie für Savonarola würde verschwinden, wenn wir so etwas von ihm glauben müßten. Hoffentlich giebt der Schluß der Novelle Auskunft darüber, auf die wir uns freilich bis zum August gedulden müssen.

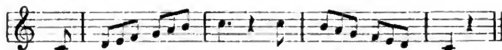
Wichtig sind auch noch folgende, sich auf das Altertum beziehende Sätze (S. 24): „Hast du mir nicht erzählt, daß diese Vestalinnen Recht über Leben und Tod hatten? — Ja, wenn sie einem Verbrecher, der zum Tode geführt wurde, begegneten, konnten sie ihn durch ihre Berührung am Leben erhalten und den besiegten Gladiator in der Arena durch eine Bewegung ihrer Finger vor dem Todesstreiche ihres Gegners bewahren."

Man gewinnt hieraus neue Aufschlüsse über die Ehrenrechte der Vestalinnen. Bisher nämlich berührte eine Vestalin niemals einen Mann, am wenigsten einen zum Tode geführten Verbrecher, sondern der Verbrecher entging der Hinrichtung, wenn er einer Vestalin auf seinem letzten Gange zufällig begegnete, und wenn die Priesterin beschwor, daß diese Begegnung nicht verabredet oder künstlich veranstaltet war. Zweitens hatten die Vestalinnen bisher in Betreff der Gladiatoren nicht mehr und nicht weniger zu sagen als jeder andre Anwesende. Formell stand das Recht über ihr Leben und ihren Tod demjenigen zu, dem sie gehörten, das heißt dem Veranstalter der Spiele. Dieser aber pflegte es den Zuschauern abzutreten. Die Zuschauer schrieen ihren Willen in die Arena hinunter und pflegten, den Gewohnheiten südlichen Mimenspiels zufolge, wenn sie den Besiegten abgestochen wissen wollten, gleichzeitig den Daumen nach unten zu biegen; daß sie sich mit dem letzteren Gestus allein begnügt hätten, ist eine jener Fabeln, die sich von einem Buch ins andre durchschleppen, ohne dadurch an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen: man denke sich das Kolosseum voll von einer leidenschaftlich erregten Menschenmenge, deren einzelne Mitglieder stumm den Daumen nach unten halten! Was die Zuschauer thaten, wenn sie einem Kämpfer das Leben schenken wollten, ist nirgends überliefert, ebensowenig, daß den Vestalinnen irgend ein Recht über die Gladiatoren zugestanden habe, welches nicht auch jeder andre besessen hätte.

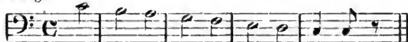
Nochmals die Tonleiter. Auch ich stimme mit dem Sonntagsphilosophen ganz überein, wenn er die gewöhnliche Form, in der die Tonleiter geübt zu werden pflegt, abscheulich findet. Aber seine rhythmisirte Tonleiter, wie er sie im Dreitakt und mit Wiederholung der Terz und Dominante vorschlägt, im Niedersteigen sogar unter Zuhilfename eines Tones aus der untern Oktave, kann man doch nicht gelten lassen, weil sie eben keine Tonleiter mehr ist, vielmehr eine auf den diatonischen Stufen sich bewegende Melodie. Sollte es aber wirklich unmöglich sein, die einfache Tonleiter zu rhythmisiren? Versuchen wirs, dem Ei die Spitze einzudrücken, um es darauf zu stellen, indem wir die Spitze, den ersten Ton der Skala, als Auftakt ansehen:



Oder im $^6/_8$-Takt:



Ein musikalischer Kolumbus hat übrigens — um nur ein allbekanntes Beispiel anzuführen — schon vor fünfzig Jahren das Ei auf die Spitze gestellt; es ist der wackere Alcindor-Bijou in Adams reizender Oper „Der Postillon von Lonjumeau." Im zweiten Akte singt der zum Künstler gewordene Dorfschmied sein Lob als La fine fleur des choristes, indem er in mannichfach verändertem Ausdruck der Betonung seiner Arie die absteigende Tonleiter, bald in Dur, bald in Moll, zu Grunde legt. Der Anfang der Arie lautet:



Schwerin. Karl Homann.

Unentwegt. In der neuesten Nummer der Gegenwart (Nr. 27) schreibt Daniel Sanders an irgend jemand, der Johannes Scherr als den Schöpfer des „schönen Wortes" unentwegt bezeichnet hatte, einen offnen Brief, worin er nachweist, daß dieses „schöne Wort" schon älter ist. Wie schade! Denn eigentlich verdiente Scherr, der die deutsche Sprache durch eine solche Unmasse von Geschmacklosigkeiten entstellt hat — d. h. seine deutsche Sprache, denn andre haben ihm ja das Zeug nicht nachgebraucht —, auch das Wort „unentwegt" erfunden zu haben. Wie garstig dieses Wort ist, kann man am besten daraus sehen, daß es so schnell in der Sprache der öffentlichen Beredsamkeit und in der Zeitungssprache Mode geworden ist, zwei Sprachkreisen, in denen eine wirklich gute und schöne sprachliche Neubildung niemals Mode werden würde, immer nur Geschmacklosigkeiten, wie „voll und ganz," „selbstredend," „fertigstellen," „richtigstellen," „klarlegen" u. dergl. Modewörter betrügen uns stets um den eigentlichen Reichtum unsrer Sprache und verschütten ihn. Seit das dumme „fertigstellen" da ist, ist das Wort „vollenden" zum Tode verurteilt und obendrein der Unterschied zwischen „anfertigen" und „fertigmachen" vollständig verwischt. Man läßt sich ein paar neue Stiefel fertigstellen, der Mauermeister stellt eine Schleuße fertig, der Schriftsteller einen Roman, der Bildhauer ein Denkmal. Ebenso, seit das alberne „unentwegt" aufgekommen ist, weiß niemand mehr etwas von standhaft und beharrlich; sie sind schon ganz außer Gebrauch. Und nun versuche man es einmal und setze sie an irgend einer Stelle für unentwegt ein: man wird sich sofort überzeugen, welcher Unterschied zwischen einem kräftigen, sinnvollen, in seinem Inhalt lebendig zu empfindenden Worte und einem bloßen tönenden Modeworte ist, bei dem sich niemand etwas rechtes denkt.

Daniel Sanders giebt seit kurzem eine Zeitschrift für deutsche Sprache heraus, die wir bei ihrem ersten Erscheinen beifällig begrüßt haben. Hoffentlich empfiehlt er uns darin nicht noch andre so „schöne Wörter" wie „unentwegt," sonst kündigen wir ihm die Freundschaft.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Opposition während des letzten Wahlkampfes.

Seit dem Bestehen des Reiches war die Zeit von der Auflösung des vorigen Reichstags bis zur Wahl des neuen die sorgenvollste, die das deutsche Volk durchlebt hat. Was sie in sich barg, konnte erst ihr Ende zeigen. Der Verlauf der politischen Bewegung in Deutschland aber mit besondrer Berücksichtigung der Opposition war so: Nachdem Zentrum und Deutschfreisinnige ihrem römisch-welfischen Fanatismus und ihrem Haß gegen den leitenden Staatsmann, endlich ihrer doktrinären Verranntheit am Ende des verflossenen Reichstags mit dem Versuch, das Reich durch Ablehnung der Militärvorlage wehrlos zu machen, beredten Ausdruck gegeben hatten, fingen sie nach der Auflösung sofort an, das für den 21. Februar zu neuen Wahlen berufene deutsche Volk mit allen Mitteln, besonders durch Vorspiegelung einer drohenden, wilden Reaktion zu schrecken. Indem sie von beabsichtigter Verfassungsverletzung redeten, versuchten sie so der Regierung zu der schweren Sorge um die Sicherheit des Vaterlandes auch noch den innern Konflikt aufzubürden. Und so groß war die Gewissenlosigkeit dieser Opposition, daß sie dies alles betrieb, während Pferde, Schwefeläther für den neuen Sprengstoff und Bretter zu Baracken, die die französische Vorhut an der deutschen Grenze aufnehmen sollten, für Frankreich gekauft und schleunigst eingeführt wurden. Das alles wußte man in Deutschland mit Sicherheit, aber Römlinge und Deutschfreisinnige wollten es nicht wissen. Erklärte doch die „Vossische Zeitung“ alle zur Beunruhigung geeigneten Meldungen, wie sie aus Hamburg, aus Mecklenburg, aus dem Elsaß, aus der Schweiz mit vollster Sicherheit kamen, für bloße Wahlmanöver und rühmte dagegen die französische Friedfertigkeit. Während Richter und Windthorst mit Sophismen und Intriguen

das Land in die tiefste Aufregung stürzten, ermutigten sie zugleich damit das Ausland. Die beschleunigten Kriegsrüstungen der Franzosen folgten unmittelbar dem Reichstagsbeschluß vom 14. Januar. Während Boulanger für seine Rüstungen 86 Millionen bereits ausgegeben hatte, die erst für das nächste Jahr gefordert worden waren, und die französische Presse dies damit rechtfertigte, daß „dieser Betrag in Erwartung anstandsloser Bewilligung ausgegeben sei," verlangte die deutsche Opposition zur parlamentarischen Machterweiterung die Abschaffung des Septennats. Wenn nichts andres, so glaubten sie, wenigstens ein großer Teil und die Führer derselben, daß damit die deutsche Uneinigkeit wachgerufen werden könnte, dieses alte Unheil unsers Volkes, auf dessen Wiedererwachen die Franzosen nur hoffen. Da fragte sich wohl mancher Vaterlandsfreund besorgt: Wird unser Volk politisch so gereift sein, daß es die großen Errungenschaften, die es mit Hilfe seiner Staatsmänner und Helden davongetragen hat, auch festzuhalten versteht, wird es den vaterlandslosen Störenfrieden am 21. Februar die gebührende Antwort geben? Oder wird es von dem Hasse der Feinde Bismarcks sich anstecken lassen und so dem Parteigeist und der politischen Haltlosigkeit früherer Jahrhunderte verfallen?

In diesen Haß gegen Bismarck teilten sich auch jetzt, während der Zeit des Wahlkampfes, Deutschfreisinnige und Römlinge zu gleichen Teilen. Was die letzteren angeht, so prophezeite der „Westfälische Merkur" die baldige schmähliche Niederlage Bismarcks und verglich ihn mit dem Usurpator Napoleon I., um zu weissagen, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er zerbricht. Das katholisch-österreichische Blatt, „Das Vaterland," welches von einem konvertirten, nach Österreich verpflanzten mecklenburgischen Edelmann, v. Vogelsang, geleitet wird, war so aufrichtig oder auch so schamlos, frei zu bekennen, daß man dem Zentrum in seinem Kampfe gegen die Militärvorlage der Regierung beitreten müsse, nicht weil das Triennium für die Festsetzung der Friedensstärke gegenüber dem Septennat das Richtige wäre, sondern damit man gegenüber der protestantischen Regierung in der dreijährigen Bewilligung immer ein „staatliches Pfandobjekt" habe.

Empörend war es aber nun, zu sehen, wie vonseiten der Mehrheit des aufgelösten Reichstags alles aufgeboten wurde, um die Wähler über die Ziele des Kampfes irre zu führen. Jedes Mittel war recht, das hierzu diente. Wenn der welfische Mephisto den Grafen Moltke als den in Anspruch nahm, der selber auch für die regierungsfeindliche Mehrheit sei, so durfte dann weiter auch die Lüge schon so frech auftreten, daß die Fortschrittsblätter, wie z. B. die „Siegener Zeitung," erklärten, die Mehrheit habe für die Regierungsvorlage „die 468 000 Mann auf drei Jahre" gestimmt, die Minderheit dagegen. Man brauchte hierbei nur ein Komma nach „Mann" wegzulassen, so hatte man eine Regierungsvorlage von „468 000 Mann auf drei Jahre." Aber was für Wähler und mit welchem Verstande begabt setzten solche Blätter voraus! Der

Altmeister Goethe hätte sich wohl im Grabe herumgedreht, wenn er erfahren hätte, daß sein witziger Rat dereinst so pünktlich befolgt werden sollte:

Darf man das Volk betrügen?
Ich sage: nein!
Doch willst du sie belügen,
So mach es nur nicht fein!

Selbst die preußischen Landtagsverhandlungen wurden dazu benutzt, den Glauben im Volke zu erwecken, daß es bei den Wahlen sich nur nebenbei um die Heeresvorlage, in der That und hauptsächlich um Reaktion, Monopole, Schmälerung der Rechte des Reichstags u. s. w. handle. Bisher hatte man es immer für ein herrliches Glück ansehen können, welches dem deutschen Volke zu Teil geworden war, daß es in Erscheinungen wie Moltke Männer hatte, denen jeder, hoch oder niedrig, unbedingten Glauben schenkte. Auch dieses Glück benagte wie ein giftiger Wurm die deutschfreisinnige Lüge. So konnte z. B. der Kandidat der Deutschfreisinnigen in Lübeck behaupten, daß anfänglich auch Moltke die Opferwilligkeit der Freisinnigen und des Zentrums in Sachen der Militärvorlage mit der dreijährigen Bewilligung anerkannt habe, später aber sei ein Druck auf ihn ausgeübt worden dahin, daß er auf der siebenjährigen Bewilligung habe bestehen müssen. Wäre da nicht etwas andres für solche Wahrheitsfreunde besser am Platze gewesen, als die Anfrage des Handwerksmannes Liedtke, der den Feldmarschall um Aufschluß bat? Die Opposition aber hatte noch nicht genug daran gehabt, politische Wuchergeschäfte zu treiben, als sie die Zwangslage des Staates benutzen wollte, um parlamentarische Machtfragen zum Austrag zu bringen, sie mußte auch der Volksseele damit ihr Gift einflößen, daß sie ihr den Glauben an ihre großen Männer zu nehmen versuchte. Wäre das gelungen, es wäre trostlos gewesen; denn ein Volk, welches seine großen Männer nicht mehr ertragen kann, geht abwärts. Daß aber dieser Glaube im deutschen Volke noch feststand, sah man, als Bismarck, es war wohl am 24. Januar, ganz unvermutet im Landtage erschien. Er hatte, wie er selbst sagte, eine schlaflose Nacht gehabt; die Lügen des kleinen Herrn von Malepartus hatten doch seine Sorge erregt. Der Welfe ließ Tabaks- und Branntweinmonopol im Anzuge sein, er ließ Veränderungen an der Verfassung und Verkümmerung des allgemeinen Wahlrechts geplant werden. Bismarck hatte in der schlaflosen Nacht die Rede der schwarzen Perle gelesen und hatte sich gesagt: es ist doch möglich, daß diese Verdächtigungen, wenn ihnen nicht widersprochen wird, eine Anzahl Wähler ins Lager der Vaterlandsfeinde führen. So fuhr er am andern Morgen ins Abgeordnetenhaus und bezeugte laut und deutlich, daß es nicht wahr sei, was von Tabaks- und Branntweinmonopol geflunkert werde, nicht wahr, was von Verfassungsverletzung und Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts der Regierung untergeschoben werde. Es seien erbärmliche Verdächtigungen der offenen und geheimen Gegner des Reiches.

Das war Bismarcks Wahlrede, und sie wirkte luftreinigend zu einer Zeit, als bereits das Lügengift des Rattenfängers von Meppen ausgestreut worden war und zu wirken anfing. Für jedermann glaubhaft wies Bismarck nach: Monopole können und müssen nur in einem Falle kommen, nämlich nach einem unglücklichen Kriege; der bringt die Monopole, wie er die Welfen bringt. Das deutsche Volk mußte es jetzt wissen, wer Windthorst wählt, der will die Monopole. Dabei hielt Bismarck der Fortschrittspartei ihr Sündenregister vor, wie es ihr noch nie so klar vor die Augen gestellt worden war. Er zeigte ihr, wie sie gegen alles gestimmt hatte, was auf Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes ging, wie jeder Fortschritt der preußischen Monarchie von den Vertretern der Fortschrittspartei aufs bitterste bekämpft worden war. Das Register, das Bismarck aufzählt, ist zu gelungen, als daß es hier nicht wiederholt werden sollte.

Als ich hierher kam — sagte er in der letzten von den drei Reden am 24. Januar — wogte der heftigste Kampf, dann kam es zur Polenfrage, wo ich für Rußland Partei nahm, die Fortschrittspartei für Polen. Es kam der dänische Feldzug; da hat die Fortschrittspartei mit allen Mitteln der Chikane unsre Politik erschwert, und als die Befreiung Schleswigs von Dänemark erfolgte, stand die Fortschrittspartei mit ihren Sympathien auf dänischer Seite. Für die Zerschneidung des gordischen Knotens in der deutschen Frage hat uns die Fortschrittspartei nicht beigestanden, sie hat uns die Lösung erschwert; sie hat gegen den Norddeutschen Bund gestimmt, sie hat unsre Politik mit Frankreich bekämpft, und während jeder wissen konnte, daß auf Sadowa der Krieg mit Frankreich folgen mußte, hat sie einen Abrüstungsantrag gestellt. Von der Fortschrittspartei ist 1869 ein Abrüstungsantrag gestellt worden, wie wir neulich hörten, auf Anlaß eines Franzosen von europäischer Berühmtheit (Garnier-Pagès).... Es ist doch stark, daß von Mitgliedern der Fortschrittspartei auf Betreiben von Franzosen ein Abrüstungsantrag gestellt wurde. Wer nur ein bischen Verstand hat, muß doch das Gefährliche davon einsehen. Als wir mitten im Kriege mit Frankreich waren, haben Mitglieder der Fortschrittspartei dem Feinde ihre Sympathie bezeugt; ich nenne nur den Namen Jacoby. Die Fortschrittspartei hat gegen die Reichsverfassung, hat gegen die Eisenbahnverstaatlichung, sie hat gegen den Schutz der inländischen Arbeit gestimmt. Noch heute rühmt sich der Abgeordnete Richter seines Widerstandes dagegen. Alles, was Deutschland groß, reich und einig gemacht hat, ist immer von der Fortschrittspartei bekämpft worden.

Die Deutschen im Auslande fühlten sich bei der Erinnerung an den obersten heimischen Vertretungskörper wie „geprügelt," und die Auflösung hatte sie von einem Alpdruck befreit. „Sollten wir jetzt nicht zu einer deutschen Mehrheit gelangen — schrieb einer der Unsern aus Frankreich —, so mag Gott wissen, was er mit unserm geliebten Lande vor hat. Ich aber nehme an, daß er dessen in widernatürlicher Verbindung kämpfende Feinde mit Blindheit schlug, um sie zu verderben. Es ist doch ein vertrackter Zustand, daß Bismarck, während er wie ein Held Dietrich steht und mit gereckten Armen zwei Riesen abhält, einander

in die Haare zu fahren, dem Grobzeug Rede stehen muß, das um seine Füße kriecht. Vertrackt, daß neben unsern Feldherren die Pygmäen Windthorst, Richter und Bamberger sich in den Kriegsrat drängen! Könnte man die drei doch für einige Zeit in die Front einstellen und Spitzentrab laufen lassen." Anton Springer aber schrieb in einer vielerwähnten Kritik über den aufgelösten Reichstag in der „Deutschen Zeitung": „Das Ansehen dieser Führer (Windthorst-Richter) kann nur aus der Selbsterniedrigung des Reichstags erklärt werden. Gehandelt wird in ihm doch nicht, nur gesprochen, und zwar fast ausschließlich zum Fenster hinaus gesprochen; kurzweilig und unterhaltend, bald durch Grobheit herausfordernd, bald Lachen erregend, das verlangen Hörer und Leser von den Reden, und diejenigen Boten genießen das größte Ansehen, welche sich auf beide Dinge am besten verstehen." Das war ein schlimmes Urteil, umso schlimmer, als es wahr war schon seit Jahren. Seit acht Jahren schon hatte es kaum eine anmaßlichere Einrichtung gegeben als die des deutschen Reichstages unter dieser Führerschaft Windthorst-Richter. Am anmaßendsten aber und zugleich am unfruchtbarsten war immer der Fortschritt gewesen. Im Verlaufe des Wahlkampfes legte er vollends alle Scham ab; meinte doch Eugen Richters Zeitung, der Reichstag könne für den Fall der Neubesetzung die Posten des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabes in die Rubrik „künftig wegfallend" verweisen. Ganz offen wurde die Wahlverbrüderung zwischen Deutschfreisinnigen und Sozialdemokraten eingestanden. Munckel forderte beide auf, sich zu gemeinsamer Bekämpfung der Reichsregierung und der sie unterstützenden Parteien die Hand zu reichen und sich über jeden Sieg zu freuen, den einer von ihnen erringe. Läge der gemeinsame Feind (d. h. hier das deutsche Reich!) am Boden, dann könne die Auseinandersetzung über die Punkte, die Deutschfreisinnige und Sozialdemokraten trennten, erfolgen. Wer von beiden der stärkere sei, werde sich dann schon zeigen. Wie aber die Sozialdemokraten die Unterstützung der subalternen freisinnigen Gesellen lohnten, das erfuhr Herr Munckel, als in derselben Versammlung ein Sozialdemokrat unter Beifall seiner Genossen davor warnte, „einen Schaukelbruder und Hofschauspieler" à la Munckel zu wählen.

Wie vor den Sozialdemokraten, so krochen auch vor Frankreich die Freisinnigen als echte Reptile. Die Franzosen mit Boulanger waren ihnen die Friedliebenden, die deutschnationalen Parteien mit der Regierung waren die wahren Chauvinisten. Ein solches Reptilfabrikat war der Artikel „Auf die Schanzen" in der „Freisinnigen Zeitung." Ein andres nicht minder herrliches lieferte das Berliner „Deutsche Reichsblatt," indem es die Freisinnigen, die im Graudenzer Wahlkreise für Hobrecht stimmten, als solche hinstellte, die sich zu Deutschen zweiter Klasse machten und andern Parteien hörig wären. Wer sein Vaterland über die Parteiinteressen stellt, der macht sich zum Hörigen! Und das alles geschah, während es alle Tage sicherer wurde, daß, wie das Ausland

von der Zerrissenheit der Deutschen in der Heeresfrage überzeugt wurde, der Krieg vor der Thür stand. Denn die Lage war so, wie die „Kölnische Zeitung" schrieb: „Wer die Militärvorlage der Regierung verwerfen will, der will entweder Elsaß-Lothringen aufgeben, oder er will den Krieg." Dabei wußte man, daß der Barackenbau so vermehrt und beschleunigt wurde, daß z. B. in Verdun die Herstellung von dreißig Baracken zur Unterbringung von 80 000 Mann bis zum 15. März ausbedungen war. Ähnlich war es mit der Herstellung von Baracken in Etain, in Conflans, in Epinal, in Belfort. Trotz alledem kochte bei den Deutschfreisinnigen der Haß gegen die Regierung, gegen Bismarck und Moltke fort. „Sie müssen etwas Großes haben, das sie hassen können," sagte einmal Goethe in Bezug auf Cannings Gegner.

Während die Deutschfreisinnigen so ihrem Hasse gegen „alles, was uns groß, reich und einig gemacht hat," nachhingen, wühlte Windthorst die kenntnislose Masse seiner Wähler auf. Immer wieder behauptete er, daß in den übrigen großen Militärstaaten, wo parlamentarische Einrichtungen seien, die einjährige Bewilligung Rechtens sei. Er wußte natürlich recht gut, daß das nur in England, und auch da nur als tote Form besteht, daß Frankreich auf Grund des Gesetzes vom 13. März 1875 dauernde Feststellung der Friedensstärke hat, Österreich auf zehn Jahre. Aber es wurde fortgelogen, und dem Bauer wurde sogar erzählt, daß die Militärvorlage mit dem Septennat bezwecke, die Dienstzeit des einzelnen Mannes von drei auf sieben Jahre zu erhöhen, sodaß mehrere Regierungen, z. B. die weimarische, sich veranlaßt sahen, öffentlich der ungeheuern Lüge zu widersprechen.

Indessen blies die französische Presse die Friedensschalmei. Den Schein der Friedensliebe zu erwecken, daran hatte sie großes Interesse. Erstens war den Revanchеplänen damit nicht gedient, daß im eignen Lande die friedliebenden Elemente hellhörig wurden und aufzupassen anfingen; sodann paßte es ihnen nicht, daß Deutschland den vollen Ernst der Lage erkenne und demgemäß handle. Die Überzeugung, daß man in Deutschland mit der Eventualität eines Krieges schwerster Art rechnet und sich mit vollem Ernste rüstet, um, wenn es an das saigner à blanc geht, nicht der passive Teil zu sein, wird immerdar der wirksamste Dämpfer für die Rachebestrebungen unsrer liebenswürdigen Nachbarn sein. Also, je racheluftiger die französische Presse war, desto friedlichere Töne schlug sie an. Aber in unsrer freisinnigen Presse herrschte darüber eitel Freude; sie hatte nun den ersehnten Eideshelfer für ihre Behauptung einer äußerst friedlichen Lage. So entstand eine entente cordiale der freisinnigen und der französischen Presse. Ein für uns höchst beschämendes Bild; denn in allen auswärtigen uns feindlichen Blättern wurde jetzt die gespannte Lage Europas auf den bösen Willen Deutschlands zurückgeführt, und deutsche Zeitungen selbst konnten als Zeugen dafür aufgerufen werden. Stellten doch die fortschrittlichen

und klerikalen Blätter dazu alle Meldungen über kriegerische Vorbereitungen der Franzosen als Wahlmanöver Bismarcks hin. Der Schade, der damit der Ruhe der Welt und dem Stand der Geschäfte zugefügt wurde, war unberechenbar. Aber diese Presse hatte kein Gefühl von der Schwere der Verantwortlichkeit, die sie mit dieser Taktik auf sich nahm, obschon auch die wirtschaftliche Verwüstung umso tiefer werden mußte, je mehr die Geschäftswelt in falsche Ruhe eingewiegt wurde. Bei diesen Ausführungen der Oppositionszeitungen über die Friedensliebe des Generals Boulanger und die friedenzerstörenden Wahlmanöver der deutschen Regierung mußte man sich fragen, wo denn eigentlich diese Blätter gedruckt würden. Selbst die uns gerade nicht übermäßig wohlwollende Times hielt diesen Blättern mit der Friedensmusik die Thatsache der kriegerischen Vorbereitungen in Frankreich entgegen und fragte diese deutschen Zeitungen, ob sie die unbestreitbare Thatsache zu leugnen gedächten.

Inzwischen hatte Bismarck den Papst zum Tadel des Zentrums vermocht. Es war ein großer Erfolg seiner Staatskunst; zum Besten einer protestantischen Regierung tadelte Leo XIII. seine Anhänger und empfahl das doch hauptsächlich gegen das katholische Frankreich gerichtete Septennat. Natürlich hat der kluge Diplomat auf dem heiligen Stuhle das nicht den schönen Augen der deutschen Regierung zuliebe gethan; ein zum zweitenmale niedergeworfenes Frankreich kann nicht zu den Wünschen des Vatikans gehören. Aber diese Betrachtung ist für den gewissenhaften deutschen Staatsmann nicht anzustellen, solange er eine Möglichkeit sieht, den Frieden zu erhalten. Als der Papst seinen gewichtigen Beitrag dazu lieferte, mußte er Bismarck willkommen sein. Der Freisinn aber, der, man darf es nie vergessen, im Jahre 1874 zuerst mit dem Zentrum zu buhlen angefangen hat, schrie Zeter über die von Bismarck herausgeforderte päpstliche Einmischung in deutsche Angelegenheiten. Die fortgesetzte Einmischung des Papstes in deutsche Dinge, die das Zentrum als stehende Einrichtung verlangt, hat der Freisinn liebevoll gepflegt durch die zärtlichste Verbindung mit diesem Zentrum; wie aber Bismarck anfing, mit der Thatsache zu rechnen, die nun einmal nicht wegzubringen ist, die auch dem Freisinn lange Zeit sehr passend war, daß der Papst das geistliche Oberhaupt von achtzehn Millionen Deutschen ist, und wie er, Bismarck, es dahin gebracht hatte, daß dieses Oberhaupt den Abgeordneten von diesen achtzehn Millionen mangelhafte Ausführung ihres Berufes vorwarf, da sollte das Versündigung am deutschen Volkstum sein. Aufs überschwänglichste wurde das Zentrum von der deutschfreisinnigen Gefolgschaft gelobt, weil es der Mahnung des Papstes, für das Septennat zu stimmen, nicht gefolgt sei. Schade, daß diese Mahnung dem Zentrum von seinen Führern verheimlicht worden war! So ereiferten sich die, welche sich nicht gescheut hatten, von der katholischen Hierarchie sich unter dem schwersten Gewissensdruck Mandate verschaffen zu lassen, über die Einmischung des Oberhauptes der Hierarchie, die niemals eingetreten wäre, wenn

der Freisinn in frühern Jahren verstanden hätte, patriotisch zu sein; gerade dadurch, daß die Fortschrittspartei einerseits und die protestantischen Klerikalen anderseits die Kraft der preußischen Regierung im Kampfe gegen den Ultramontanismus lähmten, tragen sie die Hauptschuld daran, daß der Kulturkampf so verlief, wie er nun eben verlaufen ist. Herr Minister a. D. Falk kann davon wohl manch Stückchen erzählen. Jetzt fehlt nur das eine, daß sie beide über Verrat schreien. Daß sie Schafe waren, die ihre Wolle für einen andern trugen, ließen sie sich nicht im Traume einfallen. Was insbesondre die Freisinnigen angeht, so liegt die Sache so: so lange die Einmischung des offiziellen Apparates zu Gunsten des Freisinns erfolgte, war dies heilsam; wenn sie im entgegengesetzten Fall erfolgt, ist dies eine tiefe Demütigung Deutschlands.

Bei den Friedensschalmeien, die dem Freisinn so liebliche Musik waren, hatte Frankreich seine Rüstungen fortgesetzt. Zu den sechsundachtzig Millionen für Boulanger, die die französische Deputirtenkammer schweigend und einstimmig bewilligt hatte, hatte sie dreißig Millionen zur Vermehrung der Kriegsflotte für Aube hinzugefügt. Die Revanche, und ähnlich wie sie alle Pariser Blätter, schrieb nach der Abstimmung über diese militärischen Forderungen am 8. Februar: „Die Kammer hat die militärischen Forderungen ohne alle Umschweife, ebenso leicht, ebenso natürlich, ebenso rundweg bewilligt, wie das einfachste Gesetz mit beschränktester Tragweite, mit derselben Schnelligkeit, wir möchten sagen mit derselben Augenblicklichkeit. Wir haben für uns nur einen Schmerz, daß man dem nationalen Patriotismus kein noch größeres und wirksameres Opfer abverlangt hat.“ Die französische Kammer bewilligte lautlos für einen Angriffskrieg, der deutsche Reichstag hat aufgelöst werden müssen, weil er die Stärkung der Wehrkraft für einen Verteidigungskrieg verweigert hatte. Wenn der Freisinn nur in einem ehrlichen Irrtum über die Stimmung der entscheidenden Kreise in Frankreich gewesen wäre, man sollte meinen, aus der Abstimmung der Deputirtenkammer hätte er entnehmen müssen, daß diese damals vielgerühmte Stille der Franzosen nur ein allgemeines, erwartungsvolles Harren auf die Stunde war, wo der erkorene Führer, den man bereits zu haben glaubte, das Zeichen geben würde. Welchen Sinn hatte diese Abstimmung in der französischen Kammer, wenn nicht den, den die France mit klaren Worten gab, als sie, schon mehrere Wochen vor dieser Abstimmung schrieb: „Boulanger ist der Kämpe, dem wir vertrauen, der Soldat, von dem wir erwarten, daß er das Sehnen Frankreichs stille.“ Und wiederum, am 18. Dezember 1886: „Graf Moltke hat gesagt, Deutschland werde Elsaß-Lothringen niemals wieder herausgeben. Das haben wir auch garnicht erwartet; aber da wir beabsichtigen, diese beiden Provinzen zurückzunehmen . . ., so steht es unwiderruflich fest, daß der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland unvermeidlich geworden ist, ein Krieg, der heute oder morgen, sicherlich aber bei der ersten Gelegenheit zum Ausbruch kommen wird.“ Das ist doch wahrlich die Sprache von Feinden, die uns bis aufs Blut hassen

und denen gegenüber es gelten mußte, unsre Wehrkraft zu stärken, nicht für heute oder morgen nur, sondern für die Zukunft. Und bei solcher Sprache unsrer Feinde, die gar kein Hehl daraus machten und machen, daß sie unsern Untergang ersehnen, da konnten deutsche Zeitungen von französischer Friedensliebe reden! Solchen in deutscher Sprache schreibenden Zeitungen stellte ein französisches Blatt, Paris, ein förmliches Zeugnis ihres Wohlverhaltens aus: „Man kann den Eifer nur anerkennen, so schrieb das französische Blatt, in dem unsre Sache in ganz besondrer Weise von der »Freisinnigen Zeitung«, dem Organ des Herrn Richter, von der »Germania«, dem Organ des Herrn Windthorst, vom »Berliner Tageblatt« und von der »Frankfurter Zeitung«, dem Organ des Herrn Sonnemann, vom »Beobachter« in Stuttgart, dem Organ des Herrn Karl Mayer, des Führers der Volkspartei in Württemberg, und von der »Volkszeitung«, dem katholischen Journal in Köln, unterstützt worden ist." Und damit auch die lieben Brüder von Sozialdemokraten ihren Anteil an der Ehre französischer Anerkennung empfingen, so begrüßte Felix Pyat die Vertreter derselben im Reichstage als „echte Franzosen."

Bereits aber hatte es angefangen, im Lager des Zentrums wie des Freisinns zu bröckeln, und es bröckelte fort. Für den letzteren war die Lossagung der sächsischen freisinnigen Vertreter von Eugen Richter ein schwerer Schlag, für das erstere die Lossagung eines Teiles des rheinischen und westfälischen Adels von Windthorst. Dagegen siegte in dem reichstreuen Lager die Kartelltreue der beiden konservativen und der nationalliberalen Partei, ein Zeichen, daß die politische Reife mächtig gewachsen war in der schlimmen Zeit der Herrschaft der drei großen Recken: Windthorst-Richter-Grillenberger. Man unterwarf überall bei den reichstreuen Parteien aus Gründen der höheren politischen Einsicht die bestehenden örtlichen und persönlichen Differenzen den höheren Interessen des Staates. Die Liebe zum Vaterlande erwachte mächtig; die Reihen der Freisinnigen lichteten sich merklich. Hätte diese nicht eine Götterhand mit Verblendung geschlagen, sie hätten es bemerken müssen, wie sich die Volksseele von ihnen wandte, und hätten sich fragen müssen, ob denn nicht ein Teil der Schuld wenigstens sie träfe. Wie viele ihrer dann ehrliche Männer waren, sie mußten handeln nach dem alten guten Wort: Quae nocitura tenes, quamvis sint cara, relinque! Aber sie wollten das Regen der Volksseele und die bange Sorge für das Vaterland nicht verstehen, vielmehr trieben sie das Geschäft der politischen Brunnenvergiftung umso stärker, je mehr die Ahnung vom Abfall des Volkes sie beschlich. Konnte man bisher ihr Verhalten in Bezug auf die Sicherheit des Vaterlandes noch als Leichtsinn ihrerseits sich erklären, so traten gegen das Ende des Wahlkampfes Dinge zu Tage, wo der Leichtsinn ins Verbrechen umschlug. War es noch interessant gewesen, zu sehen, wie die Deutschfreisinnigen mit Feuereifer für „die Einheit und Unteilbarkeit" des Zentrums wirkten und wie die Aufrechthaltung der Macht des Zentrums der

Hauptpunkt des fortschrittlichen Programms in derselben Presse wurde, die soeben erst im Namen des deutschen Protestantismus sich über das Jakobinische Schreiben entrüstet hatte, so war es fast offner Übergang zum Feinde, als die „Vossische Zeitung“ gegenüber der Ansprache des Statthalters der Reichslande den Elsaß-Lothringern zurief: „Habt den Mut, euch euers eignen Verstandes zu bedienen!“ Es hieß das, wie es gar nicht anders heißen konnte: Wählt Protestler, Feinde des Reiches! In Lübeck ging diejenige Partei, die Moltkes Worte entstellt, des Kriegsministers Aussagen falsch ausgelegt, dem Kronprinzen Aussprüche, die er nie gethan hat, untergeschoben, das Nichterscheinen einer kaiserlichen Proklamation gegen besseres Wissen für ihren Friedensschwindel benutzt hatte, endlich in ihrer Frechheit so weit, daß sie durch Maueranschlag eine von ihr erfundene kaiserliche Erklärung, es werde keinen Krieg geben, verbreiten ließ.

Gedenken wir noch mit wenig Worten der Berliner Wahlen.. Nur aus dem bittern Gefühle seines Niederganges kann man es erklären, wenn der Fortschritt hier in seiner Hochburg jede Vorsicht im Lügen und Fälschen vergaß, ganz offen die Aufwiegelung der Bevölkerung gegen die Staatsgesetze betrieb und dem Volke die Freude am Vaterland systematisch zu rauben suchte. Das Sozialistengesetz wurde als ein Schlag hingestellt, dem gegenüber die nationale Einheit und Größe des deutschen Volkes völlig ihren Wert verlor. Die staatliche Gesetzgebung seit 1878 erhielt die Signatur: Wer viel hatte, dem ist gegeben worden, wer wenig hatte, dem ist auch das Wenige genommen. Die Maßnahme der Reichstagsauflösung wurde mit dem Ausrufe charakterisirt: „Man spielt wagehalsig mit den höchsten Gütern der Nation!“ Und wessen Acker wurde mit solchem Abhub gedüngt? Die nahrhafteste Kost aus der Küche des deutschen Freisinns erhielt die Sozialdemokratie. Mehr noch als sonst zeigte sich dies in dem letzten Wahlkampfe, daß es wahr ist, wenn man sagt, daß die Sumpfblume der Sozialdemokratie am besten in dem Sumpfe der Fortschrittspartei gedeihe. Abgesehen aber davon, daß der Aufruf der Freisinnigen ganz den Geist der Bebel, Liebknecht, Hasenclever und Grillenberger atmete, wurde in ihrer Presse auch der Papst in allen Tonarten beschworen, die Kraft des deutschfeindlichen Zentrums ja nicht zu lähmen. Gewiß, hätte das Volk von dem Geschrei dieser wutvollen Thorheit sich hinreißen lassen, wir atmeten jetzt nicht die Ruhe des Friedens. Glücklicherweise sorgte die Stimme aller Vaterlandsliebenden dafür, daß unsre wehrhaften Männer nicht in ihrem Blute das ausbaden mußten, was die Herren Windthorst und Genossen anzurichten sich so viel Mühe gegeben hatten.

Um endlich zu zeigen, in welchem Geiste auch noch die Stichwahlen von den Freisinnigen betrieben worden sind, mögen nur zwei Vorgänge noch hier erzählt werden. Am 28. Februar hat der schließlich auch in Halle gewählte deutschfreisinnige Kandidat Dr. Alex. Meyer auf dem Bahnhofsperron in Gröbers

mehrfach einer Anzahl anscheinend dem Arbeiterstande angehörigen Personen laut und vernehmlich folgende Instruktion erteilt: „Nehmen Sie Täglichsbeckſche Zettel, streichen Sie Täglichsbeck (den Namen des nationalliberalen Kandidaten) durch und schreiben Sie Dr. Alexander Meyer darauf. Wenn Sie jemand fragt, wen Sie gewählt haben, so können Sie ruhig sagen: ich habe den Zettel von Täglichsbeck abgegeben." Der in der Hauptwahl in Verden unterlegene deutschfreisinnige Kandidat Dr. Kuhlenbeck forderte die Wähler seiner Partei auf, in der Stichwahl positiv für den Welfen einzutreten, weil die deutschfreisinnige Partei mit der welfischen den Boden „gemeinsamer Opposition" teile. Der Aufforderung wurde in Verden auch entsprochen.

Man sieht, diese Sprache paßt ganz zu der, die bei den Berliner Wahlen von der freisinnigen Partei geführt wurde. Aber eine Partei, die sich so auf allen Gebieten gegen den nationalen Fortschritt auflehnt, ist, wenn sie hie und da auch noch durch die verzweifeltsten Mittel Erfolge erringt, doch weiter nichts mehr als eine Invalidenkompagnie. Und so hilft sich auch thatsächlich die Partei mit dem schönen Namen des deutschen Freisinns nur eben noch mühsam fort auf der doppelten Krücke der Ultramontanen und der Sozialdemokraten. Bald wird Herr Eugen Richter sein Werk, die Vernichtung seiner eignen Partei, vollendet haben; sind doch mehrere seiner Getreuesten bereits ganz still geworden. Quocunque ingrederis, sequitur mors corporis umbra.



Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen.

Von Guntram Schultheiß.

(Fortsetzung.)



Auch nach dem Zerfall des fränkischen Reiches blieben die eigentlich deutschen Stämme in lockerer Reichseinheit, in einer geselligen Umbildung begriffen, die eine weltliche Aristokratie und eine selbständige Priesterschaft über die landbauende Bevölkerung stellte und diesen dreien verschiedne Aufgaben zuwies. In diesen Ständen mußte sich der Volkscharakter in verschiedner Weise ausprägen; es ist im wesentlichen nur die Thätigkeit des Kriegerstandes und der Geistlichkeit als Lehensbesitzer und Teilhaber, ja Träger der Reichsgewalt, was wir deutsche Kaisergeschichte nennen, glänzend und ruhmvoll, wenn auch arm an dauernden

Erfolgen, so lange sie in gemeinsamer Thätigkeit gehalten werden konnten, ein Bild des Verfalles, als die Interessen auseinander gingen.

Die alten kriegerischen Tugenden pflanzten sich in den Heeren und Aufgeboten der sächsischen und fränkischen Kaiser ungemindert fort und verschafften dem deutschen Reiche Sicherheit und Erweiterung der Grenzen, ja mit der Obergewalt in Italien den Schimmer der Vorherrschaft in Europa. Dies erzeugte den Stolz der Deutschen, der lange Jahrhunderte als nationale Eigenschaft gelten mußte und von den Ausländern unwillig anerkannt ward. So sehr erzwang sich der deutsche Name die Achtung, daß die germanische Abstammung auch von denen als Adelsprobe fortgeführt wurde, die unter andersprechenden Völkern einheimisch geworden waren. Wie der spanische Edelmann noch Jahrhunderte hindurch sich seines gotischen Stammbaumes rühmte, so verfocht der lombardische Bischof Liutprand von Cremona als Ottos I. Gesandter gegenüber dem byzantinischen Kaiser den Vorzug seiner und seines Herrn Herkunft vor den Römern, die unter Romulus aus allerlei Volk zusammengelaufen seien. Fiers Alemands, fieros Alomaños ist stehender Ausdruck bei Franzosen und Spaniern, wie der grimmige Kampfesmut, die leidenschaftliche Verbissenheit, den Römern bereits als furor teutonicus geläufig, auch den Italienern als die furia oder rabbia tedesca sprichwörtlich blieb. Die Italiener, die freilich als Feinde und Besiegte wenig Günstiges von den Nordländern zu sagen wußten, warfen ihnen auch die altnationale Unmäßigkeit und Gewaltthätigkeit immer wieder vor.

Besser noch als über den Volkscharakter der früheren Zeiten sind wir in der Lage, über den Herren- und Kriegerstand dieser Zeit aus sicherem Anhalt zu urteilen. Für jene Zeit schweigen die Quellen gerade über den beharrenden, nicht abenteuernden Teil des Volkes oder geben ein befangenes Urteil von Feinden; hier hat die heimische Heldensage ein Bild der Ideale ausgeprägt, in dem Volk und Herren ihre Anschauungen niederlegten, noch bevor die neue normannisch-französische Mode dem Rittertum eine internationale Färbung lieh. Aus diesen volkstümlichen Dichtungen ersieht man zugleich, wie große Gebiete der Volkstümlichkeit selbst von christlichen Anschauungen und Gebräuchen kaum äußerlich berührt sind.

Die Stimmung und der Grundzug der Männlichkeit ist die körperliche Kraft und deren Bewußtsein, die Kampfesfreude, die Verachtung von Gefahr und Not und Tod; selbst der schwache Charakter ist ein Held, sobald die Lage der Dinge zum Handeln zwingt. Der Beweggrund der Sittlichkeit ist aber einzig die Treue das Ausharren bei dem, was Gemüt und Wille ergriffen hat. Von einem übermenschlichen Sittengesetz, von einem Eingreifen göttlichen Willens ist keine Rede, ebensowenig von einer nationalen Abneigung gegen Feinde; die Menschen sind ganz auf sich gestellt, auf die eigne Kraft und Verantwortung, und die Treue erscheint oft als Starrsinn und die Gefahr herausfordernder

Trotz, fast als innere Wildheit. Auch der Zug der Verschlagenheit, der absichtlichen Täuschung fehlt nicht, den die Römer Treulosigkeit nannten, wenn sie ihm bei andern Völkern begegneten: wie Arminius durch List und Täuschung den Varus ins Verderben lockte, so Kriemhild die Burgunder, oder ähnlich die Kudrun die böse Gerlinde. Bei Hagen steht der Treue gegen seine Könige die Treulosigkeit gegen Siegfried oder Kriemhilde gegenüber.

In der Wirklichkeit freilich ist die Treue gegen den Lehnsherrn oder den selbstgewählten König nicht so unbedingt herrschend wie in der geschlossenen Dichtung; eine vermeintliche Kränkung, die Empfindlichkeit über Zurücksetzung, ein leidenschaftliches Begehren nach einem Vorteile oder die Aufstachelung andrer genügt, um den Vasallen gegen den Lehnsherrn, den Bruder gegen den Bruder, ja den Sohn und Nachfolger gegen den Vater zu offner Empörung zu treiben, selbst bei geringster Aussicht auf Erfolg. So sehr wiegt der nationale Charakterzug des Individualismus, der eigenwilligen Leidenschaft vor der Idee der Pflicht, des dynastischen Interesses, wie noch vielmehr vor der des Vaterlands oder der Nachwelt oder vor verständiger Erwägung. Das giebt der innern Geschichte der Kaiserzeit den rein persönlichen Gehalt, etwa verglichen mit der Konsequenz der päpstlichen Politik.

Die innere Sonderung des Kriegerstandes von der Masse des erwerbenden Volkes erreichte ihre Höhe in der Ausbildung des Rittertums, eigentlich der Ritterschaft. Dieses selbst, wenn es auch eine allgemeine westeuropäische Erscheinung ist, geht doch in seinen Hauptzügen, in seinen psychologischen Voraussetzungen auf germanische Eigentümlichkeiten zurück, deren Aufkommen unter romanischen Mischbevölkerungen auf Eindringen germanischer Volksteile zu setzen ist. Stammte doch der Adel in Gallien, Italien und Spanien fast ausschließlich von normännischen, fränkischen, gotischen, langobardischen Eindringlingen ab. Die Freude am Kampf um seiner selbst willen, der Zweikampf, die Wertschätzung persönlicher Tapferkeit unter Verschmähung taktischer Vorteile hat nichts mit dem römischen Wesen zu thun, nur mit keltisch-gallischen Sitten kann man eine Ähnlichkeit ausfindig machen wollen.

Das Rittertum, dort, wo der nationale Gegensatz gegen die untern Stände zu seiner schroffen Ausbildung noch beitrug, ausgebildet, das auch in seinen Lebensansichten, seiner Bildung und seinen Standesidealen nach Deutschland als ausländische Mode eindrang, konnte demnach nationalen Besonderheiten nicht freundlich und begünstigend gegenüberstehen; dies zeigt sich schon vor allem darin, daß die Dichter, welche auf seinem Boden standen, den einheimischen, volkstümlichen, epischen Sagenstoffen keinen Geschmack mehr abzugewinnen wußten, vielmehr den ausländischen, weit tiefer stehenden Feen- und Wundermärchen sich hingaben.

Indem nun das Rittertum auf das ganze Leben den Bann der Konvention, des Standesgemäßen legte, war es unstreitig doch auch geeignet, auf die hei-

mische Ungebundenheit und Ungezähmtheit einen heilsamen Einfluß auszuüben. Die Tugendlehre der Kirche hatte dem wirklichen Leben der Kämpfe und des Eigennutzes innerlich ablehnend und Entsagung fordernd gegenübergestanden; jetzt verlor sie den Einfluß völlig an ein neues weltliches Ideal, dem sie nur ihre Aufgaben zu stellen vermochte — in den Kreuzzügen. Dazu kam dann auch der weibliche Einfluß in einer phantastischen Ausdehnung — die ganze Richtung hat etwas Frauenhaftes, Gedämpftes und Abgeschliffenes —, aber auch einen launenhaften, spielenden, weiblichen Bestandteil in dem Frauendienste.

Soweit die ritterliche Tugendlehre überhaupt aus einer Forderung sich in Wirklichkeit umsetzen konnte, darf man eine Milderung des Nationalcharakters des deutschen Krieger- und Herrenstandes annehmen: feine Höflichkeit in abgezirkelten Lebensformen, die „Höfischheit," ein herablassendes Wohlwollen gegen Schutzbedürftige, Beobachtung der Mäßigkeit in Speise und Trank, Freigebigkeit und Gastfreundschaft, Rücksicht auf die Beurteilung der Standesgenossen und besonders der Frauen, den Leitstern der Ritterehre durch die Gefahren des Übermutes, wie er aus dem Bewußtsein der körperlichen und geselligen Überlegenheit und des Vorrechtes der Waffenführung nur zu leicht hervorgeht und in dem Übermut der adligen Offiziere Friedrichs II. von Preußen das Gegenstück findet. Aber daneben fehlen nicht die tiefen Schatten in dem ritterlichen Charakter.

Von echter Sittlichkeit war das Standesideal weit entfernt, das mehr der Phantasie und Ehrbegierde angehörte als dem Willen. So ist der Frauendienst in seinen Bethätigungen innerlich unsittlich und verschroben; die ganze Höfischheit, Ritterlichkeit und feine Sitte konnte an einzelnen Höfen idealer Fürsten eine Stätte finden, aber ihre Blüte war doch nur vorübergehend und vereinzelt.

Dazu kommt der geforderte große Aufwand, die Freude an Prunk in Kleidung, Waffen, Rossen und Turnieren, die übertriebene Freigebigkeit bis zur Verschwendung, kurz die Unwirtschaftlichkeit, welche dem Streben nach einer standesgemäßen Lebensführung stets anhaftet. Der Neid auf die Wohlhabenheit der Bauern und Bürger und die eingelernte Geringschätzung der erwerbenden Stände mußte bald zu der Übung führen, die Früchte ihrer Thätigkeit mit Gewalt sich anzueignen: das Raubrittertum als förmlicher Erwerbszweig der durch Turniere und Kreuzfahrten heruntergekommenen oder von Anfang an gering begüterten Ritter. So schlug der ritterliche Charakter, wo die sozialen Vorrechte ohne ihre Grundlage festgehalten werden konnten, leicht um in die Züge junkerlicher Überhebung, Gewaltthätigkeit, Verrohung und Unterdrückung der unterthänigen Bauern.

In andrer, erfreulicherer Weise setzte sich die Volksart in der Entwicklung der erwerbenden Stände fort.

Wenn sich auch die Ehren der Waffenführung auf eine geringe Minderheit einschränkten, so behaupteten doch große Teile des Bauernstandes noch die volle Freiheit, in Sachsen so gut wie im Süden des Reiches. Und auch für die, welche den Schutz geistlicher und weltlicher Großen den Lasten der Freiheit vorgezogen hatten, blieben Form und Leistungen der Unterthänigkeit auf Jahrhunderte mild und gemäßigt genug. Weder wurde die persönliche Lebenshaltung durch Entbehrung heruntergedrückt, sodaß auch die körperliche Grundlage der Kraft und Ausdauer, der Wehrbarkeit und des Selbstgefühls nicht Schaden zu leiden brauchte — noch wurde Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Rührigkeit durch die Nötigung, andern die Früchte der Thätigkeit abzutreten, gelähmt. Diese Eigenschaften machten den deutschen Bauern zum besten der Welt. Das wirtschaftliche Gedeihen der Arbeit war damals besonders unter geistlicher Leitung, unter dem gepriesenen Krummstab, so nachhaltig, daß die Rodung der Waldbestände und die Gebirgsgegenden bald nicht mehr genügten, um die rasch zunehmende Bevölkerung zu versorgen, daß ein Jahrhunderte lang fließender Strom von Auswanderern sich in die östlichen Grenzländer wendete und aus ihnen, die das Schwert der deutschen Eroberer verödet hatte, die Reste der slawischen Bevölkerung durch die Arbeitsamkeit der deutschen Bauern viel mehr verdrängte als verdeuschte.

In gleicher Weise ist der Aufschwung des Städtewesens, sobald nur die ackerbauende Bevölkerung dicht genug war, um Mittelpunkte für Gewerbe und Handel zu erfordern, ein Beweis für die Kräfte, welche der Nation noch für eine andre Entwicklung zu Gebote standen, als in der die Kaiseridee sich auslebte. Als diese durch die Scheidung der altererbten, unklar zusammenfließenden Bestandteile, der Nachfolgerschaft der römischen Kaiser und einer darauf gegründeten Schirmherrschaft über die Kirche, die Herrschaft über die Gemüter an die folgerecht ausgebaute Lehre der päpstlichen Theokratie verloren hatte, war längst die neue Krystallisirung der Volkskraft im Laufe, die der nächsten Zeit neben den Landesfürstentümern das eigentümlich deutsche und volkstümliche Gepräge geben sollte. Die Geschichte der Kaiserzeit knüpft sich an mächtige Individuen aus fürstlichem und geistlichem Stande; die Städte entwickeln sich aus der unbeachteten Thätigkeit zahlloser Einzelnen, wohl meist Höriger, die das Recht der Kaufmannschaft oder übertragene geringfügige Ämter mit der Zähigkeit und Rührigkeit des kleinen Mannes angriffen, der weniger zu verlieren, viel mehr zu gewinnen hat. Jeder Vorteil mußte der Lage der Dinge und den eigentlichen Herren erst abgerungen werden und bedurfte dann noch steter Wahrung; so war der Einzelne ganz auf sich angewiesen. Die Willenskraft, die Umsicht und praktische Klugheit mußten sich so immer mehr steigern. Zu besserem Schutz des Erreichten mußten sich die Gleichgestellten zusammenschließen. Das Streben nach Ausdehnung der materiellen Vorteile, Marktgerechtigkeiten, Vorrechte in fremden Städten, Selbstverwaltung unter Herren oder auch andern

Gemeinden und Völkern beförderte einen kühnen und harten Egoismus, der in der allgemeinen Begehrlichkeit der beste Schutz war. Freiheit, Gerechtigkeit u. s. w. waren diesen Bürgern recht greifbare und meßbare Dinge. Die kaufmännischen Interessen vermochten es besser als ideale Erwägungen, viele Kleine zu vereinigen, damit sie einem Großen trotzen konnten. Sie brachten auch wieder Bündnisse der Städte unter sich hervor; am mächtigsten wuchs die Hanse, die auf die Ausbeutung der wirtschaftlich schwachen Länder des Ostens und Nordens gebaut war. Die Gemeinschaft der Interessen band auch in den Städten selbst die Einzelnen zusammen in Zünften der Handwerker und Gilden der Kaufleute, und wer ein Recht sich verschafft hatte, hielt zäh daran fest, so auch die Geschlechter, welche die Ausübung der städtischen Verwaltung an sich gebracht hatten. Nicht umsonst hat man diese bevorrechteten Geschlechter die Patrizier genannt; Eigennutz und Herrschsucht machen sie dieses Namens wert.

Großartig waren die Errungenschaften, für welche sich dieser zähe und feste Charakter der bürgerlichen Deutschen einsetzte. Die alte Wehrhaftigkeit und Waffenfertigkeit in Übung zu halten, fehlte es den Städten nie an Anlaß gegenüber Fürsten und Rittern, die auf den Wohlstand derselben neidisch waren. Sie verwandelten sich in uneinnehmbare Festungen, die Artillerie ist lange Zeit eine bürgerliche Kunst geblieben; Geld und Geschütze waren ihr Vorsprung vor den Fürsten. Ja man darf die Blütezeit der Städte wohl den Zeitraum zähester nationaler Kraft und Ausdehnung nennen; viel weiter als der deutsche Bauer ist der deutsche Bürger nach Osten und Norden vorgedrungen und hat sich unter schweren Anfechtungen aufrecht erhalten, in Siebenbürgen und den russischen Ostseeprovinzen bis in die Gegenwart.

Der steigende Reichtum der Städte wirkte auf den Charakter nicht, wie so oft, verweichlichend, wenn auch die Nachteile nicht ganz ausbleiben konnten. Gewerbe, Kunst und Wissenschaft hoben sich noch mehr durch Fleiß und Hingebung, die Pflege der geistigen Interessen durch diese Bürgerschaften giebt der Tüchtigkeit des deutschen Charakters das beste Zeugnis. Hier erhoben sich die gewaltigen Dome durch allgemeine Beisteuer; die Bauhütten, die Vereinigungen der Bauhandwerker hat eine viel spätere Zeit als Pflegestätten bürgerlichen Gemeinsinnes wieder erneuert. Geschichtschreibung und Dichtkunst, diese in der Form der Meistersingschulen, werden fortgeführt.

Durch die größere Reibung der Menschen, durch die gesteigerte Geselligkeit in den Städten entfaltet sich ein Charakterzug, der früher nur gelegentlich sich bemerkbar macht, wie etwa bei Wolfram von Eschenbach: der Humor, beruhend auf der größern Freiheit der persönlichen Beurteilung, von Mund zu Mund von Stadt zu Stadt geht der Spott über die thörichten Streiche, die dann auf einzelne Städte und Orte, auf einzelne Stände und Personen gehäuft werden. Derbheit und Rücksichtslosigkeit ist der Grundzug; zur Befriedigung dieses Triebes wird geradezu eine bestimmte Zeit festgesetzt, wo alle Schranken

fallen, die sonst Ernst und Ehrbarkeit ziehen. Denn dies ist seine Kehrseite und Ergänzung, das Ergebnis des deutschen Gemüts und der tiefern Einwirkung einer bürgerlichen selbständigen Bildung, seit die Städte auch in dieser Hinsicht den Fürstenhöfen vorangehen. Wer dächte nicht an den biedern Hans Sachs, dem keine der Übersetzungen klassischer Werke entging?

Ein Ergebnis des gestiegenen Wohlstandes in den Städten ist freilich auch der Luxus. Freilich werden wir ihn weniger in der bessern Ausstattung der Wohnungen mit Hausrat und Bequemlichkeit suchen, als in der Pracht der Kleider und in den vielen und raschen Veränderungen der Tracht, wie sie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuerst ein Stadtschreiber beobachtet und aufgezeichnet hat. Es ist, was wir jetzt Mode nennen; um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hat sie allerdings so unzüchtige und feiner Sitte spottende Formen, daß man fast versucht ist, einen Schluß auf eine Erschütterung der Ehrbarkeit und des Anstandes zu machen, wenn man auch schließlich die gleiche gedankenlose Nachahmung und Steigerung einfacher Abwechselungen des Geschmacks wie jetzt für den wichtigsten Trieb halten muß.

So hatten sich die Städte zum ausschlaggebenden Bestandteil des nationalen Lebens und Charakters hinaufgearbeitet und selbst den Fürsten und Herren das abgeschlossene Leben auf ihren Burgen verleidet; auch die Könige verschmähten nicht die Annehmlichkeiten des städtischen Aufenthaltes. Der Ritterstand verfiel, soweit er nicht dem Zuge der Zeit folgen wollte, der Verbauerung und Rohheit und teilte mit den andern Ständen höchstens die Völlerei und Unmäßigkeit, welche in den Kreisen des Landadels, aber auch in den fürstlichen Hofhaltungen seit dem völligen Absterben der früheren höfischen Zucht zum nationalen Laster geworden waren und es auf Geschlechter hin blieben. Luther hat es als Teufel Sauf für eine ewige Plage Deutschlands gehalten.

Zu all den Sonderbildungen landesfürstlicher und städtischer Art, welche sich nur aus ihrer eignen Lebenskraft erhielten gemäß dem alten Zug deutschen Wesens nach Behauptung des Einzelnen und Selbständigen, kam noch der Einfluß einer neuen Geistesrichtung, des Humanismus, der zur Anschauung zu bringen suchte, daß es auch vor dem Christentum schon Hohes und Bewunderungswürdiges gegeben habe.

Gegenüber der allgemeinen Fülle des Lebens und Strebens traten die altvererbten Ideen von Kaiser und Papst immer mehr zurück und verloren den unmittelbaren Einfluß auf die Gemüter. Andre Dinge drängten sich vor. Die Fürsten fanden die Machtstellung der Städte unbequem; die Städte waren zu kräftig, um nachzugeben, die Bauern zwischen beiden im Nachteil fanden ihre Hörigkeit drückender als früher und wurden schwierig. So vielfach waren die Kräfte entwickelt, daß die Formen, in denen sie hätten wirken können, nicht mehr genügend erschienen. Alles erwartete eine Änderung, eine Verbesserung seiner Lage, eine freie Bahn für seine Bewegung. Dies allgemeine Mißbehagen der

zurückgehaltenen gespannten Kraft fand in der religiösen Bewegung den Ausgang, den ersten Ausbruch. Weil auf andern Gebieten der Führer fehlte, der Luther an Kraft und Sicherheit gleichgekommen wäre, darf man die treibende Kraft der sogenannten Reformation nicht in dem Streit um einige Glaubenssätze und Gebräuche suchen, weil sie schließlich blieben wie die festgewordene Lava nach einem vulkanischen Ausbruch.

Von schlichten bürgerlich-gelehrten Kreisen war die Bewegung ausgegangen, mit der sich bald Kaiser und Papst, Reichstage und Kirchenversammlungen beschäftigen mußten. Bürgerlich im deutschen Sinne, ja bauernhaft waren der Mannesstolz, die hartnäckige Überzeugungstreue, der rücksichtslose Freimut Luthers, der die richtende und strafende Gewalt der Kirche wie nur ein Gregor oder Alexander über Hohe und Niedere übte, der mit Fürsten wie mit seines Gleichen verkehrte, ohne andre Macht hinter sich als seine Überzeugung, daß es seine Pflicht sei.

Aber doch mußte sein Werk der Kirchenspaltung dem bürgerlichen Charakter auf die Länge nachteilig sein, wenn auch das Bürgertum der Reichsstädte zu seinen ersten und eifrigsten Anhängern gehörte. Wichtiger war der Anteil der Fürsten des Reiches. Für ihren Schutz und ihre Parteinahme sprach ihnen die neue Kirche das Recht der Verfügung über die Kirchengüter und die höchste Macht in den einzelnen Landeskirchen zu; damit ward bald das Recht verbunden, über den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen. Dieser Machterweiterung fiel auch der Landadel anheim, der in den Klöstern und Stiftern die Versorgung jüngerer Kinder verlor. So wurde die Machtfülle der Landesfürsten der Preis der kirchlichen Neuerung, beide Konfessionen wetteiferten in der Predigt vom leidenden Gehorsam der Unterthanen.

Die Wichtigkeit, welche fortan den Glaubensstreitigkeiten zukam, machte die Behandlung derselben zum Hauptgeschäft der Theologen. Streitsucht und Rechthaberei, eigensinnige Versteifung auf der eigenen oder nur eingelernten Lehrmeinung, Verketzerungssucht andrer Ansichten wurde ein Charakterzug der deutschen Theologen, weit hinaus über den Bereich der dogmatischen Difteleien der mittelalterlichen Kirche. Dieser Zug der Streitseligkeit hat sich auf Jahrhunderte hinaus fortgesetzt, die querelle allemande ist sprichwörtlich geworden; in Wissenschaft und Politik dauert er unverkennbar noch bis in die Gegenwart herein als deutsche Eigentümlichkeit fort.

Die sittliche Strenge gegen die Fürsten wurde sehr bald zurückgesetzt, um die Hilfe des weltlichen Armes gegen Andersgläubige zu erhalten. So entstand bald eine doppelte Moral, so weit sie neben den Glaubenszänkereien überhaupt noch als religiöses Arbeitsgebiet geltend bleiben konnte; mit der sittlichen Verwahrlosung des Volkes ging dessen geistige Verdumpfung und Einschüchterung Hand in Hand, die Hexenverfolgungen wurden neben dem Glaubenshader die wichtigste öffentliche Angelegenheit. Ein Glück, daß ein kräftiger Grundstrom

sittlicher Erneuerung immer noch in den Tiefen des Volkslebens fortfloß, das in der Zeit allgemeiner Erregung und Teilnahme sich gleichsam auf sich selbst besonnen hatte. Der widrige Gang der Ereignisse, die Niederschlagung der volkstümlichen Bewegungen, besonders der Bauernkriege, hatte die erweckten Kräfte doch nicht ganz einschläfern können.

Aber der gemeinsame nationale Aufschwung, der bis ins ferne Siebenbürgen und Esthland alles deutsche Land ergriffen hatte, verlor sich in der staatsrechtlichen Befugnis der Landesfürsten und Obrigkeiten, die Religion der Unterthanen zu bestimmen, welche bald die Nation in lauter getrennte Gebietsteile zerriß. Der eifrig geschürte Religionshaß und die gegenseitige Überhebung wegen des geläuterten Glaubens entfremdete die nächsten Nachbarn. Die alte Absonderungssucht im deutschen Volkscharakter fand sich je länger je besser in diesen Schnitzeln des Vaterlandes zurecht und zog einen kurzsichtigen, eigensinnigen Partikularismus groß, der so gut wie im dreißigjährigen Kriege auch gegenüber Napoleon eine nationale Gemeinsamkeit unmöglich gemacht hat.

An dieser eigensinnigen Absperrung der kleinen und kleinsten Staatsgebiete des heiligen römischen Reiches, die ihre berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten in idyllischer Zufriedenheit pflegten, nahmen denn auch die Städte gern Teil, deren Rückgang seit der Veränderung der Handelswege immer deutlicher wurde. Die Nachteile ihrer eigennützigen Verfolgung von Sonderanliegen hatten schon zur Zeit ihrer Kraft sich gezeigt, gemeinsame Unternehmungen der Städtebündnisse waren daran gescheitert, daß keiner länger mitthat, als er sich für seinen Vorteil veranlaßt hielt. Auch die Hanse gab genug Proben geringen Zusammenhaltes, des Mangels an höhern Zielen weitsichtiger Politik. Im Innern der Städte erstarrten das Zunftwesen und die Verteilung von Recht und Pflichten, da sich jeder weigerte, etwas zu opfern; die Rücksicht auf Geld und Handel entschied, und auch im Reiche suchte jede Stadt nur eine möglichst geringe Steuereinschätzung zu erreichen. So entstand der spießbürgerliche Zug im deutschen Charakter, die Enge des Gesichtskreises, die Scheu vor weitaussehenden Unternehmungen, welche etwas kosten könnten, die Furchtsamkeit und Ängstlichkeit, welche sich gern mit dem Namen der Bedachtsamkeit und Besonnenheit schmückt. Es ist das Gegenteil der Eigenschaften des englischen Volkscharakters, der mittlerweile die Welt durch englische Kolonien gewonnen hat, ohne auf die Regierung zu warten. Nur der Luxus und die Freude an Prunk, besonders bei Taufen, Hochzeiten oder Leichenbegängnissen, blieb den deutschen Städtern, um das erworbene Geld zu zeigen, nachdem der Erwerb durch den veränderten Gang des Welthandels schon schwer geschädigt war.

Zur weitern Schwächung unsers Volkscharakters kam noch im sechzehnten Jahrhundert die Trennung der Gelehrsamkeit vom Volksleben. Luther, der selbst mehr und mehr Latein schrieb, förderte die gelehrte Bildung der Geistlichen seiner Lehre, welche dadurch die Weihe der katholischen Kirche zu ersetzen suchten.

Die Gelehrten- und Büchersprache wurde völlig lateinisch — das Deutsche war um 1600 fast auf Kochbücher und Traumbücher eingeschränkt. Die Einheit des Volkslebens, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, ja das gegenseitige Verständnis zwischen den lateinisch erzogenen und der großen Masse war auf Geschlechter hinaus gestört.

So war schon jeder Schwung, jede Kraft des nationalen Charakters angekränkelt in dem Volke, das, in Herrschende und Beherrschte zerfallen, auch an seiner gelehrten Schicht keine Führer fand. Das Regierungssystem der beständigen Bevormundung, besonders auch in Dingen des Luxus und überhaupt der Lebensführung, untergrub jede Selbständigkeit, jede männliche Regung, die nur in einer gewissen Verrohung der Sitten einen Schlupfwinkel finden konnte. Deren Sitz waren neben den Heeren auch die Universitäten mit dem Pennalismus und der Lüderlichkeit.

Das allmähliche Sinken wurde durch den Druck des dreißigjährigen Krieges, der die Fortdauer eines deutschen Volkes überhaupt in Frage stellte, zu einem völligen Zusammenbruch des Volkscharakters. Wie man zweifeln kann, ob die elenden Reste der Bevölkerung, welche die Greuel einer Verwüstung ohnegleichen überstanden, das deutsche Volk des Mittelalters fortsetzen konnten, so hat man noch hundert Jahre später behauptet, der nationale Charakter des deutschen Volkes bestünde darin, keinen zu haben. Diese Anklage ist leicht genug zu begründen.

Jedes Selbstvertrauen, jeder männliche Trotz war völlig gebrochen. Die Fristung des Lebens gegenüber der rohen Gewalt war lange die einzige Sorge gewesen. Die bange Furchtsamkeit vor allem, was nach größerer Macht aussah, blieb für die untern Stände des Volkes auf Geschlechter hinaus der vorstechende Charakterzug. Auch im innern Staatsleben war jedes Rechtsgefühl verschwunden, nur Geduld und Demut, fast ohne den Wunsch nach bessern Zuständen, ohne Kritik der Unterdrückung ward fortan geübt. Ein sittliches Bewußtsein, eine öffentliche Meinung gegenüber den höhern Ständen gab es ebensowenig, als eine Mannesehre unter denen, welche als gelehrte Stände für die Fortführung der Staats- und Regierungsgeschäfte notwendig waren. Die Buhlerei um die Gunst der Einflußreichen und Mächtigen wurde offen als wichtiger getrieben denn Gelehrsamkeit und Fleiß, und fand auf den Universitäten anerkannte Gelehrte als Lehrer und Vertreter. Die Abstufung der Titulaturen, die Aufwartungen und Schmeichelbriefe wurden als unerläßliche Dinge zum Fortkommen in der Welt betrachtet, und sie waren es auch. Friedrich Wilhelm I. fand die richtige Behandlung für diese Art der Bedientengesinnung, indem er auf seinen gelehrten Hofnarren Gundling alle Würden häufte.

Die Formen des Staatslebens waren nicht geeignet, dem tiefen Sturze des nationalen Charakters durch Erziehung des Volkes entgegenzuwirken. Den Beamten gegenüber war nur Scheu und Furcht am Platze, gemildert durch die

vielfache Bestechlichkeit derselben; bei dem Umstande, daß sie vielfach selbst durch Zahlung von Geldsummen an ihren Platz gekommen waren oder als Adeliche darin eine standesgemäße Versorgung erblickten, machte man weder von oben noch von unten Ansprüche auf Pflichttreue oder Arbeit.

Allerdings wurde sehr viel regiert, die Bevormundung der unteren Stände, der Bürger und Bauern, erstreckte sich gelegentlich auch auf ihr Frühstück, sofern sie ein solches zu sich nehmen konnten. So gewöhnten sie sich natürlich auch daran, in allem einen besondern Befehl zu erwarten und von der Einsicht und dem guten Willen der Obrigkeit abzuhängen. So entstand die rührende Unbehilflichkeit, mit welcher lange Zeit der deutsche Unterthan jeder ungewöhnten Lage des Lebens gegenüberstand, wie sie den deutschen Einwanderer im Hafen von Newyork zum Gespött der praktischen Amerikaner und Engländer machte.

Die zahllose Menge kleiner und kleinster Hofhaltungen trug ferner dazu bei, den Unterschied zwischen den oberen bevorrechteten Ständen und den unteren erwerbenden und steuerzahlenden Schichten recht sichtbar zu machen. Bei dem Mangel reichlicher Erwerbsquellen, bei der Unterbindung von Handel und Gewerbe durch die vielen Zollschranken, den schwerfälligen Verkehr und die Belästigungen einer kurzsichtigen Regiererei fehlte dem Bürgertume das Gefühl eines ausgiebigen Vorwärtskommens aus eigner Kraft. Es fand sich auf die Gunst der Vornehmen angewiesen, deren Luxus ihm als die Quelle seines Verdienstes erschien, und so strebte es nach kleinlichen Gunstbezeugungen und Auszeichnungen und war stolz darauf, auch nur dem Namen nach in Verbindung mit dem Hofhalt zu stehen. (Schluß folgt.)



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

5. Wie Lachen schön macht, etwas zum Begriff der Schönheit.



Wie Lachen schön machen kann, für den Augenblick selbst ein häßliches Gesicht, das weiß ja jeder, aber dieser Tage erfuhr ichs in so merkwürdiger Weise, daß ich mirs doch aufheben muß.

Sprachlich wäre erst wohl noch zu bemerken, daß uns „lachen" jetzt in erster Linie den Schall des lauten Lachens vorführt, ein Übelstand, der den Begriff störend verengt. Die alte Zeit sprach auch von lachendem munde, was wir jetzt „lächeln" nennen (es hieß in mittelhochdeutscher Zeit auch

smielen, wie noch englisch smile), aber auch von lachenden ougen, ja von lachendem muote (Gemüt, Stimmung), d. h. der in den lachenden Mienen sichtbar wird. In der Umgangssprache sagt man noch „er lachte im ganzen Gesichte," wozu der lachende Schall gar nicht gehört. Dieses Lachen ist vielmehr wesentlich ein Lachen der Augen, in denen ein eigentümliches Glänzen von innen her aufleuchtet, doch so, daß die ganzen Mienen, vor allem der Mund und seine Umgebung mit ihren eigentümlichen Mitteln dazu helfen, dem Glanze seinen verschiedenen Ausdruck bestimmter zu geben; aber die Hauptsache thun die Augen, wie überhaupt im ganzen wechselvollen Leben der Gesichtszüge. Ist doch das „Gesicht" selber nach dem Sehen, also die ganze Fläche nach den Augen benannt. Von diesem Lachen ist denn hier die Rede.

Doch zur Sache zu kommen, es war gegen Abend, im Dämmerlicht der Straßen- und Ladenbeleuchtung, daß ich durch die belebteste Straße strich auf dem Trottoir. Da im halben Dunkel, halben Licht, wie ich so, Anderes denkend, das Auge einmal nach vorn schweifen ließ, leuchtete mir aus einer Gruppe dreier kommenden Frauengestalten ein Antlitz entgegen, das den Sinn (es ging wie ein Blitz) weckte und an sich zog mit dem Leuchten der Schönheit, jugendlicher Schönheit, so unausweichlich wie im Felde draußen eine im Dämmer auftauchende Laterne plötzlich den Sinn faßt und an sich zieht — und als die Gruppe näher kam, wars eine Alte, eine Sechzigjährige: aber sie lachte, mit jenem Lachen, das eine große frohe gute Empfindung aus der Tiefe heraufholt, eine große Freude und selbstlose Liebe zusammen. Wie gern hätte man gleich aus dem Gespräch der Frauen zur Ergänzung erfahren, was es war, wovon sie sprachen, das diese Wirkung thun konnte, die sich gleich auch nach außen übertrug, denn in mir lachte es gleich mit, gemischt mit staunendem Aufmerken. Sie lachte oder lächelte noch so, als sie mir in volles Licht kam. Sie war nicht schön, wenn auch vielleicht einmal gewesen — aber ihr Lachen, der Seelenglanz ließ auf ihren Zügen jenen fesselnden Schönheitsglanz aufleuchten, malerisch ausgestaltet durch die Mischung von Abenddämmer und Lichterglanz, die die Luft füllte und das Bild zugleich einrahmte und ihm seine letzte Retouche gab.

Das ist denn wohl ein brauchbarer Beitrag zu der Frage, was eigentlich das Schöne ist, zunächst als Beleg dafür, wie wenig es für sich an sinnliche Schönheit gebunden ist, so wenig, daß man diese, die wir sonst suchen als Vertreterin des sichtbaren Schönen, zu fordern ganz vergessen kann, doch nur darum, weil da eine höhere oder tiefere Schönheit an ihre Stelle tritt, die uns jene andere zugleich ersetzt und an Wirkung überbietet. Es reizt mich aber unwillkürlich, den erlebten seltenen Fall noch besser auszunutzen. Also noch Folgendes versuchs- und andeutungsweise.

Frauenschönheit, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, mit Jugend gepaart, nennt man, wenn sie uns einmal nicht in der Kunst bloß, sondern im Leben ver-

wirklicht entgegentritt, in ihrer höchsten Ausprägung auch eine blendende Schönheit. Also auch Glanz als ihr Wesen aufgefaßt, es muß aber dabei an die Sonne gedacht sein, vor deren Glanz man erschreckt die Augen schließt. Nicht so oder gerade entgegengesetzt jene andere Schönheit, wie ich sie da sah. Sie glänzt auch, aber mit einem stillen Glanz, der nicht von außen, von der Oberfläche, sondern aus der Tiefe kommt, der darum auch wohl zu übersehen ist, wenn ihm nicht von anderer Seite Tiefe entgegenkommt, zu der man ja nicht immer aufgelegt ist, während blendende Schönheit gar nicht zu übersehen ist und beim Andern von Stimmung oder wechselnder Empfänglichkeit so gut wie gar nicht abhängt, daher aber auch gar kein Aufthun der eignen Tiefe braucht. Wenn diese dem Sprachgebrauch nach an die Sonne erinnert, die unmittelbar auf die Sinne wirkt, so ist jene mehr wie Mondenglanz, der auf das Gemüt wirkt und in uns auch nur dann jene wundersame Wirkung thut, welche die Dichter so gern aussprechen, wenn wir gerade in der Lage oder Stimmung sind, das Gemütsleben spielen zu lassen, also uns selber tiefer aufzuschließen. Der Sonnenglanz, der wirkliche wie der der Schönheit, wirkt überwältigend, eigentlich zwingend und fragt uns gar nicht erst, ob wir auch zu Hause sind, der Mondenglanz wirkt nur lockend („ladend“ nennt ihn Goethe einmal) und stellt gleichsam erst die Frage an uns, ob wir auch in uns zu Hause sind und nicht durch Außendinge zerstreut, kann aber eben darum auch tiefer wirken, weil er unsre eigne Tiefe zum Mitthun aufruft.

Da ist es denn aber bemerkenswert, daß solch stiller Glanz doch auch jugendlicher oder Frauenschönheit überhaupt zugesprochen wird, eben auch als Ausdruck ihres Wesens. So bei Goethe im Divan (Buch Suleika, Nachklang):

> Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
> Du allerliebstes, du mein Mondgesicht,
> O du mein Phosphor, meine Kerze,
> Du meine Sonne, du mein Licht!

Da steht freilich neben dem Monde auch die Sonne, es ist eine Häufung der Bilder, die für die Vorstellung eigentlich störend ist, weil ein Bild das andere gleichsam auswischt, die aber gut orientalisch dem Zwecke dient, daß die aufquellende Empfindung sich mit Bildern recht genug thut oder eigentlich sich nicht genug thun zu können scheint. Aber Mond und Phosphor passen wohl zusammen und Goethe braucht den letztern auch sonst so, in einem Gedichte „Grundbedingung“ in der Abteilung „Epigrammatisch,“ einer Weisung an die Dichter:

> Eh du von der Liebe sprichst,
> Laß sie erst im Herzen leben,
> Eines holden Angesichts
> Phosphorglanz dir Feuer geben.

Phosphorglanz könnte ich auch den Schönheitsglanz nennen, den ich dort auf dem Antlitz der Alten aufleuchten sah, hier aber braucht ihn der Dichter

von holder Frauenschönheit überhaupt, um ihrem Wesen einen Ausdruck zu geben, Goethe, dieser Kenner von Schönheit. Das ist denn an Wert, ich möchte sagen, einer wissenschaftlichen Beobachtung gleich, welche den Eindruck der Erfahrung treu aufnimmt und wiedergiebt. Dazu stimmt nun weiter trefflich ein Dichterwort aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in einem lehrhaften Gedichte, leider ohne Dichternamen, das sich Frauenspiegel nennt und die Frauen unterrichtet, wie sie sich „gegen irem eelichen gemahel“ verhalten sollen, um seine ganze Liebe und ihre rechte Stellung im Hause zu erwerben. Da heißt es gegen das Ende:*)

Damit weib werden maister,
Sie gleißen als die gaister,

d. h. damit gewinnen sie ihre rechte Herrschaft im Hausleben und — werden schön, sie glänzen dann wie mit Geisterglanz. Das ist denn im Grunde dieselbe Vorstellung oder Auffassung der Schönheit, wie mit dem Phosphor und dem Monde im neunzehnten und hier schon im fünfzehnten Jahrhundert; alle drei, auch die Geistererscheinung (die man sich blau oder bläulich dachte), gehören auch mit ihrem stilleren, tieferen Glanze der Nacht an, wie Goethe vorhin im Divan auch von Nacht spricht, d. h. das Leben ohne Liebe überhaupt als Nacht gedacht, wie oft bei ihm. Geister sehen wir ja jetzt nicht mehr, aber wie eigentümlich fesselnd Phosphorglanz wirken kann, erfährt man z. B. an dem Leuchten der Johanniswürmchen im Dunkel des Waldes oder an dem Meeresleuchten in Nacht und Dämmer, wie ichs z. B. im Kieler Hafen gesehen habe. Man empfindet und bezeichnet dies Leuchten noch als geisterhaft und meint doch wohl damit, daß es wie aus einer andern Welt herein scheine, für die wir doch ein Entsprechendes auch in uns haben als dämmernde Ahnung im Gemüt, selbst wenn der Kopf nicht mehr daran glaubt. Nun und mit solchem Leuchten wird also der Glanz der Frauenschönheit verglichen in neuer und alter Zeit, um ihn als Seelenglanz zu bezeichnen.

Was aber dabei die Hauptsache ist für den gesuchten Begriff, diese Schönheit ist ein Gut, das erworben werden kann, für das man nicht auf die gute Stunde der Mutter Natur zu warten braucht, die wohl den guten Willen zu haben scheint, immer Schönes herzustellen, aber gerade bei Darstellung des Menschen, besonders des Menschenangesichts, dieses Hauptstückes ihres Schaffens, mit wer weiß welchen störenden Einflüssen in Kampf kommt, die ihren guten Willen kreuzen. Da kann denn aber der Mensch aus sich selber ergänzend, nachhelfend, nachschaffend eintreten, das ist auch vorgesehen im Grundriß des Ganzen und ist darin für uns Menschen sogar der Hauptpunkt (nicht für das

*) Dichtungen des sechzehnten Jahrhunderts, nach den Originaldrucken herausgegeben von Emil Weller (Tübingen, 1874), S. 92; das Gedicht liegt zwar nur in Drucken des sechzehnten Jahrhunderts vor, ist aber sicher noch aus dem fünfzehnten.

Schöne bloß), und wo für diese selbsterworbene Schönheit die Quelle fließt, das zeigt jener Frauenspiegel des fünfzehnten Jahrhunderts und auch der Fall, von dem ausgegangen wurde: thätige Güte, die in der Seele herrscht, wird von selbst zu einer fest in sich ruhenden Heiterkeit und tritt als Schönheit in den Gesichtszügen zu Tage, auch wenn diese von Natur nicht schön sind.

Indem ich aber dabei wieder an die sogenannte blendende Schönheit denke, Naturschönheit im Unterschiede von der Seelen- oder Geistesschönheit, fällt mir unvermeidlich noch eine andere Schönheit ein, weil sie zu jener den denkbar größten Gegensatz bildet, Geistesschönheit im schärfsten Sinne, ich meine die, welche sich in den Gesichtszügen von eben verstorbenen zeigt, gleich nachdem der grause Todeskampf überstanden ist, der eben auch in den Gesichtszügen, diesem Spiegel alles innersten Lebens, sich abspielt in einer Form, die zum Schönen in einem Gegensatz steht, daß er so grell und graus von keiner Phantasie zu erfinden ist. Bei dieser Schönheit ist von Glanz keine Rede mehr, sind doch die Augen, die Quelle des Glanzes, erloschen und gebrochen, wie die Sprache es treffend benennt, durch die Gewalt des Todes und geschlossen durch die Liebe der Angehörigen. Alles ist nun kalte, tote, bloße Form, und doch mit einem Hauch darüber, der den Eindruck von Schönheit macht, aber einer fremdartigen, hehren, gleichsam aus hoher Ferne wirkenden Schönheit, vor der man mit scheuer Ehrfurcht steht, ferngehalten und gefesselt zugleich. Denn ihr Ausdruck ist vor allem tiefe, tiefste Ruhe, die denn auch die dabei stehenden wunderbar anhaucht und der eben tief verwundeten Seele, auch wenn man sein Liebstes so nun vor sich sieht, den ersten Balsam reicht, daß man selbst nach den Stürmen des Schmerzes in sich tief ruhig wird. Denn man thut da einen Blick wie in eine ferne Welt von tiefster Befriedigung, genauer befriedigter, voller Bedürfnislosigkeit, die sich uns da an einer Stelle einmal aufthut. Aber eben diese befriedigte Ruhe, die von dieser Welt nichts mehr braucht, erscheint zugleich als Schönheit, ihr geheimster Kern aber als Güte, als ganz selbstlos gewordene, ursprüngliche Güte, die doch eben damit ganz zu sich selbst zurückgekehrt ist und von diesem ihrem tiefsten Selbst in den Gesichtszügen einen Abdruck wie als Testament zurückläßt gleich nach den Verzerrungen des Todeskampfes. Es mischt sich aber darin die ursprüngliche Güte der entwichenen Seele mit der selbst dazu erworbenen Güte, wofür ein Beweis zu Gebote stünde, wenn es nicht jetzt zu weit führte, es versteht sich aber auch so von selbst. Es ist übrigens Güte in ihrer höchsten oder tiefsten Ausprägung, noch besser mit Adel bezeichnet, tiefinnerster Seelenadel, der da sichtbar zu Tage tritt. Also Schönheit mit keinem Glanze mehr und doch mit etwas, das man leuchten nennen kann, mit einem Lichte, das über diese Weltform hinaus weist. Begreifen oder glauben kann das freilich nur wer es selbst gesehen und erlebt hat, es weist aber am deutlichsten auf die Stelle hin, wo die letzte Quelle des Schönen fließt, das uns Menschen zur Verfügung gestellt ist.

Und wenn die bloße Naturschönheit ohne allen Seelenglanz zu einer solchen wird, die man tote Schönheit nennt bei vollem Leben, so liegt hier eine wirklich tote Schönheit vor, die doch zugleich vom Leben tiefstes Zeugnis giebt, von dem Leben, das unabhängig ist von den zufälligen Bedingungen der Körperwelt und in sich selbst ruht vor und über dem Körperwesen wie im Ewigen; erscheint doch dabei selbst der Unterschied von männlich und weiblich im Gesichtsausdruck wie aufgehoben oder überhöht. Davon mehr und deutlicher wohl ein andermal.



Theodor Fontanes Roman Cecile.



Seit abseits von den Großstadtschilderungen, wie sie Spielhagen im höheren und Max Kretzer im niederen Stil versuchen, geht ein Schriftsteller, ein wahrhaft poetisches Talent und durch Lebensverhältnisse, Neigung und unablässiges Studium einer der genauesten Kenner Berlins, seinen ziemlich einsamen Pfad. Auch ihn erfüllt der Gedanke, die deutsche Reichshauptstadt zum Unter- und Hintergrunde von poetischen Darstellungen zu benutzen, und ohne den französischen Naturalisten näher verwandt zu sein, empfindet er den geheimen Reiz, sich auf einem Boden zu bewegen, welcher ihm, wie der Mehrzahl seiner Leser, völlig vertraut ist. Und obschon sich ein Dichter wie Theodor Fontane nicht darüber täuschen kann, daß alles, was an Wirkungen der Lokalschilderung, der gesellschaftlichen Atmosphäre gewonnen wird, verhältnismäßig wenig bedeuten will gegenüber der Stärke der Motive und der unmittelbaren Darstellung der in allen Wandlungen und Spielarten sich gleich bleibenden Menschennatur, so verschmäht er doch den kleinen Gewinn nicht, welcher namentlich dem Romandichterr aus der Eigentümlichkeit seiner Szenerie, aus der Wiedergabe von Gewohnheit, Sitte, Vorurteil, Lebensform und Gesprächston bestimmter Kreise erwächst. Fontane hat die Fähigkeit der Beobachtung zu einer gewissen Virtuosität gesteigert und versagt sich demzufolge nicht, einige Blicke über seinen jeweiligen Stoff hinauszuthun. Daß dies immer in feiner und geschmackvoller Weise geschieht, bedarf keiner Versicherung. Daß bei noch knapperer Einschränkung auf die Erfindung der eigentlich poetische Gehalt gesteigert werden könnte, bedarf auch keiner. Aber die kulturgeschichtliche Seite der Dinge hat es eben auch den Dichtern angethan, und in einer Zeit wie der unsrigen liegt die Gefahr, in der Feinheit der Einzelausführung und Färbung einen Schritt

zu weit zu gehen, gerade für den guten Künstler sehr nahe. Die massenhafte blödsinnige Nachahmung bemächtigt sich so hastig jeder Erfindung, welche dem Dichter aufgegangen ist, jeder aus dem vollen geschaffenen Gestalt, und das im Strome der Überproduktion ertrinkende Publikum weiß in der Regel so wenig, aus welcher Quelle die interessantesten Situationen und Charaktere eigentlich stammen, daß es für den besseren Schriftsteller nahe liegt, sich durch jene geistvolle Belebung der Schilderung und der Gespräche, welche der äußerlichen Nachahmung unerreichbar ist, vor Verwechselungen zu schützen. Wir fürchten, daß eine künftige Zeit den Gewinn, den die Literatur auf diese Weise macht, minder hoch anschlagen wird, als dies die Gegenwart thut. Inzwischen sind wir zu sehr Kinder unsrer eignen Tage, um uns nicht inmitten der Verwilderung, des brutalen Naturalismus, der konventionellen Wiederholung des tausendmal dagewesenen, an Lebensbildern zu erfreuen, welche aus der Fülle der Erscheinungen (auch der anmutigen, anziehenden) geschöpft, von der poetischen Freude an der Mannichfaltigkeit und Eigenart der Erscheinungen bewegt sind. Dies ist bei Fontanes kleinern Romanen mehr oder minder immer der Fall — wir begrüßen sonach auch den neuesten derselben, „Cecile,“ mit Teilnahme.

Die erste Frage bei einem Romane bleibt: was erzählt er uns? Wir verlassen mit einem eigentümlichen Paare, dem Obersten a. D. von St. Arnaud, einem hohen Fünfziger, und seiner dreißig Jahre jüngeren schönen Gattin, der Titelheldin, Berlin an einem Sommermorgen und werden nach der bei Berlinern besonders beliebten Sommerfrische, nach Thale ins „Hotel Zehnpfund“ geführt. Das St. Arnaudsche Paar macht hier bereits am zweiten Tage die Bekanntschaft eines Herrn von Leslie-Gordon, der früher preußischer Pionieroffizier gewesen ist und gegenwärtig als Zivilingenieur im Dienste einer großen Kabellegungsgesellschaft gleichfalls im Harze einige Erholungstage sucht. Vom ersten Augenblicke an fühlt sich Herr von Gordon von der anmutigen und etwas rätselhaften jungen Frau angezogen er spürt allerdings, daß ihre ganze Natur auf Huldigung und Pikanterie gestellt ist. „Der Eindruck, den er von diesem feinsinnlichen Wesen hatte, war aber ein angenehmer, ihm überaus sympathischer, und eine lebhafte Teilnahme, darein sich etwas von Wehmut mischte, regte sich plötzlich in seinem Herzen.“ Der welterfahrene, in der besten Gesellschaft aufgewachsene junge Mann errät und empfindet in der ersten Stunde der Begegnung und noch entschiedener bei den Ausflügen, die nach Quedlinburg und Altenbrak unternommen werden, daß ein Geheimnis um den Obersten und seine Frau, namentlich aber um die letztere, schwebt, er schließt aus gewissen kleinen Erlebnissen und Eindrücken, daß ein Schatten aus dem Vorleben Ceciles in ihr gegenwärtiges Leben fällt. Die eigentümliche Bildung und Vornehmheit einerseits, die auffallende Unbildung der schönen Frau andererseits erwecken in ihm das Verlangen, ihre Geschichte kennen zu lernen, und da der Herr Ingenieur eine Schwester in Schlesien hat und die Vergangenheit der

St. Arnauds zum Teil dort liegen muß, so schreibt er an die Schwester und drückt in dem Briefe sein volles Interesse an Frau Cecile und ein gewisses Mißbehagen an ihrem Gemahl aus. Ehe er irgend eine Antwort erhalten kann, aber nicht ehe sich bei ihm die Teilnahme für die schöne Frau zu einer ihm selbst bedenklich erscheinenden Höhe gesteigert hat, wird Herr von Gordon aus Thale hinweggerufen. Er versagt sich nicht, Frau Cecile zu schreiben und das St. Arnaudsche Paar ein paar Monate später in Berlin aufzusuchen. Der Eindruck, den er von der Existenz der schönen Frau und ihres Gatten empfängt, gestaltet sich immer wunderlicher. Der Oberst, den er, bei allem Respekt vor der Schneidigkeit und Strammheit des ehemaligen Gardesoldaten, schon in Thale als einen „Jeu-Oberst" angesehen hat, lebt nicht nur in seinem Klub, wo hoch gespielt wird, mehr als daheim, er hat auch in seinem Hause kaum irgend welchen andern Verkehr als mit Mißvergnügten, mit jenen gescheiterten Strebern in Uniform und Zivil, welche die natürliche Oppositionslust der Reichshauptstadt bis zu wirklicher Gefahr vergiften. Und während Gordon noch zwischen Lachen und Entrüstung über den Ton schwankt, den er an der Tafel St. Arnauds vernommen hat, trifft die längst erwartete Auskunft über die Geschichte der schönen Frau ein. Auf Schlimmes gefaßt, wird er von dem, was er erfährt, doch beinahe überwältigt. Der Brief der Schwester und die Zuschrift einer Freundin an diese Schwester lassen Gordon keinen Zweifel darüber, daß Cecile aus einer verarmten halbpolnischen Adelsfamilie von Zacha stammt und bereits in ihrem siebzehnten Jahre „Vorleserin" bei dem alten Fürsten von Welfen-Echingen geworden und in dessen Testament mit einem Gute bedacht worden ist, das Schloß des Fürsten aber nicht verlassen hat, sondern auf Wunsch seines Neffen, des Fürsten Bernhard, in undefinirter Stellung dort verblieben ist. Erst nach dem Tode auch des letzteren ist sie in das Haus ihrer Mutter nach Schlesien zurückgekehrt, in welchem Hause auch der Oberst St. Arnaud, zum Regimentskommandeur eines oberschlesischen Regiments ernannt, Wohnung genommen hat. Der Oberst verlobte sich mit der jungen Schönheit, „drei Tage nach der Verlobung empfing er einen Brief, worin ihm Oberstleutnant von Dzialinski, der älteste Stabsoffizier, vonseiten des Offizierkorps und als Vertreter desselben die Mitteilung machte, daß diese Verlobung nicht wohl angänglich sei. Daraus entstand eine Szene, die mit einem Duell endete. Dzialinski wurde durch die Brust geschossen und starb vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden." Der Oberst hat die ihm zuerkannte Festungsstrafe verbüßt, den Abschied genommen und Fräulein Cecile Woronesch von Zacha doch geheiratet, wie der seitherige Verlauf der Geschichte zeigt. Gordon steht wie vom Donner gerührt. Dieser Schlag ging doch über das Erwartete hinaus. Fürstengeliebte, Favoritin in duplo, Erbschaftsstück von Onkel auf Neffe! Und doch sagt er sich rasch genug: „Groß gezogen ohne Vorbild, ohne Schule, nichts gelernt, als sich im Spiegel zu sehen und eine Schleife zu stecken. Sie hat sich dies Leben nicht aus-

gesucht, sie war darin geboren, sie kennt es nicht anders, und als der lange erwartete kam, nach dem man vielleicht schon bei Lebzeiten des Vaters ausgeschaut hatte, da hat sie nicht nein gesagt. Woher sollte sie dies „nein" auch nehmen? Ich wette, sie hat nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, daß man auch „nein" sagen könne; die Mutter hätte sie für närrisch gehalten und sie sich selber auch." Gordon setzt also seine Besuche bei den St. Arnauds fort, oder vielmehr er macht einen Besuch, bei dem er Cecile leidend antrifft. Und die Dinge, die er inzwischen erfahren hat, äußern seinem besten Willen zum Trotz eine geheime Wirkung, er schlägt einen Ton gegen die schöne Frau an, der sie zu der Beschwörung veranlaßt: „Nein, Herr von Gordon, nicht so. Bleiben Sie mir, was sie waren. Machen Sie mir mein Leben leicht, statt es mir schwer zu machen, stehen Sie mir bei, helfen Sie mir in allem, was ich soll und muß, und täuschen Sie nicht das Vertrauen, oder wozu soll ich es verschweigen, das herzliche Gefühl, das ich Ihnen von Anfang an entgegenbrachte." Und sie sagt ihm weiter, daß sie Schuld genug gesehen und bei einer bestimmten Gelegenheit sich geschworen habe, keine Schuld weiter auf sich zu laden. Gordon fühlt, daß sie Recht hat, und er fühlt es noch mehr, als ihm ein Brief der schönen Frau die Pflicht der Trennung nahe legt. Er entschließt sich auch, auf der Stelle abzureisen. Er hofft wieder nach Indien geschickt zu werden und auf den Schneepässen des Himalaya ohne Schuld und Vorwurf an die schöne Frau denken zu können; statt dessen reist er kaum einen Monat später abermals nach Berlin zurück. Er besucht eine Vorstellung des „Tannhäuser" im Opernhause, und gewahrt hier zu seinem und ihrem Verhängnis Cecile, die mit einem Geheimrat Hedemeyer (den er in St. Arnauds Hause kennen gelernt hat und der ohne Frage die widerwärtigste der dort verkehrenden bedenklichen Persönlichkeiten ist) in einer Loge sitzt. Bei diesem Anblick vergißt Herr von Gordon, wie die Dinge liegen, daß Frau von St. Arnaud die Huldigungen des Geheimrates, der ihr gleichgiltig und unsympathisch ist, leicht nehmen und hinnehmen kann, während sie seine, Gordons Huldigungen, wie sie ja ehrlich eingestanden hat, fürchten muß. Eine Art Schwindel, ein Gefühl tollster Eifersucht überkommt ihn, er wirft hinter sich, was er von dieser Frau weiß, und hat nur die eine wahnsinnige Furcht, der Betrogene zu sein, der ritterlich und ehrlich resignirt hat, während der hämische, spitze, frivole Geheimrat der Beglückte ist. So thut er unverantwortliche Dinge, er sucht Frau von St. Arnaud in ihrer Loge, dann noch am späten Abend in ihrer Wohnung auf und beleidigt sie, obschon sie noch einmal aus ihrer innersten Seele heraus zu ihm spricht. Er hat eben den Glauben und das Vertrauen zu ihrer bessern Natur, ihren edleren Vorsätzen verloren, welche er vorher besessen. Die Strafe für sein unritterliches Verhalten ereilt ihn auf dem Fuße. Herr von St. Arnaud, welcher von dem Auftreten seines Bekannten Kenntnis erhält, hat, wie bei dieser Gelegenheit zu Tage tritt, Herrn von Gordon schon längst gehaßt,

nicht weil er eifersüchtig ist (er schreibt noch zuletzt geringschätzig an seine Frau: „Daß du mit ein paar Herzensfasern an ihm hingst, weiß ich, und [es] war mir recht — eine junge Frau braucht dergleichen!"), sondern weil Herr von Gordon dem höhern Range, der größern Geltung des Obersten nicht den nötigen Respekt gezollt, die freie Unbekümmertheit des Weltfahrers ihm gegenüber an den Tag gelegt hat. Der Oberst schreibt Gordon einen Brief, auf welchen nur ein Pistolenduell folgen kann, und erschießt den anmaßenden Ingenieur, reist dann sehr behaglich nach Nizza ab und schreibt von dort aus einen Brief an seine Frau, welcher in dem Satze gipfelt: „Nimm das Ganze nicht tragischer als nötig, die Welt ist kein Treibhaus für überzarte Gefühle." Frau Cecile hat aber doch dergleichen, es überwältigt sie, daß wieder ein Mensch als Opfer ihrer unseligen Schönheit und ihrer unseligen Vergangenheit gefallen ist, sie vergiftet sich und sucht Zuflucht und Ruhe im Tode.

Dies wäre ungefähr das „Was." Aber das „Wie" fällt hier unendlich schwerer ins Gewicht, als bei hundert andern Erzählungen. Fontanes Roman spielt, da der französische Begriff der „Halbwelt" auf ihn ganz unanwendbar ist, in einer „Seitenwelt" dessen, was sich große Welt nennt. Mit glücklichem Blick und Geist hat der Verfasser eine ganze Reihe von Schicksalen und Existenzen, die von Haus aus ohne Zusammenhang erscheinen, auf einen Punkt gesammelt, der Roman erweckt jene Doppelempfindung, daß uns alles, was Fontane erzählt, neu ist, und daß wir doch alles schon erlebt haben. Jeder hat ein- oder einigemale in seinem Gesichtskreis Erscheinungen wie die St. Arnauds auftauchen sehen, jeder ist im gesellschaftlichen Leben an die Menschen gestreift, die sich im Salon Cecile's versammeln. In der Regel ist es „jedem" nicht so gut geworden, wie Herrn von Gordon, das Geheimnis der frühern Geschichte der schönen Frau durch eine sorgliche, wohlerfahrene Schwester aufgeklärt zu erhalten, indes auch Herrn von Gordon wäre es, wie der Verlauf des Romans zeigt, ja besser gewesen, weniger und etwa nur das zu erfahren, was der Hofprediger Dörffel ihm über Cecile von St. Arnaud mitteilen könnte! Im Ernst gesprochen: die Wiedergabe eines eigentümlichen Stückes Leben, die allmähliche Aufhellung der Verhältnisse und die Zuspitzung derselben zu einem tragischen Ende ist mit großer Meisterschaft behandelt. Alles erschließt und verknüpft sich leicht, ungezwungen, höchst anspruchslos, der freie Fluß der Erzählung erscheint beinahe nirgend gehemmt, alle Gestalten bis auf die der gutmütigen Malerin und des Hofpredigers sind mit lebendigster Deutlichkeit gezeichnet. Der Ton des gesellschaftlichen Kreises, in welchem die Geschichte Ceciles und Gordons verläuft, ist mit sicherer Lebenskenntnis und guter Haltung wiedergegeben, alles stimmt und wirkt zum Ganzen. Jede Episode hat ihre eigne Bedeutung, und mit großer Feinheit sind Menschen wie der Präzeptorwirt von Altenbrak und dessen Tochter, die junge Förstersfrau, in gewissen Augenblicken den handelnd wie leidend dem Untergang entgegentreibenden Hauptgestalten gegenübergestellt.

Fontanes Abneigung gegen alles Gemachte, Arrangirte, sein Wunsch, in plastischer Einfachheit die Dinge sprechen zu lassen, kann ihm bei gewöhnlichen Lesern selbst schaden. Der Schlüssel zum ganzen Roman liegt in der letzten längern Ansprache, welche Cecile an Gordon richten muß: „Sie haben eines schönen Tages die Lebensgeschichte des armen Fräuleins von Zacha gehört — und diese Lebensgeschichte, so wenigstens glauben Sie, giebt Ihnen ein Anrecht auf einen freieren Ton, ein Anrecht auf Forderungen und Rücksichtslosigkeiten, und hat Sie veranlaßt, an diesem Abend einen doppelten Einbruch zu versuchen, jetzt in meinen Salon und schon vorher in meine Loge. Nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich will alles sagen, auch das Schlimmste. Nun denn, die Gesellschaft hat mich in den Bann gethan, ich seh' es und fühl' es, und so leb' ich denn von der Gnade derer, die meinem Hause die Ehre anthun. Und jeden Tag kann diese Gnade zurückgezogen werden, selbst von Leuten wie Rossow und der Baronin. Ich habe nicht den Anspruch, den andre haben. Ich will ihn aber wieder haben, und als ich, auch ein unvergeßlicher Tag, heimlich und voll Entsetzen in das Haus schlich, wo der erschossene Dzialinski lag und mich mit seinen Totenaugen ansah, als ob er sagen wollte: »Du bist Schuld,« da hab' ich's mir in meine Seele hineingeschworen, nun, Sie wissen, was. Und ob ich in der Welt Eitelkeiten stecke, heut und immerdar, eines dank' ich der neuen Lehre: das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch die Kraft.“ Und der Schlüssel liegt weiter im Eingeständnis Gordons in seinem letzten Briefe: „Ein berühmter Weiser, ich weiß nicht, alter oder neuer Zeit, soll einmal gesagt haben: Wir glaubten und vertrauten nicht genug, und das sei der Quell all unsers Unglücks und Elends. Und ich fühle jetzt, daß er Recht hat. Ich hätte, statt Zweifel zu hegen und Eifersucht groß zu ziehen, Ihnen vertrauen und der Stimme meines Herzens rückhaltlos gehorchen sollen.“ Aber nicht jeder Leser wird das Verständnis der Hauptmotive davontragen, die Kunst der Episode, welche Fontane so fein durchgebildet hat, kann dem letzten beabsichtigten Eindruck störend werden.

Wie dem immer sei, die künstlerische Reife, die geistige Belebung, die Vortrefflichkeit der Ausführung verdienen das höchste Lob. Trotz alledem bleibt der Eindruck von „Cecile“ herzbeklemmend. Wir dürfen mit unsern Dichtern nicht rechten, wenn sie mit so viel Ernst und so warmem Anteil ein modernes Menschenschicksal heraufbeschwören. Aber es ergeht uns dabei doch wie der armen Heldin dieses Romans, wir „sehnen uns nach Idyll, nach Frieden und nach Unschuld.“ Dem schuldigen Respekt vor der Fähigkeit des Dichters thut dies ja keinen Eintrag.



Therese Raquin.



So hat denn der Naturalismus auch auf der deutschen Bühne seinen Umzug begonnen. In den ersten Tagen des Juni wurden die Berliner durch die Anzeige überrascht, daß die Truppe des Herrn Direktor Kurz sie mit den Schicksalen der Therese Raquin bekannt machen wolle. Aber merkwürdig: obwohl Zola einer der gelesensten Schriftsteller in Deutschland ist und unsre Zeitungen immer von neuem beschäftigt, war der Erfolg des Stückes durchaus ungünstig; und was noch merkwürdiger ist: der erste Notschrei des geängstigten deutschen Gewissens erfolgte aus den Spalten des Berliner Tageblattes heraus, welches, aufs geschmackvollste in den Mantel sittlicher Entrüstung eingehüllt, in kurzen Posaunenstößen gegen diese Entweihung der Kunst Einspruch erhob. Wer wird nun dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater seine Würde wiedergeben, wo bis dahin nur die allerleichtfertigste Musik, wo nur die allerzotigsten Verwicklungen und die seichtesten Witze vom Berliner Publikum und den Kritikern des Berliner Tageblattes mit Hochgenuß verdaut worden waren? Dieses Publikum hatte am ersten Abend, soweit es „vornehm" war, gezischt; nur die hintern Bänke hatten Beifall geklatscht. Als wir acht Tage darauf Therese Raquin uns anzusehen versuchten, hatten sich im ganzen nur vierzig bis fünfzig Zuschauer eingefunden, die ziemlich lebhaft Beifall klatschten, was aber nach dem Ausspruche des Berliner Tageblattes nicht mehr ins Gewicht fallen kann; mittlerweile ist die unglückliche Person, und sehr wahrscheinlich für immer, von der Bühne verschwunden.

„Therese Raquin" ist kein Stück, welches zur Erbauung oder auch nur zur Erholung der Menschen geschrieben wurde. Es ist ein Wagnis, ein neuer Versuch, die Berechtigung des Häßlichen in der Kunst nachzuweisen. Es scheint anderseits dem Bemühen entsprungen, von der Bühne her geradezu belehrend zu wirken, d. h. gewisse Zuschauer mit Dingen bekannt zu machen, von denen sie nicht wissen, aber wissen sollten, und insofern ist es als ein höchst sittliches Stück zu bezeichnen. Die Qualen, die des Verbrechers harren, werden mit einer solchen psychologischen Genauigkeit, d. h. mit einer solchen Unerbittlichkeit dem Lauschenden vorgeführt, daß jeder, der den Versucher in seiner Brust trägt, nur mit Entsetzen und tief erschüttert das Theater verlassen kann. Zola ist eben keiner von den Schriftstellern, welche die Tugend philiströs, das Laster reizend darstellen, die uns glauben machen möchten, daß wahre Leidenschaft und Reinheit unvereinbar seien, daß jede rechtschaffene Frau von irgend einer gründlich abgeliebten Courtisane an Edelmut und Herzensgüte übertroffen würde,

wie das seine Landsleute so oft versuchen. Es steht zudem kein Wort in „Therese Raquin," das an sich durch seine Rohheit verletzte; auch sind keine Einzelheiten geboten, die an sich schon schlüpfrig und gemein wären; insofern kann man schlechterdings nicht davon reden, daß der Verfasser im Schmutz wühle, wie in seinen Romanen. Aber während er die Schuld jedes Reizes entkleidet, entsteht die Frage, ob es die Aufgabe der Kunst sein könne, abzustoßen, ob die Schaubühne aufhören dürfe, ein Ort der Unterhaltung zu sein, um eine Stätte erbarmungsloser Belehrung zu werden. Schiller hat sich gegen die Schaubühne als „moralische" Anstalt erklärt; ein Stück solle vor allen Dingen gefallen, dann habe es sehr viel mehr Aussicht, die Menschen zu heben; aber in einer Zeit, wo so viel versucht wird, wo man den plastischen Kunstwerken Farbe giebt, wo auch Danneckers Ariadne vielleicht einmal bemalt werden wird — da darf vielleicht auch ein Dramatiker einen Versuch wagen und darf verlangen, daß man sich damit beschäftige.

Der erste Eindruck, den man empfängt, wenn der Vorhang vor „Therese Raquin" aufgegangen, ist unheimlich. In einem spießbürgerlich ausgestatteten, engen, düstern Gemach sitzt ein bleich aussehender, fröstelnder junger Mann einem Maler Modell, schwatzt unaufhörlich in erregter, hypochondrischer Art, und ein junges Weib sitzt daneben, mit starr ins Leere gerichteten Augen, und sagt ab und zu auf eine Frage, die dringlich an sie gerichtet wird, ein trostloses, blechernes „ja," ohne sich zu rühren. Die Langeweile, die beklemmendste Langeweile brütet über diesem Bilde; doch unsre stille Frage, was in dieser jungen Frau wohl vorgehen, welchen Gedanken sie wohl nachhängen, welch ein Meer von bösen Leidenschaften in ihrem Innern vielleicht branden möge, wird bald beantwortet. Der Ehemann, der Abgebildete, ist ausgegangen, der Maler kommt heimlich zurück, und im Dunkeln spielt eine Liebesszene zwischen dem Paar, mit Geständnissen und Küssen, mit so unverhohlenen Seufzern und Klagen, daß uns der Atem der Sünde bedrückend heiß daraus entgegenweht. Der Plan, sich frei zu machen, wird gefaßt. Dann kehrt der Ehemann mit einer Flasche Sekt zurück, ein paar köstlich gezeichnete Spießbürger, Hausfreunde der Familie, kommen dazu, machen sich durch ihre Trivialitäten und kleinen Eitelkeiten lächerlich, und der Vorhang fällt über einer Dominopartie.

Wie er im zweiten Akte wieder aufgeht, sitzt die Partie wieder beisammen; die Trauerkleider der beiden Frauen, der Mutter und der Gattin, und eine unheimliche Lücke belehren uns, daß der hüstelnde Ehemann beseitigt ist. Auf einer Kahnpartie mit dem erwähnten Paare ist er ertrunken; der Maler, der sich so viel Mühe gegeben hat, ihn herauszufischen, hätte beinahe die Rettungsmedaille bekommen; die Mutter kann sich nicht trösten; sie hat den armen Jungen sehr geliebt. Ein kleiner Backfisch ist auch dabei; die Figur an sich ist von harmloser Anmut und könnte unter Umständen recht wohl einen Lichtblick in dem düstern Ganzen bilden. Der Akt schließt damit, daß der Maler

die junge Witwe heiraten soll — so planten es die Hausfreunde im Interesse ihrer größern Bequemlichkeit —, die Mutter willigt ein, und mit dem nächsten Akte beginnt dann die eigentliche Tragödie.

Wir sehen das Paar nach der Trauung; der Schatten des Ermordeten steht unaufhörlich zwischen ihnen. Jede Vertraulichkeit ist längst unmöglich geworden; die Frau hat einen Abscheu vor dem Mörder; seine Glut widert sie an; er wird des ersehnten Glückes nicht teilhaftig. Sie versuchen mit gemachter Geschäftigkeit Alltägliches zu besprechen — des Morgens um vier Uhr —, es mißglückt immer von neuem; dann ist die Frau einen Augenblick allein, Todesangst überkommt sie, es ist grauenerregend, alles, bis zur Rückkunft ihres Geliebten durch den früher so oft benutzten Eingang. Endlich sprechen sie doch von dem Toten, wie er ausgesehen in der Morgue, ihre Gedanken fallen auf das Bildnis dort über dem Schranke, der Tote starrt sie an, sie versuchen das Bild zitternd herabzureißen, die Mutter kommt dazu, belauscht sie und wird vom Schlage gerührt.

Der vierte Akt ist der schauerlichste. Die gelähmte Frau sitzt mit offenen, anklagenden Augen sprachlos da, eine furchtbare Rächerin. Die Qual der Leiden ist maßlos gesteigert, jedes ist dem andern zur Last, gegenseitige Anklagen, Zank und Hader folgen. In einer meisterhaft geführten Szene ist die immer wiederkehrende Entgegnung des jungen Weibes ein blechernes, eigensinniges: Du hast ihn gemordet — du hast ihn gemordet! Der Mann wird wütend. Sie soll ihren Teil an der Schuld auf sich nehmen; sie thut es nicht. Er will sich angeben, aber er ist zu feig dazu, und sie verhöhnt ihn. Die Nachbarn kommen wieder, die Gelähmte beginnt zum Entsetzen der Zuschauer mit krampfhaft zitternder Hand auf den Tisch zu schreiben: „Clement und Therese haben . . .," da sinkt der Arm herab. Der eine ergänzt: haben ein gutes Herz, haben mich so treu gepflegt. Schließlich gewinnt die Ärmste auch die Sprache wieder, und zu ihren Füßen sterben die Schuldigen an Gift.

Es ist Entsetzen auf Entsetzen gehäuft, verführen kann das nicht. Aber ist es erlaubt? Wir möchten es nicht unbedingt verneinen, wenn auch die Zahl der Menschen, die solchen Vorgängen ein ästhetisches Interesse abgewinnen könnten, bei uns in Deutschland noch auf lange hinaus verschwindend klein bleiben wird. Besonders der deutsche Philister liebt es, wenn alles recht schön und edel auf der Bühne zugeht; dann geht er tief befriedigt, mit gewölbtem Brustkasten, in dem stolzen Bewußtsein heim, was für außerordentlich vortreffliche Exemplare das genus humanum doch aufweise, und bleibt selber so gewöhnlich, wie er immer war. Wo er aber gezwungen wird, den Ausbrüchen der Herzensrohheit beizuwohnen, ohne daß eine klingelnde Narrenkappe ihre Häßlichkeit dämpft und übertönt, da wird er unruhig und stöhnt über die Entwürdigung der Bühne.

Junge Gemüter können natürlich ein gutes Teil Schönfärberei vertragen;

die Anforderung, daß die Kunst vor allem wahr sei, stellen doch nur die Wenigsten. Besonders erstaunlich ist es, welches Maß von langweiligem Bombast, von Übertreibung und Schwulst man einem deutschen Publikum nach wie vor in Versen aufbinden kann. In „Therese Raquin“ sind wir, obwohl das Zusammenleben des schuldigen Paares die peinlichen Schrecken des „Macbeth“ mitunter noch überbot, mit Teilnahme und nicht ohne ästhetische Befriedigung dem Gange des Stückes gefolgt, weil die Gestalten ihre eigne natürliche Sprache redeten, weil vieles mit bewundernswerter Genauigkeit der Wirklichkeit abgelauscht, weil die Begründung logisch und voll dramatischen Lebens, weil die Charakteristik überaus reich und gelungen war. Nur der Schluß, wo die vom Schlage gelähmte Frau im gegebenen Augenblick ihre Sprache und ihre Beweglichkeit, soweit der Dichter es braucht, wiedererlangt, erschien uns als unwahr, da wir das Glück oder das Unglück hatten, das medizinische Staatsexamen gemacht zu haben. Dergleichen kommt nicht vor. Im übrigen mußte die Handlung jedem, der dem Studium des menschlichen Herzens ernstlich nachgeht, von hoher Bedeutung sein, und die ablehnende Haltung unsers Publikums dürfte lediglich den Beweis liefern, daß es noch immer durch die Vorgänge allein, nicht durch ihre Begründung, durch ihre dramatische Notwendigkeit und Wahrheit sich fesseln oder abstoßen läßt, daß in Bezug auf die Übereinstimmung zwischen Form und Stoff sein Urteil noch immer haltlos umherschwankt. Wie es Leute giebt, die bei vollkommen ungeschmälerter Empfänglichkeit das leichtfertigste Buch lesen können, ohne etwas andres dabei zu empfinden, als die Feinheit des Witzes und die Reinheit des Stils, mit der es geschrieben worden, so werden Rohere in „Therese Raquin“ nichts weiter sehen als eine Häufung von Gemeinheit und Verbrechen, das künstlerische Problem an sich wird ihnen durchaus gleichgiltig bleiben. Nur in einem Sinne ist diese Teilnahmlosigkeit erfreulich; hätte das Stück heute einen großen Zulauf gehabt, so hätte das sicher nicht auf eine plötzliche Steigerung künstlerischen Verständnisses, sondern jedenfalls nur auf die Unfähigkeit hingedeutet, sich an harmloseren Unterhaltungen zu vergnügen. Man hätte „Therese Raquin“ aufgesucht, wie ein Tertianer die unsauberen Stellen in der Bibel nachliest, ohne von dem hohen Ernst dieses unvergleichlichen Buches eine Ahnung zu haben.

Zum Schluß möchten wir noch einen Punkt erwähnen, nur um ihn erwähnt zu haben, das ist der Widerspruch zwischen der augenscheinlichen Herzenshärte der Schuldigen und ihrer späteren Gewissensqual. Dies ist auch der Punkt, wo der Vergleich mit Macbeth schief wird. Macbeth war ein Held, ein Großer der Erde, und er erjagte sich eine Krone; sein Weib war das ehrgeizigste Geschöpf, das je einen Mann zu grausamer Energie gespornt hat; dergleichen ist, wenn auch nicht verzeihlich, doch immerhin begründet. Wie kommt aber ein Kleinbürger, der niemals seine Seele mit hohen Gedanken genährt hat, wie kommt er dazu, einen andern zu Gunsten seiner eignen, persönlichen, jämmer-

lichen Eigenliebe zu töten? Darf man diesen niedrigen Mördern und ihren Gesinnungsgenossen unter den Zuschauern die Genugthuung verschaffen, ihre Begierden und ihre Konflikte als erwähnenswert hinzustellen und einem Publikum vorzuführen? Wird das nicht eher zur Nachfolge aufmuntern?

Die Juristen behaupten, daß viele Verbrechen geradezu aus Eitelkeit begangen würden. Aber wir glauben wirklich nicht, daß die Darstellung Zolas irgend einen verleiten könne. Der bleiche Schreck ist zu mächtig, die Folter der Schuldigen zu sinnfällig. Im übrigen hat der Dichter auch nach der andern Richtung hin die Handlung vortrefflich motivirt. Das Paar ist gerade fein genug angelegt, um die Folgen seines Beginnens schon vor der Ausführung ahnen zu können; der Mörder zwar ein Windbeutel und bloßer Büreauarbeiter, aber ein Maler von Beruf, mit einer beweglichen Phantasie, und er kennt, wenn nicht den Ehrgeiz, so doch die Leidenschaft. Die Frau endlich, die Sünderin, trägt ein wildes Herz in der Brust, das durch die meisterhaft gezeichnete Enge der Dachstube, in der sie hausen muß, in der ganzen öden Umgebung und besonders auch durch den hypochondrischen, schwächlichen Gatten zu einer unbändigen Ungeduld gestachelt worden ist. Spricht vieles dafür, daß der gemeine Mann auch in vollkommen stumpfer Gemeinheit zu morden pflegt, um wenige Minuten darauf in ungetrübter Heiterkeit mit den andern sich zu Tische zu setzen, so waren Clement und Therese Raquin doch gerade gebildet genug, um einen bösen Entschluß nicht bloß zu fassen, sondern auch zu bereuen.

Die Darstellung war vortrefflich. Die beiden alten Spießbürger konnten kaum besser gegeben werden. Die Heldin des Stückes fand in einem jungen Gast, Fräulein Ziegler, eine besonders durch ihre verhaltene Leidenschaft oft überraschend wirkende Darstellerin. Der hüstelnde, geschwätzige Ehemann wurde gut charakterisirt, auch der leichtsinnige Maler war nicht ohne urwüchsige Natürlichkeit. Herr Direktor Kurz hat sich durch seinen Versuch ein wirkliches Verdienst um die Kunst erworben; in seinem Interesse ist es zu bedauern, daß nur die Kritiker und die Schriftsteller den Vorteil davon gehabt haben, insofern sie die Technik Zolas kennen lernen durften.

Berlin. Robert Hessen.





Unter fahrenden Leuten.

er von den Lesern dieser Zeilen sich noch der Zeiten erinnert, wo in den stattlichen Räumen des Hotel de Pologne in Leipzig alljährlich um Advent ein großer Bazar eröffnet wurde, der wird das Gefühl verstehen, mit dem wir Kinder dieser Stadt jenem Ereignis entgegenschauten. Ein jeder von uns wußte schon von dem vergangenen Jahre her, was er hier zu erwarten hatte. Wenn aber nun wirklich der Tag kam, wo wir jene Räume betreten durften und nun all die Korridore und Stuben und Säle mit den vielen wunderbaren Dingen in hellem Lichterglanze sich vor uns aufthaten, da schien es uns gerade, als wenn wir alles dies noch gar nicht gekannt hätten, so sonderbar und märchenhaft ward uns zu Mute. Eine geheiligte Stätte, nach der es uns immer vor allem zog, war eine schmale Galerie in einem größern Saale, zu welcher eine enge, steile Treppe emporführte, etwas abgelegen von dem bunten Treiben der übrigen Verkaufsstände. Dort stand ein kleines Theater mit einem großen, rotgemalten Portal und einem phantastischen Vorhange, vor ihm eine Reihe niedriger Holzbänke und ein altes, wackliges Klavier. Nur zu gewissen Stunden am Nachmittag und Abend eröffnete dieses Theater seine Vorstellungen. Um uns aber einen guten Platz zu sichern, saßen wir Kinder oft schon eine Stunde vor Beginn, mit einer diesem Alter sonst nicht eignen Geduld, auf den harten, hölzernen Bänken, unsre Phantasie einstweilen mit sinnendem Bewundern des Vorhanges beschäftigend, auf dem so viel seltsame Figuren und Verzierungen in grellen Farben gemalt waren.

Aber was ist das nur heute? Wir warten und warten, und noch immer bleibt alles still auf dem kleinen Theater. Einige der zu unsrer Begleitung erschienenen Erwachsenen bekunden schon die lebhafteste Langeweile und zeigen nicht übel Lust, wieder zu gehen, wogegen natürlich aufs lebhafteste protestirt wird. Da endlich ein Anfang! Die Seitenwand des Portals teilt sich, ein

kleiner, freundlicher alter Mann schlüpft hervor und setzt sich an das Klavier, und unter seiner Hand erklingt von den verstimmten, scharf tönenden Saiten eine aus Großvaters Jugend stammende Polka. Nach mehrfachen eintönigen Wiederholungen, in denen sich der Spieler mit sichtlichem Wohlbehagen ergeht, hört er endlich auf, tritt vorn an die Bühne, nimmt seine kleine, graue Mütze ab und verkündet mit weicher, aber lauter Stimme den Beginn der Vorstellung, vergißt auch nicht, vorher noch die liebe Jugend zur Ruhe zu ermahnen, damit sie alle den Sinn des Stückes richtig verstehen. Die Klingel ertönt, und in die Höhe schwebt die rote Wand, die uns von dem Wunderbaren trennte.

Ja, das mußten wir uns gestehen, als es aus war: das war etwas Wunderbares; es war beinahe das Wunderbarste, was wir je gesehen hatten, und sicher das Seltenste und Schönste von dem ganzen Tage. Keines von uns dachte da an Puppen und Fäden und Drähte. Für uns waren das nur lebende Wesen wie wir! Vor allem dieser kleine lustige Mensch, den sie Kaspar riefen! Der bewegte sich doch gar zu behend und geschickt, ja er machte wirklich den Mund auf, wenn er sprach, und lachte und verdrehte die Augen und hüpfte so lustig in die Luft, wenn er sich freute! Der war uns aber auch von allen der liebste, viel lieber als jener andre schwarze Mann, der sein Herr war und den er nur immer Pflaumenmus, mein liebes Pflaumenmuselchen nannte. Der kam uns gar zu dumm und albern vor. Aber auch der ernste, unheimliche Doktor selber, der soviel sprach, was wir nicht verstanden (es mußte auch von einer fremden Sprache darunter sein) und in dessen Rolle der unsichtbare Spieler hinter den Kulissen immer am wohllautendsten und eindringlichsten deklamirte, auch dieser gefiel uns nicht so wie jene lustige kleine Person, der Kaspar. Und wir freuten uns darum auch von ganzem Herzen, wenn es ihm gut ging, und waren betrübt, wenn es ihm schlecht ging. Ja wenn das Pferd oder der Drache kam und ihn stieß oder gar beim Reiten abwarf, da hörte man wohl auch manchen von den kleinen Zuschauern in ein ängstliches Weinen ausbrechen, das die erwachsenen Nachbarn nur mit Mühe durch allerhand Liebkosungen wieder zu stillen vermochten. Und es hatte doch gewiß auch eine besondre Bewandtnis mit diesem kleinen Menschen. Kam er denn nicht immer wieder in jedem Stück, das wir dort sahen? Und wie er sich stets zu helfen wußte! Wie beherzt stand er gar dem bösen roten Teufel gegenüber, vor dem selbst der mächtige Doktor zitterte! Kurz, man mußte dem braven Burschen gut sein, und die kleine Schaar geizte auch nicht, wenn der Vorhang herunter war, ihm mit ihren kleinen Händchen ihre Liebe und Verehrung zu beweisen. Ja, das war eine fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit, wie das alte Lied sagt, und was das Schönste war, der Schreiber dieser Zeilen hat sie auch mit erlebt, ist selbst mit in jenen Räumen gewesen, hat selbst mit auf jenen alten Bänken vor dem roten Vorhange gesessen, hat selbst das schrille, klirrende Stimmchen des alten Klaviers gehört und manches Jahr oben die Puppen auf der Bühne agiren sehen. Und

da jedes Ding seinen Anfang haben muß, so sollte denn auch diese Weihnachtsgeschichte den Anfang der heutigen Erzählung bilden, wie sie auch in Wirklichkeit der Anfang derjenigen mannichfachen Erlebnisse und Erfahrungen war, von denen ich dem geduldigen Leser einiges mitteilen will.

Ich war nahe daran, das Gymnasium zu verlassen, da fiel mir eines Tages ein Zettel an dem Eingange des nämlichen Hauses auf, wo ich als Kind vor dem Puppenspiel gesessen hatte, ein Zettel, der eine Faustaufführung in den Kellerräumen desselben ankündigte. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, bei dieser Aufführung zu fehlen, und erkannte dort bald meine alten Bekannten aus der Kinderzeit wieder, alle die seltsam und prächtig gekleideten bunten Wesen, die ich früher so bewundert hatte. Auch der alte Mann mit dem freundlichen Gesicht war noch dabei. Er hatte sich, wie mich dünkte, gar nicht verändert, und auch seine Stimme war noch so klar wie früher, denn er beherrschte einen Abend hindurch den ganzen Raum, und wie es schien, ohne jede Anstrengung. Da ich mir in der deutschen Literatur eine gewisse Kenntnis erworben hatte, so merkte ich bald, daß seine Stücke in vielen Punkten von dem bisher über derartige Aufführungen bekannten abwichen, und ich konnte es trotz der poetischen Wirkung, die das Ganze auf mich machte, nicht unterlassen, mir wenigstens bei den auffallendsten Abweichungen sofort einige Bleistiftbemerkungen zu machen. Es blieb nicht bei dem ersten Besuche, sondern da ich einmal die alte Neigung verspürte, kehrte ich des öfteren wieder, und so sah ich eine Menge Vorstellungen, von denen mir außer dem eben erwähnten Doktor Faust vor allem Genoveva, der verlorene Sohn und Fanny und Durmann oder der glückliche Schiffbruch, noch deutlich im Gedächtnis geblieben sind.

Als die Theatersaison in jenen Kellerräumen ihr Ende erreicht hatte, verschwand der alte Mann und sein Theater wieder für einige Zeit meinen Blicken. Er mochte sich irgendwo auf dem Lande oder den benachbarten Dörfern meiner Vaterstadt herumtreiben. Wenigstens begegnete ich dort zuweilen auf Spaziergängen jenen kleinen Theaterzetteln, unter welchen der Name des mir bekannten Besitzers zu lesen war. Aber wenn auch das vielgestaltige Treiben des Tages eine alte Neigung noch so sehr einzuengen vermag, daß man sie nach Jahren zuletzt gar selbst verschwunden und vergessen glaubt, ganz tilgen läßt sie sich doch nicht; nein, gar häufig kommt sie mit einemmale aus dem Winkel, in den man sie gedrängt hat, hervor, wächst gar bedeutend an und wird selbst größer, als sie vorher gewesen ist. So ging es auch mir. Es war Anfang der achtziger Jahre; der Weihnachtsbazar war ausgezogen, in größere, neuere, modischere Räume, ohne daß er dadurch — wenigstens wie mir schien, nach meiner früheren Erinnerung — besonders gewonnen hätte. Da entschloß sich auch der Unternehmer des Ganzen, den alten Liebling der Kinderwelt und eines gewissen Teiles der Erwachsenen wieder zu sich zu bitten, und so schlug denn auch mein altes Puppentheater in jenen Räumen zur Weih-

nachtszeit seinen Sitz auf. Ich erhielt bald davon Kenntnis und beschloß nun, mich mit dem alten Freunde aus meiner Kindheit persönlich näher bekannt zu machen. Schnell führte ich meinen Entschluß aus und besuchte nun seine Vorstellungen dort, und später an andern Orten, häufiger. So wurde ich bald nicht nur mit den Geheimnissen seiner kleinen Bühne, sondern auch mit denen seines Lebens vertraut. Die Zeit brachte immer mehr und mehr; ich lernte seinen jüngeren Bruder, ebenfalls einen Puppenspieler, kennen, und so durch diese beiden wieder andere, und ehe ich mirs versah, gewann ich einen Einblick in jenes von mir bis dahin noch nicht gekannte, vielgestaltige Treiben der „fahrenden Leute,“ das aus Holteis „Vagabunden“ dem Leser in der Erinnerung sein wird. Moderne Boudoirs waren freilich nicht die Orte, wo mich meine Studien hinführten, sondern kleine Herbergen, Winkelkneipen der Vorstadt, Gasthäuser in Dörfern oder kleineren Städten und auch jener von Jahrmärkten und Messen her bekannte stubenähnliche Wagen, der mit einem oder zwei Pferden bespannt die Familie der Komödianten von Ort zu Ort führt.

Es hat einen eigentümlichen Reiz, dem Gegenstande seines Interesses auf so vielen Kreuz- und Querwegen nachzuspüren, und ich kann sagen, ich habe mich selten getäuscht gefunden, wenn ich von einer neuen kleinen Entdeckungsreise zurückkehrte. Immer brachte ich einen Gewinn mit nach Hause, sei es, daß ich eine interessante Persönlichkeit kennen gelernt hatte, sei es, daß ich mit besondern, der Öffentlichkeit sich sonst entziehenden Verhältnissen vertrauter geworden war. Es wird dem Leser eine ungefähre Ahnung geben von der Popularität, deren sich diese Puppenbühnen auch jetzt noch immer erfreuen, wenn er hört, daß gegenwärtig allein in Sachsen immer noch etwas über vierzig derartige Prinzipale umherwandern.*) Der Großstädter ist darüber vielleicht erstaunt; kommt ihm derartiges doch fast gar nicht zu Gesicht. Aber der Bürger der kleinen Stadt und der Dörfler wird darin nichts Sonderbares finden, denn er kennt ihn genau, den kleinen Bretterbau in dem bekannten Gasthause, welcher ihm das große Theater mit den lebenden Schauspielern manchmal vollständig ersetzen muß. Vorzüglich dem kleinen Dorfe im Gebirge, was bleibt dem anders, als solche Puppenbühnen? Da versucht es nur höchst selten eine Schauspielertruppe, und wenn sie es versucht, so treibt sie die Geldnot bald wieder fort. Aber die kleinere, weniger Ausgaben erfordernde Puppenbühne, diese kann sich hier halten, und wenn es nicht immer baares Geld ist, so sind es doch Lebensmittel für Mensch und Vieh, was man auch als „Entree“ mit annimmt. Wenn er übrigens weniger auf reichlichen Gewinn, als auf ein teilnahmvolles Publikum sieht, so kann er manchmal ganz zufrieden sein, der Direktor dieser hölzernen Wesen. Seine Vorstellungen sind gern gesehen, man besucht ihn stark, ja es

*) Der gütigen Auskunft des „Kometen,“ eines Fachblattes für reisende Schauspieler, zufolge sollen es sogar 50 bis 60 sein, die kleinen Polichinelltheater allerdings mit eingerechnet.

kommt vor, daß man vor der angekündigten Zeit schon beginnen muß, weil kein Publikum in dem kleinen Raume mehr Platz hat. Aber auch in den reicheren Dörfern des platten Landes und in den kleinen Städten sind diese Puppenspieler keine zu verachtende Konkurrenz für die Schauspielertruppen, und wir brauchen gar nicht an jene Zeiten in London zu erinnern, wo eine Puppenbühne um das Jahr 1675 derartige Geschäfte machte, daß die großen Theater ihre amtliche Schließung zu bewirken sich bemühten, um den solchen Vorstellungen innewohnenden Reiz zu veranschaulichen. Ein Erklärungsgrund dieser Thatsache liegt für unsre Verhältnisse ganz bestimmt mit darin, daß das Volk hier findet, was bei den übrigen Darstellungen bei weitem nicht so ausgeprägt vorhanden ist, nämlich jenes drastische und komische Element, welches, aus dem Volke stammend, dem Volke wieder entspricht und eben hier in der Figur des Kasperle seinen originellsten Ausdruck gewinnt.

Es bringt ein gar eigentümliches Gefühl hervor, wenn man als Zuschauer vor einer solchen kleinen Bühne sitzend der Zeiten gedenkt, wo Gottsched und die mit ihm verbündete Neuberin diese Figur von dem Theater zu verbannen sich bemühten. Wenn sie die übermütig und oft wie Unkraut wuchernden geilen Schößlinge des Hanswurst beschneiden wollten, so thaten sie gewiß Recht daran. Aber schlimm, wenn es ihnen gelungen wäre, den guten Stock zugleich mit auszujäten. Nun, sie haben es nicht gekonnt; denn mit tausend Wurzelfäden war dieser in dem mütterlichen Boden des Volkes, in dem er groß geworden war, verzweigt. Das Beispiel der beiden, wenn auch nicht aus gleichen Motiven entsprungen, erscheint übrigens auch heutigen Tages noch zuweilen in ähnlicher Weise. So sind mir selbst einige Prinzipale ihrem Schicksale nach bekannt, die den Versuch gemacht haben, den Hanswurst aus ihrem Repertoire zu streichen. Ich kann aber versichern, daß sie es bereut haben; denn trotz vieler nach andrer Richtung hin aufgewandten Mühe konnte es ihnen nicht gelingen, ihr Theater auch nur für kurze Zeit in der Gunst des Publikums zu erhalten. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß das Volk nur an diesem Hanswurst allein Gefallen finde und z. B. ein Stück möge, in welchem nichts als burleske Hanswurstszenen vorkommen. Dies zu glauben, wäre ganz falsch. Nur liebt es der Sinn des Volkes, neben dem wirklichen Helden des Stückes, zu dem es meist nur bewundernd aufblickt, auch noch einen Nebenhelden zu haben, der, ein Gegenstück zu der Hauptfigur, seinem Empfinden näher steht als jener, ja der eigentlich nur des Volkes eigne Gedanken und Erwägungen bei der Handlung wiedergiebt — ähnlich dem Chor in der antiken Tragödie — und den man daher kurzweg als die Personifikation des Volkes selbst bezeichnen könnte.

(Schluß folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Ein altes Studentenlied, das als Einleitung zum sogenannten Cerevisspiel gesungen wird, lautet:

Cerevisiam bibunt homines,
Animalia cetera fontes,
Absit ab humano
Gutture potus aquae.
Sic bibitur etc.

Natürlich betont man nach dem Accent, sodaß Wortton und Verston zusammenfallen. Sieht man jedoch genauer zu, so findet man, daß wenigstens der zweite Teil ein regelrechter, nach der Quantität gemessener Pentameter ist. Der Rest aber verwandelt sich mit Leichtigkeit in einen Hexameter, wenn man anstatt cerevisiam setzt vina. Und so steht es zu lesen beim Moscherosch in den Satirischen Gedichten Philanders von Sittewald (Teil 2, zweites Gesicht, Bd. 1 u. 2, S. 793, Frankfurt, 1647). Der Verfasser erzählt da ungefähr folgendes:

Vier durstige Franzosen kommen nach Deutschland, weil sie gehört haben, daß die Deutschen nicht mehr imstande sind, rechtschaffen zu trinken, und deshalb mit Erlaubnis des Königs eine Trinkschule errichten wollen. Monsieur, sagen sie unter anderm in ihrem Kauderwelsch, four onse quom expres von Paris har, four onse gern wis, wan so gout vin von Rhin wi von di Loire de France u. s. w. Aber kaum haben sie ihre Absicht verkündigt, als der eine von ihnen von einer plötzlichen Ohnmacht ergriffen wird, dergestalt, daß er sein letztes Stündlein herannahen fühlt. Infolgedessen erklärt er in längerer Rede, daß er sich angesichts des Todes mit seinem grimmigsten Feinde, dem Wasser, versöhnen wolle, und beschließt seine Beichte mit folgendem Bekenntnis: „Auch war das mein liebster Spruch, den ich gelernt hatte: Vina bibant homines, animalia cetera fontes." Zum Beweise aber, daß es ihm ernst ist mit seiner Reue, fordert er ein Glas Wasser, um es, was er niemals gethan hat, zu trinken. „Indem er nun — fügt der Berichterstatter hinzu — dasselbe Glas mit Wasser an den Mund satzte und sobald nit eingetrunken hatte, gab er seinen Geist auff und starb." Dann widmet ihm einer von den anwesenden Deutschen eine Grabschrift, die folgendermaßen lautet:

Hia ligt blutta bloß
Frippon a Frantzoß.
Waistu, was ar that?
War a guotar prassar,
Starb doch letzt am wassar,
Ist jo jammarschad!

Die Freunde, die das hören, fangen an zu lachen und erinnern sich, ähnliche Grabschriften der eine in Pommern, der andre in Köln gelesen zu haben. Es sind bekannte Verse, die wir als Curiosa noch hersetzen wollen. Der angeblich in Pommern gefundene Spruch ist folgender:

Hie liegt begraben Herr Melcher,
Ein Pfarrherr gewest ist welcher;
Er hat gelebt in Tugend und Zucht,
Ist gestorben an der Wassersucht.
Schau doch, lieber Leser frei,
Ist das nicht schad? Ey, ey!

Der andre dieser:

Hie liegt Meister Peter im grünen Graß,
Der so gern sauer Kraut aß,
Und trank gern guten Rheinischen Wein,
Gott woll seiner Seele gnädig sein.

Für unser Studentenlied scheint die vorstehende Erzählung eine etwas stark wattirte Verpackung zu sein. Allein es schien geraten, die Geschichte, wenn auch erheblich verkürzt, doch vollständig mitzuteilen, um im Anschluß an die aufgeworfene Frage gleich ein kleines Kulturbild zu geben und unter anderm zu zeigen, daß die Deutschen den Franzosen nicht zu allen Zeiten im Trinken „über" gewesen sind.

Der Dichter der Jukunde, G. L. Kosegarten, ist jungen Deutschen beiderlei Geschlechts von den Lesebüchern der Schule her bekannt. Ob er es ihnen aber dann noch ist, wenn sie einmal das Schullesebuch zuklappen, dürfte durch statistische Erhebungen — etwa durch Umfragen in gebildeter Gesellschaft — nur geringe Bestätigung finden. Doch wirft dies keinen Schatten auf das Schullesebuch. Als beredten Zeugen der klassischen Literaturzeit, dessen Gedichte fünf „Subskriptionsauflagen" erlebten und der von Klopstock bis zur Romantik nicht mehr und nicht weniger als alle ihre Wandlungen mitgemacht hat, kann ihn das Lesebuch keinesfalls umgehen. Aber für die Gestalt, für das Gepräge dieses Dichters ist es sehr bezeichnend. Vergißt doch der Abiturient und die höhere Tochter nicht so leicht ihren Fleming, ihren Hölty und manchen andern aus den untern Gegenden des deutschen Parnasses. Bei Kosegarten dagegen, über den vor kurzem eine ausführliche Biographie erschienen ist,*) scheint weder die Literaturgeschichte, noch das im Lesebuche etwa mitgeteilte Bruchstück der „Jukunde" oder einer sonstigen vossisirenden Ekloge oder hainbündlerischen Hymne imstande zu sein, auch nur das kleinste Widerhäkchen in das literarische Bewußtsein des mit seiner Muse gespeisten Jungdeutschlands zu schlagen, an welchem irgend eine kleine Erinnerung aus der Schule „fürs Leben" haften könnte. Mit der Erklärung hierfür dürfte unsre Zeit der „Spezialitäten" rasch bei der Hand sein; wir hören, indem wir dies niederschreiben, im Geiste deutlich die literarparlamentarischen Zwischenrufe, die heutzutage jedermann niederzuschmettern meinen, der nicht seine ganz besondre — Dichterkappe aufhat oder womöglich einem ganz besonders „innormalen" Extrem huldigt, als da sind: Farblosigkeit, Unnatur, toter Klassizismus u. dergl. Allein das trifft bei diesem Dichter ganz und gar nicht zu. Er verfügt über einen, man möchte fast sagen: unleidlichen Vorrat an Farben der verschiedensten Art, er ist mitunter so „natürlich," wie die Musen und Grazien in der Mark, er ist so wenig toter Klassizist, daß er die heutzutage von den Dichtern zunächst erstrebte Bedingung, ein Modedichter zu sein, aufs glänzendste erfüllt hat. Es muß also doch wohl an etwas anderm liegen, daß dieser Dichter, der sicherlich auch dereinst eine „Zierde des Weihnachtstisches" der Urgroßväter und Urgroßmütter bildete, von den Urenkeln schon ververgessen ist, sobald sie im Schullesebuch die Seite über ihn umgeschlagen haben. Dies aber ist etwas, woran die Modedichter aller Zeiten und Völker nie gern hören und wovon sie heute am wenigsten reden; dieser Dichter besaß keinen Charakter, und er hatte keinen Stil. Wie heutzutage ein echtes Massenjournal mit

*) Gotthard Ludwig Kosegarten. Ein Lebensbild von Dr. H. Franck. Halle, Verlag des Waisenhauses, 1887.

seinen „Hausdichtern," folgte er getreulich den politischen und literarischen Strömungen seiner Zeit, mochten sie noch so entgegengesetzt sein, mochten sie noch so schroff auf einander folgen. Im Jahre 1807 stimmt er einen „Trutzgesang" an für die „gerechte Sache" gegen den „wutentflammten Leuen," seinen „eiteln Ruhmesdampf" und „schnöde Lust zum Raube." Im Jahre 1809 hält er am „Napoleonstage" als Rektor der Greifswalder Universität eine Lobrede auf den „wutentflammten Leuen," der urplötzlich zum Retter und Befreier der unterdrückten Menschheit gegen die schimpfliche Sache der gegen ihn verschwornen Despoten, dessen „eitler Ruhmesdampf" zur Erlöserglorie, dessen „schnöde Lust zum Raube" zur weisesten Besorgnis für das „Heil der Menschheit," zur „zarten Schonung" für das „unnachläßliche Recht eines jeden auf eine freie, edle und völlig gleiche Behandlung" geworden war. Im Jahre 1813 dichtet er dann wieder seine „vaterländischen Gedichte" wie alle andern. Als Dichter beginnt er — mit Schiller etwa gleichaltrig — im Klopstockstile seine „Cidli" zu besingen, „Hulda" und „Wonna" in heimischen Eichenhainen nach Göttinger Muster „wonneschauernd, wehmutstrunken" zu verklären; er macht als Hauslehrer seinen dummen Wertherstreich so bewußt, daß er in seiner Tragik fast so komisch wirkt wie Goethes bekannte Selbstparodie, verfolgt dann Herder vom Ossian über die Volkslieder bis zu den Legenden, Goethe von den Liedern und Rhapsodien bis zu „Hermann und Dorothea." Ja selbst die ihm so fremde Muse Schillers und gar die ihm persönlich unangenehme Romantik müssen ihm in Gedichten nach den „neuen philosophischen Forderungen"*) und Dramen, in Romanen und Marienliedern Töne für seine ewig gleich und wohlgestimmte Leier hergeben. Nur ein Ton blieb ihm eben fremd, jener leise und doch so mächtige Ton, der nach Versen Fr. Schlegels — sie sind uns deshalb so wert geworden, weil sie über der wundersamsten Tonschöpfung eines seiner eigensten musikalischen Verkündiger stehen — „durch alle Töne im bunten Erdentraum tönet, gezogen für den, der heimlich lauschet." Diesen Ton nennt man in der armen Sprache der Begriffe „Stil," und man kann ihn wohl mit dem Charakter — wenn auch nicht gleich setzen, wie man es gethan hat — so doch in mannigfache Beziehung bringen. Aus der flachen Geschicklichkeit dieses auch einmal „höchstrenommirten" poetischen Handwerkers blickt aber nicht bloß sein eigner menschlicher, sondern auch der künstlerische Charakter dieser ganzen edeln Gilde hervor. Wie bekundet er doch so sicheres Verständnis für die Bedürfnisse des Marktes, wenn er in der „Jukunde" eine ganz moderne fadenscheinige Zeitungsnovelle auf die vornehme Form von „Hermann und Dorothea" pfropft, wo schon der fortwährend wiederkehrende Name „Thekla von Thurn" gegenüber der hier einzig am Platze erscheinenden rein menschlichen Namenlosigkeit bei Goethe ein äußerliches, aber bezeichnendes Merkmal für solche Zwitterschöpfung bildet. Wie gut weiß er, worauf es ankommt, wenn man interessant erscheinen will, indem er es in Neubildungen von Wörtern, anspruchsvollen Archaismen und allerlei sonstigen „Lizenzen" nicht mangeln läßt! Aber wie verrät sich dann auch gelegentlich der geistverlassene Kopist des Genies, wenn er z. B. im „Johannes auf Pathmos" (Dichtungen, 4. Aufl., III, 66) von einer „geschärften Sehe" (Gesicht) redet oder in der „Auffahrt der Jungfrau" (III, 31) die „Allerheiligste" bei der Verkündigung „nur noch Laute der Wonne mit stammelnder Zunge girren" läßt.

Der treue und fleißige Zusammensteller seines Lebensbildes hat sich gelegentlich bemüht, den zum mindesten sehr blassen und eiteln menschlichen Charakter seines

*) S. Goethe im Briefwechsel mit Schiller, Nr. 356.

Helden in ein kräftigeres und reineres Licht zu setzen. Bei seinem literarischen hat er kaum vermocht, das Urteil von Goethe, Schiller und Tieck, Goedeke und Gervinus umzustoßen. Zunächst hat er sich auch darauf beschränkt, durch charakterisirende Auswahl aus Dichtungen, Tagebuchblättern und Briefen Zeiten und Zustände wieder lebendig zu machen, die uns immer ferner zu liegen kommen und die neben ihrer vieles erklärenden Enge und Gedrücktheit mit ihrer nur umso mächtiger angeregten geistigen Blüte, ihrer allenthalben selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen hervorbrechenden leidenschaftlichen Hingebung an hohe, umfassende Menschheitsbildung uns heute nicht bloß ein schmeichelnder, sondern auch ein mahnender Spiegel sein können.

Der Mann im Monde. Daß Hauff ursprünglich durchaus nicht die Absicht hatte, Clauren zu verspotten, ist nicht so neu, wie J. Br. in Nr. 26 d. Bl. annimmt: schon Schwab stellte in seiner Lebensbeschreibung des Dichters die Sache so dar. Und wenn wir der Entstehung von Satiren und Parodien immer auf den Grund gehen könnten, würden wir wahrscheinlich oft auf ein ähnliches Verhältnis stoßen. Man malt die Sünde und anstatt des Teufels den Schalksnarren dazu, und schlägt soeben auch zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir wollen hier nur an manche Parodien italienischer Opernmusik erinnern, die durch Uebertreibungen sich das Recht erkaufen, der lächerlich gemachten Richtung nach Herzenslust zu fröhnen.

Aus Torgau erhalten wir mit Beziehung auf den in Nr. 25 der Grenzboten abgedruckten Aufsatz: Schriften zur Bühnenfrage folgende Zuschrift:

Der verehrlichen Redaktion übersende ich ganz ergebenst zwei Belege, daß Herrigs Luther zuerst nach Worms in Torgau aufgeführt worden ist. Hierher kamen die Anfragen von Wittenberg, Erfurt, Halle ꝛc.: „Wie war's?“ „Wie hat's gewirkt?“ Auch hat man z. B. überall auf die Komposition unsers Musikdirektors Dr. Otto Taubert für das Lied „Mit Fried und Freud ꝛc.“ zurückgegriffen. Heßler, geborner Torgauer, ist hier zum Luther geworden. Es ist hier in unsrer Stadt Mut und Sinn für solche Sachen, warum nur immer ihren Namen verschweigen. Könnte Ihr geschätztes Blatt nicht bei Gelegenheit auch einmal Torgau die Ehre geben?

Torgau, 27. Juni 1887. Hochachtungsvoll und ergebenst
Trümpelmann, Superintendent und Oberpfarrer.

Wir bringen diese Zuschrift umso lieber zum Abdruck, als uns die geistige Regsamkeit und die patriotische Gesinnung der Torgauischen Bürgerschaft, ihre Bemühungen um die Pflege des geschichtlichen Sinnes, die Wirksamkeit ihres trefflichen Altertumsvereins, ihr aller zwei Jahre stattfindender „Auszug der Geharnischten“ aus eigner Erfahrung und Anschauung bekannt sind. Auch daß die wackern Torgauer auf dem Gebiete des kirchlichen Festspieles vorangegangen sind, war uns wohlbekannt; in einer Mitteilung in Nr. 20 haben wir genau berichtet, daß das Lutherfestspiel von Hans Herrig „im Lutherjubeljahre zu Worms, später zu Torgau, Erfurt, Berlin und Wittenberg und der Leitung von Alexander Heßler zur Aufführung gelangt“ sei. In Nr. 25 war Torgau allerdings nicht wieder mit erwähnt worden. Wir holen es hier also nochmals nach; ihr Verdienst soll den Torgauern nicht geschmälert werden. D. Red.

Literatur.

Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. Herausgegeben von Fr. J. Neumann. Zweiter Band. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung, 1887.

Wie wir schon bei Besprechung des ersten Teiles des Buches sagten, ist der Titel dieses Sammelwerkes so zu verstehen, daß es Beiträge zur Bevölkerungsstatistik zu bringen bestimmt ist. Der erste Teil enthielt sehr wertvolle Mitteilungen über die Entwicklung der deutschen, polnischen und jüdischen Bewohner der Provinz Posen. Der jetzt erschienene, von Dr. Kuno Frankenstein verfaßt, beschäftigt sich in der Hauptsache mit einer der interessantesten Hausindustrien seiner thüringischen Heimat, der Kleineisenindustrie im Kreise Schmalkalden, welche namentlich Ahlen, Striegeln, Feilen und Raspeln, Zangen, Zwecken, Nägel, Schnallen und Sporen liefert, und deren Geschichte und gegenwärtiger Zustand hier nach sorgfältig angestellten Vorarbeiten ausführlich dargestellt werden. Vorausgesandt ist ein Abschnitt über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Kreises im allgemeinen, Bennutzung der Bodenfläche, Ackerbau und Viehzucht, Waldnutzung, Bergbau, Gewerbe, Handel und Verkehrsmittel. Ein andres Kapitel verbreitet sich über die Größe und Gliederung der Bevölkerung nach Stadt und Land, Geschlecht, Alter, Bekenntnis und Bildung, und das letzte behandelt die sogenannte Bevölkerungsbewegung, d. h. Eheschließungen, Geburten, Sterblichkeit und Zunahme derselben. Das Ganze ist eine wissenschaftliche Arbeit, die musterhaft genannt zu werden verdient. Das Ergebnis der Untersuchungen des Verfassers in Betreff der Kleineisenindustrie ist nur zum Teil erfreulicher Art. Dies gilt z. B. von der Zangenschmiederei, in welcher sich die Neigung zum Uebergange von kleinen Unternehmungen zu mittleren bemerkbar macht. Dagegen ist die gegenwärtige Lage der andern Zweige, auch wo sie nicht dem Wettbewerb der Fabriken ausgesetzt sind, fast ohne Ausnahme sehr ungünstig, was vorzüglich drei Ursachen hat: die ganz ungenügende technische Ausbildung der Arbeiter, die unzweckmäßige Weise und die unvorteilhaften Bedingungen der Produktion und die mangelhaften Verkehrsverhältnisse des Kreises. Doch ließe sich die Lage dieser Kleingewerbe verbessern, wenigstens in Betreff einiger derselben, und zwar hauptsächlich auf zwei Wegen: durch Errichtung von Fachschulen und Lehrwerkstätten, die unter der Leitung tüchtiger berufsmäßiger Lehrer für eine den heutigen Verhältnissen entsprechende theoretische und praktische Ausbildung mit besondrer Berücksichtigung des kunstgewerblichen Elementes zu sorgen bestimmt wären, zweitens durch die Bildung von Genossenschaften, und zwar Rohstoff- und Magazingenossenschaften, von denen erstere das Material billiger einkaufen, letztere das Fabrikat im großen verkaufen und damit bessere Preise erzielen würden. Daneben hat der Staat zwei wichtige Aufgaben: er hat durch Schaffung besserer Verkehrsverhältnisse die Produktions- und Absatzverhältnisse des Bezirkes günstiger zu gestalten, also besonders für die baldige Ausführung der beabsichtigten Eisenbahnlinien zu sorgen, und er hat die Fabrik- oder Arbeiterschutzgesetzgebung, wenn auch nicht auf das gesamte Gebiet der Hausindustrie, doch auf das der Kleineisenindustrie auszudehnen. Die Krankheitsgefahren, welche aus dieser (namentlich aus dem Be-

triebe der Schleifereien) für jugendliche Arbeiter erwachsen, sind außerordentlich groß und sollten nicht unbeachtet bleiben. Tausende fleißiger Arbeiter, die heute dem Untergange entgegensehen, könnten, wie der Verfasser fest überzeugt ist, mit den angeführten Maßregeln gerettet werden. Hoffen wir, daß damit nicht gezögert werde.

Reisebilder von Joseph Viktor von Scheffel. Mit einem Vorwort von Johannes Prölß. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp., 1887.

Dieses nachgelassene Buch des im vorigen Frühjahre dahingeschiednen Sängers des „Gaudeamus" und Erzählers des „Ekkehard" enthält (mit Ausnahme des letzten Stückes, der „Skizzen aus dem Elsaß") Aufsätze aus der besten Zeit seines Schaffens, den fünfziger Jahren. Bekanntlich hat auch er — und er erinnert insofern an Uhland — nur eine verhältnismäßig kurze Produktionszeit gehabt. In der ersten Vollkraft seiner Jahre, gerade damals, als er sich mit der Malerkunst plagte und sich nur allmählich als in Wahrheit zum Dichter berufen selbst erkannte, schrieb Scheffel jene Dichtungen, die ihn nachher zum Liebling der deutschen Jugend machten: die „Lieder aus dem Engern und Weitern," das „Gaudeamus," den „Trompeter von Säkkingen" und den großen historischen Roman. Die Ungunst des Schicksals im Privat- und im öffentlichen Leben verdüsterte jedoch des heitern Mannes Gemüt, der literarische Erfolg ließ ihn sehr lange warten, und als er eintraf, da war es um die poetische Blütezeit, um die Frische des Herzens, um die Spontaneität des Schaffenstriebes in dem Dichter geschehen. Er wurde immer nüchterner, selten nur gelang ihm ein rechter Wurf. Man sieht dies deutlich an dem Unterschiede zwischen den „Skizzen aus dem Elsaß," die 1872 geschrieben wurden, und den andern vorhergehenden Reisebildern. Wie trocken, wie kalt war Scheffel inzwischen geworden! Selbst die großartige Stimmung, welche ihn unmittelbar nach dem weltgeschichtlichen Kriegsjahre auf den Wanderungen in unserm wiedergewonnenen Reichslande notwendig erfüllen mußte, kommt zu keinem überzeugenden Ausdruck. Mit dem gelehrten Eifer eines Lokalhistorikers häuft er Notiz auf Notiz, zitirt entlegene Lokalgeschichten, verweist kompilatorisch auf Seite soundsoviel. Wie anders in den fünfziger Jahren! Da wandert er mit offenen Sinnen, ein rechter Alpentourist, jugendlich unternehmungs-, ja abenteuerlustig, durch entlegene, schwer zugängliche Felsengebiete Tirols und der Schweiz; schildert warm schöne Landschaften, großartige oder niederdrückend öde Gebirgsszenen; hat ein scharfes Auge für die Bewohner des Landes und zeichnet mit Humor einzelne Gestalten; giebt ausgeführte Kulturbilder verborgener Volkskreise. Auch da freilich überwiegt schon im Reisenden das historisch gelehrte Interesse das ästhetisch-betrachtende: wir erhalten reiche Mitteilungen über keltische Reste in den rhätischen Alpengebieten, die Dialekte werden charakterisirt; oder es werden Volkssagen, Legenden, Umdichtungen großer historischer Ereignisse in der Volksphantasie mitgeteilt; oder es werden die Spuren des Protestantismus in den Alpenthälern verfolgt. Immer jedoch ist der Reisende unterhaltend und weiß Gelehrsamkeit anmutig mit Erzählung und Schilderung zu mischen, ja die Gelehrten selbst geben ihm Stoff für die gelungenste humoristische Partie des Buches ab. Da die Aufsätze damals gleich für den Druck in Zeitungen bestimmt waren, auch dort erschienen, so fehlt es nicht an Anspielungen auf politische Tagesereignisse, die jetzt nach mehr als dreißig Jahren nicht ohne Interesse sind.

Das erste Reisebild „Aus den rhätischen Alpen" stammt aus dem Jahre 1851 und gehört in die historisch-philologisch-touristische Literatur, die vornehmlich von Ludwig Steub gepflegt wurde, der auch öfter genannt wird. „Aus dem Hauen-

steiner Schwarzwald“ (1853) ist eine Bauernkulturstudie aus der Schule W. Riehls: ein sehr interessantes Bild des im äußersten Winkel Badens hausenden Schwabenzweigleins. Scheffel weist den Zwiespalt im damaligen Staatsleben auf, wofür der zäh-konservative Bauer kein Verständnis hatte. Zur Kenntnis Scheffels ist es von Wichtigkeit, zu sehen, wie tief er in die deutsche Volksseele einzudringen wußte. „Der Brief aus Venedig“ (1855) ist nur biographisch von Belang. „Aus den Tridentinischen Alpen“ (1855) enthält sehr anziehende Berichte über abenteuerliche Wanderungen in sehr entlegenen Felsengebieten. Der malende Gesellschafter Scheffels wird mit „Meister Anselmus“ bezeichnet, und offenbar ist Freund Feuerbach damit gemeint, der damals Landschaftsstudien betrieb. In seinem „Vermächtnis“ (zweite Auflage, S. 64) erzählt dieser ziemlich ausführlich von dem gemeinsamen Aufenthalte am Gardasee: „Die vier Wochen in Toblino gehören zu den glücklichsten meines an Glück eben nicht reichen Lebens. . . . Scheffel hat eine reizende Schilderung unsers gemeinsamen Aufenthaltes in Toblino niedergeschrieben und in irgend einer Zeitschrift drucken lassen, deren Titel ich leider vergessen habe.“ Nun hat man die Briefe beider Freunde beisammen. Prölß hätte gelegentlich darauf hinweisen können. Die folgenden drei Stücke der Scheffelschen Reisebilder bringen Schilderungen aus Südfrankreich (1857) zur Zeit der großen Rhoneüberschwemmung. „Ein Gang zur großen Kartause in den Alpen der Dauphiné“ giebt ein fesselndes Bild der schweigsamen mönchischen Likörfabrikanten; „Avignon“ eines von der monumentereichen Papstresidenz; „Ein Tag am Quell von Vaucluse“ führt uns in das durch Petrarcas Aufenthalt berühmt gewordene schöne Thal. Petrarca selbst wird ausführlich behandelt, und mit vielem Humor werden die Stimmen deutscher Stubengelehrten über seine Liebespoesie zusammengestellt. Den Schluß bilden die erwähnten „Skizzen aus dem Elsaß.“

Wenn irgend etwas jenen Gelehrtenhumor Scheffels herausfordern könnte, so glauben wir, daß das Vorwort des Herausgebers seiner „Reisebilder“ dazu geeignet wäre. Uns wenigstens hat der wuchtige Ernst, mit dem der Herausgeber die harmlose Aufgabe auffaßt, gedruckte Aufsätze eines verstorbenen Autors zu einem Buche zusammenzustellen, humoristisch angemutet. Prölß erwähnt, daß Scheffel selbst keine Neigung gehabt habe, diese „Reisebilder“ selbst herauszugeben (was ganz in der Ordnung war und für die strenge Selbstkritik des Dichters spricht). Prölß betont die durchaus noch nicht erwiesene Wichtigkeit der biographischen Forschung zu Scheffels Produktion mit einem Ernste, wie ihn kaum ein Goethephilolog für Goethe aufbringt. „Er selbst [Scheffel nämlich] hat über andern Aufgaben und Erlebnissen es versäumt, dieselben [Reisebilder] je zum Buche zusammenzufassen; daß sie dies mit demselben Rechte verdienen, wie z. B. die Reisebilder Heinrich Heines, wird aber wohl jeder zugeben, der nun, nachdem die biographische Forschung [d. h. aus dem scholastischen ins rechtschaffene Deutsch übersetzt: ich, Johannes Prölß] dies nachzuholen ermöglicht hat, beim Lesen der folgenden Blätter mit Entzücken wahrnimmt, wie unmittelbar und lebensvoll die hohen Vorzüge von Scheffels Dichtergeist“ u. s. w. Nun, Scheffel in Ehren; er hat auch von Heine gelernt — allein mit den Heinischen Reisebildern halten die seinigen den Vergleich nicht aus: schon deswegen, weil ihre Prosa nicht musterhaft ist.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Anarchisten.



Der Anarchismus, diese Übertrumpfung der sozialdemokratischen Lehre, hat als Theorie seine Vorgeschichte in den Ansichten und Bestrebungen einer Anzahl von Junghegelianern, die sich in den letzten vierziger Jahren mit der „Überwindung von Standpunkten" auf politischem, sozialem und religiösem Gebiete beschäftigten und es damit ziemlich weit brachten, z. B. zur Überwindung des Standpunktes, wo man sich noch zu schämen vermag, was u. a. Max Stirner, dem Verfasser der Schrift „Der Einzige und sein Eigentum," in ungewöhnlichem Maße gelang. Später kamen dazu Schopenhauersche Moral und der mißverstandene Darwin. Praktisch aber wurde der Anarchismus schon vorher durch den Russen Bakunin, der seine junghegelsche „Errungenschaft" mit moskowitischer Wildheit und Rücksichtslosigkeit von der Schule auf das Leben übertrug und hier nach Möglichkeit (u. a. während der Dresdener Maitage von 1849) zur Anwendung brachte. In ähnlichem Sinne wirkten später der Belgier Dave, der Sachse Reinsdorf und der Schwabe Most, alle drei, nachdem sie vorher Sozialdemokraten gewesen waren. Bakunin wurde nach seinen ersten praktischen Leistungen in Deutschland an die russische Regierung ausgeliefert und von dieser nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Von hier nach einigen Jahren über Japan nach London entflohen, tauchte er bald darauf in der Schweiz auf, wo er sofort seine Ansichten, nach denen nicht nur alle Über- und Unterordnung der Menschen, sondern überhaupt jede Ungleichheit derselben zu beseitigen war, zu predigen begann und bald eine Anhängerschaft um sich sammelte, der sich 1868 auch Dave, bis dahin Mitglied der Marxschen „Internationale," anschloß. Beide versuchten dann in dieser Genossenschaft ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen, und als sie damit auf dem Kongresse derselben, der 1872 im Haag stattfand, scheiterten,

gründeten sie eine neue Internationale, die ihre Fäden bis nach Rußland und Spanien spann. Nachdem Bakunin im Juli 1876 gestorben war, beriefen seine Anhänger einen Kongreß nach Gent, der auch von den Marxisten mit Einschluß der von Liebknecht und Bebel geführten Sozialdemokraten beschickt wurde. Die hier versuchte Verständigung gelang nicht, und obwohl man sich schließlich zu einer Resolution einigte, in der beide Parteien sich „der gegenseitigen Achtung versicherten, die sich Männer schuldeten, welche die Überzeugung ihrer Würde und das Gefühl ihrer Ehrlichkeit haben," schieden sich von jetzt an die Anarchisten, die Radikalen, welche gar keine Autorität anerkannten und ohne Verzug zum Angriff auf Staat, Gesellschaft und Eigentum vorzugehen entschlossen waren, von den Sozialdemokraten, die wenigstens Parteiführer für nötig hielten und Gewaltanwendung für die Gegenwart als unpraktisch verwarfen, in schärferer Weise, indes nicht so, daß nicht in der Folge häufig Angehörige des vergleichsweise gemäßigten Flügels sich dem andern zugewendet und in ihm eine Rolle gespielt hätten.

Ein Beispiel ist Johann Most,*) 1846 zu Augsburg geboren, katholisch getauft, anfänglich Buchbindergesell, darauf sozialistischer Apostel, erst in der Schweiz, dann in Wien, wo er infolge einer Brandrede, in welcher er einer Volksversammlung mit wilden Ausfällen auf die „Bourgeoisie," die „Pfaffen," das Militär, die Polizei und die Regierung die Köpfe erhitzt hatte, einen Monat eingesperrt und bald darauf als Rädelsführer bei einer Volksdemonstration wegen Hochverrat zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt wurde. Ein Ministerwechsel, dem eine Amnestie für alle politischen Gefangenen folgte, befreite ihn, und ohne Verzug begann er seine wühlerische Thätigkeit von neuem. Daraufhin ausgewiesen, versuchte er sein Treiben in Deutschland fortzusetzen, erst in Leipzig, dann mit besserem Erfolge in Chemnitz, wo er mit rastlosem Eifer teils als Redakteur, teils als Redner in Versammlungen der Arbeiter die soziale Revolution predigte und gegen das Reich hetzte. Erst nach geraumer Zeit, im September 1872, wurde dem ein Ende gemacht, indem er verhaftet, zu acht Monaten Gefängnis verurteilt und nach seiner Freilassung ausgewiesen wurde. Er ging darauf nach Mainz, wo er die „Volksstimme" übernahm, die er redigirte, bis er im Januar 1874 von seinen Freunden in Chemnitz zum Reichstagsabgeordneten für diese Stadt gewählt wurde. Als solcher bemühte er sich vergebens, die Philippiken, die er von der Tribüne loszulassen gedachte,

*) Wir folgen im Nachstehenden der vor kurzem erschienenen Schrift eines anonymen Verfassers: „Der Anarchismus und seine Träger" (Berlin, Neufeld und Mehring, 1887), die, meist aus eignem Verkehr des Verfassers mit Anarchisten und aus wenig bekannten Büchern und Zeitungen der Partei geschöpft, abgesehen von vielen Wiederholungen, einigen Unklarheiten und gelegentlichen Widersprüchen ein anschauliches Bild von einer Sache giebt, die wir bisher nur in ihren allgemeinen Umrissen und einigen besonders grellen Einzelheiten kannten.

an den Mann zu bringen, und während der Parlamentsferien ließ ihn der Staatsanwalt auf Grund einer Rede, welche die Pariser Kommune verherrlicht hatte, verhaften, worauf Most auf achtzehn Monate in die „Bastille am Plötzensee“ wanderte. Nachdem er im Juni 1876 wieder frei geworden war, wurde er Redakteur der „Berliner Freien Presse,“ deren Abonnentenzahl unter ihm von 2000 auf 15 000 stieg. In diese Zeit fallen die journalistischen Leistungen, mit denen er „die Geschichtsfälschungen aufdeckte,“ welche Mommsen und Treitschke begangen haben sollten. Er war durch seine Rührigkeit und sein dreistes und brutales Auftreten damals sehr populär unter den Berliner Sozialisten geworden. Aber bei den Neuwahlen, die nach der Reichstagsauflösung von 1878 stattfanden, erhielt er kein Mandat wieder, und im Dezember dieses Jahres wurde er auf Grund des Sozialistengesetzes ausgewiesen, nachdem er vorher noch ein halbes Jahr in Plötzensee zugebracht hatte. Er gedachte sich darauf in Hamburg der Propaganda für die sozialistische Revolution zu widmen, wurde aber von den dortigen Parteigenossen ebenso kühl aufgenommen als früher von den Leipzigern und wandte sich infolge dessen nach London, wo ihn der kommunistische Arbeiterverein, der Rest der inzwischen fast ganz zergangenen Internationale, als wohlgeeigneten Leiter einer revolutionären Zeitung in deutscher Sprache, mit deren Gründung man gerade umging, willkommen hieß. Dieses Organ kam in der „Freiheit“ zustande und erfreute sich auch in Deutschland bald ausgedehnter Verbreitung, obwohl es hier von der Regierung verboten und von den Anhängern Liebknechts teils aus Vorsicht, teils aus Neid bekämpft wurde, wozu man sich vorzüglich des im Oktober 1879 in Zürich gegründeten „Sozialdemokraten“ bediente. Als Most immer radikaler und zugleich immer herrischer wurde, übertrug sich dieser Zwiespalt auch auf die Mitglieder des Londoner Vereins, und dieser schied sich schließlich in eine rote und eine blaue Hälfte, von denen jene in Most, diese in Heinrich Rackow ihren Führer verehrte. Jener wirkte, abgesehen von seiner Arbeit an der „Freiheit,“ auch durch geschichtliche, nationalökonomische und selbst naturwissenschaftliche Vorträge, in denen er das verwertete, was er während seiner vielfachen Einsperrungen mit den Augen des gebildeten Hausknechts zusammengelesen und mit dem Verstande desselben sich zurecht gelegt hatte. Außerdem machte er wiederholt Reisen nach dem Festlande. So 1879 zu den deutschen Sozialisten in Paris, wo er mit Dave bekannt wurde, wohin er sich dann aber nicht mehr wagen durfte, weil er bald nach seinem Besuche in der Revolution sociale den deutschen Kaiser mit den ärgsten Schimpfreden beworfen hatte und dafür von einem Pariser Gerichtshofe in contumaciam zu zweijährigem Gefängnisse verurteilt worden war. Auch in Brüssel hatte er Unglück, indem ihn die Polizei nach der ersten wühlerischen Rede, die er dortigen Proletariern hielt, nach einem Dampfer brachte, der in Ostende zur Abfahrt nach London bereit lag. 1880 hatten die Führer der deutschen Sozialdemokratie einen geheimen Kongreß nach

Rorschach berufen. Most bekam von sächsischen Städten ein Mandat zur Teilnahme und wanderte unter falschem Namen dahin, fand aber, daß die Veranstalter der Sache, die ihn nicht dabei sehen wollten, die Zusammenkunft vertagt hatten, die dann ohne ihn auf Schloß Wyden bei Winterthur stattfand. Das war ein Mißerfolg; doch benutzte Most die Gelegenheit, in den größern Städten der Schweiz seines Apostelamtes zu walten und mit den schon vorhandenen revolutionären Elementen feste Verbindungen anzuknüpfen. Dies brachte ihn mit August Reinsdorf, einem Anarchisten der Bakuninschen Richtung, in Berührung, der damals in Freiburg wohnte und mit dem er von da an einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Der rote Sozialdemokrat hatte nicht weit bis zum Anarchisten, und so vollzog sich die Umwandlung rasch und vollständig. Most bekam dann von seinen vertrautesten Freunden, den Berliner Sozialisten, ein zweites Mandat für den Kongreß, und als er es ausschlug, weil dieser „nur eine Komödie“ sei, „die zu Gunsten der Leipziger Führer (Liebknecht, Bebel und Hasenclever) aufgeführt werden solle,“ wurde ein andrer Abgeordneter nach Wyden geschickt, der aber zu spät eintraf. Der Kongreß beschloß, Most und Hasselmann „wegen Untergrabung der Parteidisziplin“ aus der Genossenschaft zu entfernen. Most antwortete darauf, indem er einige Wochen nachher bei Genf eine Konferenz seiner Anhänger abhielt, in der sich dieselben organisirten und die „Freiheit“ als ihr Organ anerkannten, und indem er, nach London zurückgekehrt, in diesem Blatte die Liebknechtschen Sozialdemokraten aufs heftigste angriff. Ihren Mittelpunkt sollte die neue anarchistische Internatiale in London haben, von da aus sollte sie ein aus sieben Personen bestehendes Exekutivkomitee leiten, und allen gleichgesinnten Vereinen des Auslandes war der Anschluß gestattet. Daneben aber gründete Most noch eine geheime Verbindung, die „Propagandistengruppe,“ der nur die Führer angehörten und zu der alle die berüchtigten Sendlinge Mosts zählten, die in den folgenden Jahren das Festland im anarchistischem Sinne bearbeiteten und Gruppen von Anarchisten bildeten. Nach Deutschland gingen Newe, Schneidt, Eisenhauer und Dave. Der letztere wurde im Dezember 1880 in Augsburg von der Polizei ergriffen und mit den gleichzeitig verhafteten Führern der Frankfurter, Darmstädter und Berliner Gruppen vom Reichsgerichte zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Welche Sprache die „Freiheit“ schon damals führte, mögen ein paar Stellen zeigen, die der Nr. 51 vom 18. Dezember 1880 entnommen sind. Es heißt da u. a.: „Rottet sie aus, die erbärmliche Brut! So wird nach gewonnener Schlacht die Exekutive einer siegreichen Proletarierarmee rufen müssen. Denn einem Revolutionär muß im kritischen Augenblicke stets der Richtblock vor Augen schweben. Entweder er schlägt die Köpfe seiner Feinde ab, oder er wird selbst geköpft. Die Wissenschaft giebt jetzt Mittel an die Hand, welche es ermöglichen, daß man ganz trocken und ruhig die Bestienverfolgung im großen zu besorgen vermag. Fürsten und Minister, Staatsmänner, Bischöfe, Prälaten und andre Groß=

würdenträger der verschiedenen Kirchen, ein gut Teil Offizierkorps, der größte Teil der höhern Büreaukratie, diverse Journalisten und Advokaten, endlich alle bedeutenden Repräsentanten der Aristokratie und Bourgeoisie — das werden die Subjekte sein, über die man den Stab zu brechen hat."

Neben diesen widerwärtigen Bluthund stellt sich in der Februarnummer des Blattes 1881 ein schamloser Verhöhner des Heiligen, dem das Christentum ein von Gauklern erfundener Schwindel ist und der seinen Lesern zuruft: „Lest nur die Bibel durch, vorausgesetzt, daß ihr den Ekel überwindet, der euch ergreifen muß, wenn ihr das infamste aller Schandbücher aufschlagt, und ihr könnt bald bemerken, daß der Gott, den man euch da aufschwatzt, ein millionenköpfiger, feuerspeiender, racheschnaubender wüster Drache ist."

Die ganze brennende Wut des fanatischen Anarchisten zeigte Most in seinem Jubelartikel über die Ermordung des Kaisers Alexander II. Es hieß da: „Endlich! Triumph! Triumph! Das Wort des Dichters hat sich erfüllt. Einer der scheußlichsten Tyrannen Europas, dem längst der Untergang geschworen worden, und der deshalb in wüstem Racheschnauben unzählige Helden und Heldinnen des russischen Volkes vernichten oder einkerkern ließ — der Kaiser von Rußland ist nicht mehr. Am vergangnen Sonntage mittags, als das Ungeheuer gerade von einer jener Belustigungen zurückkehrte, welche in einer Augenweide an wohlgedrillten Herden stupider Blut- und Eisensklaven zu bestehen pflegen und die man militärische Revüen nennt, hat die Bestie der Richter des Volkes, der deren Todesurteil längst gesprochen, ereilt und mit kräftiger Hand abgethan." Das Weitere läßt sich als zu roh hier nicht wiedergeben. Die ganze Nummer war voll von schweren Majestätsbeleidigungen gegen fast alle Monarchen Europas.

Jetzt schritt auch die englische Regierung ein, und der Richter schickte Most auf sechzehn Monate ins Zuchthaus, wo der anarchistische Prometheus die Nummer 300 bekam und zuerst mit Zerfasern von Tauenden, dann mit Flicken von Gefangenenhemden beschäftigt wurde. Die „Freiheit" aber erschien noch eine Weile ruhig weiter, und unmittelbar nach der Verurteilung ihres bisherigen Redakteurs trat ein durch anarchistische Agenten aus Belgien, Frankreich, Spanien, der Schweiz, Deutschland, Österreich und Amerika zusammenberufener Kongreß zusammen, in dem der österreichische Stubenmaler Peukert, ein gewisser Justus Schwab, der Nihilist Hartmann und der russische Fürst Krapotkin das Wort führten und der zu folgenden Beschlüssen gelangte: „Die Revolutionäre aller Länder vereinigen sich zu einer internationalen sozialrevolutionären Genossenschaft, deren Hauptsitz in London ist, während Nebenkomitees in Paris, Genf und Newyork gebildet werden. An jedem Orte, wo sich Gesinnungsgenossen befinden, sind Sektionen und ein Exekutivkomitee von drei Personen einzurichten. Die Komitees eines Landes unterhalten unter einander und mit dem Hauptkomitee desselben durch Vermittlung von Zwischen-

adressen regelmäßige Verbindung zu fortlaufender Berichterstattung und Benachrichtigung und haben Geld zum Ankauf von Giften und Waffen zu sammeln, sowie Örtlichkeiten geeignet zur Anlegung von Minen ausfindig zu machen. Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles, der Vernichtung aller Herrscher und Minister, des Adels, der Geistlichkeit, der hervorragendsten Kapitalisten u. dergl., ist jedes Mittel erlaubt, und man hat in dieser Beziehung vorzüglich sich mit dem Studium der Chemie und der Anfertigung von Sprengstoffen zu beschäftigen. Neben dem Londoner Hauptkomitee wird noch ein Exekutivkomitee oder Auskunftsbüreau als zentrale Behörde zur Ausführung der Beschlüsse der Oberleitung des Ganzen und zur Führung der Korrespondenz eingesetzt." Der Kongreß schloß mit einem Dankvotum an Hartmann und einem Toaste Krapotkins „auf den kühnen und großherzigen Mann, der das erste Attentat in Deutschland begehen würde."

Die „Freiheit" erschien unter der Leitung von zwei Geistesverwandten Mosts in London weiter, bis das Loblied, welches diese schändlichen Gesellen auf die Mörder anstimmten, denen Lord Cavendish und Bourke im Dubliner Phönixparke zum Opfer fielen, die Regierung zum Einschreiten bewog. Die Redakteure Schwab und Merten bekamen einige Monate Zwangsarbeit, und das Blatt wanderte aus, in die „freie" Schweiz, wo es noch eine Weile erschien. Die Dynamitexplosion, mit welcher die Fenier am 15. März 1883 das Regierungsgebäude in Westminster zu zerstören versuchten, rief schärfere Maßregeln gegen derartige Umtriebe hervor, und die Folge war, daß unter den deutschen Sozialisten Londons die vorsichtigere Richtung, wie sie Rackow vertrat, die Oberhand gewann. Inzwischen hatten energischere anarchistische Unholde, wie Neve, Rincke und Grün, sich zu wühlerischer Arbeit nach dem Festlande begeben, und bald bemerkte man Zeichen ihrer Wirksamkeit. Die Ermordung und Beraubung des Wiener Schuhwaarenfabrikanten Merstallinger eröffnete die Reihe der anarchistischen Schandthaten in Österreich, wo vor den drei zuletzt genannten bereits Reinsdorf auf einer Agitationsreise Anhänger für seine wüste, giftige Lehre geworben hatte und Peukert in der „Zukunft" weiter für deren Verbreitung und Befestigung wirkte. Auch die „Freiheit" und der „Rebell," ein seit 1881 in geheimer Druckerei hergestelltes Anarchistenblatt, wurden in den österreichischen Kronländern, in Nordböhmen, Mähren und Ungarn viel gelesen, und es währte nicht lange, so trug der Same, den sie ausstreute, Früchte. Leute mit Anlage zur Verrücktheit ließen sich durch ihre Tollheiten zu blutigen Streichen fanatisiren, verkommene Subjekte fanden in ihnen Vorwände, mit denen sie Verbrechen gegen Leben und Eigentum beschönigten, indem sie Raubmorde nur zu Füllung der Revolutionskasse verübt haben wollten. Hierher gehören der Schuster Stellmacher, der Buchbinder Kammerer und der Tischler Kumicz, die aus der Schweiz nach Wien, nach Straßburg und Stuttgart reisten, um anarchistische „Thaten" zu vollbringen. Ihre ersten Opfer waren der Apotheker

Lienhardt in Straßburg und ein Soldat der dortigen Garnison. Darauf folgte in Stuttgart der Versuch, den Bankier Heilbronner zu erschlagen und zu berauben, und daran schlossen sich die Ermordung des Polizeibeamten Hlubeck in Floridsdorf, die des Wiener Wechselagenten Eisert und seiner beiden Söhne, sowie schließlich die Erschießung des Polizeiagenten Blöch bei Wien. Während diese anarchistischen Greuelmenschen Süddeutschland und Österreich mit ihrem Treiben heimsuchten, hatte Reinsdorf sich in dem Elberfelder Anarchistenkonventikel gehorsame Werkzeuge zur Ausführung seiner finstern Pläne geschaffen. Auf sein Anstiften führte der Weber Bachmann in einem dortigen Restaurant eine Dynamitexplosion herbei, und unter seiner Leitung wurde am 27. September 1883 bei der Einweihung des Niederwalddenkmals versucht, dem Kaiser Wilhelm und seiner Umgebung das Schicksal zu bereiten, welches zwei Jahre zuvor Alexander II. in Petersburg betroffen hatte. Man sieht, die anarchistische Propaganda hatte mit Anwendung ihrer Theorien Erfolge erreicht, die sehr ernste Bedenken für die Zukunft erwecken mußten — Bedenken, welche durch die Ermordung des Frankfurter Polizeirats Rumpff durch die Anarchisten (13. Januar 1885) erheblich gesteigert wurden.

Wir bitten die sehr interessanten Mitteilungen, die der Verfasser unsrer Schrift über dieses Ereignis giebt, in dem Buche selbst nachzulesen. Auch von seiner Schilderung der Londoner Anarchistenklubs können wir ausführlich nichts wiedergeben, und ebensowenig dürfen wir mit ihm Most nach Amerika folgen und das Treiben der dortigen revolutionären Sozialisten betrachten. Dagegen wollen wir noch ein paar Worte über das Wesen der Anarchisten sagen und ihre Presse in der Kürze charakterisiren.

Der Anarchismus ist viel weniger eine geistige Bewegung als eine Lebensanschauung, die mit der sittlichen Verkommenheit seiner Träger zusammenhängt, und deren Gemeinheit man mit einem Mantel aus Stoffen, welche Darwin und Schopenhauer hergeben müssen, zu einer Art Philosophie ausstaffirt. Ungebundenheit in jeder Beziehung ist das Streben, und daneben geht die brennende Sucht her, eine Rolle zu spielen. Die Magenfrage, die erste für überzeugte Sozialisten, tritt bei den Anarchisten in den Hintergrund und kommt bei ihnen nur zu Worte, wenn es Phrasen zum Fange von Arbeitern zu drechseln gilt. Der Anarchist will vor allen Dingen frei sein von jeder Fessel, welche Gesetz, Sitte und Vermögenslosigkeit seiner Sinnlichkeit anlegt, er will in jeder Form genießen, jede Lust befriedigen können wie die Reichen, die er in erster Linie beneidet. Hörte die „Freiheit,“ daß ein Strolch wegen geschlechtlicher Vergehen bestraft worden war, so äußerte sie sich ergrimmt über die „Brutalität der Ordnungsbestie.“ Alle Ordnung, alle Beschränkung, die ganze Moral war nach ihrer Meinung einfach abzuschaffen. „Wir sagen es gerade heraus — hieß es da —, wir pfeifen auf die sogenannte Moral, wir respektiren kein Gesetz.... Was an irgend einem Träger der heutigen Ausbeutungsgesellschaft begangen

wird: Mord, Raub, Betrug, Brand u. dergl. — wir haben nichts Nachteiliges darüber zu sagen. Sind die betreffenden Handlungen privater Natur, also sogenannte gemeine Verbrechen, so zucken wir mit den Achseln dazu. Sind dieselben im Interesse der revolutionären Sache begangen worden, so heißen wir sie gut, gleichviel ob uns die Einzelheiten daran gefallen oder nicht."

Über den anarchistischen Zukunftsstaat heißt es in der „Freiheit": „Was wir erstreben, ist einfach und klar: 1. Zerstörung der bestehenden Klassenherrschaft mit allen Mitteln, d. h. durch energisches, unerbittliches revolutionäres und internationales Handeln. 2. Errichtung einer auf Gütergemeinschaft beruhenden freien Gesellschaft. 3. Genossenschaftliche Organisation der Gütererzeugung. 4. Freier Austausch der gleichwertigen Produkte durch die produktiven Organisationen selbst und ohne Zwischenhandel und Profitmacherei. 5. Organisation des Erziehungswesens auf religionsloser, wissenschaftlicher und gleichheitlicher Basis für beide Geschlechter. 6. Regelung aller öffentlichen Angelegenheiten durch freie Gesellschaftsverträge der auf föderalistischer Grundlage ruhenden autonomen (unabhängigen) Kommunen und Genossenschaften." In der Nummer der „Freiheit" vom 24. Mai 1884 werden die Hauptsätze der anarchistischen Lehre in einem Artikel mit dem Titel: „Anarchie ist Harmonie," wie folgt, angegeben: „In der anarchistischen Gesellschaft hat der Staat weder Raum noch Zweck. Die Kommune als politischer Körper ist ebenfalls überflüssig geworden. Alle Lebenszwecke der Menschen werden durch entsprechende Organisationen der Gruppirungen erreicht. Dieselben sind nicht zentralisirt und nur soweit föderalistisch mit einander verbunden, als zur Erreichung der damit erstrebten Ziele unerläßlich ist. Ein Privateigentum an Land oder Kapital existirt nicht mehr. Die Arbeitsmittel jeder Art befinden sich in den Händen der verschiedenen gewerblichen Organisationen. Alle Menschen sind nicht nur Produzenten, sondern auch Konsumenten, und da die letzteren stets in der Lage sind, bei Abschluß von Lieferungsverträgen mit jeder einzelnen Produktivorganisation in beliebiger Anzahl sich zu gruppiren, so kann auch von einer Übervorteilung derselben durch die Produzenten nicht die Rede sein. Die Organisation der Konsumenten versteht sich aber schon deshalb von selbst, weil in einer freien Gesellschaft unproduktive Handelsschmarotzer undenkbar sind. . . . Wie die Handelsprellerei, so ist auch deren Tauschmittel, das Geld, im heutigen Sinne abgeschafft worden. Die Waaren werden nach der darin steckenden normalen Arbeitszeit taxirt. Als Produzent empfängt jeder seinen Schein über wirklich gethane Arbeit von der Organisation, zu welcher er gehört; als Konsument tauscht er dafür Waaren ein, die ebensoviel gethane Arbeit enthalten. . . . Kunst und Wissenschaft werden gleich der Waarenproduktion durch Gruppirung der betreffenden leistungsfähigen Kräfte gepflegt, und die, welche sich der Leistungen derselben bedienen, verstehen sich auf dem Wege freier Gesellschaftsverträge dazu, entsprechende Teile ihrer vermittels produktiver Thätigkeit erworbenen An-

weisungen auf fertige Waaren zu überweisen.... Ohne schablonenhaft zentralisirt zu sein, strebt der Unterricht die denkbar höchste Bildungsstufe für alle an. Er erreicht dieses Ziel vermöge der föderalistischen Organisation der Bildungsinstitute, welche zu einem geistigen Wettkampfe der Lehrkräfte herausfordert. Das solchermaßen sich stetig erweiternde Wissen aller Menschen hebt das Glauben auf und sichert die Unmöglichkeit alter und neuer Religionen. Vermöge einer im Interesse aller liegenden gegenseitigen Versicherungsanstalt ist jedem Arbeitsunfähigen das Recht auf die nämliche Existenz, welche dem Fähigen zukommt, verbürgt. Das vollkommenste Selbstbestimmungsrecht der Frau ... liegt auf der Hand. Die Liebe ist prostitutionsfrei geworden; die Ehe verzichtet auf den kirchlichen Segen wie auf den staatlichen Stempel und ist lediglich basirt auf die Triebe und Neigungen derer, die Geschlechtsgemeinschaften bilden.... Die gesellschaftlichen Zusammenhänge werden aufrecht erhalten und gefördert durch zeitweilig zusammentretende Kongresse von Sachverständigen. An die Stelle der Gesetzgeberei tritt die Entschließung von Fall zu Fall. Niemand wird von oben herab regiert, jeder ist Mitglied von zahlreichen Korporationen, denen er sich nach freier Auswahl anschließt, alle bethätigen ihren Willen, keiner ist gezwungen, gegen seine Neigungen zu handeln. Kurze Arbeitszeit, reichlicher Genuß, allgemeines Wissen verwandeln die seither zerklüftete Menschenwelt in einen Bund von Brüdern und Schwestern."

Herbeigeführt werden muß dieser Himmel auf Erden durch Anwendung der „revolutionären Kriegswissenschaft," über die Most ein eignes Schriftchen verfaßt hat, in welchem die Verfertigung von Sprengstoffen und deren Benutzung ein Hauptkapitel bildet. Nach Montecuculis Meinung von der Wichtigkeit des Geldes bei Kriegen sagt Most in der „Freiheit" vom 12. Januar 1884: „Wir erklären frei und offen, daß ein Revolutionär, der imstande wäre, irgendwo hundert Millionen zu Gunsten der revolutionären Sache zu konfisziren, der Menschheit vielleicht einen größern Dienst leisten würde, als wenn er zehn Königen das Hirn aus dem Schädel schösse.... Man greife zu, wie und wo man kann. Je geräuschloser das Ordnungsgesindel kalt gestellt wird, mit desto weniger Gefahr kann operirt werden. Der Revolver ist gut, wenn äußere Gefahr droht; Dynamit sollte nur zu Haupt- und Staatsaktionen verwendet werden, hier aber in umso größeren Quantitäten; im übrigen sind Dolch und Gift äußerst praktische Propagandamittel."

Wer noch ärgere Äußerungen dieses nichtswürdigen, nach Blut lechzenden Wahnwitzes zu lesen wünscht, sehe auf Seite 157 nach. Wir denken indes, es wird mit den obigen genug sein, und sagen nur noch ein paar Worte über die anarchistische Presse, die gegenwärtig aus elf Wochen- und Monatsschriften besteht. Die sechs größten und verbreitetsten darunter sind die „Freiheit" (deutsch geschrieben) und der Proletar (englisch) in Newyork, die „Parole" (deutsch) in St. Louis, die Liberty (englisch) in Boston, der „Vorbote" (deutsch)

in Chicago und der Alarm (englisch) ebendaselbst. In London erscheinen die „Autonomie“ und der „Rebell“ (beide deutsch) und die englisch geschriebenen Blätter Anarchist und Freedom. In Paris endlich kommt Le Revolté heraus. Die Devise der „Parole“ lautet: „Gleiche Pflichten, gleiche Rechte, keine Herren, keine Knechte.“ Der „Rebell“ liebt es, Redensarten vom Stapel zu lassen wie: „Gäbe es einen Gott, so müßte man ihn abschaffen,“ oder: „Nur auf den Trümmern der heutigen Gesellschaft kann Freiheit und Glück erblühen,“ oder auch: „Besser, einen Tyrannen töten als hundert revolutionäre Reden im Parlamente halten.“ Alle diese amerikanischen Anarchistenblätter sind auch sonst wahre Röhrbrunnen von Phrasen ruchloser und blutiger Faselei, alle befehden einander, weniger wegen verschiedner Ansichten als aus persönlichen Gründen, alle aber haben trotzdem ihr gläubiges Publikum und, wie die letzten Vorgänge in Chicago zeigten, ihre verhängnisvolle praktische Wirkung. Dasselbe gilt auch von den in London erscheinenden, obwohl dieselben jetzt nicht so ungescheut mit der Sprache herausgehen dürfen als früher, und obwohl sie in Deutschland und Österreich sich auf unterirdischen Wegen zu ihren Liebhabern schleichen müssen. Die Zeit, wo der Anarchismus bei uns eiue Gefahr war, scheint also noch nicht ganz vorüber zu sein.



Der deutsche Volkscharakter und seine Wandlungen.

Von Guntram Schultheiß.

(Schluß.)



m meisten litt wohl der Bauernstand unter dem Druck der Not der Zeit und dem besondern der Ausbeutung seiner Arbeitsleistung durch die bevorrechteten Stände. Seitdem auch in dem vor dem Osten sonst bevorzugten Süd- und Mitteldeutschland durch die Folgen der Bauernkriege die ganze Last der wiederhergestellten und verschärften Adelsherrschaft weltlicher und geistlicher Gattung sich als Joch der Leibeigenschaft mit Steuern und Frohnden auf ihn legte, wurde mit Herabsetzung der körperlichen Lebenshaltung auch jene Spannkraft und jener Schwung in Empfindung und Charakter immer geringer, wie sie das Mittelalter so vielfach literarisch bekundet hat in den Schilderungen ländlichen Lebens, im Walther von der Vogelweide, im Nithard und im Meier Helmbrecht, und wie sie in der Energie der Besiedelung des Ostens und in den

Zuckungen der Selbsthilfe des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sich in ihren geschichtlichen Wirkungen aufdrängt. Fortan ward er zur misera contribuens plebs. Duldend und schweigend stand er den Anforderungen seiner Gutsherren gegenüber; mißtrauisch gegen jeden Annäherungsversuch der oberen Stände, besonders seitdem Beamte und Geistliche durch die gelehrte Erziehung oder die unvolkstümlichen Formen der Regierung und Rechtspflege ihm innerlich entfremdet waren. In engen Kreis der Thätigkeit und der Teilnahme gebannt, verfiel er der Gefahr der Verrohung und Verdumpfung; die Gewandtheit in seiner Umgebung und seiner Arbeit, die schlaue Berechnung und Festhaltung seines Vorteils verband sich mit Eigensinn, wo man ihm drein reden wollte; dann nahm er die Maske des ablehnenden Stumpfsinns vor. So erschien er dem wohlwollenden Beobachter zu Ende des vorigen Jahrhunderts; so auch noch vielfach, nachdem staatsbürgerliche Freiheit und Selbständigkeit den Bann von ihm genommen hatte, bis in die Gegenwart. Nur eine Eigenschaft unsers Volkscharakters früherer Zeiten blieb durch die lange Zeit der Erniedrigung, des Schlafes aller bessern Züge unverkümmert; sie vor allem ermöglicht eine Gesundung des Volkes: die Arbeitsamkeit und Unverdrossenheit in der Pflichterfüllung des täglichen Lebens, dazu die Genügsamkeit in der Beschränkung, die aus der allgemeinen Verarmung seit dem dreißigjährigen Kriege und der Aussaugung des achtzehnten Jahrhunderts sich ergeben mußte. Der Volkshumor des Mittelalters war zu Grunde gegangen, mit ihm die Volks- und Schützenfeste und Narrenfeste, er ist uns auch nicht wieder zu Teil geworden. Aber die Nüchternheit und Philistrosität des Bürgers und Bauern wappnete sie statt seiner gegen die Mühsale des Lebens. Und wenn ihm in der Heimat das Leben gar nicht mehr möglich schien, so wanderte der Bauer „aus dem Reich," aus dem schwäbischen, fränkischen oder oberrheinischen Kreise, wo am meisten kleine Fürsten und Herren an ihm zapften, schweigend aus, nach Amerika, nach Ungarn oder Rußland, um von den Früchten seines Fleißes auch etwas zu genießen.

Das völlige Darniederliegen jedes öffentlichen Geistes kann einen Teil seiner Ursachen in den staatsrechtlichen Verhältnissen des deutschen Reiches finden, das dem Namen nach noch immer als die äußere Form des deutschen Volkes, richtiger der deutschen Staaten galt, obgleich es in greisenhafter Verknöcherung nur eine tote Hülse frühern Lebens mehr war. Was von vorwärtsstrebender Kraft vorhanden war, mußte es beiseite liegen lassen und sich andre Bahnen suchen. So warf sich die geistige Thätigkeit völlig auf den Erwerb und Ausbau individueller Bildung, ohne jeden Zusammenhang mit den Formen des öffentlichen Lebens. Langsam wurde eine nationale Bildung erreicht, die auf ihrer höchsten Stufe sich etwas darauf zu Gute that, daß sie mit der Zeit und dem Lande fast nichts mehr gemein hatte als die Sprache.

Noch während des dreißigjährigen Krieges begannen die Bestrebungen wenigstens ein Band der nationalen Zusammengehörigkeit in der deutschen

Sprache zu retten gegenüber dem Übergewicht des Lateinischen und dann auch des Französischen. Das Ende des Jahrhunderts sah einigen Erfolg; und noch einige Jahrzehnte blieben diese Bildungsbestrebungen auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft, auf deren Hebung die moralischen Wochenschriften hinzuwirken suchten. Diese verständige und wohlmeinende Richtung der geistigen Thätigkeit, die jedoch den eigentlichen Charakter der bürgerlichen Stände, die Wohlanständigkeit und Spießbürgerlichkeit kaum antastet, weicht später einer einseitigen Richtung auf das Gemüt, einer Empfindsamkeit und Rührseligkeit, deren Ursprung in der religiösen Bewegung des Pietismus zu suchen ist. Man gefiel sich für den Privatgebrauch in weichen Empfindungen und Thränen des Mitleids und der Rührung, was jede Energie des Willens, jedes Streben nach eingreifender Besserung der Lebensverhältnisse vollends untergraben mußte. Der Hauptvertreter dieser weinerlichen Schwächlichkeit, dieser Tugendhaftigkeit ohne Früchte, Gellert, errang eine ungeheure Popularität und Wirksamkeit im Bürgerstande, ja über denselben hinaus in höheren Kreisen.

Die geistige Bewegung jedoch schritt rasch über diesen Standpunkt hinweg, von kühnern und freiern Geistern fortgeführt, und nahm, nicht zufrieden mit der langsamen Wirkung auf die großen Massen, eine ganz ideale Richtung auf die höchsten Ziele der Bildung, des Wissens und der Dichtung. Darin liegt eine bewußte Abkehr von dem umgebenden wirklichen Leben, es ist der alte nationale Zug des Individualismus, der Lossagung der Persönlichkeit von dem allgemeinen Interesse, das weniger wertvoll erschien, eine neue geistige Aristokratie, welche von einer Zusammengehörigkeit mit dem Volke nichts wissen will. Volkstümlich und praktisch konnte und wollte sie nicht werden, das Weltbürgertum schien ein höherer Standpunkt als der Patriotismus. Während Nordamerika und Frankreich der Schauplatz revolutionärer Stimmungen und Bestrebungen wurde, blieb in Deutschland alles auf literarische Umwälzungen eingeschränkt; eine stärkere Betonung des Individuellen in Gemüt und Leidenschaft, die Sturm- und Drangperiode war ein Protest sowohl gegen die Verstandesrichtung der vorhergehenden Zeit als gegen die Spießbürgerlichkeit des wirklichen Lebens auch in herausgenommenen Freiheiten der persönlichen Lebensführung, aber ausschließlich von jungen Leuten ausgehend, die von selbst älter wurden und teils verkamen, teils in andre Richtungen übergingen. In Herder, noch mehr in Goethe und Schiller reifte das neue Bildungsideal zur höchsten Verklärung der Persönlichkeit, aber völlig vom wirklichen Leben abgelöst, dessen Sorgen und Mühen in dem reinen Äther verflüchtigt waren. Doch bewirkte dies Bestreben, daß die Kluft zwischen der Aristokratie der Geburt und der Bildung sich vielfach ausfüllte.

So trafen die gewaltigen Folgen der französischen Revolution das deutsche Volk in einer Zwiespältigkeit und Unsicherheit des nationalen Charakters, in einer Abgelebtheit und Morschheit seiner Zustände, in einer Unklarheit und Un-

sicherheit, welche der beste Bundesgenosse des Auslandes war. Trotz hoher Bildung der Einzelnen bot das ganze Volk ein jämmerliches Schauspiel von Unbeholfenheit, Kurzsichtigkeit und niedrigstem Eigennutze, und später von einer Wegwerfung an Napoleon, daß sie wohl die Anzeichen völligen Unterganges hätten sein können.

Aber der Hohn und die Verachtung, mit der die fremde Gewaltherrschaft vorging, brachte die einen, der tiefe Sturz aus dem Reiche der Ideale die andern zum Bewußtsein der Lage und dessen, was sie forderte. Der Begriff der Pflicht gewann an Boden gegen den des Genusses, der Bildung und der Glückseligkeit, nach der die Zeit vorher gestrebt hatte. Die Not näherte die lang getrennten Stände und stählte den zu weichen Charakter der Nation zu Entsagung, zu Opferwilligkeit, zu Vaterlandsliebe und Freiheitsmut, zu männlichem Haß gegen das Schlechte und Fremde. In den Freiheitskriegen bewies das deutsche Volk, daß die alten Tugenden nicht ganz vergangen waren.

Durch ungeheure Anspannung der Kräfte war nach einer Krisis von zwanzig Jahren der Boden für eine bessere Zukunft gewonnen; daß darauf eine gewisse Ermattung, eine Nachschwäche folgte, in der alte Fehler und neues Streben miteinander wechselten, wird uns nicht mehr so wundern, wie es die Ungeduldigen der Zeit geärgert hat. Es ist das Bedürfnis der Ruhe, was der nächsten Zeit nach den Freiheitskriegen das Gepräge giebt. Halb scherzhaft ist die Bezeichnung der Biedermeierzeit dafür aufgekommen für die Zahmheit, die Gutmütigkeit und Beschränktheit, besonders in politischen Dingen. Aber man giebt eben doch auch zu, daß auf materiellem Gebiete durch die Tugenden der Arbeitsamkeit, Rührigkeit, Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit für das Bürgertum eine erneute Blüte begann, als Grundlage einer kräftigeren Entfaltung des nationalen Lebens.

Es ist wahr, die Bescheidenheit gegenüber der höhern Einsicht der gerade regierenden war nach der einen Seite ebenso armselig wie auf der andern der langegehegte Respekt gegen alles, was mit Sicherheit und Anspruch auf Geltung auftrat: gegen englischen Hochmut, französische Freiheitsphrasen und amerikanische Flegelhaftigkeit. Der biedere Deutsche, noch mit einem starken Rest von unpraktischer Gefühlseligkeit behaftet, ließ sich leicht „imponiren," selbst von unbegründeten Ansprüchen untergeordneter Völker, die für ihn etwas Romantisches und Bestechendes hatten, wie die Polen, die Ungarn, die Griechen, für deren Angelegenheiten er sich leichter zu begeistern vermochte als für seine heimischen Zustände, wo alles mögliche verboten war als demokratisch und staatsgefährlich, wie das Tabakrauchen auf der Straße oder das Turnen. Auf das Fremde übertrug er die Empfindung und die Gemütshingebung, die ihn den Augen der Bewunderten und Angestaunten doch nur zum Gegenstande der Verspottung und des Mitleides, höchstens der herablassenden Schätzung als brauchbaren untergeordneten Arbeiters, machen konnte. Dieser Mangel an Selbstgefühl,

hervorgerufen durch die Entwöhnung von Selbständigkeit, durch lange Bevormundung der regierenden Stände, machte sich in unserm Jahrhundert überall geltend, wo der Deutsche den Ansprüchen andrer Völker entgegengestellt war. Als Bauer, Handwerker und Arbeiter ist der Deutsche überall geschätzt worden, wo er einzeln oder in Massen eingewandert ist; aber überall hat er sich geduckt, wie es in der Heimat nötig gewesen war, und hat in der Überzeugung, nur zum Dienen und Gehorchen auf der Welt zu sein, so rasch als möglich alles verleugnet, was seiner neuen Umgebung hätte Anstoß erregen können. So ist es nur eine Nachwirkung lange gewöhnter heimischer Zustände, wenn er allenthalben zum Völkerdünger geworden ist, ja noch stolz darauf ist, die Livree seiner neuen Herren recht sichtbar zu tragen. Und das nicht nur, wo er vereinzelt steht, wie in England oder Rußland, sondern auch, wo er auf eignem Grund und Boden seine wirtschaftliche Freiheit nur geltend zu machen brauchte, wie in Nordamerika oder Ungarn, wo es nur des Mutes bedürfte, deutsch zu bleiben, wie jene Kolonien des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts.

Ein andres Erbstück, in dem man lange Zeit einen unterscheidenden Zug unsers Nationalcharakters sehen mußte, ist der sogenannte deutsche Idealismus. Er ist die Nachwirkung jener ausschließlichen Beschäftigung mit den Bildungsinteressen, wie sie den bürgerlichen Ständen des vorigen Jahrhunderts aufgedrängt war und ihnen als Ersatz für alles andre Erhebende gelten mußte. Es ist das, was Napoleon als deutsche Ideologie verspottete, aber in seinen bessern Folgen unterschätzte, was den Deutschen das etwas ironische Kompliment des Volkes der Dichter und Denker eintrug. Es war in den Augen der fremden Völker sein Altenteil, in dessen ruhigem Genuß es ihnen die Herrschaft über die Welt überlassen sollte. Und dies war wirklich auch die Meinung vieler Deutschen, die es Schiller, Goethe oder W. von Humboldt gläubig nachbeteten, daß der Beruf der Deutschen kein politischer sei, sondern die Pflege „ruhiger Bildung."

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!

Diese Überschätzung des Individuums, das zufrieden sich selbst zu genießen allem Gemeinwesen und Wirken ablehnend gegenüberstand, denn nur „gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind," wurde im neunzehnten Jahrhundert für die Erziehung der oberen Stände maßgebend als das Ideal der gebildeten Menschlichkeit, der Humanität, deren Vorbilder man im griechischen Altertum fand. Die Wiederbelebung desselben war das Ziel, dem die Jugend nachstreben sollte. Daß des Altertums bester Teil das öffentliche Leben und Wirken und dessen Tugenden gewesen war, wurde dabei freilich ganz übersehen. Die Entfremdung von der Gegenwart und deren dringenden

Anforderungen zu Gunsten einer eingebildeten Vollkommenheit, die ohnehin nur sehr selten gelingen konnte, da sie eine aristokratische Lebenshaltung voraussetzte, fand wohl von selbst im wirklichen Leben die nötige Korrektur. Aber im ganzen mußte sie doch das Unpraktische im deutschen Volkscharakter noch verstärken und errichtete in der sozialen Schicht der Aristokratie der klassischen Bildung einen Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten, die sich gegenseitig nicht mehr recht verstanden. Was Goethe mit den Worten meinte:

> Der Deutsche ist gelehrt,
> Wenn er sein Deutsch versteht,

das hat für uns noch in anderm Sinne Geltung — gegenüber der Verwüstung deutschen Denkens und Redens durch den Bildungsunrat der Fremdwörtersucht. Daß das soziale Vorrecht der Bildung der Gefahr verfiel, als Gegenstand der Repräsentation, des Scheines betrachtet zu werden, zeigt der echt deutsche Streit, wer eigentlich als gebildet gelten solle und welcher Bildungs*stoff* (!) der beste sei. Das sind freilich Dinge, die von dem Ideal Schillers und Goethes weit genug abliegen.

Aus derselben Wurzel der Überschätzung der individuellen Geistesthätigkeit, des rein gesponnenen Gedankens entsprang die theoretische Rechthaberei, die Versuche, alles Gewordene nach erlernten allgemeinen Sätzen und Regeln einzurichten. Der Deutsche trachtete zuerst nach dem Begriff und der Formel und war gleich fertig mit dem Einreißen, während der Engländer zäh an dem Altgewohnten festhält und nur ändert, was ihm wirklich im Wege steht. Der Deutsche suchte alles in ein System zu bringen und daran seine Befriedigung zu finden, wenn auf dem Papier und in Gedanken alles klappte; den Kräften der Wirklichkeit die Gesetze vorzuschreiben, ist die Eigentümlichkeit des politischen Lebens in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, für den Liberalismus und die Büreaukratie.

Der Kühnheit des Gedankens entsprach noch im jetzigen Jahrhundert so wenig wie im vorigen der Zuschnitt des geselligen Lebens der bürgerlichen Stände. Hier dauerte die Bedächtigkeit und Schwerfälligkeit des Auftretens fort, die übermäßige Höflichkeit und Förmlichkeit in Anrede und Briefwesen, die Breitspurigkeit des Titelwesens, hinter dem der Mensch sich gleichsam zu verstecken sucht, um nicht für sich etwas sein zu müssen, und damit das Bedürfnis nach einer Bescheinigung und Anerkennung seiner Verdienste und Stellung und Beschäftigung. Ein stolzes Ehrgefühl, ein Bewußtsein eignen Wertes verträgt sich schlecht mit der überlieferten Bescheidenheit, desto mehr die Empfindlichkeit und Übelnehmerei wegen Verkennung und Zurücksetzung.

Diese Betrachtungen zeigen uns meist Züge und Eigentümlichkeiten des Volkscharakters, die aus frühern Zuständen bis in die Gegenwart hineinreichen. Aber wir werden nicht verkennen, daß diese Gegenwart neben ihnen andre, teilweise entgegengesetzte Züge sich geltend machen sieht. So entsteht ein widerspruchsvolles Bild, das erst bei einer spätern Beobachtung sich klären kann. Nur weniges scheint sich mit Bestimmtheit herausheben zu lassen.

In der Hochstellung der Arbeit und der Pflichterfüllung als der Grundlage des Lebens haben die im vorigen Jahrhundert so streng geschiednen Stände des Volkes einen einigenden Mittelpunkt gefunden. Man darf wohl sagen, daß damit die Bürgerlichkeit wieder wie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert den gemeinsamen nationalen Zug der Deutschen bildet. Der nationalen Erhebung, welche die Fremdherrschaft beseitigte, ging auf geistigem und materiellem Gebiet eine durch ihr Ziel geweihte Arbeit zur Aufrichtung der Nation zunächst im preußischen Staate vorher, wo schon Friedrich der Große das Beispiel angespannter Pflichterfüllung auf dem Thron gegeben, wo Kant den kategorischen Imperativ „du sollst“ mit allem Nachdruck seinen vielfach verweichlichten Zeitgenossen eingeschärft hatte. Mit der Gründung der Universität Berlin wurde die Gelehrsamkeit und Wissenschaft in den Dienst der nationalen Hebung gestellt, die Romantiker zogen sich aus der unbefriedigenden Gegenwart in die Herrlichkeit des Mittelalters zurück; die Dichtung selbst stieg aus den idealen Höhen und arbeitete auf die Wiederbelebung des deutschen Geistes hin. So bildete sich durch die Verschmelzung materieller und geistiger Arbeit ein Gebiet des Mittelstandes, dessen Ansichten und Forderungen sich immer stärker als öffentliche Meinung geltend machten und langsam, aber sicher die Scheidung der Stände auf dem Gebiete der sittlichen Lebensführung überwand. Fortan war die Arbeit nicht mehr dadurch entwürdigt, daß sie den untern, ihre Frucht den obern Ständen zum Genuß gehörte. Der Segen der Arbeit ist dem deutschen Volke seitdem in reichem Maße zu Teil geworden auf allen Gebieten seiner Thätigkeit.

Zu den hoffnungsreichen Zügen unsers Volkscharakters gehört auch das Erwachen und Erstarken des Gemeingeistes, das Abstreifen der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, des idyllischen Einspinnens in den kleinsten Kreis der Sorgen. Der Deutsche besinnt sich wieder darauf, daß sein Volk in der Welt schon etwas bedeutet habe und wieder bedeuten könne. Dazu bedurfte es der Vereinigung der Einzelnen. Von dem vorigen Jahrhundert unterschied sie die Öffentlichkeit und die Bestimmtheit der Ziele. Denn an geheimen Verbindungen zu recht allgemeinen unfaßbaren Zwecken hatte es jenen nicht gefehlt. Noch die erste allgemeine Vereinigung war von unklarer Schwärmerei, von Ungewißheit über Zweck und Mittel nicht frei; es ist bezeichnend, daß sie da entstand, wo die Gelehrsamkeit am meisten mit dem Bürgertume sich berührt: alle Angehörigen deutscher Universitäten sollten eine Körperschaft bilden. Die Turner, Sänger und Schützen Deutschlands fanden eine ideale Gemeinschaft auf ihren großen Festen. Allmählich ward der Trieb zur Vereinigung praktischer; er fand greifbare Ziele und errang Erfolge, die den Mut und die Schwungkraft steigerten. Der Verein zur Gründung einer deutschen Flotte hat viel Spott erfahren, der Gustav-Adolf-Verein zur Unterstützung deutscher Protestanten im Auslande hat ein Vorbild gegeben, wie auch viele Einzelne nationale Erfolge erringen können;

er ist der Vorläufer des ebenso kühnen als möglichen Gedankens, fortan den Untergang deutscher Sprache und Bevölkerung durch Unterstützung aller Art zu verhindern. Die Kolonialvereine folgten in der Absicht, dem deutschen Stamme noch einen Anteil an der Erde zu sichern. Und wenn in all diesen Dingen die Erfolge noch gering sind, so ist doch ein Beweis geliefert, daß das deutsche Volk nicht mehr alles der Vorsorge der Polizei oder des Staates zuschieben will oder in stumpfer Gleichmütigkeit dem Ablauf des Geschickes zusieht.

Und endlich haben die Erfolge des letzten Menschenalters den alten Kleinmut, die Hoffnungslosigkeit, den Verzicht auf eine politische Geltung und Entwicklung doch vielfach zurückgedrängt, und der Nationalstolz ist im Wachsen begriffen, wenn auch in sehr langsamem. Er ist die Eigenschaft eines Volkes, das an seine Kraft, an seine Zukunft glaubt und den Gefahren mutig ins Auge sieht.

Denn dunkel ist die Zukunft. Der Vorsprung scheint nicht mehr nachzuholen zu sein, den andre Nationen gewannen während des langen Niederganges des deutschen Volkes bis zum tiefen Sturz des dreißigjährigen Krieges und zur langsamen Wiederaufrichtung, während der zwei Jahrhunderte, wo Deutschland das Schlachtfeld der europäischen Mächte war. Von Westen und Osten bedroht die grimmige Feindschaft die neu gewonnene Weltstellung des deutschen Volkes. Unsre Erniedrigung und Ohnmacht war die Bedingung der französischen Vormachtstellung unter Ludwig XIV. und unter Napoleon I., und sie ist das stärkste Hindernis der russischen Weltherrschaft, des letzten Zieles einer dräuenden Machtentfaltung, die seit zweihundert Jahren Erfolg auf Erfolg errungen hat. Und überdies hat sich der Schauplatz der Weltgeschichte so erweitert, scheint in andern Erdteilen dem bisherigen Europa eine solche Überflügelung sich anzukündigen, daß man behaupten konnte, in absehbarer Zeit werde dem Winkel zwischen den Alpen und dem Meere dieselbe Stellung in der veränderten Welt übrig sein, wie sie jetzt den Rumänen beschieden ist.

Aber solche Schreckbilder einer fernen Zukunft werden das deutsche Volk nicht entmutigen, das aus dem Spiegel seiner Geschichte, aus seiner Vergangenheit den Trost gewinnen soll, daß es seinen Bestand schon aus der ärgsten Not gerettet hat. Die schlimmsten Gefahren sind nicht die, denen man ins Auge sieht, denen man mit Vorsicht und Entschlossenheit entgegengeht. Auch in Zukunft, so glauben wir, wird nicht ein starres, unabänderliches Schicksal den Völkern die Lose werfen, sondern Tüchtigkeit und Mut, Ernst und Ausdauer in der Arbeit des Friedens und des Krieges die Entscheidung bringen. Nur wer sich selbst aufgiebt, ist verloren; der Tapfere und Beharrliche meistert das Glück und die Zeit, und in der Stählung unsers Volkscharakters, auf die wir bauen, liegt die Bürgschaft aufsteigender Entwicklung.

Volapük.

Von Paul Mitzschke.



Volapük und kein Ende! Überall in den Tagesblättern erscheint der niedliche Name und hinter ihm das gesamte Rüstzeug moderner Einwirkungsmittel: Vorträge, Zusammenkünfte, Vereine, Zeitschriften, die mit einander wetteifern in dem Bestreben, Volapük unter die Zahl der Modesachen, der Sportgegenstände einzureihen. Zum Anknüpfen der Bekanntschaft übernehmen wir die Vermittlung, indem wir unsern Lesern Volapük vorstellen als diejenige Sprache, welche der katholische Geistliche Johann Martin Schleyer (geboren 1831 zu Oberlauda in Baden), früher auf der Bodenseeinsel Mainau, jetzt in Konstanz lebend, in seinen Mußestunden 1879 bis 1881 ausgesonnen und 1881 der Öffentlichkeit übergeben hat in der Hoffnung, daß es diesem Erzeugnisse menschlicher Erfindungskunst gelingen werde, sich wie ein verknüpfendes Band um die sprachlich zerrissene Welt zu schlingen. Auf diesem Hoffen beruht auch die starke Vorgreifung, die Herr Schleyer in dem Namen seines Werkes bekundet, denn Volapük heißt aus dem Schleyerschen ins Deutsche übersetzt nichts andres als „Weltsprache." Gewiß verdient ein so uneigennütziges Streben, das lediglich dem Besten der Menschheit gilt, unsre Anerkennung, denn die Idee eines Weltverständigungsmittels ist des Schweißes der Edeln schon wert. Der Nutzen einer allgemein giltigen Sprache für die Erleichterung und Hebung des Welthandels, für den Austausch wissenschaftlicher Anregungen und Forschungsergebnisse, wie nicht minder für den persönlichen Verkehr zwischen den Angehörigen aller Völkerstämme ist so unbestreitbar und eröffnet für die Kultur so weite Ausblicke, daß man, auch ohne vor dem Götzen des sogenannten Opportunismus die Kniee zu beugen, gegen den Gedanken einer Weltsprache füglich keine Einwendungen wird erheben können. Selbstverständlich gilt das aber nur in der gehörigen Einschränkung. Wer etwa die Weltsprache dahin auslegte, als sollten alle Völker des Erdballs ihre Muttersprachen aufgeben, um künftig auch im innern Verkehr mit den Stammesgenossen ausschließlich der allgemeinen Sprache sich zu bedienen, der würde mit Recht als unverständiger Schwärmer dem Spott und der Lächerlichkeit anheimfallen. Kein Volk oder Völkchen der Welt, und stünde es auf einer noch so tiefen Kulturstufe, wird sich gutwillig der angestammten Sprache begeben zum Nutzen einer andern Sprache, selbst wenn diese die denkbar größten Vorzüge und Vollkommenheiten besäße. Noch viel weniger verzichtet ein gebildetes Volk von freien Stücken auf seine Muttersprache, denn es würde dadurch eine Scheide-

wand aufrichten zwischen seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart und sich den Zutritt zu dem Jungbrunnen der eignen Literatur kurzsichtig und unvernünftig abschneiden. In jedem Falle, wo es sich um beabsichtigten sprachlichen Übergang einer Bevölkerung handelt, bedarf es eines Zwanges von gewalthabender Stelle, eines Druckes von oben herab, der aber, um überhaupt einen Erfolg herbeizuführen, nur mit Schonung angewandt werden darf und deshalb auch nur langsam und allmählich Erfolg hat. An Belegen hierfür ist in der Geschichte kein Mangel; nur auf einen sei hingewiesen. Die Abwehr des ostwestlichen Vorstoßes der Slawen in deutsches Gebiet hatte nach dreihundertjährigem blutigen Ringen in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts siegreichen Abschluß gefunden, die deutschen Marken waren weit über die Elbe nach Osten vorgerückt worden. Nun konnte die innere Eroberung der gewonnenen Länder, ihre geistige Verschmelzung mit dem deutschen Reiche beginnen. Deutsche Fürsten, deutsche Beamten, deutsche Ansiedler arbeiteten gemeinschaftlich an diesem Werke. Wie langsam aber ging trotzdem die sprachliche Anpassung vor sich! Erst 1329 konnte Markgraf Friedrich der Ernsthafte von Meißen die sorbische Sprache in dem Landstriche zwischen Saale und Mulde amtlich außer Gebrauch setzen. Bis wann mag sich da die slawische Zunge im gemeinen bürgerlichen Verkehr behauptet haben! Blüht doch noch heutigen Tages etwas weiter östlich von dem eben genannten Bezirke, in der preußischen und sächsischen Lausitz, eine nicht unbeträchtliche slawische Sprachinsel (150 000 Seelen), die sogenannte Wendei, mitten im deutschen Sprachgebiete. Wenn es nun schon in einem verhältnismäßig so kleinen Landstriche der Obrigkeit solche Schwierigkeiten bereitet, eine Sprachüberführung durchzusetzen, wo sollen wir da die Macht suchen, die zur sprachlichen Einigung des ganzen Erdkreises Mittel und Wege besäße? Die Antwort kann nur lauten: Es giebt keine und wird keine geben. Nehmen wir aber wirklich einmal den undenkbaren Fall als eingetreten an, daß überall auf der Welt im innern wie im äußern Verkehr eine einzige Sprache geredet würde, glaubt man denn im Ernst, dieser Zustand würde von Dauer sein? Nur der größte Unverstand könnte sich solcher Täuschung hingeben. Jede lebendige Sprache befindet sich in unaufhörlicher Wandlung, nie ist eine Sprache fertig, alle ringen in ewig sich fortspinnender Arbeit nach der angemessensten Form, den Gedanken durch artikulirte Laute zum Ausdruck zu bringen. Und wie verschiedenartig muß sich trotz der Einheit der Denkgesetze die Form des Ausdrucks in ihrem Entwicklungsgange gestalten je nach den verschiednen Einflüssen, denen die Menschen ausgesetzt sind! Bodenbeschaffenheit, Klima, Lebensweise, Beschäftigung und vieles andre erzeugen die mannichfaltigsten Arten der Anschauung und Auffassung. Als Folge derselben kann eine Verschiedenartigkeit des geistigen Fortschrittes nicht ausbleiben, und diese wiederum führt notwendigerweise die Völker in verschiednen auseinandergehenden Richtungen immer weiter weg von der Spracheinheit. Aus der einen indogermanischen Ursprache hat sich im Laufe der Jahrtausende die stattliche Reihe

von mehr als dreißig noch lebenden Sprachen gebildet, die gleich einer weitläufig verwandten Vetterschaft dem oberflächlichen Beobachter kaum noch etwas Gemeinsames zu besitzen scheinen. So lange die Verschiedenheit der beeinflussenden Kräfte vorhanden ist, d. h. so lange der Erdball bestehen wird, muß auch der Erfolg derselbe bleiben, mit andern Worten, jede Spracheinheit der Welt wird im Laufe der Zeit in eine Vielheit auseinanderfallen. Und man darf sagen: glücklicherweise, denn allein die nationale Besonderheit der Sprachen ist imstande, Originalität und Genialität des Geistes großzuziehen, bei der Gleichmacherei einer Weltsprache würde jede Eigenart unter der allgemeinen Schablone verkümmern müssen. Das Bestreben, alle Völker für den innern sowohl wie für den äußern Verkehr sprachlich zu uniformiren, erweist sich somit als eine Danaidenarbeit, welcher der Erfolg versagt bleiben muß.

Trügerischen Wahnvorstellungen solcher Art huldigt wohl auch Herr Schleyer mit seinen Anhängern nicht, obgleich der stark sozialistisch angehauchte Volapük-Wahlspruch „Einer Menschheit eine Sprache" den Verdacht leicht erwecken kann. Jedenfalls will er den Begriff der Weltsprache nur dahin verstanden wissen, daß, unter Beibehaltung der angestammten Sprachen für den Gebrauch jedes Volkes unter sich, noch ein allgemein anerkanntes Verständigungsmittel für den zwischenstaatlichen Verkehr vorhanden sei, welches jeder sich aneignen müsse, der in die Lage kommt, mit Angehörigen fremder Zungen in Gedankenaustausch zu treten. Gäbe es ein solches Organ, dann hätte z. B. der Kaufmann statt drei, vier oder noch mehr fremder Sprachen künftig nur die Weltsprache zu erlernen, um seinen Handelsbriefwechsel mit allen Ländern führen zu können. Der Morgenlandreisende brauchte sich dann nicht mehr mit dem Arabischen, Persischen, Türkischen, Italienischen und wer weiß welchen Sprachen sonst noch herumzuschlagen, die einzige Weltsprache würde für den gewöhnlichen Bedarf den Nutzen aller jener einigermaßen in sich vereinigen. Von den Werken der Gelehrten brauchten, um sie zum Gemeingut zu machen, künftig neben dem Original nur Übersetzungen in die Weltsprache zu erscheinen, falls es die Verfasser nicht vorziehen sollten, gleich von vornherein ihren Erzeugnissen ein weltsprachiges Gewand umzuhängen, wie vormals ein lateinisches.

Das Latein hat ja für die Wissenschaft bis in die Neuzeit als allgemeines Verständigungsmittel gedient, und während des Mittelalters war seine Rolle noch weit umfassender. Als Sprache der römischen Kirche wurde das Lateinische von den Sendboten Roms überall zugleich mit dem Christentum zur Einführung gebracht. Kultur und Bildung knüpften sich an die Christianisirung, durch die Geistlichkeit wurden Schulen eingerichtet und geleitet, in deren Mittelpunkte die Pflege der lateinischen Sprache stand. Nicht minder errang sich der Klerus Einfluß auf staatliche Dinge, er verschaffte der Sprache Roms den Eingang in die Schreibstuben der kaiserlichen Behörden und der landesfürstlichen Ämter und drückte die Landessprache zur Stufe untergeordneter Bedeutung herab. Gestützt

auf die Pfeiler der Kirche, des Staates und der Wissenschaft hat das Lateinische die wechselvollen Schicksale der Zeiten lange überdauert und die Rolle einer mittelalterlichen Weltsprache mit Erfolg gespielt. Der erste Abfall geschah von staatlicher Seite. Es erwachte allmählich das nationale Selbstbewußtsein der Völker und erhob sich gegen die aufgenötigte fremde Zunge, die man nicht mit Unrecht als ein Zeichen der päpstlichen Weltherrschaft und geistiger Knechtung betrachtete. Im deutschen Reiche begann dieser Umschwung am Ende des dreizehnten Jahrhunderts unter Rudolf von Habsburg, setzte sich fort unter Ludwig dem Baiern und griff dann immer mehr um sich, bis die Bewegung eine gewaltige Bundesgenossin an der Kirche gewann. Luther öffnete auch der großen Menge des Volkes die Augen über den Zweck, welchen Rom bei Unterdrückung der Muttersprache verfolgte, die Reformation übertrug den Sprachenkampf aus den Amtsstuben der Behörden auf die Kanzel und errang in der überraschend kurzen Zeit von wenigen Jahren einen glänzenden Sieg. So ging dem Lateinischen der Staat verloren, so ward es aus der Kirche wenigstens der Reformation vertrieben. Aber auch in denjenigen Ländern, von denen die evangelische Lehre gar nicht oder nicht dauernd Besitz ergriff, sah sich Rom wohl oder übel gezwungen, an der Kirchenherrschaft des Lateinischen etwas nachzulassen, den Geltungsbereich desselben gegenüber dem Vordringen der Landessprachen schrittweise zu verringern.*) Nach menschlicher Voraussicht wird aber das Latein in dieser Beschränkung die anerkannte Weltsprache der römischen Kirche bleiben, so lange noch ein pontifex maximus von den Gemächern des Vatikans oder sonst einem Mittelpunkte aus die geistige Herrschaft über seine Gläubigen ausüben wird.

Am standhaftesten für die Weltstellung der lateinischen Sprache erwies sich die Stütze der Wissenschaft. Der aufblühende Humanismus bemühte sich zu derselben Zeit, wo die andern Stützen immermehr sanken, für die Sprache Ciceros wenigstens das Feld der Wissenschaft zu retten. Nahezu zweihundert Jahre über die Reformationszeit hinaus glückte ihm das Streben, von da ab mußte sich auch diese letzte Hochburg dem siegreichen Nationalbewußtsein Punkt für Punkt ergeben, und es mag nebenbei daran erinnert werden, daß 1687, also gerade jetzt vor zweihundert Jahren, der unerschrockene Christian Thomasius in Leipzig als erster es wagte, eine Universitätsvorlesung in deutscher Sprache zu halten. Förmlich besiegelt wurde der völlige Sturz des Lateinischen in neuester Zeit durch die gewaltige Vergrößerung des wissenschaftlichen Forschungsgebietes. So lange sich der Begriff Wissenschaft wesentlich mit Philologie, Theologie und Philosophie deckte, genügte das Latein vollkommen zum Gedankenausdruck, denn es war durch jahrhundertelangen Gebrauch in diesen

*) Erst noch vor wenigen Monaten hat der Papst den Söhnen der schwarzen Berge die Messe in montenegrinischer Sprache zugestehen müssen.

Richtungen ausgebildet und erprobt. Anders beim Erscheinen der technischen und der Naturwissenschaften. Neue Gedankenkreise, neue Erfindungen, von denen das Altertum und das Mittelalter nichts ahnen konnten, stellten an Ausdrucksvermögen, Bildsamkeit, kurz an die ganze Fähigkeit der Sprache aufs höchste gesteigerte Anforderungen, denen das Lateinische nicht gewachsen war. Es zeigte sich gegenüber solchen Aufgaben als linkisch, schleppend, ungefüg, kraftlos und konnte den Wettbewerb mit der Schmiegsamkeit und dem Vermögen der frisch pulsirenden lebenden Sprachen nicht aufnehmen.

So war das alte Werkzeug, das viele Jahrhunderte hindurch den geistigen Gedankenaustausch vermittelt hatte, unbrauchbar geworden, ohne daß ein einheitlicher Ersatz an seine Stelle getreten wäre. Die einzelnen Völker und Stämme veröffentlichten fortan die Ergebnisse ihres wissenschaftlichen Forschens in der angestammten Sprache, und je mehr Völker in den Kreis wissenschaftlicher Thätigkeit eintraten, umso weiter entfernte sich die Wissenschaft von der vorigen Einheit, umso schwieriger ward es für die Gelehrten, die Fortschritte der Wissenschaft regelmäßig zu verfolgen. Von der Wissenschaft gingen auch die ersten Anregungen aus, dem Latein einen leistungsfähigen Nachfolger zu schaffen. Die Anhänger des Volapük bezeichnen gern Leibniz als ihren Vorläufer. Sehr mit Unrecht! Allerdings hat Leibniz schon 1666 in seiner Dissertatio de arte combinatoria den Gedanken eines allgemeinen Weltverständigungsmittels berührt und ist 1677 in der Schrift De connexione inter res et verba, auch 1679 im Calculus philosophicus nochmals darauf zurückgekommen, aber was ihm vorschwebte, war nicht eine Weltsprache, sondern vielmehr eine Weltschrift, die mit Umgehung jeder Sprache unmittelbar an den Gedanken selbst anknüpfen sollte. Leibniz wollte für die Begriffe allgemein giltige Zeichen aufstellen und einführen, die, ohne einen Lautwert zu besitzen, von jedem Kundigen jeder Nation sofort in die heimatlichen Klänge umgesetzt werden und zugleich als algebraische Zeichen dienen könnten, sodaß jeder Gedanke gewissermaßen als mathematische Formel für eine Rechnungsoperation sich dem Auge darstellen würde. Gedanken solcher Art müssen damals förmlich in der Luft gelegen haben, denn Leibniz ist weder der einzige noch der erste, der sich bemühte, sie der Verwirklichung näher zu bringen. Bereits 1661 gaben G. Dalgarn und der Urheber der Phlogistontheorie J. J. Becher einschlägige Arbeiten heraus, und 1663 folgte ihnen Athanasius Kircher, 1668 der englische Bischof J. Wilckins. Die Arbeit des letztgenannten ist ein richtiges System, die andern Bücher über eine „Universalschrift“ oder „philosophische Sprache“ sind jedoch in viel höherem Grade theoretische Erörterungen der Aufgabe, als wirkliche Versuche zu ihrer praktischen Lösung.

Für die Idee einer Weltschrift giebt es mancherlei Analogien. Die Hieroglyphen des alten Ägyptens und die Bilderschrift der Mexikaner z. B. stellen den Gedanken unmittelbar und ohne Dazwischentreten einer bestimmten Sprache

bar. Auch die Chinesen besitzen noch heutzutage keine Buchstabenschrift, sondern müssen für jeden Begriff ein eignes Zeichen lernen, das mit dem Lautwerte des dadurch ausgedrückten chinesischen Wortes gar keine innere Gemeinschaft hat. Es ist also nicht ganz undenkbar, daß jemand, der kein Wort chinesisch versteht, dennoch einen chinesischen Text lesen, d. h. verstehen kann, wenn er sich nur die Begriffsbedeutung der chinesischen Zeichen genau eingeprägt hat. Die Schwierigkeit liegt darin, daß neben den Begriffen auch ihre Form, ihre Beziehungen zu einander auszudrücken sind. Bei den Hieroglyphen und der mexikanischen Bilderschrift bleibt hierfür der Phantasie weitester Spielraum, der Chinese, dessen flexionslose Sprache nur eine einzige Form eines jeden Wortes kennt, hilft sich durch ein peinlich strenges Gesetz in der Aufeinanderfolge der Worte. Näher steht uns noch etwas andres. Die indischen (arabischen) Ziffern und die gewöhnlichen Rechnungszeichen sind wohl jedem, der auch nur eine niedere Schule besucht, in der ganzen zivilisirten Welt bekannt und geläufig. Der Magyar wie der Baske, der Finne wie der Albanese, der Engländer wie der Tscheche, der Franzose wie der Litauer, alle verstehen sogleich eine Formel wie $4 \times 22^1/_2 = 100 - 10$ und werden sie anstandslos durch Worte ihrer Muttersprache wiedergeben. Gelänge es, in ähnlicher Weise für jedes Haupt-, Eigenschafts-, Zeitwort u. s. w. ein bequemes Zeichen sowohl aufzustellen wie zur allgemeinen Anerkanntheit zu bringen und zugleich die Formen unzweifelhaft auszudrücken, so wäre ein Notbehelf für den zwischenstaatlichen Verkehr gefunden, allerdings keine Weltsprache (Pasilalie), sondern sondern nur eine Weltschrift (Pasigraphie). Mündlicher Gedankenaustausch ließe sich damit nicht bewerkstelligen, es würde auch im persönlichen Verkehr stets der Schreiberei bedürfen. Dazu kommt noch ein weiteres Hemmnis. Schwerlich würde sich jemand die Mühe geben, so und so viel Tausende von willkürlichen Zeichen bis zur Geläufigkeit auswendig zu lernen, man würde getrost und zufrieden sein, den Zeichenschatz mit nebenstehender Übertragung in die Muttersprache und umgekehrt schwarz auf weiß in Gestalt eines Wörterbuches bei sich zu führen. Mühsames Nachschlagen und Aufschreiben sind aber zwei so schwerwiegende Übelstände, daß jeder Versuch zur praktischen Einführung des Gedankens scheitern muß. Dennoch ist der Versuch am Ende des vorigen oder im Anfang des laufenden Jahrzehntes von einem Deutschen (Bachmeier) noch einmal unternommen worden und zwar unter Zugrundelegung des brauchbarsten und bequemsten Stoffes, der indischen Ziffern. Für jeden Begriff ward eine mehrstellige Zifferreihe aufgestellt, während zum Ausdrucke der Flexion u. s. w. die dezimalbruchartig angehängten Einer und Zehner dienen mußten.*) Es

*) Ähnlich ist das System der Weltschrift von Paic (1859), doch können dessen Zifferreihen auch als Weltsprache gelesen werden, weil jeder Ziffer zwei Lautwerte untergelegt sind, ein vokalischer und ein konsonantischer, je nach der Dezimalstelle abwechselnder, sodaß immer leicht aussprechbare Silben entstehen.

erschien auch eine ganze Reihe von Wörterbüchern dieses Systems für die modernen Kultursprachen, aber die Beschwerlichkeiten bei der wirklichen Anwendung müssen größer gewesen sein als der erwachsene oder zu erwartende Gewinn, denn gegenwärtig hört man nicht mehr das Geringste vom Gebrauche dieser Weltschrift.

Mit den wenigen Namen, die im vorstehenden angeführt sind, ist die Zahl der Bearbeiter von Weltsprachen bei weitem nicht erschöpft, in dem Zeitraume von mehr als zwei Jahrhunderten seit Becher und Dalgarn bis auf die Gegenwart lassen sich an hundert Arbeiten über den Gegenstand nachweisen, die hauptsächlich von deutschen, englischen, spanischen und französischen Verfassern herrühren und zumeist an die Ideen des Bischofs Wilckins anknüpfen. Der kalifornische Geschichtschreiber und Buchhändler Bancroft in San Francisco hat in der Absicht, beim Kongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Bildung eines Weltausschusses zur Beratung der Grundzüge einer Weltsprache zu beantragen, großen Fleiß auf die Zusammenbringung der ganzen einschlägigen Literatur verwandt. Schon vor mehreren Jahren zählte die Weltsprachbibliothek desselben etwa achtzig Bände, obgleich manche von den älteren Schriften darin fehlten und die neuesten Arbeiten wie Weltlatein und Steiners Pasilingua wohl noch gar nicht erschienen waren. Volapük war in der Sammlung mit einigen wenigen Nummern vertreten, zur Stunde besitzt es bereits für sich allein ein Literaturchen.*)

Wie ist es nun gekommen, daß die Schleyersche Sprache alle andern Versuche dieser Art so bedeutend überflügelt hat? Der Erfolg ist viel weniger den Vorzügen der Sache zu verdanken, als der Rührigkeit ihres Urhebers. Während die Verfasser andrer Weltsprachsysteme sich damit begnügten, ihre Lehrbücher herauszugeben und anzukündigen, hat es Herr Schleyer ausgezeichnet verstanden, die Leute zu gewinnen und der anfänglich winzigen Zahl von Anhängern glühenden Aposteleifer zur Weiterverbreitung der Sache einzupflanzen. Er trat mit seinen Freunden in schriftlichen oder persönlichen Verkehr, forderte sie zur Erteilung von Volapükunterricht auf, brachte die Gründung von Volapükvereinen in Anregung, veranstaltete Zusammenkünfte, erteilte denen, die Proben ihrer Kenntnisse abgelegt hatten, Fähigkeitsdiplome und entwickelt in dieser Hinsicht fort und fort eine nachhaltige Thätigkeit. Kein Wunder, daß bei so rühriger Propaganda die Anhängerschaft schnell gewachsen ist und noch immer wächst,**) denn das Publikum ergreift bei vorhandenem Bedürfnis rasch und gern das-

*) Abgesehen von den verschiedenen Lehr- und Übungsbüchern u. s. w. erscheinen in Deutschland, Österreich, Dänemark, Frankreich, Italien und Spanien zur Zeit neun Volapükzeitschriften.

**) Die Angaben über die Zahl der Kenner des Volapük lauten sehr verschieden. Im April d. J. rechnete ein Vertreter desselben noch nicht 20000 heraus, ein andrer nannte Ende Mai schon weit über 200000!

jenige, was man ihm geschickt anpreist. Ein Kollege des Herrn Schleyer, der Abbé Duployé in Montreuil (früher in Paris), hat durch gleiche Hilfsmittel im Laufe von knapp zwanzig Jahren sein recht unterwertiges Stenographiesystem derartig über ganz Frankreich ausgebreitet, daß andre bessere Systeme völlig daneben verschwinden. Die Erfinder der letztern verstanden sich eben nicht so gut darauf, wie es gemacht wird, hatten wohl auch nicht die nötige Zeit dazu, das Bedürfnis war aber da und das Publikum nahm das, was man ihm am geschäftigsten entgegenbrachte. Es soll hiermit kein Vorwurf gegen die Männer erhoben sein, welche mit Thatkraft ihren Werken Anerkennung zu verschaffen suchen, nur wider den Irrglauben muß Verwahrung eingelegt werden, als ob große Ausbreitung immer die Folge sei von großen und alles übertreffenden Vorzügen.

Unleugbar besitzt ja Volapük manche guten und schätzenswerten Eigenschaften, aber es teilt mit der Mehrzahl gleichartiger Versuche ein tötliches Grundgebrechen, das der Gemachtheit, der Fabrikation. Was für eine entsetzliche Oberflächlichkeit, welcher Mangel an allem Verständnis für Geist und Wesen der Sprache, welche materialistische Rohheit liegt in der bloßen Vorstellung „künstlich ersonnene und verfertigte Sprache"! Wer sich auf diesen Standpunkt begiebt, verneint einfach den ganzen Entwicklungsgang der Sprachphilosophie und Sprachforschung. Schon die alten griechischen Philosophen haben sich lange und eingehend mit dem Problem der Sprache beschäftigt und die eleatische Schule z. B. war im allgemeinen der Ansicht, die Sprache sei durch willkürliche Verabredung der Menschen, d. h. doch Erfindung, entstanden. Gegen solche Auffassung erhob sich starker Widerspruch, der Meinungsstreit wogte hin und her, ohne daß es zum Siege einer bestimmten Richtung kam. In Platons Dialog „Kratylos" hat sich uns ein anschauliches Bild jener Sprachphilosopheme des sokratischen Zeitalters erhalten. Als in der Neuzeit Sprachstudien wieder zu ihrem Rechte gelangten, ward auch die Frage nach dem Ursprunge der Sprache vielfach erörtert. Aus dem Gewirr mehr oder minder absonderlicher Meinungen hoben sich schließlich zwei Gegensätze heraus mit den Losungen: „Die Sprache ist eine Erfindung des menschlichen Verstandes" und „Die Sprache verdankt ihren Ursprung einer übernatürlichen Offenbarung." Es gehört zu den Verdiensten Herders, der ein so feines Verständnis für das unbewußte oder halbbewußte Geistesleben der Völker besaß, die Sprachphilosophie über den Widerstreit jener beiden Ansichten hinausgehoben zu haben. In seiner Schrift „Über den Ursprung der Sprache" (1772), die von der Berliner Akademie der Wissenschaften mit dem Preise gekrönt war, zeigte er, daß weder die eine noch die andre Meinung zutreffe, daß die Sprache vielmehr ein Charakteristikum der menschlichen Gattung als solcher sei, eine Gabe, mit welcher der Schöpfer die Menschheit gleich bei ihrem Ursprunge bedacht habe. Herder wandte sich dabei entschieden gegen die Erfindungstheorie und betonte

nachdrücklich, daß die Vorstellung der Sprache als eines Erzeugnisses menschlicher Erfindung der ganzen Analogie menschlicher Seelenkräfte entgegen sei. Diesen Satz haben die bedeutendsten Nachfolger Herders bis auf die neueste Zeit als richtig anerkannt, und z. B. Wilhelm von Humboldt sowohl wie Steinthal erklären bestimmt, an menschliche Erfindung könne beim Ursprunge der Sprache nicht gedacht werden. Gegenüber dem gereiften Urteile so gründlicher und spekulativer Köpfe mutet einen das Unterfangen, eine Sprache künstlich auszuklügeln, geradezu wie ein Vandalismus an, der auf tiefer denkende unsagbar abstoßend wirken muß. Ist die Fähigkeit des Menschen, seine Gedanken durch artikulirte Laute auszudrücken, eine von Natur ihm innewohnende Gabe, so hat eine ersonnene und ausgedachte Sprache neben irgend welcher natürlich gewordenen denselben Wert und dieselbe Bedeutung, wie z. B. die Nachformung eines Baumes im Vergleich zu einem im Walde wirklich aufgewachsenen Holze. Gewiß kann man das Erzeugnis der Kunstfertigkeit mit einer Menge von Vorzügen ausstatten, welche die Natur niemals zusammen verleiht. Es lassen sich z. B. an einem glatten und schlanken Palmenstamme ganz regelmäßig und symmetrisch die Äste einer Platane mit ihren breiten, schattenspendenden Blättern einbohren, und auf den Ästen können die duftigen Blüten der Akazie und Linde neben Granatäpfeln, Ananas, Feigen und wer weiß welchen köstlichen Früchten sonst noch angebracht werden. Wer aber wird eine solche Mißgeburt und Geschmacksverirrung dem unregelmäßig gewachsenen Wald- oder Gartenbaume, der nur einzelne von jenen Eigenschaften besitzt, vorziehen? Steif, tot, starr und eckig steht der Kunstbaum neben dem Naturbaume. Der letztere entwickelt sich in fortwährendem lebendigen Wechsel bis zum natürlichen Absterben, ersterer bleibt, wenn er aus künstlichem Stoff hergestellt ist, beständig leblos und dürr, oder heuchelt, wenn er aus überallher zusammengelesenen Fetzen der Natur gebildet wurde, nur so lange Leben, wie die aneinander gefügten Teile noch Saft von dem früheren Organismus besitzen. Die nämlichen Erscheinungen müssen auch bei jeder künstlich gemachten Sprache eintreten. Von einer Entwicklung kann beim Volapük daher füglich nicht die Rede sein, wohl aber wird es wie alle Mechanismen durch den Gebrauch abgenützt werden und für findige Köpfe ein verführerisches Angriffsobjekt abgeben zum Experimentiren mit allerhand Vervollkommnungen und Änderungen. Wer soll aber die nötigen Ausbesserungen vornehmen und die Änderungsgelüste in ersprießliche Bahnen lenken, da nicht wie bei den organischen Sprachen ein mütterlicher Nährboden vorhanden ist, der alle Veränderungen von selbst regelt? Herr Schleyer ist kein Jüngling mehr, besitzt auch gar nicht die Macht, den einmal losgeschossenen Pfeil Volapük in seinem Laufe zu hindern. Noch viel weniger wird, wenn der Erfinder mit seiner Autorität nicht mehr unter den Lebenden weilt, eine etwa eingesetzte Kommission imstande sein, die Einheit des Volapük gegen die auseinander gehenden Wünsche der umschlungenen Millionen zu wahren.

Daß Bedenken dieser Art nicht unbegründet sind, zeigen bereits die Thatsachen der Gegenwart. Schon jetzt sind die Anhänger des Herrn Schleyer in Frankreich auf dem besten Wege, das Volapük in ausschließlich und einseitig französischem Sinne weiter zu bilden, und in Österreich heben ähnliche Sondergelüste ihr Haupt mächtig empor, sodaß die Generalversammlung der württembergischen Weltsprachler am 1. Mai d. J. mit Besorgnis über die Gefahr der Zersplitterung verhandelt hat. Und was soll man gar dazu sagen, daß in den Volapükzeitschriften spaltenlange tiefsinnige Untersuchungen und Aufsätze darüber veröffentlicht werden, ob das aus vier Worten bestehende Motto, welches der Erfinder Schleyer seinem Lehrbuche vorangesetzt hat, richtig volapükisch abgefaßt sei oder nicht? Die Weisheit muß sich eben meistern lassen von ihren eignen Kindern! Für die Zukunft eröffnen sich hiernach recht erbauliche Aussichten, denn, wenn das jetzt im Anfange am grünen Holze geschieht, was soll dereinst am dürren werden?

(Schluß folgt.)



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

3. Die Titanide.



Noch einen Schritt weiter in die Tiefe der Seelenfreundschaften, und wir finden unsre Heldinnen mitten in der Leidenschaft und hart an der Grenze des Wahnsinnes.

Wie ein einsam stehender Baum, der, vom Sturme durchwühlt, immer von neuem seinen blütenstäubenden Wipfel vornüberbeugt, den Wanderer mit glänzenden Blättchen und Fäden überschüttet und, wenn dieser gleichgiltig vorübergeht, sich ästeringend zurückwirft, so erscheint uns Charlotte von Kalb.

Wunderbar sind die Gegensätze in ihrem Leben. In vornehmer und reicher Umgebung, als das Kind hochadliger Eltern erblickt sie das Licht der Welt. Aber sie ist zum Unglück geboren. Verwaist, verkauft und verraten ringt sie nach Selbständigkeit, aber den Halt, den sie im Leben sucht, findet sie nur in der Tiefe ihrer Seele. Ihr hochbegabter Geist entbehrt jeder gründlichen und stetigen Bildung, ihr liebebedürftiges Herz findet keine Brust, an der sie ausruhen könnte. Einsam steht sie da, ohne Freundinnen, weil sie es verschmäht, sich an Frauen anzuschließen; aber die bedeutendsten Männer weiß sie in den

Bann ihres außerordentlichen Wesens zu zwingen, freilich immer nur auf kurze Zeit. Sie hat nichts Großes geschaffen, aber mehr als einmal ist sie in ihrer eigentümlichen Erscheinung, gleichsam in ganzer Figur, als poetische Gestalt in die Literatur aufgenommen worden. Ein widriges Geschick wirft seine schwersten Geschosse nach ihr, der Heimatlosen, unermeßlich ist ihr Unglück, aber größer noch ihre Kraft, zu dulden; sie kämpft um das Dasein, bis sie endlich erblindet, ermattet in einem Winkel des Königsschlosses in Berlin eine letzte Zuflucht findet. Und allen Martern zum Trotz erreicht sie das höchste Alter!

Ihr Bild im Schlosse zu Waltershausen, von dem Palleske seinem Werke „Charlotte“ eine Photographie beigegeben hat, zeigt sie uns nachlässig mit aufgeschlagenem Buche vor einem Klavier sitzend. Ihre Gestalt ist schlank und kräftig zugleich, das volle Haar wird von einem Bande nur lose zusammengehalten, die weit offnen Augen schauen träumerisch in die Welt, um den festen Mund schwebt ein freundlicher Zug, aber der Gesamteindruck ist nicht unmittelbar einnehmend. Etwas Fremdes und Kaltes mischt sich in diese hellblonden Brauen, in diese blasse, weiche Hautfarbe; erst wenn man sich daran gewöhnt hat, beginnt der Zauber einer tief innerlichen Persönlichkeit zu wirken. Ein andres, von Wurzbach in sein Schillerbuch aufgenommenes Bild aus ihrer Jugendzeit macht einen ähnlichen, nur etwas frischeren Eindruck. Die Zeitgenossen wissen viel zu erzählen von ihrem üppigen lichtbraunen Haare, das aufgerollt die Erde berührte, und von ihren großen Augen, welche die Welt gleichsam aufsogen. Die Literaturhistoriker streiten sich über ihren sittlichen Wert; die einen, Stahr und Hugo Wittmann, werfen ihr Bild in den Staub, die andern, Köpke und Palleske, erheben es in den Himmel der klassischen Heroengestalten. Sie war eben die Titanide.

Charlotte entstammte dem reichsunmittelbaren Rittergeschlechte der Marschalk von Ostheim, die in Franken reich begütert waren. In Waltershausen im Grabfelde wurde sie geboren, am 25. Juli 1761. Die Großmutter hatte sich auf einen Enkel gefreut, sie rief der Neugeborenen zu: Du solltest nicht da sein. Eine schlimme Prophezeiung! Mit einem älteren Bruder und zwei jüngeren Schwestern zusammen verlebte sie die ersten Kinderjahre im väterlichen Schlosse. Sie hielt sich zu dem Bruder und nahm teil an dessen Spielen; die Puppe, dieses erste Spielzeug, das das Mädchen zu dem weiblichen Lebensberufe hinüberleitet, blieb ihr fremd. Die Wissenschaften nahmen sie auch nicht in Anspruch, denn außer einigem Unterrichte bei einer Französin erhielt sie wohl wenig Unterweisung in literarischen Dingen. In der Hauptsache blieb sie sich und ihren Träumen überlassen, und da ihrer regen geistigen Empfänglichkeit kein rechtes Ziel gesteckt ward, so bildete sich eine gefährliche Frühreife aus, die alle Eindrücke, gute und schlimme, nach dem trügerischen Maßstabe der schrankenlosen Subjektivität beurteilte. Während dieser Zeit wurde sie von einer dem Katholizismus zugeneigten Tante nach Bamberg entführt und dort

von einer bigotten Katholikin und deren Bruder, einem Jesuiten, in die Geheimnisse des religiösen Wunderglaubens so tief eingeweiht, daß sie in einen Zustand der Angst verfiel, der ihre Gesundheit bedrohte. In solcher Gemütsverfassung erhielt sie die Nachricht von dem Tode des Vaters. Kein Wunder, daß die damaligen Erschütterungen der Kindesseele noch in der Matrone nachzitterten! Und nun erst begannen die Schicksalsschläge, welche sie jeder natürlichen Stütze im Leben und jeder geistigen Führung beraubten, ihr furchtbares Spiel. Kaum war sie im folgenden Jahre ins Vaterhaus zurückgekehrt, so starb auch die Mutter. Von Verwandten zu Verwandten gebracht, bald von den Geschwistern getrennt, bald wieder mit ihnen vereinigt, wurde sie immer heimatloser und einsamer. Als Kind habe ich mich ausgeweint, sagte sie im hohen Alter von sich. In Meiningen empfing sie, zehn Jahre alt, den ersten regelmäßigen Unterricht, aber auch hier verfolgte sie der religiöse Fanatismus und störte die ruhige Entwicklung ihres Geistes. Neben Racine und Voltaire gab ihr der Lehrer mystische Bekehrungsschriften in die Hände, die sie verdüsterten und ihren frühreifen Ernst nährten. Die Folge davon war, daß sie zeitweilig ungesellig, ungefüge und schwermütig erschien. Es giebt kein deutlicheres Bild von den entgegengesetzten Strömungen, welche damals in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die vornehmen Gesellschaftskreise Deutschlands bewegten, als die Erziehung Charlottens. Sogar die Geheimnisse des Logenwesens und der geheimen Verbindungen regten ihre Phantasie auf. Dabei wandelte sie fast immer unter Gräbern. Ihre Pflegerinnen, ihre Lehrer und väterlichen Freunde, ihr Bruder Fritz, der als vollendeter Kavalier, aber auch ohne ernste sittliche Leitung, die Universität besuchte, ihre Schwester Wilhelmine, die als Gattin eines Grafen nach dem Elsaß zog, alle sanken ins Grab. Mit ihrer Schwester Lorchen stand sie allein im Leben, und immer tiefer versank sie in sich selbst. Religiöse Erweckungen, eine ernste, meist geschichtliche Lektüre, der Umgang mit hervorragenden Männern war die Nahrung ihres Geistes und Herzens, im übrigen liebte sie es, von der Hochburg ihrer philosophischen Reflexionen aus dem Treiben der Welt zuzusehen. Erst verhältnismäßig spät, im siebzehnten oder achtzehnten Jahre, gewann sie Geschmack am Romanlesen. „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ von Hermes reizte sie dazu an. Freilich warf sie sich dann auch mit der ihr eigentümlichen Energie des Empfindens auf diesen Genuß. Sie bevölkerte die phantastische Welt, die sie sich in müßiger Beschaulichkeit bisher aufgebaut hatte, mit poetischen Gestalten. Und immer rauher wurde die Wirklichkeit. Die Ostheimschen Güter hatten unter vormundschaftlicher Verwaltung nicht gewonnen, der Oheim, ein Herr von Stein, wünschte der Verantwortung enthoben zu werden und ergriff die erste beste Gelegenheit, die Nichten zu verheiraten. Die Wahl, welche er traf, war die unglücklichste, die sich denken läßt. Lorchen, noch fast ein Kind, wurde an den durch Goethes scharfes Urteil zu trauriger Berühmtheit gelangten Präsidenten von Kalb ver-

geben, der im Juni 1782 den weimarischen Staatsdienst wegen grober Nachlässigkeiten in der Verwaltung der Finanzen hatte verlassen müssen und seine zerrütteten Vermögensverhältnisse durch die Heirat mit der reichen Erbin zu verbessern trachtete; die zweiundzwanzigjährige Charlotte mußte ihre Hand dem Bruder desselben, dem Major Heinrich von Kalb, reichen, einem militärischen Abenteurer, der unter französischem Banner am Freiheitskriege in Amerika teilgenommen hatte und zur Zeit noch in französischen Diensten stand. Im Jahre 1783 fand die Verlobung statt, kurze Zeit darauf die Verheiratung. Herzensneigung wirkte dabei so wenig mit, daß Charlotte in dem Bewußtsein, dem Bräutigam in den äußern Verhältnissen nicht nachzustehen, Beruhigung suchte. In der That waren die beiden Waisen in der unverantwortlichsten Art verhandelt worden. Von ihrer Verheiratung an war ihr Leben nur noch eine schiefe Ebene, auf der sie langsam, aber sicher in das tiefste Elend hinabglitten. Von Charlotte gilt dies noch mehr als von Eleonore.

Wir müssen an dieser Stelle einen Augenblick innehalten und rückwärts blicken. Noch umgiebt die Bräute und jungen Gattinnen der Zauber einer hochadligen Erziehung, die bei aller Planlosigkeit doch den feinen Duft äußerer Vornehmheit um sie verbreitet und sie gewöhnt hatte, alle Verhältnisse des Lebens von einem freiern Standpunkte des gesellschaftlichen Lebens aus zu betrachten. Im vertrauten Verkehre mit dem meiningischen Hofe hatten sie sich die gewähltesten Umgangsformen angeeignet, sodaß sie in geselliger Beziehung hohe Ansprüche machen konnten. Die Empfänglichkeit für alles Hohe, die zarte Scheu vor allem Niedrigen und Gewöhnlichen war ihnen geblieben. Als Knebel die junge Eleonore von Kalb im Jahre 1784 auf einer Reise kennen lernte, war er ganz entzückt von ihr und schrieb an seine Schwester: „Reine, kindliche Wahrheit und gutes Verlangen habe ich nie auf einem Gesichte mehr ausgedrückt gefunden. Jeder Muskel spannt sich in lieblicher Rundung dazu und ist voll dieses Ausdrucks. Von allen Gestalten und Gesichtern an unserm Mittagstische war es bei weitem das einzig edelste.“ Etwas reifer und selbstbewußter, aber ähnlich geartet können wir uns Charlotte denken, als sie auf den Dornenpfad einer unglücklichen Liebe einlenkte.

Charlotte hatte Schillers „Räuber“ bald nach dem Erscheinen gelesen, aber nicht ganz erfaßt. Nur einzelne Stellen, die ihrer Stimmung entsprachen, hafteten in ihrem Gedächtnisse. In Bauernbach, im Hause ihrer Verwandten, der Frau von Wolzogen, sah sie den Dichter selbst, doch nur von fern. Sie trauerte damals um Bruder und Schwester, Schiller scheint sich absichtlich in ehrerbietiger Entfernung gehalten zu haben.

Erst in Mannheim traf sie wieder mit ihm zusammen. Dorthin kam sie im Mai oder Juni 1784 mit ihrem Gemahl, der sich vor Ablauf seines Urlaubes dem Herzoge Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, dem künftigen Erben des baierischen Thrones, empfehlen wollte. Sie richtete einen Auftrag aus

Bauernbach an Schiller aus, und dieser zeigte sich erkenntlich, indem er das Ehepaar mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt machte. In den Gesprächen mit dem Dichter ging Charlotten eine neue Welt auf. Sie brauchte einen Ersatz für die hoffnungslose Gegenwart, und hoffnungslos war diese, wenn sie auch die ganze Folge von Täuschungen, welche ihrer warteten, noch nicht ahnte. Für den Augenblick war es ihr schon peinlich genug, daß sie dem Gedankenkreise ihres Mannes, dessen Söldnerweisheit zwischen dem nordamerikanischen Freiheitskriege und dem Bourbonenthrone hin und her schwankte, kalt und fremd gegenüber stand. Schiller tröstete sie mit der Philosophie der Musen; schon bei einem Gange durch die Kunstwerke Mannheims erschien er ihr als der Seher, dessen Begeisterung, dessen feierliche Haltung, dessen sinnender, von hoher Sehnsucht beseelter Blick ihr als die Offenbarung des wahrhaft Geistigen erschien. Sie ließ ihn nicht von ihrer Seite, und dies wurde ihr umso leichter, als Schiller auch zu Herrn von Kalb bald in ein freundschaftliches Verhältnis trat. So vergingen ein paar Tage in raschem Wechsel der Gedanken und Ereignisse, dann reiste sie mit dem Gatten weiter nach Landau, wo damals das französische Regiment, dem der Major angehörte, sein Standquartier hatte. Auch Schiller war von dem Eindrucke, den Charlotte auf ihn gemacht hatte, befriedigt. Er nennt in einem Briefe an Frau von Wolzogen die mit den Kalbs verlebten Tage sehr angenehm und fährt fort: „Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmern.“ Charlotte erinnerte sich noch im Alter gern daran, daß Schiller am ersten Tage plötzlich von ihr weg in das Schauspielhaus gegangen sei, um, wie sie später erfuhr, den Schauspielern einzuschärfen, bei der am Abend stattfindenden Aufführung von „Kabale und Liebe“ den Namen Kalb nicht auszusprechen. Nach kurzer Zeit sei er wieder gekommen und habe die interessante Unterhaltung mit ihr fortgesetzt.

Die Garnisonstadt Landau war kein passender Aufenthalt für junge Offiziersfrauen, Herr von Kalb brachte Charlotte nach Mannheim zurück. Der ideale Gedankenaustausch zwischen Schiller und Charlotte war nun auf lange hinaus gesichert, und zwar auf der breitesten Basis eines ungestörten freundschaftlichen Verkehrs. Im Anfange freilich war die Lage eigentümlich schwierig. Frau von Kalb sah ihrer Niederkunft entgegen und hatte dann, als glücklich ein Sohn angekommen war, an den Folgen eines heftigen Schreckens viel zu leiden. Schiller holte selbst einmal in der Nacht den Arzt und erntete den Dank des Gatten, der bald nachher von Landau herüberkam. Erst nachdem sich die junge Mutter erholt hatte, konnte die ideale Welt wieder zur vollen Geltung gelangen. An den Herrlichkeiten derselben nahm auch der Schauspieler Heinrich Beck teil, der mit Schiller in der Bewunderung der hochbegabten Frau wetteiferte. Es sind aus dieser Zeit nur wenige Zeugnisse auf uns gekommen, außer einigen Briefen die mystisch angehauchten und poetisch verschleierten Selbstbekenntnisse

der achtzigjährigen blinden Frau. Aus diesen geht hervor, daß philosophische, besonders kunstphilosophische Betrachtungen den Hauptinhalt der Gespräche bildeten und daß Ausflüge in die Nachbarschaft zu mancherlei neuen Bekanntschaften Anlaß gaben. Schiller war in seiner Jugend sehr gesellig, er liebte es, alle bedeutenden Menschen, die er erreichen konnte, in seinen Kreis zu ziehen, und Charlotte teilte diese Neigung. Auch Gelegenheit zu Neckereien gab es, die Beziehungen des Dichters zu einer schönen Schauspielerin, Amalie genannt, wurden nicht unbeachtet gelassen. Zuweilen kam der Major von Landau herüber, dann gab es Gastmähler, bei denen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte schildert ein solches Mahl und läßt uns einen Blick in die Unterhaltung thun. Die Gäste versuchten sich in poetischen Erzählungen, die ein Liebesabenteuer zum Inhalt haben mußten und deren Reiz darin bestand, daß etwas Selbsterlebtes zu Grunde lag. Es war eben das Treiben der Jugend, ein wenig mit Sturm und Drang versetzt. In dieser Form scheint die Seelenfreundschaft bis zum Ende des Jahres 1784 fortbestanden zu haben. Dann aber trat eine Veränderung ein. Am 11. Januar 1785 erhielt Schiller die direkte Einladung Friedrich Körners, nach Leipzig zu kommen. Er wurde dadurch in dem Entschlusse bestärkt, Mannheim zu verlassen. Die Überzeugung, daß er unter der Last kleinlicher Geschäfte, die sein Beruf als Theaterdichter mit sich brachte, nichts Großes schaffen könne, dazu unangenehme Auftritte mit den empfindlichen Schauspielern hatten ihm seinen Aufenthalt dort verleidet, er sehnte sich in größere und freiere Verhältnisse einzutreten. Schon als ihm in den ersten Tagen des Juni 1784 die bekannte Sendung aus Leipzig Körners, Hubers und ihrer Bräute, Minna und Dora Stock, begeisterte Huldigungen gebracht und ihm gezeigt hatte, daß er auch anderwärts geliebt werde, mochte sich diese Sehnsucht in seinem Herzen geregt haben. Sieben Monate waren vergangen, ehe er seinen Leipziger Verehrern geantwortet hatte. Der Brief vom 7. Dezember ist an Huber gerichtet. „Ihre Briefe — schreibt er — die mich unbeschreiblich erfreuten, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemütsverfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum erstenmale vor Augen bringt. Darum, mein Teuerster, behielt ich mir die Antwort bis auf eine bessere Stunde vor.“ Die erwähnte düstere Stimmung aus seinem Verhältnisse zur Frau von Kalb ableiten zu wollen, wäre sehr gewagt, es liegt kein Anhalt vor. Wohl aber darf man daraus auf eine unbehagliche Gesamtstimmung schließen, die in der unhaltbaren Stellung zum Mannheimer Theater ihren Grund hatte. Als der edle Körner in wahrhaft herzlicher Weise ihm seine Freundschaft anbietet, ist er sofort entschlossen, das Band zu zerreißen, das ihn an Mannheim fesselt, und bei dieser Gelegenheit kommt eine Hindeutung auf Frau von Kalb zum Vorschein. Am 22. Februar offenbart er dem neuen Freunde seine Empfindungen: „Menschen, Ver-

hältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Wann Schiller der vertrauten Freundin, von der ihn Konvenienz und Situationen schieden, Mitteilung von seinem Entschlusse gemacht hat, läßt sich nicht genau angeben. Am 28. Februar schreibt er an Huber: „Ich habe die Übereilung begangen, meine Abreise nach Leipzig laut zu machen." Doch kann er Charlotte schon früher in seinen Plan eingeweiht haben. Sie sagt in ihren Memoiren, daß er es nicht ohne lebhafte Erregung gethan habe. Aber noch mehr geriet sie in Erregung. Zum erstenmale bricht in ihr jene Leidenschaftlichkeit hervor, die ihrem Bilde das besondre geschichtliche Gepräge gegeben hat. Sie erschrickt, klagt, beschwört ihn, sie nicht zu verlassen, „denn seitdem ich Sie kenne — sagt sie ihm —, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit." Der junge Dichter des tragischen Pathos war für solche Herzensergießungen nicht unempfindlich, zwischen Freundschaft und Liebe schwebte schon lange seine Neigung zu der Idealistin, war sie doch unmerklich seine Muse für Don Karlos geworden. In die Gestalt der Königin Elisabeth verwebten sich die Züge ihres Wesens und die Szenen ihres Verkehrs mit ihm, er selbst war bald Posa, bald Don Karlos. Kein Wunder, daß er ihren Kampf um die ideale Welt, die er ihr erschlossen batte, für eine Liebeserklärung nahm und zu ihren Füßen das fremde „Sie" wegwarf, um „Du" für „Du" einzutauschen. Diese leidenschaftliche Stimmung dauerte wohl fort, bis Schiller im April 1785 Mannheim verließ. Wenigstens deutet das poetische Wechselgespräch zwischen Maya und Fimanté, das Palleske im Anhange zu Charlottens Memoiren mitteilt und das ohne Zweifel sich auf den Abschied von Schiller bezieht, auf sehr erregte Szenen hin. Trotzdem hielt sich das Verhältnis auf der ursprünglichen idealen Höhe, und dies war ohne Zweifel Charlottens Verdienst. Der Zug ihres Wesens, alles zu vergeistigen, war zugleich das spezifische Merkmal ihres ganzen Daseins. Sie, die Einsame und Heimatlose von Jugend auf, hatte sich in die Tiefe ihres Denkens geflüchtet, sich hier eine Heimat geschaffen, aus der sie sich so leicht nicht vertreiben ließ und in der sie später die Kraft gefunden hat, das Schwerste zu ertragen, was einem Menschen auferlegt werden kann. Ihre Memoiren sind viel verspottet worden, aber sie sind trotz ihrer wunderlichen Form eine unschätzbare und unerschöpfliche Quelle für die Erkenntnis ihres eigentümlichen Geisteslebens. Man würde irren, wenn man meinte, Charlotte habe immer nur eine selbstfabrizirte Weltanschauung in die Dinge hineingetragen, viel öfter suchte sie in das Wesen derselben einzudringen, aber für sich behielt sie nur, was mit ihrem idealen Denken übereinstimmte. „Im Bewußtsein des Geisteslebens nur, sagt sie einmal, sind wir auch empfänglich für das Leben in der Natur und für die Erkenntnis der Schrift. So du dir

selbst ein Trug bist, wie willst du Wahres erfassen! Zwar in jeder Anschauung finden wir ein Mysterium, nur verschleierte Gebilde der Seele. Wir müssen sie verstehen, sie ehren lernen; es demütigt sich Reichtum, es belehrt Duldung, gegenseitiges Mitleid, und auf diese Weise erkennen wir des Geistes Wege in seinem geheimnisvollen Walten, das Leid, den Schmerz und die Auflösung des Übels." Und ihr gesamtes inneres Leben charakterisirt sie mit den Worten: „Wer sinnt nicht völlig dem Gebote des Geistes nach! Nur solches Denken verbindet uns mit höherer Harmonie. Mögliches Wohlsein, eine wirksame Gesinnung, wie denn anders ist es denkbar als in solcher Verbindung? Wie sonst göttliche Macht in dem innern Leben gegenwärtig denken? Aber das Wort »Seele« ist den meisten ein Fremdes, Ungehöriges, ein Trug, und dies ist die Scheidung der Kreaturen." Mit dieser Innerlichkeit ihres Wesens verband sich auch eine hohe Wahrhaftigkeit. Sie wollte weder sich noch andre belügen, eher war sie herb und eigenwillig. Übertünchte Höflichkeit, eitles Geschwätz war ihr mehr als der Tod zuwider, nirgends in ihren Bekenntnissen oder in ihren Briefen ist eine Spur von Klatsch zu finden. Die Richtung ihres Geistes, alles objektiv zu betrachten, in das Innerste der Wesen und Ereignisse einzudringen und mit Bezug auf einen idealen Lebensinhalt zu prüfen, gab ihr eine poetische Weihe, die mächtig anzog. Freilich fehlte ihr die gewandte Sprachform. Lebenslang trug sie die Folgen einer mangelhaften Jugendbildung, ihre Sentenzen sind Hieroglyphen, mit Grammatik und Orthographie stand sie nicht auf dem besten Fuße. Darin lag eine große Gefahr. Weil ihr die Form für ihre Gedanken fehlte, so konnte es geschehen, daß sie selbst in die Tiefe ihrer innern Anschauung und ihres Empfindens versank, daß sie, zeitweilig wenigstens, in einen mystischen, leidenschaftlichen Zustand geriet. Aber auch ihre Leidenschaft konnte nur idealer Natur sein, das Ideale war nun einmal das Gesetz, unter dem ihr Leben stand.

Als Schiller sie in Mannheim kennen lernte, empfand er sogleich die Wirkung ihres festgeschlossenen und doch so teilnehmenden Wesens. „Du bist so selbstbestimmt — sagt der Fimanté-Schiller —, so dachte ich mir das Weib nicht, anders erscheint mir nun die Natur, und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen." Wenn dies auch etwas überschwänglich klingt, so stimmt es in der Hauptsache doch wohl mit Schillers Gedanken und Äußerungen überein. Er erkannte in ihr die ihm verwandte poetische Natur, die ersehnte, begeisterte Zuhörerin und zugleich die Führerin im Leben und Schaffen. Durch sie wurde er angeregt, in seinem Berufe als Dichter das Höchste zu versuchen, aber sie beschwichtigte auch die durch eine allzu lebhafte Phantasie erregte Heftigkeit seiner Empfindungen, und so wirkte sie in ähnlicher Weise auf ihn ein, wie Frau von Stein auf Goethe; auch in dem späteren Verlaufe ihrer Beziehungen zu Schiller erinnert manches an die Freundin Goethes. Beide liebten in ihren Freunden in erster Linie die Dichter, und so lange sie sich dessen bewußt waren, blieb das Verhältnis zu ihnen rein und

hoch ideal. Erst wenn sie selbst nicht mehr recht klar darüber waren, ob ihre Liebe dem Dichter galt oder dem Manne, geriet das Verhältnis in Gefahr, ungesund zu werden. Man darf dies nie vergessen, wenn man die Frauen der klassischen Zeit recht beurteilen will. In Mannheim liebte Charlotte in Schiller den Dichter, nicht den Mann, und Schiller war damals noch ideal genug gestimmt, um dieses zarte Band nicht in ungestümer Weise zu zerknittern. Darum ließ er sich auch nicht in Mannheim halten, als sein rastloser Geist nach neuen und weiteren Kreisen des Lebens verlangte. „Die Welt fordert meinen Geist, ich ihre Wissenschaft und Gunst,“ sagt Fimanté treffend zu Maya. Und mit einer mutwilligen Hast, das Ideale für etwas reelles Neues einzutauschen, schreibt er am Ende des Februar an Huber: „Mir ist über der Sehnsucht, Mannheim zu verlassen, nicht anders zu Mute als den Ägyptern, da der Würgengel herumging.“

Was hat man aus Frau von Kalb gemacht! Selten ist eine Frau von der Kritik der Nachwelt so unbarmherzig in den Staub getreten worden als sie. Für Wittmann in den „Bildern aus der Schillerzeit“ (von Ludwig Speidel und Hugo Wittmann) ist sie die zugleich spröde und begehrliche Frau, die des Dichters Leidenschaft aufregt, um ihn dann mit einigen Redensarten von Pflicht und Tugend zurückzuweisen, eine despotische Kokette, die einen Herkules für ihren idealen Spinnrocken braucht. Warum nicht gar eine Art Unholdin, die mit teuflischer Kälte fühlende Menschen in ihren Bannkreis lockt, um sie zu erniedrigen und über sie zu triumphiren? Zur Erwiederung auf solche Anklagen lassen wir Schiller selbst reden, nicht den ungestümen Jüngling, sondern den gereiften Mann, der sich bei der alternden, verarmenden, erblindenden Frau im Juli 1799 für ihren teilnehmenden Zuspruch am Tage der Aufführung seines Wallenstein bedankt: „Ihr Andenken, teure Freundin, wird seinen vollen Wert für mich behalten. Es ist mir nicht bloß ein schönes Denkmal dieses heutigen Tages, es ist mir ein teures Pfand Ihres Wohlwollens und Ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unsrer Bekanntschaft in das Gedächtnis zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Anteil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnisse schuldig bin.“ Diese Zeilen sind das entscheidende Zeugnis für die Mannheimer Zeit. (Fortsetzung folgt.)





Unter fahrenden Leuten.

(Schluß.)



Es scheint mir am Platze zu sein, hier gleich einiges über das Repertoire dieser Bühnen mitzuteilen. Der in diesem Fache nicht besonders bewanderte wird dabei vielen Titeln begegnen, von denen er sonst nur wenig gehört hat, er wird aber auch vieles Bekannte und selbst ganz moderne Sachen, wie z. B. Görnersche Märchenbearbeitungen — Aschenbrödel, Schneewittchen und dem ähnliches — antreffen. Nur eins hat sich auch in diesen verändert, und nach dem vorhin gesagten kann man dies nicht anders erwarten: es ist ein Kasper darin erschienen und zwar auf die einfache Weise, daß die am meisten geeignete Person dazu umgetauft wurde. Der Baron Montecontecoculorum im Görnerschen Aschenbrödel giebt ein Beispiel einer solchen Metamorphose. Durch Extemporiren im Text sucht dann der Spieler auch noch während der Aufführung, wie es ihm der Augenblick eingiebt, zur Komik möglichst beizutragen, und so wird immerhin eine ganz leidliche Wirkung erzielt. Wenigstens haben sich die Lacher gefunden, und das genügt dem biederen Kunsttempelbesitzer vollständig. Aber neben diesen neuerdings Mode gewordenen Zaubermärchen wird man auch auf vieles stoßen, was schon bei der ersten Szene die alte Überlieferung verrät. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Judith und Holofernes, Medea, der verlorene Sohn, Fanny und Durmann, Kaiser Drosman, Genoveva, Don Juan und vor allem Doktor Faust, und man wird sofort verstehen, welche eigentümliche und interessante Partie dieser Gattung ich im Auge habe. Aber gerade mit diesen alten Stücken scheint mir neuerdings eine ganz eigentümliche und interessante Umwandlung vor sich zu gehen; sie werden nämlich aus dem Repertoire der für Erwachsene bestimmten Vorstellungen allmählich verdrängt und mehr zu kürzeren Kinderstücken eingerichtet. Eine wunderbare Ausnahme davon macht die Genoveva und vor allem Doktor Faust, der

mit seinem geheimnisvollen Hintergrunde nach wie vor seine Wirkung mächtig übt. Im großen und ganzen kann ich jedoch sagen, daß ich gerade jene alten Stücke, die nicht nur den Forscher interessiren würden, sondern auch jedem Freunde alter deutscher Volksdichtung Freude machen müssen, beinahe am meisten in solchen Kindervorstellungen habe aufführen sehen. Ich will diese Gelegenheit übrigens nicht vorübergehen lassen, ohne den Wunsch zu äußern, daß man sich doch auch die kleinsten Puppenbühnen — die sogenannten Polichinelltheater — in dieser Beziehung mehr ansehen möge. Mancher frühere Marionettenprinzipal wird durch Zufälligkeiten gedrängt, seine größere Bühne aufzugeben und wandert dann oft lange Jahre mit dem kleinen Kasperletheater umher. Aus seinem frühern Leben bringt er aber oft eine ganze Reihe alter Stücke mit herüber und, wenn sie in dieser Darstellung natürlich auch bedeutend verkürzt sind, so ist es doch immer noch der Stoff, der geblieben ist, oder häufig selbst manche lange Satzreihen, Fragen- und Antwortmassen, die auf ein hinter den Fadheiten der übrigen Darstellung versteckt liegendes altes Stück hindeuten und so von Interesse sein können. Was mich selbst betrifft, so habe ich mich auch, soviel ich konnte, mit den Stücken dieser kleinsten Bühnen bekannt gemacht, und ich will gleich gestehen, daß ich dabei nicht ohne Erfolg geblieben bin. Ich glaube auch nicht, daß dies nur reiner Zufall war, denn ich weiß, daß nicht wenige gerade der ältesten und interessantesten Puppenstücke sich für derartige kleinere Schaustellungen leicht einrichten lassen, während sie ihres vielfach dem Interesse der älteren Zuschauer ferner liegenden Inhaltes wegen von dem Repertoire der heutigen Marionettenbühne zu verschwinden beginnen, oder doch wenigstens jene oben angedeutete Umwandlung zu Kinderstücken durchmachen müssen. Außer den bisher erwähnten Stücken giebt es noch eine ganze Reihe, die je nach dem Orte, an dem das Theater spielt, verschieden sind. Unter ihnen werden in erster Linie Sagen und Erzählungen der jedesmaligen nächsten Umgebung immer zahlreich in dem Repertoire anzutreffen sein. Ich nenne hier unter einer großen Menge z. B. nur Dietrich von Harras, die Kirchenräuber zu Großenhain, der Silberherr von Annaberg, die Grube zu Höfendorf und die Entstehung des Jahrmarktes zu Lorenzkirchen. Wieder andre sind über größere Länderstrecken hin gleichmäßig beliebt und bekannt, wie z. B. in Sachsen Kunz von Kauffungen oder der sächsische Prinzenraub und Karl Stülpner, der edle Raubschütz. Alle diese Stücke haben durch das Personentheater hindurch ihren Weg in die Puppenkomödie gefunden; viele von ihnen finden sich ja selbst in dem Repertoire der Personentheater noch heutigen Tages vor. Was außerdem noch sammellustige und strebsame Puppenspieler für Schätze in ihren Bibliotheken aufspeichern, ist zuweilen erstaunlich. Neben ältern, früher beliebten, aber jetzt von unsern großen Bühnen verschwundenen Stücken — ich erwähne nur z. B. die der Wiener Schule vom Schluß des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, z. B. das Donauweibchen, die Teufelsmühle.

der Irrwisch, das Mädchen im Turm u. s. w., oder solche etwas neuern Datums, wie die von Kotzebue, Raupach u. a. — finden sich auch gewöhnliche Repertoirestücke unsrer heutigen Bühnen, z. B. das Käthchen von Heilbronn, der Freischütz und Preciosa (die letztern zwei als Schauspiel mit eingelegten Gesängen) häufig vor. Außer diesen ist aber noch ein zahlreiches buntes Gemisch von allem Möglichen vorhanden, das sich kaum klassifiziren läßt. Um dies einigermaßen zu veranschaulichen, brauche ich nur Titel zu nennen wie Hamlet oder die Komödie in der Komödie (in starker Anlehnung an Shakespeare, nicht das alte deutsche Stück), Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer (nach der Holteischen Bearbeitung); Barbara Ubryk oder das Nonnengrab in Krakau, Napoleon, Onkel Toms Hütte u. s. w. Ist es einem vergönnt, mit der Zeit mehrere Handschriften desselben Stückes zu erlangen, so kann man leicht sehen, wie es sich verändert; bisweilen liegen dem sonst von einer einzigen Hand gleichmäßig geschriebenen Text einige besondre, von andrer Hand geschriebene Blätter bei, die Einlagen zu dem Stücke bilden. Sie sind entweder frei aus der dichtenden Phantasie des Prinzipals entsprungen, oder andern Stücken — und unter diesen am meisten wieder den bekannten ältesten — oder auch Anekdotensammlungen und ähnlichen Büchern entlehnt. Auch Streichungen sind oft angebracht, längere ernste Szenen verkürzt, komischere durch eingestreute Worte und Wendungen deutlicher herausgehoben. Ist auf diese Weise viel geändert, so wird für eine neue Abschrift gesorgt, und in dieser ist dann äußerlich von der umgestaltenden Arbeit nichts mehr zu merken. Solchen werdenden Puppenkomödien kann man in großer Menge begegnen, ja ich glaube, sie bilden bei weitem die größte Masse von den jetzt auf diesen Bühnen vorhandenen Stücken.

Wenn Holtei in seinem schon erwähnten Roman den alten Puppenspieler Dreher sagen läßt, daß seine Zunft im Aussterben begriffen sei und wohl nur noch drei oder vier davon unter den Lebenden wären, so mag er wohl Recht gehabt haben. Mir ist wenigstens bisher kein einziger derartiger, einer Zunft entsprossener Komödiant zu Gesicht gekommen. Natürlich sind damit auch die Zunfteigentümlichkeiten geschwunden. Wie neue Prinzipale entstehen, ist sehr einfach. Jedes Theater braucht einen Gehilfen; ist es nur klein, so genügt dazu schon eine einzige Persönlichkeit, und dieser wird dann meist zugleich das nicht unwesentliche Amt des Zettelträgers zugeschoben. Der Landbewohner weiß, wie freudig dieser Zettelträger begrüßt wird. Er bringt die Programme der künftigen Vorstellung zur Verteilung und holt zuletzt die sämtlichen, meist mit rührender Sorgfalt vom Publikum aufbewahrten Zettel gegen Verabreichung eines kleinen, um ein Geschenk bittenden gedruckten Versleins wieder ab. Außerdem hat der Zettelträger noch mannichfache andre Verrichtungen vor und hinter der Bühne zu besorgen. Mit der Zeit lernt er natürlich die gespielten Stücke aufs genaueste kennen, und ist er sonst kein ungeschickter Bursche, so wird es gar nicht viele

Jahre dauern, bis er Mut genug verspürt, seine Kraft als Direktor selbst zu probiren oder in der Eigenschaft als Schwiegersohn seines Prinzipals in das Geschäft desselben mit einzutreten. Dies ist das Dienen von der Pike auf. Diese Zettelträger rekrutiren sich im Gebirge meist aus phantasiereichen und abenteuerlustigen Webersöhnen, im Flachlande aus allen möglichen Gewerbearten. Es ist natürlich, daß ein Prinzipal solche Leute bevorzugen wird, die ihm schon durch ihre Berufsart einen besondern Nutzen gewähren können, und ihm, wie z. B. frühere Malergehilfen, bei der Instandhaltung und Vergrößerung seiner Requisiten wichtige Dienste leisten werden. So kenne ich persönlich zwei tüchtige und beliebte Puppenspieler, die ihre frühere Beschäftigung als Gehilfen auf dem Malerboden eines Stadttheaters mit dem Berufe des fahrenden Komödianten vertauscht haben. Unter dem Personal der Puppenbühnen sind aber auch häufig Schauspieler oder Schauspielerinnen aus kleinen Truppen anzutreffen, die bei besserm Gehalt oft weiter nichts zu besorgen haben, als während der Vorstellung die wichtigsten Rollen zu sprechen, und die häufig nicht einmal zur Lenkung der Puppen verwendet werden. Es versteht sich von selbst, daß je nach den Familienverhältnissen des Puppenspielprinzipals alle die bisher beschriebenen Verhältnisse sich mannichfach ändern, und daß der erwachsene Sohn oder die erwachsene Tochter mit in den Kreis der Thätigkeit gezogen werden.

In der Regel wird man finden, daß man mit allen diesen Leuten eine gute Unterhaltung führen kann. Ungeschickte Köpfe gesellen sich schon gar nicht dem Gewerbe bei, und ein halbwegs gut angelegtes Kind erzieht der tägliche Verkehr mit dichterischen Stoffen, wenn sie auch noch so geringen Wert haben, doch zu einem leidlichen Menschen, dem auch höhere Dinge ein Interesse abzugewinnen vermögen. In dieser Weise unterscheidet sich auch der Puppenspieler vorteilhaft und bedeutend von den übrigen Vertretern des fahrenden Gewerbes, zu denen er sonst in mannichfacher Beziehung steht. So bringen es z. B. allein schon auf dem platten Lande die Verhältnisse der Landwirtschaft mit sich, daß der Puppenspieler im Sommer für eine gewisse Zeit sein Gewerbe vollständig aufgeben muß. Er wird dann für diese Zeit etwas ganz andres. Er mietet sich Gymnastiker, Springer und ähnliche Leute und eröffnet eine „Arena,“ d. h. er wird zum sogenannten Artisten, wie der moderne terminus technicus lautet. Wenn er selbst seit seiner Jugend an derartige Turnerkünste gewöhnt ist, so führt er auch wohl das seiner würdigste Kunststück aus, d. h. er begeht das Turmseil und läßt sich als Direktor auf diesem bewundern, während die übrigen „Engagisten“ sich nicht so hoch versteigen dürfen. Andre Spieler schlagen ein Polichinelltheater auf, andre wieder errichten eine kleinere Menagerie, noch andre bilden eine Sängergesellschaft, und so thut jeder, was seiner Neigung und seiner Fähigkeit am meisten entspricht und zusagt. Doch giebt es auch Prinzipale, vor allem im Gebirge, wo die sozialen Verhältnisse anders sind, die auch den Sommer hindurch ihr Gewerbe als reisende Komödianten fortsetzen.

Als ein Kuriosum sei hier eines kleinen, nahe der sächsischen Grenze, im Preußischen gelegenen Fleckens gedacht, auf dem eine förmliche Kolonie von solchen fahrenden Leuten, darunter viele Puppenspieler, sich angesiedelt hat. Viele von diesen Puppenspielern sind Zigeuner. Sie stellen eine ziemlich niedrige Stufe des Gewerbes dar und besitzen nur kleine Theater, die sie schon in einer Stunde bequem aufstellen können; sie kommen mit ihrem Wagen in einem Dorfe an, verkündigen unter Trompetenschall das, was sie geben wollen, und packen bereits am nächsten Morgen ihre Bühne wieder zusammen, um weiter zu ziehen. Von Zeit zu Zeit geben sie ihren Künstlerberuf auf und kehren dann zu den zurückgelassenen Familienmitgliedern in ihrem festen Wohnsitz zurück, um dort einige Zeit von ihrem Wanderleben auszuruhen und mit ihren Stammesverwandten in Berührung zu kommen. Diese Zigeuner halten übrigens unter einander sehr zusammen und haben geordnete Einrichtungen, durch welche verarmte Familien eine Unterstützung erhalten können.

Man liest öfter, daß bis vor kurzem noch sämtliche Texte der Puppenkomödien nur im Gedächtnis aufbewahrt worden seien und sich von einem Prinzipal zum andern nur mündlich fortgeerbt hätten. Ja Holtei läßt selbst seinen alten Dreher sagen, daß jeder Spieler habe einen Eid ablegen müssen, niemals ein Stück auf das Papier zu bringen; mit dem Ende des letzten Puppenspielers müßten dann auch alle Stücke von der Welt verschwinden. Obgleich nun aber die Zunft und ihre Gesetze vergingen, ist dieses mündliche Überliefern doch auch heutigen Tages noch vielfach zu finden, nicht bei den Puppenbühnen ersten Ranges, wohl aber an jenen kleinen, die meist in den Vorstädten größerer Städte oder in kleinern Ortschaften in der Nähe derselben anzutreffen sind. Diese haben niemals ein solches Publikum wie die Bühnen jener Kollegen, die auf dem Lande oder in kleinern Städten spielen, und legen also auch nicht das Gewicht auf eine so vollendete Aufführung wie jene. Und da ihnen das Auswendigspielen natürlich die Lebhaftigkeit der ganzen Puppenführung ungemein erleichtert, so haben sie keinen Grund, auf die sonst jetzt übliche Manier des Vom-Blatt-Lesens zurückzukommen. Ist aber, wie bei den größern Bühnen des Landes, die Zahl der Stücke einigermaßen größer und rechnet das Theater auch sonst auf ein besseres Publikum, so wird man meist finden, daß mit Ausnahme der Rolle des Kaspers, bei der man sich immer mehr oder weniger Spielraum läßt, die Texte beinahe wortgetreu nach dem Buche wiedergegeben werden. Ich kenne dies aus persönlicher Erfahrung. Jeder Prinzipal bringt aber trotzdem Veränderungen genug in den Texten an, denn jeder hat eben seine Ansichten, und sehr häufig müssen wegen dieser Ansichten auch gute alte Stücke sich Beschneidungen und Zurichtungen gefallen lassen, bei denen dem Forscher das Herz bluten würde. Ich habe bei der Entdeckung von mehreren derartigen Greuelthaten das eigne Geständnis der Herren Bearbeiter, zusammen mit deren Begründung, noch in frischester Erinnerung.

Nun darf man aber nicht etwa denken, daß mit den vorhandenen geschriebenen oder sonst überlieferten Stücken alles gethan sei, nein, fröhlich sprießend und knospend wächst in der Stille eine neues Geschlecht von Stücken heran. Ist es denn auch ein Wunder, wenn der Prinzipal nach jahrelangem Sprechen von schöngesetzten Reden sich endlich in eigner Dichtung versucht? Meist sind es wichtige politische Ereignisse oder sonstige, das allgemeine Interesse in Anspruch nehmende Dinge, die diese Ehre erleben. Ich habe selbst so die Belagerung von Alexandrien, die Reise nach Kamerun entstehen und aufführen sehen. Dem Kundigen entgeht es nicht, daß dabei häufig eine Ähnlichkeit mit andern, schon bekannten Stücken vorhanden ist, und daß Redewendungen, Fragen- und Antwortmassen aus andern bekannten Stücken unmittelbar entlehnt sind. Bloße Umarbeitungen von gedruckten und teils als Oper, teils als Schauspiel, teils auch als Roman schon vorhandenen Stoffen fallen dem auch den Zeitgeschmack berücksichtigenden Prinzipal natürlich noch leichter. Ich erwähne hier als Beispiel nur den Trompeter von Säkkingen, der mir erst vor kurzem in einer solchen Umarbeitung für das Puppentheater aufgestoßen ist. Für das Ergebnis ist dem Unternehmer nicht bange, denn er weiß, zunächst macht es schon der Titel seines Stückes; und dann, wenn er auch manchmal in der ersten Zeit mühsam durch die Szenen hindurchstolpert, so sichert ihm doch eine ordentliche Prügelei oder ein Tanz des Kasper mit der Geliebten den schallenden Dank seiner Hörer und den gewünschten Schlußerfolg. Es ist derselbe Genius des Volkes, der schon in längst entschwundener Zeit einem derartigen Dichter eingab, in den Faust jene Szenen einzulegen, in welchen Kasper auf dem mit Schwärmern gespickten Drachen abfährt und dann unter den Scherben des großen thönernen Topfes seine kaum angefangene Luftreise beendigt.

Doch ich würde die Grenzen dieser Mitteilungen bedeutend überschreiten, wenn ich über derartige, im Werden begriffene Stücke Genaueres berichten wollte. Genüge es dem Leser einstweilen, zu wissen, daß der schaffenslustige Trieb auch in diesem Teile des Volkslebens noch beständig und kräftig weiter fortwirkt.



Kleinere Mitteilungen.

Der neue Büchmann. Das Erscheinen einer neuen Auflage von Büchmanns Geflügelten Worten ist immer ein kleines literarisches Ereignis. Vor wenigen Wochen ist die fünfzehnte ausgegeben worden.*) Wie hat dieses Buch

*) Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Berlin, Haude- und Spenersche Buchhandlung (F. Weidling), 1887.

sich mit den Jahren verändert! Die sechste Auflage, die uns zufällig zum Vergleich vorliegt, hat 284, die fünfzehnte 523 Seiten! Hieraus kann man entnehmen, wie das Buch an Vollständigkeit zugenommen hat. Ob diese Vollständigkeit freilich immer in der rechten Richtung gesucht worden ist, ist eine Frage, die wir nicht ohne weiteres bejahen möchten. Das Buch verzeichnet und bespricht z. B. auch einzelne Wörter, die, wie sich nachweisen läßt, bei bestimmten Anlässen gebildet worden sind und sich dann verbreitet haben, wie Amerika, Atlas, Gas, Aesthetik, Sternwarte, namentlich auch Fremdwörterverdeutschungen, deren Schöpfer sich nachweisen läßt, wie Erdbeschreibung, Zerrbild, Stelldichein, lustwandeln u. a. Kann man diese aber wirklich unter die Zitate oder unter die geflügelten Worte rechnen? Wir glauben gern, daß es Leute giebt, die auch derlei in einem Zitatenschatze suchen, die Herausgeber mögen da wohl seltsame Erfahrungen gemacht und schließlich gedacht haben: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Dann dürften aber auch Stephans Postverdeutschungen nicht fehlen, und wenn die gegenwärtig herrschenden Sprachreinigungsbestrebungen, wie wir aufrichtigst wünschen, rechten Erfolg haben, könnte der Büchmann bald in die Lage kommen, ein eignes Fach für neue deutsche Wörter einzurichten. Da meinen wir denn doch, daß die Vollständigkeit nach andern Richtungen noch notwendiger zu suchen sei. Auch in der vorliegenden fünfzehnten Auflage vermissen wir noch eine Menge bekannter geflügelter Worte. Von deutschen z. B. Das Bessere ist der Feind des Guten — Davon schweigt die Geschichte — Der alte Gott lebt noch — Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit (aus dem Russischen stammend?) — Die Dummen werden nicht alle — Die Federn der Diplomaten verderben, was das Schwert gut gemacht hat — Gott verläßt keinen guten Deutschen — Hahn im Korbe sein — Hand von der Butter! — Ja, wenn sie Schulze hießen — Kammerdiener sind keine Helden — Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden — Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand (soll Sancho Pansa von seiner Statthalterschaft sagen) — Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren u. a. Sollten diese alle als bloße Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten zu betrachten und von einem Zitatenschatze auszuschließen sein? Auch Schwabenstreiche und Schwabenalter sollten nicht fehlen; unter den von Gedichtsüberschriften stammenden Zitaten vermißt man den Peter in der Fremde, aus der Bibel dürfte die Wendung: mit Schmerzen suchen (Ev. Luc. 2, 48) nachzutragen sein. Unter den lateinischen Zitaten sucht man vergebens nach Nunquam retrorsum — Sub rosa — und, was namentlich der Leipziger gar zu gern wissen möchte und was bisher mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit nicht nachzuweisen gewesen ist: woher stammt Lipsia vult expectari, dieser klassisch gefaßte, wunderbar treffende Spruch, der bis auf den heutigen Tag seine Giltigkeit behalten hat und sich noch immer täglich aufs neue bewährt? Er dankt doch gewiß irgend einem geschichtlichen Ereignis seinen Ursprung. Und sollte nicht aus dem Griechischen das bekannte *Μωμήσεταί τις μᾶλλον ἢ μιμήσεται* (Tadeln wird es einer eher als nachmachen), das nach Plutarchs Erzählung (De gloria Atheniensium 2) der athenische Maler Apollodor auf seine Bilder schrieb, ferner *Ἐν Καρὶ ὁ κίνδυνος* (was etwa einem lateinischen Fiat periculum in re vili entspricht) und das homerische *Τέκνον, τί κλαίεις* (Ilias 1, 362) Aufnahme verdienen? Und wenn die Rodomontade erklärt ist, warum nicht die Gasconnade? Und wenn der Bucephalus und die Rosinante, diese berühmtesten Gäule der Welt, aufgenommen sind, warum nicht auch der berühmteste Kutscher, Automedon aus der Ilias, der Wagenlenker des Achill (16, 684. 17, 459 u. s. w.), den schon Cicero (pro Sexto Roscio 98) appellativ

für Kutscher überhaupt braucht? Und wo ist der deutsche Michel? Oder vielmehr der teutsche Michel, denn die Schrift Grimmelshausens: Des weltberühmten Simplicissimi Praleren mit seinem teutschen Michel, ist doch wohl die Quelle des Wortes?

So viel zur Vervollständigung. Nun einiges zur Berichtigung, und zwar zur Berichtigung einer Anzahl von Nachweisen aus deutschen Dichtern. Das Buch von Hagedorn, worin Johann, der muntere Seifensieder, zuerst steht, heißt nicht Fabeln und Erzählungen, sondern Versuche in poetischen Fabeln und Erzählungen. Die Ueberschrift des Gedichtes von Richey, worin die Zeile steht: Ja, Bauer, das ist ganz ein anders! lautet nicht: Duo quum faciunt idem, non est idem, sondern: Duo quum faciunt idem, non faciunt idem. Das Rheinweinlied von Claudius mit der Zeile: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, ist nicht von 1778, sondern steht bereits in dem (1775 in Lauenburg erschienenen) ersten Bande des Vossischen Musenalmanachs für das Jahr 1776. Auch Urians Reise um die Welt ist älter als 1790; sie steht schon im Vossischen (Hamburger) Musenalmanach für 1786. Hinter Bürgers Weibern von Weinsberg steht bei Büchmann die Jahreszahl 1774; sie sind aber erst im Vossischen Musenalmanach auf 1777 gedruckt. Dagegen steht Höltys Rheinweinlied: „Ein Leben wie im Paradies" nicht erst im Vossischen (Hamburger) Musenalmanach für 1777, sondern bereits im Vossischen (Lauenburger) Musenalmanach für 1776, diesem vereinzelten Zwischenband zwischen dem Göttinger und dem Hamburger Musenalmanach, den der Herausgeber gar nicht gekannt zu haben scheint.*) Langhansens Ruhe im Grabe beginnt nicht: Im Grab' ist Ruh, sondern: Im Grabe ist Ruh; übrigens ist Langhansen nicht auch der Dichter, sondern nur der Dichter des Liedes; die Melodie, mit der es im Göttinger Musenalmanach für 1792 steht, und die mit dem Namen Langhansens versehen ist, ist älter; sie ist von Georg Karl Claudius und steht schon 1780 in dessen Liedern für Kinder (Noch bin ich ein Kind). Die Schlußzeilen des Liedes von Salis: „Das Grab ist tief und stille" lauten nicht: „Erlangt den wahren Frieden — Nur wo es nicht mehr schlägt," sondern: Findt nirgends wahren Frieden — Als wo es nicht mehr schlägt. Seumes Canadier, der noch „Europens übertünchte Höflichkeit" nicht kannte, ist viel älter als 1801; er steht schon 1793, wenn auch als Amerikaner, in Schillers Neuer Thalia. Friedrich Voigts Abschied Elisas (Noch einmal, Robert, eh wir scheiden) steht bereits 1798 in der Deutschen Monatsschrift, und zwar heißt der Robert dort Heinrich. Ein bloßer Druckfehler ist es wohl, wenn Mahlmanns Lied: Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage, in Beckers Taschenbuch für 1801 verwiesen wird; es steht im Jahrgange 1802, die Seitenzahlen stimmen. Ganz falsch ist der Nachweis über den Denkspruch von Streckfuß, dem die Zeile entstammt: Das Unvermeidliche mit Würde tragen. Der Spruch steht zuerst in dem Taschenbuch Minerva für 1811 (S. 57) und beginnt dort: „Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen." Wenn Streckfuß wirklich dann in seinen Gedichten daraus gemacht hat: „Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen," so hat er den Spruch selber damit schmählich verdorben. Und wie kann ein 1811 gedichtetes Lied, wie das von Wyß: Herz, mein Herz, warum so traurig? bereits 1805 in einer Sammlung von Schweizer Kuhreihen stehen? Auch hier liegt wohl nur ein Druckfehler vor; es ist zuerst in den Alpenrosen für 1811 gedruckt. Endlich ist auch Beckers Rheinlied (Sie sollen ihn nicht haben) zu spät angesetzt. Nicht im Rheinischen Jahr-

*) Er ist sich überhaupt über die Musenalmanache nicht recht klar, denn S. 108 unterscheidet er zwischen einem Vossischen und einem Hamburger; das ist aber doch derselbe!

buche für 1841, sondern in einer Nummer der Trierischen Zeitung von 1840 ist es zuerst gedruckt. Im November 1840 gab es bereits eine ganze Anzahl Kompositionen davon, und in den Zeitungen stritt man sich, ob man es Rheinlied oder — Colognaise (nach Marseillaise) nennen sollte. Die meisten dieser Fehler hätte der Herausgeber vermeiden können, wenn er das „Liederbuch für altmodische Leute" (Als der Großvater die Großmutter nahm; 2. Auflage; Leipzig, Grunow; 1887) zum Vergleich herangezogen hätte, das in seinen Anmerkungen überall genaue und zuverlässige Nachweise giebt.

Endlich noch ein Punkt. Ein Buch, das in vierzehn Auflagen im ganzen deutschen Volke verbreitet ist und eben in der fünfzehnten hinausgeht, sollte sich doch des besten Deutsch befleißigen, sich freihalten von Provinzialismen (Berolinismen, wie bislang für bisher, Belag für Beleg, fortlassen für weglassen u. ähnl.), und sollte vor allen Dingen eine Sprachsünde vermeiden, die sich Blatt für Blatt und Seite für Seite durch das ganze Buch zieht, die abscheuliche Sprachsünde, Büchertitel und Gedichtsüberschriften als undeklinirbar, als eine Art von Sprachversteinerungen zu behandeln. Wo in Deutschland ist ein Mensch, der sagt: „Ich bin gestern Abend in die Räuber gewesen" oder gar: „Ich bin in Schillers die Räuber gewesen?" Oder wer sagt: „Dieses Lied ist aus der Wandsbecker Bote genommen?" Jeder vernünftige Mensch sagt doch: „Ich bin in den Räubern gewesen" oder „Dieses Lied ist aus dem Wandsbecker Boten genommen." Der Herausgeber wird nun entgegnen, er schreibe ja gar nicht so; er schreibe mit Doppelpunkt, Anführungszeichen und großem Anfangsbuchstaben: „Dieses Lied ist aus: »Der Wandsbecker Bote« entnommen." Wie klingt denn aber der Doppelpunkt, wie klingt der große Buchstabe, wie klingen die Anführungszeichen? Kann man sie hören? Man hört doch nur: „aus der Wandsbecker Bote." Sprache kommt doch wohl her von sprechen, und es giebt doch nicht zwei verschiedne Sprachen, eine für die Ohren und eine für die Augen? Gleichwohl ist diese thörichte Meinung, daß es eine besondre Papiersprache gebe, jetzt allgemein verbreitet. Woher stammt sie nur? Aus den Schulen? Aus den Druckereien? Zu Schillers und Goethes Zeit wußte noch niemand etwas davon. Da schrieb man, wie man spricht und hört: aus der Braut von Messina, aus Nathan dem Weisen 2c. Jetzt liest man alle Tage: aus: Der Trompeter von Säckingen, aus: Die Meistersinger von Nürnberg 2c. Ist das vernünftiger Menschen würdig? Möchte doch die nächste Auflage der Geflügelten Worte einmal unerbittlich in dieser Beziehung aufräumen! Dabei könnten auch gleich noch die schönen Genetive Claudius', Voß' u. a. beseitigt werden. Das ist auch so eine Schulmeister- und Korrektorenerfindung, daß man einen Genetiv durch ein Apostroph bilden könne. Wie klingt denn das Apostroph? Voß drehte sich im Grabe um, wenn er läse: aus Voß' Musenalmanach. Zu Vossens Zeit bildete man den Genetiv von Namen auf s, ß, z, tz — na, da steht er ja schon.

Schicklich und unschicklich. Bis vor einigen Jahrzehnten konnte man in den deutschen Zeitungen fortwährend „Komplimentirbücher" angekündigt finden, populäre Lehrbücher der guten Lebensart, welche offenbar viel mehr Beifall fanden, als des geistvollen Kunstforschers Rumohr „Schule der Höflichkeit." Dann schien das Bedürfnis weniger lebhaft und allgemein zu werden und endlich ganz zu schwinden. Ob die Erziehung dergleichen Not- und Hilfsbücher entbehrlich gemacht hatte, oder ob man des „guten Tones" glaubte entraten zu können, wollen wir dahingestellt sein lassen. Plötzlich tauchen nun wieder verschiedne Schriften auf,

welche mehr oder weniger frei nach dem englischen Büchlein „Don't" Regeln aufstellen, wie wir uns in der Gesellschaft zu benehmen haben, und abermals folgen die Auflagen einander sehr rasch. Sie genügen einem neuen Bedürfnis. In den höheren Klassen sind die englischen Anstandsgesetze allgemein angenommen worden, begreiflicherweise wollen die andern nicht zurückbleiben, und da sie nur ausnahmsweise Gelegenheit haben, die englischen Sitten praktisch zu studiren, greifen sie begierig nach dem auf wenige Seiten zusammengedrängten Leitfaden. Und es ist ja gewiß erfreulich, daß so viel Wert auf die Formen des Verkehrs gelegt wird, ebenso gewiß, daß wir darin viel von den Engländern lernen können, entschieden mehr als von den Franzosen, die heute so sehr beflissen sind, ihren alten Ruf der höflichsten Nation zu zerstören. Man mag immer behaupten, daß niemand den Umgang mit Menschen aus dem Knigge lernen werde: über die ganze Literatur dieser Gattung wegwerfend abzuurteilen, ist ebenso wenig gerechtfertigt wie das einstige Absprechen über allgemeine encyklopädische Werke. Es fragt sich nur, ob die neuen Komplimentirbücher sich von den alten ebenso vorteilhaft unterscheiden, wie die neuen gründlich gearbeiteten Encyklopädien von den handwerksmäßigen Kompilationen der Vergangenheit? Findet derjenige, welcher nicht das Glück gehabt hat, in einer gebildeten Familie aufzuwachsen und unmerklich zu lernen, was sich ziemt, und der sich dieses Mangels bewußt ist, wirklich bei dem gedruckten Ratgeber Ersatz? Wir bedauern, diese Fragen nicht einfach bejahen zu können.

Vor allem sehen wir keineswegs ein, weshalb das „Don't auch für andre Völker unbedingt Gesetzeskraft haben soll. Es gehört zu den nationalen Vorzügen der Briten, daß der Prinz und der zukünftige Lord wie der Sprößling des Brokers oder des kleinen Grundbesitzers in der Kinderstube genau an dieselben Vorschriften des Benehmens gewöhnt werden. Aber daß unter diesen Vorschriften sich mancherlei befindet, was keinen vernünftigen Grund hat, erkennen vorurteilsfreie Engländer selbst an, wie z. B. Thackeray in dem Book of Snobs. Anderseits wäre wohl nicht zu wünschen, daß wir uns die ganze brutale Rücksichtslosigkeit, welche Engländer nur zu oft im öffentlichen Leben, besonders im Auslande, bekunden, systematisch angewöhnen. Wir gestehen, es weniger anstößig zu finden, wenn jemand einmal die Gabel in die rechte Hand nimmt, als wenn er die staubigen Füße auf den Sitz seines Nachbarn legt, oder, wie das in London täglich gesehen werden kann, im dichtesten Menschengedränge achtlos das brennende Kerzchen wegwirft, mit welchem er seine Pfeife angezündet hat. Rügt man dergleichen, so wird gewöhnlich geantwortet, die betreffenden Personen gehörten nicht zur guten Gesellschaft. Allein ist nicht das Erscheinen eines Buches wie „Don't" ein Beweis, daß heutzutage viel gegen den Schicklichkeits-Kodex gesündigt werden muß? Stochern nicht in den feinsten Restaurants Herren, die entschieden auf den Titel Gentleman Anspruch erheben, ohne Scheu in den Zähnen herum und tragen den dazu benutzten Federkiel dann noch auf der Gasse zwischen den Zähnen, was doch gewiß shocking ist? Die Verehrung, deren sich einstmals das Pfund Sterling, später die „politische Erbweisheit," der Freisinn und Edelmut und die Macht Alt-Englands bei uns erfreuten, ist einigermaßen gewichen, es ist nicht notwendig, daß wir dem Hochmute der angelsächsischen Rasse neue Nahrung geben durch — oder sprechen wir gleich im Tone der neuen Komplimentirbücher: „Es schickt sich nicht, fremde Eigenheiten nachzuäffen."

Des weiteren soll jemand, der über gute Lebensart unterrichten will, diese doch selbst besitzen, denn es schickt sich nicht, aus einer Sprache zu übersetzen, die man nicht völlig beherrscht, es schickt sich nicht, Sätze niederzuschreiben, bei denen

man sich nichts denkt, es schickt sich nicht, Hilfesuchenden Ratschläge zu geben, die sie eben so klug lassen wie zuvor. „Es schickt sich nicht, taktlos zu sein. Weiß man nicht, was Takt ist, so soll man wenigstens erst an andre, dann an sich denken, und dies wird den Takt einigermaßen ersetzen," so lehrt wörtlich eine in Prag erschienene Bearbeitung des „Don't." Ist das nicht köstlich? Hat der Verfertiger dieses Buches, der doch augenscheinlich nicht weiß, was Takt ist, wirklich zuerst an andre gedacht, um den Mangel „einigermaßen" auszugleichen? „Es schickt sich nicht, fehlerhaft zu sprechen." „Es schickt sich nicht, mir statt mich zu sagen," steht gleichlautend in mehreren Ausgaben. So viel bekannt, wissen von den Menschen, welche fehlerhaft sprechen, die allermeisten nicht, daß sie dies thun, und der kleine Rest will sich eben dadurch interessant machen. Es sollen ja schon Leute dadurch ihr Glück gemacht haben, daß sie sagen: „Ick weeß man nich" oder: „I woas net." Die andern aber, wie sollen sie es anfangen, nicht in den Fehler zu verfallen? Antwort: „Man lerne die Grammatik und lese die Werke der besten Schriftsteller." In der That sehr einfach, doch ließe sich dasselbe noch einfacher sagen: „Man sei gebildet." Weiter: „Es schickt sich nicht, eingebildet, aufbrausend und beleidigend zu sein. Es schickt sich nicht, andre zu unterschätzen und sich zu überheben. Es schickt sich nicht, selbstgefällig, eingebildet und eitel zu sein. Es schickt sich nicht, Thatsachen zu verdrehen. Es schickt sich nicht, ein Geck oder ein Modenarr zu sein." Sollte es nicht auch unschicklich sein, gegen die zehn Gebote zu verstoßen? Schickt es sich nicht vielleicht, geistreich, talentvoll, mutig u. s. w. zu sein? Wir haben ferner den Satz vermißt: „Es schickt sich nicht, ein häßliches Gesicht oder krumme Beine zu haben." Bei Tische „pöbelhaft zu sein" oder in Gesellschaft im Schlafrock zu erscheinen, wird ebenso untersagt, wie „etwas zu tragen, das hübsch ist!" Doch genug des Unsinns und der Gemeinplätze, unter deren Menge die für manchen nützlichen Winke verschwinden, und die den Armen, der ein solches Buch zur Richtschnur nimmt, nur verwirren können. Dem Prager Verleger empfehlen wir für die nächste Auflage noch einen Satz: „Es schickt sich nicht, den Titel eines Buches in diagonaler Richtung auf dem Umschlag anzubringen, denn das verrät einen schlechten Geschmack."

Nochmals „unentwegt." So von Herzen einverstanden ich auch mit den sonstigen Ausführungen des Artikelchens „Unentwegt" am Schlusse von Nr. 28 dieser Blätter bin, so kann ich doch gerade hinsichtlich des anlaßgebenden Wortes nicht zustimmen. „Unentwegt" ist weder von Johannes Scherr noch von sonst jemandem erfunden worden; es ist ganz einfach ein schweizerischer Provinzialismus, und als solcher denn doch nicht ganz unberechtigt. In einem Berglande ist es eine große Sache, wenn jemand die Gabe hat, sich nicht von seinem Wege abdrängen zu lassen, und es läßt sich sehr wohl denken, wie dieser Ausdruck so recht aus dem Volksleben heraus schließlich ein bildlicher wurde. In dieser seiner besondern Bedeutung, die in der schweizerischen Presse und in dem dortigen öffentlichen Leben auch durchaus festgehalten wird, dürfte das Wort doch wohl weder durch „beharrlich" noch durch „standhaft" ersetzt werden können; es will wieder etwas andres sagen, mit dem sich in höherem Grade als mit den beiden genannten Wörtern der Begriff eines bestimmten, unerschütterlich im Auge behaltenen Zieles verbindet. Vollkommen richtig ist es freilich, daß dieses Wort wie viele andre unsers heutigen „Zeitungsdeutsch" ohne Rücksicht auf seine besondre Bedeutung und wohl gar ohne Kenntnis derselben benutzt zu werden pflegt, und daß man es überhaupt da, wo es nicht bodenwüchsig ist, besser nicht benutzen sollte; daß es aber

in der Schweiz ein herkömmliches und in seinem besondern Sinne wohlverstandenes, darum auch (wenigstens provinziell) nicht unberechtigtes Wort ist, das wird jeder bestätigen, der einmal Gelegenheit hatte, schweizer Blätter regelmäßig zu lesen und auf das öffentliche Leben der Eidgenossenschaft sowie der Kantone einen Blick zu werfen. Gerade die Kleinlichkeit des letzteren scheint mir die häufige Anwendung dieses Wortes sehr naheliegend zu machen.

Literatur.

Les discours de M. le prince de Bismarck. Seconde édition. Volume quatrième (Kulturkampf). Berlin, Wilhelmi; Paris, Vieweg; Londres, Dulau et Cie.; Rome, Hermann Loescher et Cie., 1887.

Von den Reden des Fürsten Bismarck ist bis jetzt eine anständige deutsche Ausgabe noch nicht erschienen. Es wird keiner Ausführung bedürfen, wie schwer es zu beklagen ist, daß das deutsche Volk die Reden seines größten Staatsmannes nicht in einer Form besitzt, welche der Reden wie des Mannes würdig ist. Was bisher erschienen ist, sind entweder nur Auszüge oder Ausgaben mit kleinem Druck, mäßiger Ausstattung und ungenügender Erläuterung. Demgegenüber bildet die französische Uebersetzung eine mustergiltige Erscheinung, und der Umstand, daß das umfangreiche und kostspielige Werk bereits in zweiter Auflage vorliegt, beweist, welch dringendem Bedürfnis ein solches Unternehmen entgegenkommt. Der vorliegende vierte Band hat mit Recht die bisher innegehaltene chronologische Form verlassen; er umfaßt die Reden des Reichskanzlers aus der Zeit und dem Gebiet des Kulturkampfes. Die Veröffentlichung hat den glücklichen Zeitpunkt, an welchem nach dem eignen feierlichen Ausspruche von Papst Leo XIII. der Kampf beendet ist, gewählt. Mit dem Register enthält der stattliche Quartband 675 Seiten. Die Uebersetzung rührt von jemand her, der die französische Sprache wie die deutsche in gleicher Weise beherrscht; gegenüber der Schwierigkeit, die in dem Stoffe und in der prägnanten Redeweise des Fürsten liegt, ist die Uebersetzung gradezu mustergiltig zu nennen; sie ist bemüht, alle Schilderungen des Ausdrucks getreu wiederzugeben. Eine kurze Einleitung giebt ein Bild von dem Gange des Kulturkampfs, wobei der Verfasser merkwürdigerweise die Auffassung wiederspiegelt, wie sie in Nr. 22 der Grenzboten „Der Friede mit Rom" weiter ausgeführt ist. Jede Rede ist von Anmerkungen begleitet, welche nicht bloß einzelne Stellen erläutern, sondern oft ausführliche Darlegungen über die Veranlassung und den Gegenstand enthalten. Die Entwürfe und der Text der in Rede stehenden Gesetze, die Kundgebungen der Kurie und der Depeschenwechsel aus der Zeit des Konzils, wie er namentlich in den letzten Wochen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden ist, sind beigefügt — kurz, wir haben es hier mit einem Werke zu thun, welches jedem unentbehrlich ist, der sich über eine der denkwürdigsten Perioden der zeitgenössischen Geschichte unterrichten will. Wir können unsre Kritik nur mit der Bemerkung beschließen, daß die deutsche Lesewelt alle Veranlassung hat, die französische um dieses Buch zu beneiden.

Deutsch-national. Kolonialpolitische Aufsätze von Karl Peters. Berlin, Walther und Apolant, 1887.

Zum großen Teil aus dem Bedürfnis des Verfassers entstanden, sich und die ihm folgenden gegen Mißverständnisse und Vorwürfe zu verteidigen, ist diese Sammlung von Journalartikeln eine wertvolle Bereicherung unsers Wissens in Betreff der Ursachen und Ziele der Kolonialbewegung, die seit einiger Zeit bei

uns an der Tagesordnung ist. Dr. Peters ist einer der Führer bei einer der Richtungen, welche innerhalb derselben eingeschlagen worden sind und Erfolge aufzuweisen haben. Er ist ein Mann von Bildung, sogar philosophischer und noch mehr durch Erfahrung und Beobachtung erworbener Bildung, ebenso sehr aber ein Mann mit energischem, auf Thaten gerichtetem Willen und nur vielleicht in seinen Erwartungen etwas sanguinischer und optimistischer, als gut zu sein scheint. Wir sagen, scheint; denn in Dingen, die noch vielfach genauerer Untersuchung bedürfen, ist ein endgiltiges Urteil selbstverständlich ausgeschlossen. Anderseits aber scheinen hier Charaktere wie er, die nicht zu lange fragen und erwägen, sondern ans Handeln gehen, so lange die Gelegenheit günstig ist, besser am Platze zu sein als bedenkliche, welche über Vorbereitungen die rechte Stunde verpassen und dann erleben müssen, daß rascher entschlossene und keck zugreifende sich der Früchte bemächtigen, die der Baum trägt. Was die Form des Buches betrifft, so würde eine Verarbeitung der einzelnen Stücke zu einem organischen Ganzen mit geschickter Gruppirung besser wirken als diese Aneinanderreihung, bei der Wiederholungen nicht zu vermeiden waren; auch stört die Verschiedenheit des Tones, der bald erzählend, bald polemisch und zuweilen burschikos ist. Vieles einzelne aber ist ganz vortrefflich. Dahin gehören namentlich die Abschnitte über Deutschtum und Engländertum, die Deutschen in London, die deutsche Kolonialpolitik aus englischer Perspektive und Nationalismus und Kosmopolitismus. Recht hübsch erzählt ist auch der Verlauf der ersten Expedition, die Peters mit Jühlke und dem Grafen Pfeil nach Usagara unternahm, um dort durch Verträge mit Häuptlingen des Landes Gebiete für deutsche Kolonien zu erwerben, die, wenn nicht alles täuscht, was wir bis jetzt von ihnen wissen, eine reiche Zukunft im Schoße tragen. Wie bekannt, ist Peters vor kurzem wieder nach Ostafrika abgereist, um diese Zukunft weiter vorzubereiten, nachdem er die finanzielle Unterlage dazu mit Ausdauer und Energie gewonnen hatte. Wünschen wir dem eifrigen und gewandten Manne recht guten Erfolg, und hoffen wir, daß uns bald Meldungen zukommen, die uns sagen, daß sein Werk, dem es an Hindernissen und Gefahren nicht fehlen wird, anfängt, die Mühe zu verlohnen, die sein unzweifelhafter Patriotismus sich bisher gegeben hat.

Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft von Emanuel Herrmann. Berlin, Verein für deutsche Literatur, 1887.

Dies Buch ist eins der keineswegs häufig vorkommenden Bücher, die man von Anfang bis zu Ende mit Genuß und Belehrung lesen kann. Der Verfasser vergleicht sich einem Jäger, der vom Gebiete der Nationalökonomie aus kühne Streif- und Beutezüge ins Gebiet der Naturwissenschaft und Philosophie macht. Gerade diese Verbindung und Durchdringung der verschiednen Gebiete zeigt sich an der Hand des außerordentlich kenntnisreichen Verfassers sehr fruchtbringend, und besonders werden viele Gegenstände, die sonst unerträglich trocken und nur für den speziellen Fachgenossen genießbar sind, durch diese Art der Behandlung zu einer leichten, anmutigen Lektüre, der man dann auch leicht verzeiht, wenn einmal die Phantasie etwas zu weit über den Boden der Erfahrung hinausschweift. Der sehr reichhaltige Inhalt läßt sich nicht in wenig Worten wiedergeben. Man muß es lesen und wird sich freuen über den gesunden Standpunkt des Verfassers, der Natur- und Kulturerkenntnisse so zu vereinigen weiß, daß der Zukunft des Menschengeschlechtes mit gutem Vertrauen entgegengesehen werden kann.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Oberschlesien und seine Germanisirung.



o manchen unsrer Leser wird wohl ein gelindes Gruseln anwandeln, wenn er fern im Reiche von Oberschlesien sprechen hört. Denn unwillkürlich wird sich ihm der Gedanke von öden und wüsten Landstrichen und von einer zum Teil verkommenen und auf einer niedrigen Kulturstufe stehenden Bevölkerung aufdrängen. Nun, so schlimm wie sein Ruf ist Oberschlesien weder in Bezug auf seine Bodenbeschaffenheit noch auf seine Bewohner. Und wenn diese Behauptung nicht von einem Eingeborenen, sondern von einem Eingewanderten, der Mittel- und Norddeutschland zum großen Teile kennt, ausgesprochen wird, so dürfte sie wohl einige Glaubwürdigkeit haben. Vielmehr sind die am südlichen Fuße der Sudeten gelegenen Hügelgelände meistens von großer Fruchtbarkeit und überall landschaftlich schön, das Oderthal ist gleichfalls sehr fruchtbar, selbst auf dem verschrieenen rechten Oderufer fehlt es in der Gegend des polnisch-schlesischen Landrückens nicht an ergiebigen und schönen Landstrichen, und der oberschlesische Wald, der überall hier anzutreffen ist, erfreut sich nicht nur wegen seiner vortrefflichen Hölzer und seines schnellen Wuchses bei allen Forstleuten eines guten Rufes, sondern er kann sich auch wegen seines reichen Unterholzes mit den schönsten Nadelholzwaldungen der ganzen Monarchie messen. Nehmen wir noch hinzu die hohe Entwicklung des Bergbaues in dem sogenannten Hüttendistrikte, ein vortrefflich ausgebautes Eisenbahnnetz, wie es im Osten unsers Vaterlandes kaum wieder vorhanden ist, und eine sehr große Menge von Straßen, die den Verkehr bis nach den kleinsten Landstädten erleichtern, so wird man zugeben müssen, daß es sich in Oberschlesien immer noch leben läßt und daß das Land weit davon entfernt ist, dem Reisenden den Charakter einer öden, unwirtlichen und unkultivirten Gegend darzubieten. Freilich giebt es,

namentlich auf dem rechten Oderufer, auch öde und unfruchtbare Landstriche. Aber in welchen andern Provinzen des Ostens wären solche nicht vorhanden?

Erwägt man nun dagegen, daß dies dem Verkehre in so hohem Grade erschlossene Oberschlesien, das noch nicht 60 Kilometer von dem ganz deutschen Breslau, der zweiten Stadt des preußischen Staates, entfernt liegt, das seit dem Jahre 1163, wo es sich von der Krone Polen ablöste, unter dem deutschgesinnten Herrscherhause der Piasten stand und das seit dem Jahre 1742, also seit beinahe 150 Jahren, unausgesetzt dem Königreich Preußen angehört, in der Mehrheit seiner Bevölkerung die polnische Nationalität bewahrt hat, so wird man dies sicher als eine höchst auffallende Erscheinung ansehen, eine Erscheinung, die es verdient, daß man ihre Ursachen zu ergründen sucht.

Betrachten wir zu diesem Zwecke die Bevölkerung Oberschlesiens etwas näher, so finden wir, daß sie in nationaler Beziehung vielleicht die am meisten gemischte der ganzen preußischen Monarchie ist. In den Kreisen Neiße und Grottkau nämlich ist sie deutsch, zum größten Teile ist dies auch der Fall in den Kreisen Falkenberg und Leobschütz. In den übrigen Kreisen ist dagegen die Landbevölkerung überwiegend polnisch. Am reinsten hat sich der Charakter des Polnischen erhalten in den an Rußland grenzenden Ostkreisen Kreuzburg, Rosenberg, Lublinitz und Tarnowitz, in den an Österreich grenzenden Südostkreisen Rybnik und Pleß und in den Binnenkreisen Gleiwitz, Kosel und Groß-Strehlitz. Selbst in dem dicht an der Grenze des Regierungsbezirks Breslau gelegenen Kreise Oppeln ist rings um die Regierungshauptstadt die geschlossene Mehrheit der Landbevölkerung polnischer Zunge. In dem eigentlichen Hüttendistrikte, in den Kreisen Beuthen, Kattowitz, Zabrze und in den Kreisen Tarnowitz und Gleiwitz, soweit sie hierbei in Betracht kommen, hat der rege Verkehr, Industrie und Handel, die in den Händen der Deutschen liegen, wesentlich germanisirend eingewirkt, sodaß hier die Kenntnis des Deutschen fast größer ist, als in dem an deutsches Sprachgebiet grenzenden Kreise Neustadt. Neben dieser polnisch sprechenden Mehrheit der Bevölkerung giebt es nun aber überall mehr oder minder beträchtliche deutsche Minderheiten. In den Städten ist mit wenigen Ausnahmen die deutsche Sprache die herrschende. Es erklärt sich dies dadurch, daß, seitdem Oberschlesien unter eignen Herzögen stand, diese bestrebt waren, Deutsche aus dem Reiche in ihr Land zu ziehen, um es zu heben, und daß diese Einwanderer als Gewerbtreibende in der Regel sich in den Städten niederließen. Aber auch auf dem Lande giebt es inmitten einer polnisch sprechenden Bevölkerung zahlreiche, oft schon von Friedrich dem Großen angelegte Kolonien, die ihren deutschen Charakter und ihre deutsche Sprache bewahrt haben. Friedrich der Große hat überhaupt für die Germanisirung Oberschlesiens außer durch Anlegung von Kolonien auch sonst sehr viel gethan, und wären die von ihm eingeschlagenen Bahnen von der Staatsregierung weiter verfolgt worden, so

stünde es hier mit der Germanisirung sicher schon weit besser. Ferner befinden sich noch an der mährischen Grenze, namentlich in den Kreisen Leobschütz und Ratibor südlich von der Linie Leobschütz-Ratibor, zahlreiche mährische Dörfer, und endlich giebt es noch hie und da in Oberschlesien Kolonien, in denen Nachkommen der alten böhmischen Hussiten wohnen, die ihre böhmische Muttersprache bewahrt haben.

Ganz ebenso gemischt ist die Religion der Bewohner Oberschlesiens. Bei weitem die Mehrheit gehört der katholischen Kirche an. Wenn in der benachbarten Provinz Posen die Begriffe Deutsch und Evangelisch einerseits und Polnisch und Katholisch anderseits sich in der Regel decken, so trifft dies hier nicht zu. Denn die rein deutschen Kreise Grottkau und Neiße z. B. sind fast ganz katholisch; so sind in ersterem Kreise nur drei evangelische Schulen und im Kreise Neiße nur vier. Der Kreis Kreuzburg dagegen mit seiner überwiegend polnischen Bevölkerung ist zum größten Teil evangelisch. Sonst darf man wohl als feststehend ansehen, daß die Evangelischen in der Regel deutsch sind, während die Böhmen der reformirten Kirche angehören. Ferner befindet sich in Oberschlesien eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Altlutheranern, die meist deutscher Zunge sind. Die Mähren endlich gehören mit nur verschwindenden Ausnahmen der katholischen Kirche an.

Was die Beschäftigung der Bewohner Oberschlesiens anlangt, so ist diese, abgesehen von dem Hüttendistrikt, in dem der Bergbau und die Industrie zu hoher Blüte gelangt sind, hauptsächlich der Ackerbau. Der wirtschaftlichen Entwicklung Oberschlesiens wird sich jedoch immer der Umstand hindernd in den Weg stellen, daß ein großer Teil des Grund und Bodens im Besitz von Großgrundbesitzern ist. Ein wohlhabender Bauernstand, wie er in andern Provinzen den Kern der Landbevölkerung bildet, ist hier mit Ausnahme der Kreise Grottkau, Neiße, Leobschütz, Neustadt und Kreuzburg, in denen sich entweder gar keine oder nur wenige Großgrundbesitzer mit verhältnismäßig geringem Grundbesitz befinden, in der Regel nicht vorhanden, und der größte und wahrlich nicht der schlechteste Teil des Grund und Bodens fast in allen übrigen Kreisen gehört zum Großgrundbesitz, der wieder zum großen Teil in den Händen weniger großen Magnaten vereinigt ist. Die bäuerliche Bevölkerung dagegen besitzt in diesen Kreisen verhältnismäßig wenig und geringen Boden. Und es ist wunderbar: je schlechter und ärmer der Boden ist, desto höher sind auch gewöhnlich die infolge der Ablösung der Grundrente darauf lastenden Abgaben. Von der Not und Armut, die hier an manchen Orten herrscht, hat man wohl anderwärts kaum eine Ahnung. Giebt es doch manche Dorfschaften, deren Einwohner nicht imstande sind, ihren Kindern täglich Brot zu essen zu geben, sondern die sich jahraus jahrein meist von Suppe, Kartoffeln und Kraut ernähren müssen. Wäre nicht der Wald vorhanden, in dem die Leute als Holzschläger arbeiten und Kulturarbeiten verrichten, oder dessen Hölzer sie mit ihren armseligen Ge-

spannen abfahren, so könnten sie gar nicht bestehen. Aus jenen Gegenden stammt denn auch ein Teil der Arbeiterbevölkerung des Hüttendistrikts, und ferner ziehen alljährlich im Frühjahr Schaaren von jungen Männern und Mädchen als Arbeiter in die Rübengegenden Niederschlesiens und Sachsens, um dann im Spätherbst mit ihren sauer verdienten Ersparnissen in die Heimat zurückzukehren und hier ihre Eltern mit ihrem Verdienst zu unterstützen.

Trotzdem trennt der Oberschlesier sich schwer von der ererbten Scholle. Seine Genügsamkeit läßt ihn mit geringem Verdienst zufrieden sein, und so wandert er selten aus. Seine Genügsamkeit einerseits, seine große Frömmigkeit und sein Patriotismus anderseits sind hervorstechende Charakterzüge des Oberschlesiers. Dagegen fehlt ihm vielfach energisches Wollen und das Streben, aus eigner Kraft sich ein behaglicheres Leben zu erkämpfen. Der Oberschlesier arbeitet nicht gern mehr, als wozu ihn die Not drängt, und mit einem gewissen Fatalismus fügt er sich in das, was ihm als Verhängnis erscheint, obwohl er es, wenn er alle Kräfte anspannte, noch abwenden könnte. Wenn er nur des Lebens Notdurft hat, so ist er zufrieden und denkt nicht an die Zukunft. Es sind das freilich Eigenschaften, die mehr oder minder allen andern Angehörigen des Slawentums eigen sind. Von Natur gutmütig und bescheiden, begeht er in der Regel nur im Trunke, wozu er leider wie alle Slawen neigt, Ausschreitungen; die Sittlichkeit steht hier im allgemeinen nicht wesentlich tiefer, als in den übrigen östlichen Provinzen Preußens. Der Hüttendistrikt mit seiner bunt zusammengewürfelten und dicht gedrängt lebenden Arbeiterbevölkerung, in dem diese Verhältnisse schlimmer liegen, kann natürlich, wie alle Fabrikgegenden, keinen Maßstab für die Beurteilung der gesamten sittlichen Zustände Oberschlesiens abgeben.

Von der Staatsregierung ist viel geschehen, um die oberschlesische ärmere Bevölkerung besser zu stellen und aus ihrer Energielosigkeit aufzurütteln. Der Notstand in den siebziger Jahren hat die Staatsregierung veranlaßt, bessere Verkehrswege anzulegen und Drainage-Genossenschaften zu bilden, um die nassen Äcker zu entwässern und fruchtbarer zu machen. Flußregulirungen, Entwässerungen und Bewässerungen sind in großem Maßstabe mit bedeutenden Kosten zustande gebracht worden. Aber wenn auch viel gethan worden ist, so bleibt doch immer noch viel zu thun übrig, und der wesentlichste Anteil hierbei wird doch der Schule zufallen müssen, und dieses Ziel fällt, wie hier die Verhältnisse liegen und wie wir noch zu zeigen versuchen werden, mit den Bestrebungen zusammen, Oberschlesien der deutschen Sprache und dem Deutschtum überhaupt zu gewinnen.

Diesem Bestreben stellen sich freilich, teils aus äußern, teils aus innern Gründen, mannichfache und nicht leicht zu überwindende Schwierigkeiten entgegen. Die äußern Gründe liegen in der Armut und der geringen Leistungsfähigkeit der Bevölkerung, sowie darin, daß die Bevölkerung, namentlich in den ärmeren Gegenden, zu zerstreut wohnt.

Wie viel noch im Schulwesen zu thun übrig bleibt, dürfte am besten daraus hervorgehen, daß nach einer oberflächlichen, von der Staatsregierung angestellten Berechnung zur regelmäßigen Beschulung der schulpflichtigen Jugend Oberschlesiens noch ungefähr 750 Lehrer fehlen, und daß, trotz aller in den letzten fünfzehn Jahren errichteten Schulen, Schulwege von vier bis sechs Kilometern immer noch nicht zu den Seltenheiten gehören. Wenn auch die Staatsregierung mit nennenswertem Eifer fort und fort bestrebt ist, einerseits die überfüllten Schulen, an denen oft ein einziger Lehrer noch 150 bis 200 Kinder zu unterrichten hat, durch Gründung neuer Lehrer- und Hilfslehrerstellen besser auszustatten und anderseits neue Schulen zu gründen und mit Staatsmitteln der Unfähigkeit der Gemeinden, dies aus eignen Mitteln zu thun, zu Hilfe zu kommen, so scheitert dies Bestreben doch vielfach an der Unzulänglichkeit der staatlichen Mittel, namentlich wo es gilt, neue Schulbauten herstellen zu lassen. Denn da zur Unterstützung armer Schulgemeinden bei Schulbauten der Regierung nur ein sehr beschränkter Fonds zur Verfügung steht, so kann nur ein geringer Teil des vorhandenen Baubedürfnisses befriedigt werden. Auf der andern Seite ist der Mangel an Lehrern, namentlich an katholischen, immer noch so groß, daß, auch wenn die Mittel bereit gestellt würden, um die erforderlichen Bauten zur besseren Ausstattung der bestehenden Schulen wie zur Gründung neuer Schulen auszuführen, die Frage, wie die noch fehlenden 750 Lehrerstellen besetzt werden sollen, unbeantwortet bleibt. Man wird fragen: Warum sind denn nicht mehr Seminare errichtet worden?

Aber auch in dieser Beziehung wird man der Staatsregierung kaum einen Vorwurf machen können. Seit dem Jahre 1873 sind allein in Oberschlesien vier neue Seminare errichtet worden; keine andre Provinz des preußischen Staates ist so reich mit Seminaren ausgestattet wie Schlesien und insbesondre Oberschlesien. Während z. B. die Rheinprovinz, mit der Schlesien fast die gleiche Einwohnerzahl hat — sie zählt ebenfalls über vier Millionen Einwohner —, nur siebzehn Seminare einschließlich zweier Lehrerinnenseminare aufzuweisen hat, hat die Provinz Schlesien achtzehn Seminare für Lehrer, die zahlreichen Privatseminare für Lehrerinnen nicht mitgerechnet. Die ganze Provinz Brandenburg hat bei einer Einwohnerzahl von etwa 3 400 000 Einwohnern überhaupt nur zehn Seminare einschließlich eines Lehrerinnenseminars. In Oberschlesien sind dagegen bei einer Bevölkerung von rund 1 500 000 Einwohnern allein acht Seminare (sieben katholische und ein evangelisches) vorhanden, von denen die katholischen Seminare ihre Abiturienten nur nach Oberschlesien abgeben und das evangelische Seminar es zum überwiegenden Teile thut.

Wenn trotzdem in Oberschlesien noch Lehrermangel herrscht, so rührt dies daher, daß ein großer Teil seiner jüngeren Lehrer wegen der Schwierigkeiten, mit denen hier der Unterricht verknüpft ist, und wegen der geringeren Besoldung der Lehrerstellen, so bald er kann, besser besoldete Stellen in deutschen

Gegenden annimmt. Berlin, Breslau und der fürstbischöfliche Delegaturbezirk Berlin mit seinen katholischen Schulen in der Mark und in Pommern ziehen den größten Teil hiervon an sich. Und gerade die tüchtigeren Lehrer sind es in der Regel, die zum Schaden der oberschlesischen Schulen wenige Jahre nach ihrer Entlassung aus dem Seminar Oberschlesien den Rücken kehren. Wenn nun auch zu erwarten steht, daß dies in Zukunft nach den jüngst getroffenen Maßnahmen der Staatsregierung weniger der Fall sein dürfte, so wird dennoch lange Zeit vergehen, ehe dem Lehrermangel abgeholfen sein wird.

Eine bessere Besoldung der selbständigen Lehrerstellen und eine Verminderung der Hilfslehrerstellen (die Hilfslehrer, hier Adjuvanten genannt, beziehen nämlich außer freier Wohnung und Heizung nur 570 Mark jährliches Einkommen) würde vielleicht gegen den Weggang der jüngeren Lehrer das beste Gegenmittel sein, wenn nicht dadurch die Schullasten der Schulgemeinden beziehentlich des Staates, der vielfach aushilft, hierdurch sehr erheblich vermehrt werden würden. Eher dürfte sich am Ende doch noch die Errichtung eines oder zweier neuen katholischen Seminare empfehlen, denn der Mangel an katholischen Lehrern, der jetzt in Oberschlesien vorhanden ist, wird über kurz oder lang auch in denjenigen Gegenden zu Tage treten, die ihre Lehrerstellen bisher mit oberschlesischem Ersatz besetzt haben und ihn von hier ausdann nicht mehr erhalten können.

Die innern Schwierigkeiten, die sich der Hebung des Schulwesens bisher in den Weg gestellt haben, beruhen, abgesehen von der bereits erwähnten Überfüllung der Schulen und dem unregelmäßigen Schulbesuch, der durch die weiten und schlechten Schulwege verursacht wird, zunächst in den Sprachverhältnissen. Ehe wir diese erörtern, wollen wir uns jedoch mit der vielfach aufgestellten Behauptung, daß der schlechte Schulbesuch meist durch die Gleichgiltigkeit der Bevölkerung verursacht werde, auseinandersetzen. Wer die oberschlesischen Verhältnisse aus eigner Anschauung kennt, der wird zugeben, daß die hiesige Bevölkerung, von bitterer Not gezwungen, ihre Kinder wohl öfters zu wirtschaftlichen Verrichtungen zu Hause behält. Seitdem aber nach Aufhebung der veralteten Bestimmungen des schlesischen Schulreglements vom Jahre 1801 eine strengere Bestrafung der ungerechtfertigten Schulversäumnisse ermöglicht worden ist, hat auch dies nachgelassen, und der Schulbesuch ist wesentlich besser geworden, besser als in Posen und Westpreußen, wo schon längst schärfere Bestimmungen in Kraft waren. Und wer gesehen hat, wie auf dem Lande Kinder von acht bis zehn Jahren bei zehn Grad Kälte, dürftig gekleidet und barfuß, eine Viertelmeile weit die Schule besuchen, der wird der oberschlesischen Bevölkerung in dieser Hinsicht gewiß keine Gleichgiltigkeit mehr vorwerfen.

Nun die Sprache. Wie wir schon sahen, ist die hauptsächlichste Sprache der Landbevölkerung die polnische, aber auch die mährische und böhmische ist vorhanden, die Unterrichtssprache ist aber nur die deutsche. Nur auf der Unterstufe wird die biblische Geschichte den Kindern in der Muttersprache erteilt und

auf der Mittelstufe wird sie hierbei als verdolmetschendes Mittel gebraucht. Aber schon auf der Unterstufe soll der Kernpunkt der biblischen Geschichte von den Kindern nebenbei auch deutsch gelernt werden. Der Katechismusunterricht wird dagegen, wie jeder andre Unterrichtszweig, von allem Anfang an gleich in deutscher Sprache erteilt.

Die Schwierigkeiten, die sich hierbei für den Lehrer ergeben, sind sehr erheblich. Stellt man sich vor, daß ein großer Teil der Kleinen, die in die Schule eintreten, vorher kaum ein deutsches Wort gehört hat, und daß der Lehrer diese Kinder, die doch erst Deutsch lernen sollen, gleich deutsch unterrichten soll, erwägt man ferner die Überfüllung der Schulen, die geringe Stundenzahl, die in vielen Schulen wegen des Halbtagsunterrichts für die Unterstufe wöchentlich nur zwölf beträgt, so gewinnt man annähernd eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen hier die Lehrer zu kämpfen haben, und man kann es unter diesen Umständen eigentlich keinem jungen Lehrer verargen, wenn er eine besser besoldete und leichtere Lehrerstelle in einem andern Regierungsbezirk, sobald er sie bekommen kann, annimmt, zumal da er hier auf dem Lande vielfach auch jedes Umganges in seinem Wohnort entbehren muß, was dort in der Regel nicht der Fall ist.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist es wunderbar, was in den Schulen geleistet wird. Wo die Schulen nicht überfüllt sind, wo die Verhältnisse einen regelmäßigen Schulbesuch gestatten und wo tüchtige Lehrer wirken, da kann so manche utraquistische oberschlesische Landschule in ihrer Oberstufe mit den Leistungen rein deutscher Schulen wetteifern. Abgesehen von der harten Aussprache des Deutschen, die sich selten bei den Kindern ganz beseitigen läßt, wird auch ein Fachmann keinen wesentlichen Unterschied zwischen einer utraquistischen oberschlesischen und einer rein deutschen Schule eines andern Regierungsbezirks wahrnehmen können.

Auch in der gesamten Haltung der Kinder besteht kein wesentlicher Unterschied. Die Kinder sind reinlich und sauber, sie kommen pünktlich und regelmäßig zur Schule, sie sind lernbegierig und pflichttreu — Eigenschaften, die ihnen bei den traurigen Verhältnissen des Elternhauses erst durch die Schule beigebracht worden sind. Und selbst in den überfülltesten Schulen und unter den ungünstigsten Verhältnissen werden die Kinder doch dahin gebracht, daß sie bei ihrer Entlassung Deutsch verstehen und sich mündlich wie schriftlich, wenn auch nicht frei von Polonismen, auszudrücken vermögen.

Das Verdienst, daß dies überhaupt erreicht wird, ist der Schulverwaltung zuzuschreiben, die unausgesetzt seit dem Jahre 1873 einerseits durch Verbesserung der Unterrichtsmethode in den Seminaren und durch Einrichtung methodologischer Kurse zur weiteren Ausbildung von älteren und weniger befähigten Lehrern an utraquistischen Schulen, anderseits durch eine ununterbrochene scharfe Beaufsichtigung der Schulen durch das Schulaufsichtspersonal

(es sind allein in Oberschlesien jetzt vierunddreißig ständige Kreisschulinspektoren und nur drei Kreisschulinspektoren im Nebenamt thätig), und ferner durch Errichtung neuer Schulen und durch Gründung neuer Klassen an überfüllten Schulen für die Hebung des Schulwesens bedacht gewesen ist. Es ist dies aber auch nicht zum geringsten Teile ein Verdienst der oberschlesischen Lehrerschaft, die in ihrer Gesamtheit den Absichten der Regierung gewissenhaft und pflichttreu nachgekommen ist.

Ehe wir die Verhältnisse schildern, die sich der in der Schule begonnenen Germanisirung Oberschlesiens jetzt noch hindernd in den Weg stellen, wollen wir noch in der Kürze die Maßnahmen der Staatsregierung zu begründen suchen, um deretwillen seit dem Jahre 1873 in den Schulen die deutsche Sprache als die Unterrichtssprache eingeführt und die polnische und mährische lediglich auf den Religionsunterricht der Unterstufe beschränkt worden ist. Die Gründe hierfür sind im wesentlichen dieselben, wie sie die Festsetzung ähnlicher Bestimmungen in den Provinzen Posen, Westpreußen und Ostpreußen gegenüber der polnischen, masurischen und litauischen Sprache verursacht haben. Sie sind zunächst rein pädagogischer Art und gehen aus von den Schwierigkeiten, die dem Unterricht in der Volksschule dadurch erwuchsen, daß gewissermaßen zwei gleichberechtigte Unterrichtssprachen (deutsch und polnisch oder mährisch, masurisch, littauisch) neben einander bestanden, und daß wegen der Kürze der wöchentlichen Unterrichtszeit und der Menge der zu bewältigenden Unterrichtsfächer bei dieser Zweiheit der Unterrichtssprachen in keiner Sprache und in keinem einzigen Fache etwas Ordentliches sich erreichen ließ, und daß natürlich wegen Vorliebe der Schuljugend und vielfach auch der Lehrer für ihre Muttersprache, wenn eine der beiden Sprachen zu kurz kam, es in der Regel die deutsche war.

Nun ist aber unzweifelhaft die deutsche Sprache für alle Angehörigen des großen deutschen Reiches eine weit wichtigere Sprache als Polnisch, Mährisch, Masurisch oder Litauisch. Denn wer die deutsche Sprache vollständig beherrscht, findet im ganzen deutschen Reiche und weit darüber hinaus leicht sein Fortkommen, während das Polnische, Mährische, Masurische oder Littauische nur einen beschränkteren Geltungsbereich hat. Man sage nicht, daß dieser Grund nicht stichhaltig sei. Wer in gemischtsprachigen Bezirken gelebt hat, wird es wiederholt erfahren haben, daß der polnische Arbeiter, der des Deutschen mächtig ist, fast immer den Vorzug vor demjenigen erhält, der nur polnisch spricht. Denn nicht nur zur Anstellung bei allen Behörden ist die mündliche und schriftliche Kenntnis der deutschen Sprache unerläßlich, auch in den meisten Privatstellungen, die sich über die Stufe der gewöhnlichen Handarbeit erheben, ist dies der Fall.

Erwägt man nun ferner noch die Schwierigkeiten, die sich für eine Schule dadurch ergeben, daß in ihr, wie es in den sprachlich gemischten Bezirken nicht

zu den Seltenheiten gehört, die einzelnen Schüler fast zu gleichen Teilen nicht zwei, sondern drei Muttersprachen angehören, also z. B. deutsch, polnisch und mährisch sprechen, so wird man anerkennen müssen, daß die Lösung der Frage, in welcher Sprache in einer Schule unterrichtet werden soll, dadurch am besten geregelt worden ist, daß die deutsche Sprache als Unterrichtssprache hingestellt worden ist.

Die Sprache ist nun aber das ureigenste Produkt des Geistes und Lebens eines Volkes. Sie ist ein treues Abbild seines Charakters und seines ganzen Wesens. Sie ist das festeste Band, welches die einzelnen Glieder eines Volkes zu einem Ganzen vereinigt. Mit der Aneignung der deutschen Sprache werden also auch die ursprünglich nicht deutsch sprechenden Angehörigen des preußischen Staates, hier also die Oberschlesier, am sichersten und dauerhaftesten deutscher Gesinnung, deutscher Kultur und deutschen Wesens teilhaftig werden, und hieraus ergiebt sich die hohe Bedeutung der politischen Gründe, um deretwillen die Anordnung getroffen worden ist, die deutsche Sprache als Unterrichtssprache zu bestimmen.

Nachdem seit Ende der fünfziger Jahre das Nationalitätsprinzip so große Bedeutung im Leben der Völker und in der Politik erlangt hat, kann es keinem Staate mehr gleichgiltig sein, ob seine Unterthanen einer oder mehreren Sprachen angehören. Die Vorgänge in der österreichisch-ungarischen Monarchie dürften in dieser Beziehung auch für den sorglosesten Politiker belehrend sein. Das Ringen und Kämpfen der verschiednen Nationalitäten dieser vielsprachigen Staatenverbindung um Gleichberechtigung ihrer Muttersprachen in der Schule, im Staate und im Heere hat für die Festigkeit des Ganzen doch seine großen Bedenken, und wäre nicht in der Liebe zu dem angestammten Kaiserhause ein Mittelpunkt vorhanden, der die auseinandergehenden Bestrebungen des Nationalitätsprinzips zum Teil aufhöbe, so würde man für das Bestehen der Gesamtmonarchie schon jetzt ernstlich bangen müssen. (Schluß folgt.)



Volapük.

Von Paul Mitzschke.

(Schluß.)



ekundet schon das Wagestück, eine neue Sprache auszusinnen, an und für sich mangelndes Verständnis der Grundbedingungen des sprachlichen Organismus, so zeigt sich auch an der Ausführung des Versuchs im einzelnen fast allenthalben Unbekanntschaft mit den sprachwissenschaftlichen Forschungsergebnissen, deren Beachtung manches Gebrechen hätte fernhalten können. Mag immerhin Herr Schleyer

an praktischer Sprachkenntnis ein zweiter Mithridates oder Mezzofanti sein, in den Geist der Sprache und der Sprachen ist er nicht eingedrungen, alles trägt bei ihm einen groben, äußerlichen, mechanischen Charakter. Der Wortschatz ist wesentlich aus sechs Sprachen, insbesondre aus Englisch, Deutsch, Französisch und Latein, zusammengesetzt. Aber wie!

Sechs Sprachen hat ein Pfiffikus
Durch die Retort' getrieben —
Zum Teufel ist der Spiritus
Und Volapük geblieben!

Doch dieser chemische Vergleich ist zu zahm. Herr Schleyer hat anscheinend den Prokrustes nachgeahmt, der bekanntlich seine hochgewachsenen Gäste in eine winzige Bettstelle zwang und ihnen von ihrer Länge mittels eines Beiles soviel abhackte, daß sie in dem Behältnis Platz fanden, den kurzen aber in einer langen Bettstelle die Glieder verrenkte und ausrenkte, bis sie oben und unten anstießen. Nur eine kleine Reihe von Wörtern hat unverändert im Volapük Aufnahme gefunden, die meisten passen nicht in die Bettstelle und werden teils gestreckt, teils verstümmelt. Aus Milch wird milig, aus gut gudik, aus März mäzul, aus West vesüd. Das Hauptverfahren besteht jedoch in einer barbarischen Anwendung von Säge und Messer. Die englischen Wörter lady, speek und world z. B. beschneidet Herr Schleyer zu läd, pük und vol; aus den französischen révolution, université, appétit und animal wird durch Zerfleischung volut, niver, pötüt und nim gebildet; die lateinischen Worte tabula, flumen und campus müssen sich die Verstümmelung zu tab, flum und kam gefallen lassen; aus dem deutschen Forst, Stroh und Trinker werden die volapükischen Formen fot, stol und dlinel zusammengehauen. Gewiß ist es recht bequem und fördert das Erfindungsgeschäft außerordentlich, wenn man, statt einen eignen Sprachschatz mühevoll auszusinnen, allenthalben Anleihen macht und mit dem Zusammengerafften nach Willkür verfährt, aber wer hat denn Herrn Schleyer das Recht gegeben, so brutal*) und vandalistisch mit dem Gute fremder Organismen umzuspringen? Niemand, und es besitzt auch schlechterdings niemand eine Befugnis zur Gestattung solcher Missethaten. Da hört man nun oft von Anhängern des Volapük den Einwurf, die Stenographie beschneide doch auch erbarmungslos die altehrwürdigen Schriftzüge, um aus dem verstümmelten Material flüchtige und bequeme Wortbilder zu gestalten, ohne daß ihr jemals ein Vorwurf daraus gemacht werde. Ganz richtig! Aber wer sich mit diesem Hinweis den Rücken decken will, zeigt aufs neue, daß ihm das Wesen der Sprache ein versiegeltes Buch geblieben ist. Wie kann man in Bezug auf Entstehung den natürlich erwachsenen Organismus der Sprache vergleichen mit

*) Diesen Ausdruck hat ein begeisterter Anhänger des Volapük in einer Entgegnung an Professor G. Meyer selbst gebraucht.

dem durch menschlichen Scharfsinn erdachten Mechanismus der Schrift! Es gehört die volle Sprachabgestorbenheit eines unempfindlichen Volapükschwärmers dazu, um hierin eine Parallele zwischen Schrift und Sprache zu ziehen. Während von einem Spracherfinder nirgends die Rede ist, wissen Sage und Geschichte bei verschiedenen Völkern Schrifterfinder oder Schriftanpasser namhaft zu machen, z. B. Theuth (Ägypten), Kadmos (Griechenland), Fohi (China), Miesrop (Armenien), Wulfila (Goten) u. s. w. Die Sprache entwickelt sich auf natürliche Weise von selbst weiter, die Schrift kann ohne markirtes Eingreifen des Einzelnen oder einer Körperschaft von dem Punkte, auf den sie einmal gesetzt wurde, nicht fortkommen, sondern bleibt starr und unbeweglich stehen. Daraus ergiebt sich der Zwiespalt zwischen Schrift und Sprache, die, anfänglich auf Übereinstimmung berechnet, allmählich auseinandergehen, wodurch von Zeit zu Zeit eine Nachschiebung der Schrift auf den fortgeschrittenen Standpunkt der Sprache nötig wird, wenn nicht so heillose Zustände der Rechtschreibung entstehen sollen, wie z. B. in England. Was bei der Schrift mit Fug und Recht geschehen kann, wird, an der Sprache vorgenommen, zum unverantwortlichen Frevel.

So gleicht das Volapük nach seiner äußern Zusammensetzung etwa jenem Mißgebilde, welches Horaz im Anfange der Ars poetica beschreibt: Menschenkopf, Pferdehals, Vogelgefieder, Gliedmaßen aller möglichen Tiere, Fischschwanz. Spectatum admissi risum teneatis amici? Daß im Innern eines derartig zusammengeflickten Dinges mit dem Fabrikstempel „Opportunität" irgendein Geist regieren könne, ist von vornherein ausgeschlossen. Nur eine einzige Idee ist vorhanden, und diese muß denn in mehrfacher Anwendung als Agens dienen, um das Volapükphantom zu einem Scheinleben zu galvanisiren. Herr Schleyer verwendet nämlich die Vokalreihe a, e, i, o, u am Schlusse der Substantiva zur Bezeichnung der Kasus, als Vorschlag bei den Verben zum Ausdrucke der Tempora. Thatsächlich ist diese Verwertung der Vokalreihe und das vorausgesetzte p zur Kennzeichnung des Passivs das einzige unantastbare Originelle im Volapük.

Es läßt sich gar nicht bestreiten, daß aus der Durchführung dieser Idee mehrere wichtige und schätzenswerte Eigenschaften hervorgehen. Zunächst fällt die Regelmäßigkeit und Einheitlichkeit der Formenlehre in die Augen; eine völlige Ausnahmelosigkeit, wie man sie bei einer künstlich verfertigten Sprache doch wohl verlangen könnte, hat Herr Schleyer nicht erreicht.*) Und aus der Gleichförmigkeit entspringt wieder die Leichtigkeit des Erlernens. Indessen bedarf es znm Besitze solcher Vorzüge gar nicht des Erfinderschweißes, man braucht nur hineinzugreifen in das volle Völkerleben, um der gleichen Annehmlichkeit am

*) Es wird z. B. der Vokativ nicht durch Anfügung, sondern durch Vorsetzung von o, das Imperfektum durch Vorschlag nicht von a, sondern von ä gebildet.

lebendigen Organismus sich freuen zu können. Die Sprache der Eskimos hat im nordischen Stillleben sich eine unübertreffliche Ausnahmelosigkeit bewahrt, und das Malaiische verfügt infolge großartiger Einfachheit der Formenlehre über eine Erlernbarkeit, die sich an Leichtigkeit der volapükischen getrost an die Seite stellen kann.

Übrigens muß hier nachdrücklichst betont werden, daß die Aneignung des Volapük denn doch nicht so spielend geschieht, wie oft behauptet wird. Die Regeln der Deklination, Konjugation, Steigerung und sonstigen Ableitung werden im Volapük allerdings wegen ihrer Einheitlichkeit schneller bewältigt als z. B. in den modernen Kultursprachen, indessen bedarf es zur Aneignung des Wortschatzes wesentlich desselben Fleißes und derselben Ausdauer wie bei jeder andern Sprache. Wenn die Anhänger des Volapük eine leichtere Erlernbarkeit desselben auch hinsichtlich der copia vocabulorum in Anspruch nehmen und mit dem Hinweis auf die Entstehung der Wörter begründen, so beruht das eitel auf Selbsttäuschung. Niemand kann vorauswissen, aus welcher von den sechs darleihenden Sprachen das Gutdünken des Herrn Schleyer ein Wort entnommen hat, und wenn man dies auch wüßte, so giebt es wiederum keine bestimmte Antwort auf die Frage: In welcher Weise hat das Schleyersche Beil jenes Wort für Volapük passend zusammengehauen? Sonach ist eine Erleichterung nicht einmal für Kenner einer oder mehrerer der sechs Sprachen, geschweige denn für andre Leute vorhanden; die Aufgabe gedächtnismäßiger Aneignung ist hier die gleiche wie bei allen fremden Sprachen.

Als dritter Vorzug des Volapük pflegt die gedrungene Kürze hervorgehoben zu werden. Aber gerade hierin offenbart sich zugleich eine bedenkliche Schwäche, die der kundige Sprachforscher würde vermieden haben. Dadurch, daß in vorgesetzte und angehängte Silben die wichtigsten Beziehungen gepackt und hineingeheimnißt werden, entsteht notwendig eine unbehilfliche Schwerfälligkeit der Formen und eine empfindliche Schädigung der Übersichtlichkeit sowohl wie der Verständlichkeit. In der ganzen Sprachentwicklung läßt sich als leitender Gedanke das Streben nach Erleichterung wahrnehmen. Die anfänglichen gedrungenen Formen wurden als zu schwer, unbequem und undurchsichtig allmählich abgeschliffen, man drückte die Beziehungen nicht mehr durch Anhängsel, sondern durch besondre Wörter und zusammengesetzte Formen aus, was den Ausdruck wesentlich erleichtert und verständlicher macht, wenn auch auf Kosten der weniger bedeutsamen Kürze. Ja es läßt sich wohl behaupten, daß diejenigen Sprachen, welche durch das Streben nach Erleichterung am meisten verfallen sind, sich auch zur besten Handlichkeit und größten Tauglichkeit für den Verkehr abgeschliffen haben. Das Persische z. B. und das Englische, zwei der meistgebrauchten Sprachen der Welt, haben sich der Flexion fast ganz entledigt. Indem Herr Schleyer die weise Lehre, welche in dem Gange der Sprachgeschichte enthalten ist, unbeachtet ließ und sein Volapük ganz an

den Anfang sprachlicher Entwicklung setzte, statt es aus möglichst abgeschliffenem und widerstandsfähigem Material zu bilden, hat er die Gefahr auseinanderlaufender Wandlungen unbedacht vergrößert und seiner Geschicklichkeit nicht eben das beste Zeugnis ausgestellt. Eine lateinische Form wie laudabantur ist gewiß einfach, kurz und bezeichnend, und doch hat das Bedürfnis nach Erleichterung und größerer Verständlichkeit im Französischen das längere ils étaient loués dafür zurecht gemacht. Es kann darum nicht zweifelhaft sein, wohin die Entscheidung sich neigen muß, wenn für den Weltverkehr die Wahl z. B. gestellt ist zwischen

Latein: laudabantur,	und	Deutsch: sie wurden gelobt,
Volapük: päloboms,		Englisch: they were praised,
		Französisch: ils étaient loués.

Sehr wunderbar müßte es zugehen, wenn neben den mancherlei sonstigen Verbesserungs- und Änderungsvorschlägen über kurz oder lang nicht auch der hervorträte, die Flexion im Volapük möglichst abzuschaffen und dafür Präpositionen oder zusammengesetzte Formen anzuwenden. Ob freilich päloboms sich etwa zu oms äbin päloböl umwandeln könne, ohne daß der gebrechliche Volapükmechanismus bei dem Eingriff in einen wüsten Trümmerhaufen zusammensinken würde, steht auf einem andern Blatte.

Die äußerliche Betonungsregel, nach welcher der Wortaccent nicht auf die Stammsilbe, sondern beständig auf die letzte Silbe des Wortes fällt und diese dehnt, ist kaum eine glückliche zu nennen, denn sie kann beim Sprechen leicht dahin führen, daß durch Zurücktreten und Verschlucken des meist einsilbigen Stammes die begriffliche Hauptsache schwindet und dadurch natürlich das Verständnis beeinträchtigt wird. Da jedoch die Sprache Schleyers vielmehr eine geschriebene als einen gesprochene werden soll, so ist dieses Bedenken von geringerer Bedeutung.

Schwerer fällt in die Wagschale der schwankende Charakter mancher Regeln, deren unbestimmte Fassung nicht allein unpädagogisch ist, sondern auch verhängnisvoll werden muß für die Einheit des Volapük. Nur drakonische Strenge in den Regeln, die jedes Entweder-Oder ausschließt, würde bei einer künstlich verfertigten Sprache die Einheit erhalten können, und es war deshalb unvorsichtig von Herrn Schleyer, so mancherlei dubia im Volapük zu lassen. Die libertas in dubiis öffnet bei einem von Volksseele nicht getragenen Sprachfabrikat willkürlichen Auslegungen und Änderungsgelüsten Thür und Thor, wie die Erfahrung während der wenigen Lebensjahre des Volapük schon sattsam bewiesen hat.

Über den vielgerühmten Wohlklang des Volapük läßt sich je nach der Landsmannschaft des Beurteilers sehr streiten. Die Völker gehen in der Geschmacksrichtung ebensosehr auseinander wie die Einzelwesen — de gustibus non est disputandum. Jedenfalls genügt die Thatsache, daß in Kroatien schon

eine besondre Schrift mit Vorschlägen zur Herbeiführung größeren Wohlklanges im Volapük erschienen ist, als Beweis dafür, wie wenig der gepriesene Wohllaut Anerkennung findet. Darüber kann man sich aber leicht trösten. Denn allen hierin zu gefallen gehört zu den Unmöglichkeiten, und schließlich ist dieser Punkt ein sehr nebensächlicher, in dem man gern geringere Anforderungen stellen wird, wenn nur die Formen leicht aussprechbar und mundgerecht sind. Letzteres ist jedoch nicht durchgehends der Fall. Aus zarter Rücksicht auf die Chinesen, deren Eintreten in den Weltverkehr sich vorbereitet, hat Herr Schleyer zwar den Laut r aus dem Volapük vollständig verbannt und dadurch die bezopften Söhne des Reiches der Mitte sich unzweifelhaft zu großem Danke verpflichtet, aber daß z. B. die Umlaute ä, ö und ü, welche eine außerordentliche Rolle im Volapük spielen, mehreren unsrer kultivirtesten Nachbarn, die auf Rücksicht gewiß größern Anspruch hätten, mindestens die gleichen Schwierigkeiten verursachen, scheint Herr Schleyer nicht bedacht zu haben. Und das harte Zusammentreffen mehrerer Konsonanten, welches gar nicht so selten ist, dient auch nicht dazu, dem Volapük das Gepräge des Mundgerechten aufzudrücken. Formen wie balsnalik (zehnmalig), löfomsok (sie lieben sich), dlinobsöd (laßt uns trinken), gleflens (Busenfreunde), idlefomsla (sie hätten getroffen) können kaum als glatte, leicht aussprechbare bezeichnet werden.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten der Schleyerschen Sprache genauer einzugehen, die erörterten allgemeinen Gesichtspunkte dürften zur Abgabe eines begründeten Urteils ausreichen. Gleich all seinen Vorgängern verdient das Volapük Beachtung als ein wohlgemeinter Versuch, das Menschengeschlecht bei Erfüllung seiner Arbeiten und Aufgaben zu fördern, zu unterstützen. Volapük besitzt auch trotz seiner Geistlosigkeit manche Vorzüge, welche den früheren Weltsprachsystemen abgehen, und bezeichnet somit einen gewissen Fortschritt. Es teilt aber mit den älteren Versuchen den verhängnisvollen Fehler der Unnatur, der Gemachtheit, und wird deshalb den ernstlichen Wettbewerb mit natürlich erwachsenen und lebendig sich fortentwickelnden Sprachen nicht durchführen können. Die Wissenschaft zunächst müßte in eine bedauerliche Tiefe hinabsinken, ehe sie sich dazu hergeben könnte, auf den wackeligen internationalen Volapükstelzen unbeholfen umherzuspazieren, statt sich der gesunden, wenn auch nicht so weit ausschreitenden Beine einer nationalen Natursprache mit Sicherheit zu bedienen. Es wäre geradezu eine Beleidigung der Wissenschaft, wenn man ihr zutraute, sie könne sich einmal soweit vergessen, das Schleyersche Fabrikat zu ihrem amtlichen Organe zu wählen. Ist aber das große Gebiet der Wissenschaft einer would-be-Weltsprache verschlossen, so hat diese überhaupt keinen Anspruch mehr auf den Namen einer Weltsprache. Was sodann den mündlichen Gebrauch bei Reisen in fremden Ländern betrifft, so wird es nach menschlicher Voraussicht bei Erhebung selbst der denkbar leichtesten Sprache zum Weltverständigungsmittel niemals dahin kommen, daß alle Leute, mit welchen ein

Reisender in Berührung treten kann, jene Weltsprache verstehen. Nach wie vor wird man bei der Absicht längeren Aufenthaltes die Landessprache studiren müssen, ohne deren Kenntnis ein wesentlicher Teil des Volkscharakters sich der Beobachtung entzieht. Für den gewöhnlichen leichten Verkehr wäre der Gebrauch einer Weltsprache gewiß ein großer Gewinn, aber nur ungenügende Vertrautheit mit den Verhältnissen oder Selbsttäuschung kann zu der wunderlichen Annahme gelangen, daß z. B. der Khedive dem haltlosen Volapük vor einer der festbegründeten abendländischen Kultursprachen den Vorzug geben werde, wenn es sich in Ägypten einmal um Beförderung einer weiter verständlichen Sprache handelte. Oder meint man, der Sultan von Sansibar, der Emir von Afghanistan und der König der Sandwichinseln würden sich einmal bewogen fühlen, zur Förderung des Verkehrs in ihren Landen nicht etwa das Englische oder das Russische oder eine andre wichtige europäische Sprache zu empfehlen, sondern Volapük? Credat Judaeus Apella!

Bis zu welchem Grade der Blindheit und Mißachtung aller thatsächlichen Verhältnisse die Volapükschwärmerei trotzdem gediehen ist, mag der Umstand zeigen, daß vor kurzem die Lausanner Revue ihre Spalten dem Vorschlage öffnete, die Schweizer Bundesbehörden möchten ihre Erlasse und Verfügungen künftig nicht mehr deutsch, französisch, italienisch kundgeben, sondern in Volapük! Armes Schweizervolk, das für drei durchgeistigte Sprachen das Danaergeschenk der dilettantischen Volapükgleichmacherei erhalten soll! Wäre die Auslassung nicht so verteufelt ernst gehalten, man möchte sie für einen schlechten Hundstagsferienspaß halten.

Was bleibt nun aber nach Wegnahme der erwähnten Gebiete für Volapük als Wirkungskreis eigentlich noch übrig? Einzig und allein der zwischenstaatliche Briefwechsel. Aber auch dieser kommt nur zum Teil in Berücksichtigung, denn die Diplomatie hat ihre eignen Verkehrsgrundsätze gebildet, welche sie zum Besten von Volapük schwerlich aufgeben wird, der Familienbriefwechsel über Land und Meer bewegt sich in der gemeinsamen Muttersprache, bedarf daher eines Weltorganes nicht, und der Gedankenaustausch zwischen Gelehrten verschiedner Länder kann aus den früher entwickelten Gründen einer gemachten Sprache nicht anheimfallen. So bleibt als Angriffsobjekt für Volapük in der Hauptsache der große internationale Geschäfts- und Handelsverkehr bestehen, und es scheint in der That, als ob in den Kreisen des Kaufmannsstandes, der wohl auch unsichre Gewinnaussichten nicht zurückweist, die Teilnahme für Schleyers Erfindung am größten sei, die Lohe der Begeisterung am glühendsten emporzüngele. Man empfindet dort angesichts des wachsenden Weltverkehrs, dem sich jetzt Mittelafrika, Sibirien, China, Japan und andre Länder überraschend schnell erschließen, das Bedürfnis eines allgemeinen Verständigungsmittels wohl am stärksten, sieht die Vorteile eines solchen am deutlichsten und wirft sich deshalb, ohne sich der Schattenseiten und Nachteile bewußt zu werden,

dem als Erlöser angepriesenen Volapük in die liebevoll geöffneten Arme. Man muß jedoch abwarten, ob dieser Zustand von Dauer sein wird, auch nachdem der erste Rausch verflogen ist. Das Feuer aufflammender Begeisterung schlägt zwar turmhoch empor, aber wer mag beweisen, daß es kein Strohfeuer ist, und wer für dessen dauernde Unterhaltung sorgen, wenn sich nach etlichen Jahren herausstellt, daß man sich in Wesen und Fähigkeiten des Volapük geirrt hat, und daß man auch noch nicht sobald en volapükisant durch die ganze Welt hin werde schreiben oder gar reisen können? Da könnte der Rückschlag sich empfindlich bemerkbar machen, indem man Volapük Volapük sein läßt und die weggelegten Grammatiken der modernen Kultursprachen wieder aus der Ecke hervorholt, um in deren Studium Vergessenheit zu suchen für den Zeitverlust, den die abenteuerliche Fahrt im Volapükkarren verursacht hat. Gelingt es der Schleyerschen Sprache nicht, sich dauernd auf dem Gebiete des Welthandels festzusetzen und auszubreiten, so ist der Volapükwagen auf der einzigen fahrbaren Strecke als verunglückt zu betrachten. Dann kommen vielleicht wie einst nach Phaethons Untergang mitleidige Nymphen und setzen dem Gestürzten einen Denkstein mit der Inschrift:

HIC · SITUS · EST · VOLAPÜK · SERMO · TRUX · RUSTICITATE ·
IMPERIUM · PETIIT · MUNDI · VERUM · EXCIDIT · AUSIS ·

Wir müssen nach dem bisher Erörterten zu dem Schlusse kommen, daß dem Volapükmechanismus diejenige Festigkeit, Leistungskraft und Entwicklungsfähigkeit abgeht, welche zur Durchführung der Rolle eines wirklichen Weltverständigungsmittels nötig ist. Jeder andern künstlich verfertigten Sprache wird das gleiche Schicksal beschieden sein. Wenn nun, wie nicht zu leugnen ist, das Bedürfnis nach einer Weltsprache in jenem eingeschränkten Sinne besteht, aber durch einen künstlichen Mechanismus nicht befriedigt werden kann, sollte da keiner von den vorhandenen Sprachorganismen imstande sein, rettend einzuspringen? Und giebt die Natur uns ein passendes Werkzeug in die Hand, wozu bedarf es da überhaupt der Erfindungsarbeit? Ist es nicht der vernunftgemäßere Weg, zunächst unter den vorhandenen Mitteln Umschau zu halten und erst dann die Kunst eintreten zu lassen, wenn die Natur versagt? Käme es bei einer Weltsprache bloß auf leichte Erlernbarkeit und Regelmäßigkeit an, so könnte man unbedenklich die Eskimosprache oder das Malaiische auf den Thron setzen. Die ungeheure Lächerlichkeit des bloßen Gedankens, die Sprache der Eskimos als Weltsprache einführen zu wollen, muß es aber auch einem Kurzsichtigen klar machen, daß noch andre wichtige Erfordernisse Berücksichtigung verlangen. Neben der Leichtigkeit des Erlernens steht zunächst widerstandsfähige Abgeschliffenheit und Mundgerechtheit. Sodann muß eine Bewerberin um die Weltsprachenwürde sich darüber schon ausgewiesen haben, daß sie vollständig ausgebildet und fähig ist, alle menschlichen Gedanken in Wissenschaft, Kunst, Industrie, Handel u. s. w. zuverlässig und deutlich wiederzugeben. Ferner

darf die zukünftige Weltsprache eines starken Rückgrates nicht entbehren, d. h. sie muß von einer möglichst zahlreichen Bevölkerung als Muttersprache geredet werden, weil darin nicht allein eine Vorbereitung und Berechtigung zur Weltherrschaft liegt, sondern auch eine starke Gewähr für kräftige natürliche Fortentwicklung, die den neu auftauchenden Bedürfnissen sogleich Genüge schafft. Endlich hat die abendländische Kultur, aus deren weiterem Vordringen das Bedürfnis eines allgemeinen Verständigungsmittels wesentlich entsprungen ist, begründeten Anspruch darauf, daß ihren Sprachen ein Vorrecht eingeräumt wird, selbst wenn eine orientalische Sprache in diesem oder jenem Punkte brauchbarer sein sollte. Mit der angedeuteten Möglichkeit haben wir aber gar nicht zu rechnen, denn beim Zusammenfassen aller Bedingungen können überhaupt nur wenige europäische, keine morgenländischen Sprachen zur Wahl gestellt werden.

Es genügen alles in allem genommen den Anforderungen am meisten folgende vier Sprachen: Englisch, Spanisch, Deutsch, Französisch. Man wird vielleicht zuerst geneigt sein, dem Französischen die Krone zu erteilen, weil es neben der natürlichen Ausbreitung durch seine Eleganz und Bestimmtheit in der ganzen gebildeten Welt zahlreiche Kenner gewonnen hat und in der Diplomatie immer noch, wenn auch nicht mehr so ausschließlich wie früher, zur Anwendung gelangt. Indessen besitzt die Sprache der Franzosen trotz ihrer Abgeschliffenheit eine solche Menge von grammatischen Feinheiten und Spitzfindigkeiten, daß ihre Erlernung für den Weltverkehr als zu schwierig erachtet werden muß.

Dem deutschen Vaterlandsbewußtsein würde es eine Befriedigung gewähren, wenn wir sagen könnten, unsre Muttersprache besäße alle Eigenschaften zur Weltsprache. Solche Wünsche dürfen uns jedoch nicht blind dafür machen, daß das Deutsche, wenn es auch größere natürliche Verbreitung besitzt als das Französische, nicht abgeschliffen genug, zu schwer erlernbar und zu hart für die Aussprache*) ist, um erfolgreich an dem Weltsprach-Wettbewerb teilzunehmen. Wir geben uns zufrieden mit der Weltliteraturrolle des Deutschen, welches in Befolgung eines Goethischen Ausspruches thatsächlich schon das Beste aus allen Literaturen der Welt übersetzungsmäßig an sich gebracht hat und in dieser Hinsicht seine Kreise immer weiter ausdehnt.

Nicht viel anders steht es mit dem Spanischen. Die Sprache der Kastilier verfügt gewiß über viele Vorzüge: weiter verbreitet als die deutsche, bietet sie für die Erlernung keine erheblichen Schwierigkeiten und besitzt neben Mundgerechtheit einen männlich schönen Wohllaut. Dennoch kann sie die zugedachte Rolle nicht spielen, weil sie noch zu viel von Flexion besitzt, also zu wenig

*) Die Eingebornen Nordamerikas bezeichnen uns Deutsche im Vergleiche zu den andern Eingewanderten gern als „die Männer mit der rauhen Sprache.“

abgeschliffen ist; auch hat sie nicht die große Klarheit und Bestimmtheit z. B. des Französischen und ist vielleicht noch nicht genügend nach allen Seiten des menschlichen Gedankenkreises hin ausgebildet und erprobt.

So bleibt uns allein das Englische übrig, und diesem wird sich die Palme nicht vorenthalten lassen. Seine Erlernbarkeit ist leicht, durch unvergleichliche Abgeschliffenheit hat es widerstandsfähige Handlichkeit erworben und zeichnet sich bei großem Reichtume des Wortschatzes durch Kürze und Gedrungenheit aus wie keine zweite europäische Sprache.*) Daß es mundgerecht ist, kann auch nicht in Abrede gestellt werden, denn alle kultivirten und unkultivirten Völker, mit denen die Briten in Berührung getreten sind, können das Englische leicht nachsprechen. Die Grammatik ist klar und durchsichtig, die Brauchbarkeit der Sprache in allen Gebieten menschlichen Denkens durch eine mehr als dreihundertjährige Literatur unzweifelhaft erwiesen. Viele Millionen Menschen in allen fünf Erdteilen sprechen das Englische als Muttersprache, und es kann ihm in dieser Hinsicht keine andre europäische Sprache an die Seite treten. Sonach entspricht das Englische den gestellten Anforderungen am vollständigsten, und es bedürfte nur der Beseitigung einer garstigen Schwäche, um die letzten Bedenken zu verscheuchen. Dieser Fehler ist die geradezu entsetzliche Orthographie, bei deren Regellosigkeit der Lernende doppelt wieder zusetzen muß, was er infolge der grammatischen Leichtigkeit an Zeit gewonnen hat. So lange die orthographische Nacht Großbritanniens noch nicht ihren Tag erfährt, wird der allgemeinen Anerkennung des Englischen als Weltsprache ein schweres, wennschon nur äußerliches Hindernis im Wege stehen. Aber die Dämmerung ist bereits angebrochen. Der vormalige Lehrer Isaak Pitman in Bath hat schon vor fünfzig Jahren ein einfaches und praktisches System der englischen Rechtschreibung erfunden, das unter möglichster Anlehnung an das alte lautgetreu schreibt und alle Schwierigkeiten mit einem Schlage verschwinden läßt. Jedermann, der die gewöhnliche englische Orthographie gelernt hat, wird einen Text in Pitmanscher „Phonographie" sofort und ohne nennenswerten Anstoß vom Blatte lesen, obgleich Pitman für die eigentümlichen Laute der englischen Sprache einige neue, aber dem Charakter der alten Schrift gut angepaßte Zeichen eingeführt hat. Zur Erleichterung des Überganges ist auch eine Mittelstufe geschaffen worden, die ohne den Gebrauch neuer Zeichen nur durch geregelte Anwendung des bestehenden Alphabets eine außerordentliche Vereinfachung und Leichtigkeit herbeiführt. In beiden Formen der Pitmanschen Schrift sind schon Millionen Exemplare von Fibeln, Lesebüchern u. s. w. durch das britische Reich verbreitet und haben bei privatem Jugendunterrichte so un-

*) Selbst dem Volapük steht es hierin wenig nach. Die Aufschrift an einer Ladenthür English spoken braucht gewiß den Vergleich mit dem entsprechenden Volapüksatze Pükon nolijiko nicht zu scheuen.

geheure Zeitersparnis und so viel schnelleres Vorwärtsschreiten ermöglicht, daß man eine öffentliche Anerkennung nur wünschen kann. Private Thätigkeit hat der britischen Regierung ein halbes Jahrhundert lang vorgearbeitet und den Schritt amtlicher Beglaubigung und Durchführung leicht gemacht. Die Vorteile der Pitmanschen Mittelstufe — und nur diese könnte vorläufig in Betracht kommen — sind so augenfällig, daß ernstlicher Widerspruch kaum zu erwarten wäre, vielmehr allenthalben eine freudige Aufnahme, welche das Unbehagliche des Übergangszustandes nach Möglichkeit abkürzen würde. Mit dieser Neuerung würde dem Siegeszuge der englischen Sprache wesentlicher Vorschub geleistet und das kleine Volapük, welches ausgesprochenermaßen der großen Mitbewerberin ein Bein stellen will, bald auf die Seite geschleudert werden. Man komme hier nicht mit nationalen Beklemmungen und Eifersüchteleien, es liegt nicht im deutschen Charakter, fremden Völkern wirkliche Vorzüge oder gerechte Ansprüche streitig zu machen. Und andre den Briten feindlich gesinnte Nationen, wie die Russen und Chinesen, werden sich wohl auch zu dem Standpunkte hinaufarbeiten können, daß der Besitz eines allgemeinen Verständigungsmittels ihnen viel mehr Nutzen schaffen muß, als sie etwa an Sebstbewunderung einbüßen. Irgend eine Sprache muß eben einmal den Vorrang erhalten, und nach dem Stande der Dinge können an dem Berufe des Englischen kaum Zweifel obwalten. Das britische Weltreich hat der englischen Sprache die Wege geebnet, schon jetzt kommt man mit ihr in allen Weltteilen weiter als mit irgend einer andern. Diesen natürlichen Entwicklungsgang sollte man nicht in ohnmächtiger Vermessenheit zu stören, sondern angesichts des der ganzen Menschheit zu Gute kommenden Zieles zu fördern suchen. Wer zur Verwirklichung der Weltsprach-Idee etwas beitragen will, der mache sich mit der englischen Sprache vertraut, er wird sich menschlicher Voraussicht nach keine Enttäuschung bereiten. Sollte aber wider Erwarten eine andre Kultursprache das Englische überflügeln, nun so ist ein wirklicher Schade nicht angerichtet, man hat eine Sprache gelernt, mit der man auf jeden Fall etwas ausführen kann, die auch den Schlüssel zu einer reichen, bedeutungsvollen und sittlich ernsten Weltliteratur bildet. Kommt aber das Volapük wieder aus der Mode, so sitzt man da mit seiner Kenntnis und hat nichts davon als den Verlust kostbarer Stunden, die auf das Erlernen und Einüben verschwendet worden sind.



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

3. Die Titanide.

(Fortsetzung.)



Charlotte blieb noch über ein Jahr in Mannheim. Von Zeit zu Zeit erhielt sie einen Brief von Schiller und beantwortete ihn mit der vollen Hingebung an den genialen Seelenfreund, dessen persönlichen Umgang sie schmerzlich vermißte. „Ich wußte nicht — schreibt sie —, wie verlassen, wie einsam ich werden würde, als Sie gingen! Das habe ich nicht auf einmal wissen sollen.... Unsre Liebe gehört zu den Eigenschaften unsrer Seele, sie kann nur mit dieser zerstört werden, die Ewigkeit ist ihr Ziel!“ Und dann fügt sie, sich selbst vergessend, hinzu: „Guter Schiller, wie sehr freue ich mich Ihrer jetzigen Existenz, Ihr Dasein fließt unter der Sorge Ihrer Freunde dahin.“ Einen vorübergehenden Ersatz fand sie im Verkehr mit Frau von Laroche, die den Winter 1785—86 in Mannheim zubrachte. Unterdessen hatte ihr Schwager, der Präsident von Kalb, angefangen, die Ostheimschen Güter zu verwalten. Dies wäre vielleicht selbst für einen erprobten Geschäftsmann nicht ganz leicht gewesen, der Präsident aber faßte noch dazu die Sache mit ungeschickter Hand an. Zunächst spielte er das Familienoberhaupt und bevormundete ohne Zurückhaltung Bruder und Schwägerin. Der Major hatte in der Pfalz keine Anstellung erhalten, er blieb in französischen Diensten, und Charlotte mußte, damit der Aufwand der Familie möglichst vereinfacht würde, mit ihrem Söhnchen das Landgut Kalbsrieth in der Goldenen Aue, welches ihrem Schwiegervater gehörte, zum Aufenthalte wählen. Hier fand sie eine reiche Büchersammlung, die ihr in der ländlichen Einsamkeit Belehrung und Zerstreuung gewährte. Besonders Herders Werke zogen sie an. Der edle und große Geist, der aus diesen Schriften spricht, wirkte läuternd und klärend auf ihr Denken und Fühlen ein. Von Kindheit auf hatte sie einen Hang zu religiöser Beschaulichkeit gehabt. An hochgebildete und charakterfeste Geistliche, an alle, welche die Welt überwunden hatten, hatte sie sich mit inniger Verehrung angeschlossen, aber es war ihr frühzeitig ein mystischer Zug eingeimpft worden. Sie schwärmte gern in der Sehnsucht nach einem von allen sittlichen Mängeln gereinigten Klosterleben, das den Bedrängten eine Zuflucht böte. Da wirkte nun Herders protestantische Frömmigkeit reinigend und ermutigend auf sie ein. Ihr energischer Geist war

dem philosophischen Denken näher verwandt als dem mystischen Grübeln. Herder wurde fortan ihr geistlicher Berater, und selbst im Ausdrucke lehnte sie sich an ihn an, soweit es ihr möglich war. Schiller war nicht abgeneigt, die Freundin auf längere Zeit in Kalbsrieth zu besuchen, aber Charlotte durfte, wie sie sich selbst ausdrückt, nicht dazu raten. Dieselbe Frau, die in leidenschaftlichen, unverhüllten Worten den Dichter an die Ewigkeit ihres Seelenbundes mahnt, lehnt es ab, mit ihm Tage lang unter einem Dache zu wohnen. Es herrschte noch ein feierlicher Ernst in ihrer Idealwelt.

Als sie so in freiwilliger und unfreiwilliger Abgeschlossenheit ihre innere Welt ausbaute, bemerkte sie auf einmal, daß sich ein Schatten über das Buch ergoß, welches sie eben aufgeschlagen hatte, und daß die Zeilen sich verwirrten. Eine hitzige Epidemie wütete in der Umgegend, zwei ihrer Dienerinnen lagen krank, und bei ihr selbst stellte sich das Übel in Gestalt eines Augenleidens ein, von dem sie nie wieder befreit wurde. Der Präsident riet zu einem Wechsel des Aufenthaltsortes. Charlotte ging zu einer befreundeten Dame, der Frau von Üchtritz nach Gotha, und von da nach Weimar, wo sie ihren bleibenden Wohnsitz nahm. So war denn die geniale Idealistin im Mittelpunkte der schöngeistigen Bestrebungen, in der Heimat des Genies. Aber man kann nicht sagen, daß sie ohne weiteres dahin gepaßt hätte.

Köpke sagt in seiner Biographie der Frau von Kalb ganz richtig, daß ihr Weimar um eine ganze Entwicklungsperiode voraus war. Die Zeit des schrankenlosen Idealismus, die Sturm- und Drangzeit war hier längst vorüber, ein kritischer Realismus war zur Herrschaft gelangt, die Gesellschaft hatte etwas Abwartendes, fast Abwehrendes, wie ihr tonangebender Genius Goethe selbst. Charlotte stieg noch auf der Himmelsleiter ihrer idealen Sehnsucht auf und nieder, bald über die Wolken hinaus, bald in die dunkelste Tiefe ihres sorgenvollen Herzens hinab. Und sie wußte, daß sie nie anders werden konnte, daß sie so bleiben mußte. Im Gegensatze zu der Welt, in der sie sich fremd fühlte, bildete sich nun in ihr die wunderbare Stimmung aus, die ihr fortan eigentümlich blieb und ihrer Person bald etwas unendlich Anziehendes, man möchte sagen rührend Kindliches, bald etwas Herbes und Abstoßendes verlieh, ein wunderbares Gemisch von Selbstbewußtsein und Demut, von Verachtung der Welt und stiller Dankbarkeit für jedes freundschaftliche Entgegenkommen. Sie mischte sich nicht in das kleinliche Getriebe von Neigungen, Abneigungen und Eifersüchteleien des Hoflebens, hocherhobenen Hauptes ging sie mitten hindurch durch die vielfach verflochtenen Fäden vertraulichen und mißtrauischen Verkehrs, der die in einsamer Landstadt zusammengedrängte Geistesgenossenschaft zu einer großen Familie machte, aber sie duldete gern das Fremde, sie, die Heimatlose, erhob keinen Anspruch und richtete nie über den Einzelnen. Das ist ihre Größe.

Nur mit wenigen verkehrte sie. Die Herzogin-Mutter Amalie war ihr gewogen, im Wielandschen Hause war sie gern gesehen, mit der Frau Reinhold,

der Tochter Wielands, sogar befreundet, Frau von Stein und Frau von Schardt kamen ihr freundlich entgegen. Frau von Stein hatte schon früher Charlottens Aufmerksamkeit erregt, wie überhaupt anmutige Frauengestalten ihr einen ästhetischen Genuß bereiteten, in den sich keine Spur von Neid mischte. Vor zehn Jahren hatten sich beide Frauen in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb konnte nicht vergessen, wie lieblich die Stein im weißen Taftkleide und mit der dunkeln Rose im braunen Haare gewesen sei. Jetzt belohnte Frau von Stein die neidlose Verehrerin damit, daß sie ihr von dem in Italien weilenden Goethe erzählte und dessen Briefe lesen ließ. Die beiden Frauen erkannten wohl die Ähnlichkeit ihrer Aufgabe in der klassischen Welt. Ganz unbedingt schloß sich Frau von Kalb an Herder an. In seine Denkweise hatte sie sich schon eingelebt, seine Predigten, sein freundliches Entgegenkommen im gesellschaftlichen Verkehr, die Würde und Hoheit seiner Person ergänzten den Einfluß, den seine Schriften auf sie ausgeübt hatten. Auch der schwermütige Ernst, dem er sich mehr und mehr hingab, zog sie an. „Ich sah — sagt sie — die Leiden derer, die sich tieferen Forschungen geweiht hatten." Herder wurde ihr Berater, ihr Trost; so oft sie nur konnte, verkehrte sie in seinem Hause und verwunderte sich in Demut, daß er sie duldete. So gehörte sie denn recht eigentlich zu dem Herderschen Kreise, dem auch Knebel nahe stand und dem sich ebenso entschieden Frau von Stein zuwandte, als Goethe seine eignen Wege ging. Im übrigen hielt sie sich sehr zurück; mit dem Hofe hatte sie wenig Berührung, der Herzog beachtete sie fast gar nicht.

Am 21. Juli 1787, ein paar Monate später als Charlotte, kam Schiller nach Weimar. Das erste Wiedersehen hatte etwas Gepreßtes, Betäubendes, doch fand Schiller die Freundin unverändert, sodaß er sich schon in der ersten Stunde des Zusammenseins mit ihr nicht anders fühlte, als hätte er sie erst gestern verlassen. Vierzehn Tage später schreibt er an Körner: „Ich habe dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folgen meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Unruhe erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken, und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmnng. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühl abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplane, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft." Aus dieser ersten Zeit stammen einige interessante Äußerungen Schillers über Frau von Kalb und sein Verhältnis zu ihr. Er schildert sie seinem Freunde Körner als eine

große, sonderbare weibliche Seele, die ein wirkliches Studium für ihn sei und einem größeren Geiste als dem seinigen zu schaffen geben könne. Mit jedem Fortschritte seines Umganges mit ihr entdecke er neue Erscheinungen in ihr, die ihn wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschten und entzückten. Sein Verhältnis zu ihr sei wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben gestützt. Wie bei dieser die Resultate langer Prüfungen und langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes auf eine mystische Weise avancirt seien, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde, so hätten auch sie mit der Ahnung des Resultates angefangen und müßten nun ihr Verhältnis verstandesmäßig untersuchen und befestigen. Da gebe es denn Epochen des Fanatismus, des Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und am Ende werde ein reiner und billiger Vernunftglaube der allein seligmachende sein. Wahrscheinlich sei der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in beiden vorhanden, aber er warte noch der Entwicklung. In Charlottens Gemüt sei übrigens mehr Einheit als in dem seinigen, obgleich sie wandelbarer in Launen und Stimmungen sei. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens hätten sein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als dies bei ihm der Fall mit dem ihrigen habe sein können. In Wirklichkeit war das Verhältnis wohl inniger, als diese kritische Betrachtung vermuten läßt. Schiller widmete sich der Freundin ganz, soweit seine Arbeiten und der notwendige Verkehr mit andern es zuließen. Täglich war er bei ihr, oft zweimal, zuweilen von früh bis abends. Er ging mit ihr spazieren und begleitete sie in die Gesellschaft. Die Weimarer waren an Seelenfreundschaften gewöhnt, sie respektirten die Vertraulichkeit der beiden Fremden, äußerlich wenigstens, so sehr, daß sie beide häufig zusammen einluden. Diese Rücksicht nahmen sogar die Herzogin und die Herzogin-Mutter. Doch mag es auch an Klatsch und übler Nachrede nicht gefehlt haben. Charlotte vergalt die Hingebung ihres Dichters ähnlich wie die Stein mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Sie sorgte für seine äußere Bequemlichkeit, verschaffte ihm einen passenden Diener, half ihm seine Häuslichkeit einrichten und erleichterte ihm als Führerin und Beraterin seinen Eintritt in die Hofkreise. Man kann sie Schritt für Schritt verfolgen, diese beiden in ihren Idealismus und ihre Freundschaft eingeschlossenen Fremden, wie sie mit einander die selbstbewußte und formgerechte Weimarische Gesellschaft durchwandern und ihre Betrachtungen anstellen. Mit aufrichtiger Bewunderung sahen sie zur Herzogin Luise auf; ihre gleichsam jungfräuliche Strenge und durch eine hohe Bildung erzeugte Milde schildert Charlotte noch in ihren Memoiren mit warmen Worten. Natürlich brachte Charlotte auch den Arbeiten ihres Freundes das lebhafteste Interesse entgegen. Besonders rührten sie die Szenen in Don Karlos, die ihr eignes Bild wiederspiegelten.

Im Anfang wirkte diese Bethätigung einer innigen Freundschaft außerordentlich belebend auf Charlotte ein. Sie ward gesund, gesellig und heiter,

fast mutwillig. Mitten im idealsten Fluge ihrer Gedanken konnte sie herzlich lachen, so frei und sicher fühlte sie sich. Allmählich aber mischte sich etwas Beängstigendes und Leidenschaftliches in das Zusammenleben mit dem Freunde. Schiller war doch nicht mehr, wie in Mannheim, der bald unbändig aufwallende, bald weiblich sanfte Jüngling des Sturmes und Dranges, der sich bereitwillig in die moralische Pflege der jungen Frau begeben hatte. Der Aufenthalt in Dresden war nicht günstig für seine sittliche Entwicklung gewesen. Andeutungen in Hubers Briefen und bekannte Thatsachen lassen erkennen, daß der sinnliche Teil seines Wesens gewaltsam zur Geltung zu kommen suchte. Er bot nicht mehr wie in Mannheim jedem schönen Mädchen Herz und Hand zugleich an, sondern war im Notfalle bereit, das Herz allein und die Hand allein zu verschenken. In den Armen einer schönen Glücksritterin in Dresden aus der Klasse der Demimonde, des Fräulein Arnim, hatte er den Mut dazu gewonnen. Es war kein Zeichen von feinem sittlichen Takte, daß er seiner Seelenfreundin in Weimar das Bild der Arnim zeigen und rühmen konnte. Charlotte sollte noch mehr darunter zu leiden haben.

Auch in geistiger Beziehung stand Schiller im Begriff, ein andrer zu werden. Schon durch seine geschichtlichen und philosophischen Studien war er von dem idealen Traumleben der Sturm- und Drangperiode abgelenkt worden; in Weimar schloß er sich mehr und mehr an Wieland an, der mit ihm einen förmlichen Kursus der Kunstpoesie durcharbeitete und ihn dringend auf die klassischen Dichtungen der Alten als auf die unvergänglichen Muster hinwies. Überhaupt war die Weimarer Luft dem Sturm und Drang nicht günstig, und Schiller sträubte sich nicht gegen die Umwandlung seiner Ideen. Mit Don Karlos schließt 1787 die Zeit seines unbegrenzten Idealismus ab, Don Karlos aber ist auf dem Boden seiner Liebe zu Charlotte erwachsen und mit dieser bis zum Abschluß aufs innigste verwebt gewesen. Als Don Karlos vollendet war, begann seine Seelenfreundschaft mit der Idealistin zu ermatten. Denn Charlotte änderte sich nicht, sie blieb, was sie war, die Heldin der Sturm- und Drangzeit. Ehe aber Schiller sich vollkommen klärte, ehe er geistig die Freundin wirklich überragte, umfing ihn eine Zeit lang die Trübe, welche jeden Übergang kennzeichnet. Daher hat in dieser Zeit das Pathos seiner Empfindungen zuweilen etwas Ungesundes, wie wir schon in seinem Verhalten gegen Karoline von Beulwitz gesehen haben. Seine vulkanische Natur warf einen glühenden Aschenregen aus, der die friedliche Umgebung versengte. Auch in Charlotte sah er nicht mehr allein die geistige Schwester, sondern ebenso sehr das Weib, welches seine sinnliche Natur aufregte. Er suchte sie geflissentlich allein zu sehen, er bat sie schriftlich, zu ihm zu kommen, weil er nicht ausgehen könne. Charlotte mußte abschlagen, abweisen, und Schiller zürnte ihr deswegen. Sie war wirklich in einer schlimmen Lage. Ihr Augenleiden wurde trotz der sorgfältigen Behandlung des jungen Hufeland, der sich damals in Weimar

niederließ, nicht vollständig gehoben, ihre Vermögensverhältnisse verschlechterten sich zusehends. Hatte doch der Präsident die Familie in seinem Eifer, die Ostheimschen Güter zu verwalten, in einen kostspieligen und langwierigen Prozeß verwickelt, zu dessen Bestreitung die Güter immer von neuem mit Schulden belastet werden mußten! Dazu kam nun das auffällige Benehmen des Freundes, in dessen Umgange sie ihre Heiterkeit, ihre Gesundheit wiedergewonnen hatte. Im Herbst des Jahres 1787 kam ihr Gemahl nach Deutschland zurück, der Prozeß verlangte seine Gegenwart. Charlotte reiste ihm bis Kalbsrieth entgegen und brachte ihn im Dezember nach Weimar. Schiller findet in ihm ganz den „alten,“ aber er zweifelt, ob die Gegenwart des Mannes ihn lassen werde, wie er sei, anderseits fürchtet er, daß des Majors Billigkeit und Stärke durch Einmischung fremder Personen und durch die dienstfertige Ohrenbläserei auf eine harte Probe gestellt werden könnte. Infolge dessen zog er sich mehr und mehr von Charlotten zurück. Diese bewahrte ihre wiedergewonnene Heiterkeit, so gut es anging, und führte ihren Mann in die Gesellschaft ein, wo er durch seine Erzählungen aus Amerika und Frankreich Aufmerksamkeit erregte, aber sie fand immer wieder, daß ihre Bestrebungen von denen ihres Mannes weit ablagen und daß sich darum eine Harmonie der Gemüter nicht herstellen ließ. Je mehr sich Schiller von ihr entfernte, desto mehr fühlte sie, wie viel sie an ihm verlor. Und daß der Erwählte ihrer Seele auch an ihrer irdischen und weiblichen Existenz Gefallen fände, sie ganz liebte und begehrte, hatte doch etwas Berauschendes für sie. Gewiß hatte es ihr weh gethan, ihn fern halten zu müssen. Wie, wenn sich eine Form finden ließ, in welcher sie ihm Erhörung, Gewährung hoffen lassen konnte, ohne daß die bürgerliche Gesellschaft, deren Urteil sie fürchtete, sie zu verdammen ein Recht hätte! So keimte in ihr der Wunsch, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, und ihre Liebe ward zur Leidenschaft. Als der Major im Frühjahr 1788 wieder nach Frankreich zurückging, ward die Trennung der Ehe noch nicht beschlossen, aber Geschiedenheit im äußern und innern Leben, doch „nie mit Vorwurf, denn dies Loos war das erträglichste.“ Freilich, fast zu gleicher Zeit verließ auch Schiller Weimar. Er hatte im Winter, während Charlotte durch die Gegenwart ihres Mannes gebunden war, gern mit Lottchen von Lengefeld verkehrt, die sich damals in Weimar aufhielt, und bezog Mitte Mai das Sommerlogis in Volkstädt bei Rudolstadt. Im traulichen Verkehr mit den Schwestern von Lengefeld verflogen ihm die Sommermonate wie ein schöner Traum. Die reine, klare, in der Milde ihrer jungfräulichen Liebe strahlende Charlotte von Lengefeld war berufen, dem Dichter den sittlichen Frieden wieder zu geben. Aber auch sie nicht ohne schwere Kämpfe! Zwar trug sich Schiller immer mit Heiratsgedanken, um dem Zwiespalt in seinem Innern zu entgehen, allein die dämonischen Mächte in ihm drängten ihn fort und fort nach der Peripherie hin. Während die wahre Liebe ihn schon mit ihren ersten Blumenketten umwand, schrieb er an Charlotte von Kalb,

die seiner harrte, einen langen, langen Brief, worin er sie beschwor, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Die Erstarrung der Falschheit dürfe sie nicht dulden, es sei ein Wahn, wenn sie meine, ohne ein bestimmtes Abbrechen den Frieden wieder zu gewinnen. Sie solle zu ihm kommen in seine Berge, er erwarte sie. Wahrscheinlich stellte er ihr ein Zusammenleben im Geiste in Aussicht, wie ein Jahr später noch der Schwester seiner Verlobten, der Frau von Beulwitz. Charlotte antwortete nicht mit einem Briefe, sondern mit einem ganzen Hefte, sie mußte ihm doch ihr Innerstes, ihr Leben enthüllen. Das Schreiben ist nicht erhalten geblieben, es ist vernichtet worden, wie das Schillers, aber aus ihren Memoiren läßt sich schließen, daß sie die Ehe als das Band der Vereinigung forderte. Schiller antwortete nicht. Am 12. November kam er selbst nach Weimar zurück und überbrachte ihr einen Brief von Lottchen von Lengefeld, in welchem diese um ihre Freundschaft bat, aber die Herzensergüsse, welche sie erwartete, blieben aus. Mehr und mehr zog er sich von ihr zurück. Schon von Rudolstadt aus hatte er an Körner geschrieben: „Ich widerrufe nichts, was ich von ihr [der Kalb] geurteilt habe, sie ist ein geistvolles und edles Geschöpf, ihr Einfluß aber auf mich ist nicht wohlthätig gewesen.“ Von dieser Umwandlung hatte Charlotte noch keine Ahnung. Sie freute sich, wenn der geliebte Mann sie einmal besuchte, und lenkte gern in den Gang einer geistvollen, ernsten Unterhaltung ein, sodaß auch der verwandelte Freund ihr seine Bewunderung nicht versagen konnte. Ja sie schrieb sogar an ihren Gatten und deutete ihm die Veränderung an, die für seinen und ihren Frieden unvermeidlich wäre, das heißt wohl, sie schlug ihm die Scheidung vor. Aber sie erhielt keine Antwort. Im Frühjahr 1789 kam Herder aus Italien zurück. Da eilte Charlotte in ihrer Herzensangst zu ihm und fragte ihn um Rat. Auch er empfahl ihr, die Ehe mit dem Major aufzulösen. Es waren schwere, sorgenvolle Wochen, die sie durchlebte. Schiller trat seine Professur in Jena an, ohne ihr ein Wort des Trostes zu hinterlassen. Was sollte sie thun? In ihrem Kummer las sie die Betrachtungen Montaignes über die Freundschaft und vertiefte sich in Herders Predigten. So stellte sie mühsam eine künstliche Ruhe in sich her und suchte sich diese in äußerer Abgeschlossenheit zu bewahren. Gegen Ende des Sommers war Schiller vier Tage in Weimar und widmete ihr wieder einmal jede freie Stunde. Er war oft in sinnender Betrachtung, und es schien ihr, als ob er ihr etwas zu vertrauen, zu bekennen hätte. „Noch einmal — sagt sie — wurde mein Leben wie durch einen Lebensstrahl erleuchtet, ich war umso erregter, als ich bedachtsam sein wollte.“ Sie war begeistert, entzückt, sie hätte sterben mögen in diesen seligen Augenblicken. Die Arme! Sie wußte nicht, daß sich Schiller am 3. August mit Charlotte von Lengefeld heimlich verlobt hatte. Gegen Weihnachten kamen die Brüder von Kalb nach Weimar. Sie hatten nichts gegen die Trennung, aber dann sollte sie auch den Sohn hergeben. Das konnte sie nicht. War doch das

Kind bisher ihr einziger Trost gewesen in langer, schwerer Zeit. Mit allen Fasern ihres Herzens klammerte sie sich an den Knaben an, und mit furchtbarer Deutlichkeit sah sie die trostlose Lage, in die sie geraten war. Die Leidenschaft im Herzen, die starre, kalte Welt vor sich, Öde und Verlassenheit, wohin sie blickte! Das Gefühl der innern und äußern Not überwältigte sie so, daß sie in eine todesähnliche Erstarrung fiel, aus der sie erst am andern Tage erwachte. Und nun erst sollte sie auch den letzten Trost verlieren. Während sie unter dem Mißtrauen litt, das sie selbst im Kreise der nächsten Angehörigen wach gerufen hatte, lüftete sich der Schleier über Schillers Verlobung. Da gewann die Leidenschaft, die wider ihren Willen in ihr erregt worden war und in einer starken Natur wie der ihrigen zu einer ungestümen Macht anschwellen mußte, Gewalt über sie. Es ist ohne Zweifel alles wahr, was ihre Gegner ihr in dieser Zeit vorwerfen: daß sie Schillers Braut mit boshaften Bemerkungen verfolgte, daß sie einen anonymen Brief an sie schrieb, worin sie ihr die Liebe zu Schiller als eine Thorheit verdächtigte, daß sie die Briefe der Liebenden erbrach, wenn sie deren habhaft werden konnte, daß sie sich noch in dieser letzten Frist verzweifelt an den Geliebten wendete, ihn mit Briefen und Einladungen zu vertraulichen Besprechungen bestürmte und dann wieder ihre Liebe zu ihm als eine Tollheit, einen ungeschickten Traum brandmarkte, der schon lange nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, daß sie kurz vor der Hochzeit, als Lotte sie bei Frau von Stein traf, aussah wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so verstört. Es ist alles wahr und erklärlich. „Sie saß unter uns — schreibt Lotte in einem Briefe an Schiller — wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten und als gehörte sie gar nicht zu uns. Ich fürchtete wirklich für ihren Verstand. Sie ist mir sehr aufgefallen, und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen." Schiller war in nicht geringer Verlegenheit. Bald sucht er leicht über den heikeln Punkt hinwegzukommen, bald das Benehmen der gekränkten Frau als eine unbegreifliche Anmaßung hinzustellen. „Ich habe eben einen Brief an die Kalb geendigt — schreibt er am 8. Februar 1790 seiner Braut —, und zwar eine Antwort auf einen, den ich heute von ihr erhalten habe. Sie beträgt sich wie gewöhnlich sehr ungraziös, und ich habe mich, däucht mir, sehr schön an ihr gerächt. . . . Ich habe ihr von unsrer Glückseligkeit geschrieben, dieses war meine Rache, sie hat sie reichlich verdient." Und einige Tage später, kurz vor der Hochzeit: „Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr wichtiges zu sagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abschlug, so eröffnete sie mir in ihrem letzten Briefe die Sache, um derentwillen sie so nötig fand, mich zu sprechen. Dies war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen ist durch einen Brief noch leichter abzuthun gewesen. Sie war nie wahr gegen mich als etwa in einer leidenschaft-

lichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal edel genug, um mir Achtung einzuflößen." Schiller erntete, als er in den Kreis der reinen Liebe eintrat, die bittern Früchte dessen, was er in der trüben, verworrenen Übergangszeit selbst gesät hatte. Es gehörte die grundlose Liebe einer Lotte von Lengefeld dazu, die Kluft auszufüllen, welche die Braut noch von dem Bräutigam trennte. Wie sie in frommer Hingebung und Selbstlosigkeit den Mann ihrer Liebe von der Schwester erwarb, so rang sie um ihn mit der frühern Geliebten. Sie macht Schiller keine Vorwürfe, aber mit dem scharfen Auge der Eifersucht überwacht sie jedes Wort, jede Handlung der leidenschaftlich erregten Frau und schöpft die Zuversicht in dem schweren Kampfe aus dem Bewußtsein, daß sie ihrem Verlobten zu seinem eignen Besten helfend zur Seite stehe. „Nein gewiß, Lieber — schreibt sie am 22. Januar 1790, also wahrscheinlich in der Zeit, als sich die Krisis bereits dem Ende zuneigte —, sie ist nicht gemacht, dir zu gehören, sie hat so viele Härten in ihrem Wesen, die dich nicht glücklich gemacht hätten. Unsre Verbindung wäre bei einem nähern Verhältnisse mit dir ganz zerstört worden, du wärst gar nicht mehr für uns da gewesen. Wir wären uns fremder geworden und zuletzt ganz getrennt, denn sie hätte uns nicht in deinem Herzen wissen mögen. Ein guter Genius bildete mein Wesen, um einst wohlthätig auf das deine wirken zu können."

Der Paroxysmus der Leidenschaft war bei der heroischen Dulderin vorübergehend. Sie ergriff die Zügel ihres Lebens von neuem, riß ihre Gedanken von dem Abgrunde zurück, aus dem ihr der Wahnsinn entgegenstarrte, und erhob das Haupt wieder zu der Sternenwelt ihrer allgemeinen Ideen. Ihre Briefe erbat sie sich von Schiller zurück, um sie noch einmal zu lesen und mit den seinigen zu sammeln und zu heften. Als Schiller kurz vor seiner Hochzeit nach Erfurt reiste, um die Braut abzuholen, übergab er ihr das Andenken an eine stürmische Zeit eigenhändig. Es war der Abschied, den er von ihrem Herzen nahm. Charlotte sammelte und heftete die Blätter nicht. Trauernd saß sie vor dem schwarzen Kästchen, in dem sie lagen, wie vor dem Sarge ihrer Liebe. Dann nahm sie ein Blatt nach dem andern heraus und warf es in die Flammen. Das Opfer war vollbracht, der Schleier war gefallen, der das Urbild der Elisabeth im Don Karlos vor der Nachwelt verhüllen sollte. „Ich ehre uns — sprach sie vor sich hin, als die letzten Zettelchen in schwarzen Staub zusammensanken — wenn ich sie vernichte." Ihre Liebe zu dem Dichter war der Segen und der Fluch ihres Lebens. In der stürmischen Zeit der Entwicklung hatte sie sich zu ihm gefunden, sich zu seiner Führerin erboten, und er hatte ihr dafür von seinem Wesen gegeben. Jetzt wuchs der Geistesheros über sie hinaus, vergebens klammerte sie sich an seine Fersen, er schob sie beiseite, aber ihr blieb die geistige Erbschaft seiner ersten Periode, ihr blieb die Gährung, die er glücklich überwunden hatte. So war es der Frau von Stein mit Goethe ergangen,

so mußte es ihr ergehen. Aber während Frau von Stein ihrem Grolle in kleinlichen Angriffen auf den Ungetreuen Luft machte, entweihte Frau von Kalb ihre Trauer nie durch Klage und Verleumdung. Sie wollte größer sein als ihr Schicksal. Und nachdem sie den furchtbaren Schlag ganz überwunden hatte, bot sie Schiller mit unumwölkter Stirn selbst die Hand zu einem neuen Bunde gegenseitiger Achtung und Aufmerksamkeit. Im Mai 1793 bat sie brieflich den alten Freund, ihr einen Hauslehrer für ihren Fritz zu empfehlen. Schiller antwortete sichtlich erfreut in freundschaftlich entgegenkommender Weise und erfüllte ihre Bitte. So war denn das Unrecht auf beiden Seiten gesühnt, die Verständigung auf einem höheren Gebiete des Lebens angebahnt, und der herzliche Verkehr wurde bis zu Schillers Tode nicht wieder unterbrochen. Wohl blieb Schiller anfangs gern auf dem neutralen Boden eines höflichen Verkehrs mit ihr, weil er ihrer Reizbarkeit, ihrem exzentrischen Gebahren nicht recht traute; aber nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sie immer ruhiger wurde, redete er sie wieder mit dem alten, traulichen „Charlotte“ an, und mit der Herzogin Amalie zusammen hob sie seinen zweiten Sohn Ernst aus der Taufe. Als er 1799 nach Weimar übersiedelte, bezog er das Haus, welches sie aufgeben mußte, weil es für sie zu groß war, und sie überließ ihm einen Teil ihrer Einrichtung.

(Schluß folgt.)



Klagen eines Zeitungsschreibers.

lagen der Schriftsteller sind schon oft und viel vernommen worden, über zu geringe Einnahmen, über Schädigung ihrer Rechte in der einen oder andern Weise. Wenn man aber von der Gesetzgebung besseren Schutz dieser Rechte verlangt, so ist doch klar, daß die eigentliche Ursache des Übels, das Überwiegen des Angebots über die Nachfrage, auf diesem Wege nicht gehoben werden kann.

Und von der andern Seite wird dieser Klage alle Berechtigung abgesprochen. Ein unzufriedenes Geschlecht, diese Literaten, heißt es, denn wer hätte wohl größere Einnahmen aufzuzeigen als mancher Schriftsteller? Die Wahrheit nun ist, wie auch zur Genüge bekannt sein dürfte, daß, wenn überhaupt von einer Ungerechtigkeit des lesenden Publikums gegen die Schriftsteller die Rede sein kann, hauptsächlich die gediegenere und wertvollere schriftstellerische Produktion hiervon betroffen wird, da das Publikum seine Auswahl keineswegs dem innern Wert der Literaturerzeugnisse entsprechend trifft. Und man kann im allgemeinen wohl behaupten, daß der Lohn schriftstellerischer Arbeit (soweit er aus dem Lesebedürfnis des Publikums erwächst) steigt im umgekehrten Ver-

hältnis zu dem Maße geistiger Anstrengung, welche diese Arbeit erforderte, zu der geistigen Bedeutung und Begabung des Verfassers. Je tiefer und gründlicher ein Schriftsteller irgend einen Gegenstand des Wissens oder gar die für den denkenden Menschen so anziehenden Fragen nach den Rätseln des Daseins und dem Ursprung aller Dinge behandelt, desto mehr entfremdet er sich der Denkweise der großen Mehrzahl, desto enger ist der Leserkreis, den er sich verschaffen kann. Wie schlecht hätte es nicht um manchen großen Denker gestanden, wenn ihm der Absatz seiner Werke den Lebensunterhalt hätte verschaffen sollen! Aber auch die Empfänglichkeit für die Schönheiten der Literatur ist wohl weniger verbreitet, als man annehmen sollte, und die weitere Verbreitung der Werke manches gefeierten Dichters mag manchmal mehr dem Ruhm eines großen Namens zuzuschreiben sein, als dem Genusse, den der Leser davon empfindet.

Aber nicht die Schriftstellerei höheren Ranges wollte ich besprechen, vielmehr ist es meine Absicht, auf einem Gebiete, welches doch der Fassungskraft und der Denkweise der Mehrzahl viel näher liegt, dem der Tagespresse, nachzuweisen, daß auch hier die große Masse der Lesenden der innern Bedeutung schriftstellerischer Leistungen keineswegs gerecht zu werden vermag. Das Lesen einer Zeitung ist heute ein unentbehrliches Bedürfnis geworden. In die niedrigsten Hütten hält nachgerade die Zeitung ihren Eingang, denn wer für sich allein die Mittel nicht hat, hält sie doch mit einem oder mehreren Nachbarn zusammen. Man mag einkehren, in welchem Hause man will, in der Stadt oder auf dem Lande, bei Gebildeten oder bei Ungebildeten, so wird man finden, daß die Zeit, wo die Zeitung ins Haus gebracht wird, mit einer gewissen Spannung und Ungeduld erwartet wird. Und ist die Ersehnte da, so können kaum die Bedürfnisse der Leselustigen zeitig genug befriedigt werden. Man reißt einander das Blatt aus der Hand, oder mehrere Personen gleichzeitig sehen dem Glücklichen, der es zuerst erfaßte, über die Schulter. Jung und Alt sind gleich empfänglich für diesen Hochgenuß des Zeitungslesens. Die Zeitung ist so unentbehrlich wie das tägliche Brot, wie die Luft, die man atmet. Wenn sie einmal ausbleibt, macht ein gewisses Gefühl des Unbehagens sich geltend, und man ermangelt in solchem Falle gewiß nicht, auf das Postamt, auf die Zeitungsexpedition oder wer immer diese Unregelmäßigkeit verschuldet haben mag, weidlich zu schelten.

Glücklicher Zeitungsschreiber, der du solche Szenen erlebst! Wohl mag dein Herz klopfen in freudiger Erregung, wohl mag sich ein Gefühl der Befriedigung, des Stolzes in deinem Innern regen, daß deine Arbeit gewürdigt wird, daß du dir das Zeugnis geben kannst, ein unentbehrliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, der du ein so dringendes Bedürfnis deiner Mitmenschen befriedigst! Denn der Zeitungsschreiber, mag er auf einer niedrigeren Stufe stehen als der Bücherschreiber, oder gar als jene hohen Lehrer des Menschengeschlechtes, deren Werke unvergänglichen Wert haben, ist doch

„sozusagen auch ein Mensch," er hat sich ein höheres Ziel gestellt, als den Gelderwerb allein, es ist ihm nicht gleichgiltig, welche Beachtung seinen Worten geschenkt wird, er will auf seine Mitmenschen wirken, will seinen Ansichten Geltung verschaffen, seine Gedanken unter das Volk bringen.

Freilich diese Gedanken dürfen nicht zu hoch sein. Denn — grausame Enttäuschung! was war es denn, was die Lesegier des Zeitungslesers verschlang? Ich darf dreist behaupten, daß für die Art von Zeitungslesern, die ich hier im Auge habe, der Lesestoff umso anziehender ist, ein je geringeres Maß geistiger Begabung und geistiger Anstrengung zur Herstellung desselben erforderlich war. Tagesereignisse, nicht vorwiegend etwa welterschütternde oder politisch bedeutsame, sondern solche, die nur in einem kleinen Umkreise von Wichtigkeit sind und Beachtung finden, ferner „sensationelle" Nachrichten, schauderhafte Mordthaten oder Unglücksfälle, alle jene Neuigkeiten, die in der Rubrik enthalten sind, welche unter dem Titel „Buntes Allerlei" oder einem ähnlichen in keiner Zeitung fehlen darf, ferner der Inhalt des Feuilletons, eine Erzählung, an deren künstlerischen Wert der Leser nicht allzu hohe Anforderungen zu stellen pflegt, auch die Anzeigen — das ist es, was durchmustert wird; dann ist der Zeitungsleser oder die Zeitungsleserin fertig. Daneben bleibt dein Leitartikel, den du mit großem Fleiß ausgearbeitet hattest, unbeachtet. Das, wodurch die Ereignisse für den denkenden Menschen erst eine Bedeutung erhalten, die Beziehung, in der sie zu dem Ganzen des Geschehens stehen, ist für Leser solchen Schlages nicht vorhanden, es reizt sie nicht, andrer Urteil hierüber zu prüfen und sich ein eignes zu bilden; die Thätigkeit des menschlichen Geistes, welche dieser Aufgabe sich widmet, hat für sie keinen Wert.

Besser darum, wenn die Zeitung solchen Erörterungen möglichst wenig Raum gestattet, noch besser, wenn sie solche Aufsätze überhaupt gar nicht enthält. Mir ist eine Provinzialzeitung, die wohl richtiger ein erweitertes Lokalblatt zu nennen wäre, bekannt, welche trotz der geringen Bedeutung ihres Inhalts, oder vielleicht gerade dadurch, im Laufe der Jahre sich einen verhältnismäßig weiten Leserkreis erworben und ihrem Besitzer Wohlstand verschafft hat. Diese Zeitung berichtet zwar über die politischen Ereignisse, diese werden auch darin besprochen, sie bringt aber möglichst wenige Originalaufsätze und nimmt überhaupt keine ausgesprochene politische Haltung ein; im übrigen liefert sie Lokalkorrespondenzen und Anzeigen. Und da ist nun merkwürdig, daß eigentlich jedermann mit diesem Blatte unzufrieden ist und darauf schilt, weil jedermann findet, daß es doch gar zu dürftig, sein Inhalt zu nichtssagend sei, aber — jedermann hält und liest es, was selbstverständlich für das Bestehen eines Blattes das Haupterfordernis ist. Das Publikum hat dieses Blatt großgezogen und darf sich also nicht beklagen, daß es seinem Geschmack nicht entspricht; von dem Herausgeber aber ist nicht zu erwarten, daß er die Tendenz des Blattes ändere, weil das einfach — nicht nötig ist.

Für den einsichtigen und verwöhnten Zeitungsleser, der eine eingehende, von gediegenem Urteil und politischer Reife zeugende Besprechung der Tagesereignisse von seiner Zeitung verlangt, würde es unbegreiflich sein, wie genügsam in dieser Beziehung durchgängig ein ländliches oder kleinstädtisches Publikum ist, unbegreiflich, welchen Reiz es für eine solche auf Neuigkeiten erpichte Leserschaft haben kann, das, was man oft schon weiß und anderweitig erfahren hat, schwarz auf weiß gedruckt, von einigen passenden oder unpassenden Bemerkungen eines Dorfkorrespondenten begleitet, vor sich zu sehen, sich berichten zu lassen, daß des Nachbars Knecht sich in der Dreschmaschine den Arm gequetscht hat, oder daß in Rummelshausen ein Hausbrand stattgefunden hat, oder zu ersehen, daß der oder jener einen Knecht oder eine Magd sucht. Denn auch die Anzeigen haben ein über ihren praktischen Nutzen hinausgehendes Interesse, sie sind Quellen der Unterhaltung. Es wird ferner dem großstädtischen Leser, der täglich sein halbes Dutzend oder wie viele Zeitungen durchliest oder richtiger durchfliegt, seltsam vorkommen, wenn er erfährt, daß eine Provinzialzeitung von mäßigem Umfang für eine gewisse Klasse von Lesern sich nicht eignet, weil sie zu — reichhaltig ist. Der Kleinbauer, der Handwerker oder der Arbeiter hat sich an das „vertikale“ Lesen noch nicht gewöhnt, er muß jede Zeile einzeln vornehmen, liest gründlich und mit Bedacht, daher er denn in seinen Feierstunden keinen sehr umfangreichen Stoff bewältigen kann.

So kommt es, daß das Lesebedürfnis dieses Publikums meistens durch Lokalblätter befriedigt wird, welche, weit davon entfernt die Verbreitung jenes oben erwähnten Blattes zu erreichen, über den Umkreis von wenigen Meilen nicht hinauskommen und deren Abonnentenzahl einige hundert oder ein halbes tausend manchmal nicht übersteigt. Diese Blätter vermögen die größeren Blätter vollständig zu verdrängen, denn: „es steht in der größeren Zeitung zu wenig aus unsrer Gegend, zu wenig, was uns interessirt.“ Die größere Zeitung kann sich begreiflicherweise nicht in der gewünschten Breite und Ausführlichkeit mit jedem in dieser Gegend vorfallenden Ereignis beschäftigen. Und wo es einer Zeitung gelingt, sich einen größern Leserkreis zu verschaffen, oder wo sie sich einen solchen von der Zeit her, als noch die Zahl der Zeitungen viel geringer war, erhalten hat, mag dieses oftmals ebenso sehr den Anzeigen als dem Inhalt des redaktionellen Teiles zu verdanken sein. Denn die weitere Verbreitung von Anzeigen hat natürlich, abgesehen von dem, wie oben bemerkt, an die Anzeigen sich knüpfenden Interesse, immer einen Wert, daher auch zu diesem Zweck Zeitungen gehalten und benutzt werden.

Wenn es nun wahr ist, was immer von dem Einfluß der Presse behauptet wird, daß man das, was man täglich liest, schließlich auch glaubt, so ist von solchen Winkelblättchen kein besonders bildender und veredelnder Einfluß auf ihren Leserkreis zu erwarten. Wenn schon bei der Tagespresse besseren Schlages über Phrase und Wortschwall geklagt wird, so erscheinen diese Untugenden doch

bei dieser Zwergpresse gesteigert, und wennschon bei der Polemik der größeren Blätter nicht immer der feinste Ton innegehalten wird, so tragen die Streitigkeiten dieser Blättchen ein noch viel kleinlicheres Gepräge. Von dem Abhub der größeren Blätter zum Teil sich nährend, mit schwächeren Kräften als diese ausgerüstet, bringen sie die Ansichten der politischen Parteien oft nur in verzerrter Gestalt vor das Publikum. Und wenn dann in einer Kleinstadt gar mehrere solcher Zeitungen herausgegeben werden, die dann einen grimmigen Kampf ums Dasein zu führen gezwungen sind, so mischt sich gar zu leicht Brotneid und persönliche Bitterkeit hinein. Die politische Meinungsverschiedenheit wird dann oft nur das Aushängeschild sein, hinter dem sich persönliche Beweggründe bergen. Und so entsteht jene falsche sittliche Entrüstung, die sich auf unwichtige Gegenstände richtet und aus kleinlichen, persönlichen Beweggründen entspringt, und die auf den Unbeteiligten entweder einen anwidernden oder einen komischen Eindruck machen muß. Wie köstlich hat das Dickens in seinen Pickwickiern geschildert, wo zwei kleinstädtische Redakteure vollständig in dem Wahne befangen sind, daß die ganze Welt sich um sie und ihre Privatzänkereien drehe. Übrigens könnten wir von England, meine ich, lernen. Die dort bestehende Einrichtung, daß kleinere Ausgaben der größeren Blätter für die Bewohner des Landes und der Kleinstadt veranstaltet werden, würde sich auch bei uns empfehlen und diesen Leuten einen bessern Lesestoff verschaffen.

Außer diesen kleinen Blätter werden nun freilich hin und wieder von Privatleuten, sowie in größeren Wirtschaftslokalen, Klubzimmern u. s. w. größere Zeitungen, oder wenigstens eine größere, meistens die verbreitetste Zeitung der Provinz, gehalten. Aber diese tragen die geringsten Lesespuren. Und doch besteht dies Publikum, welches dem politischen Teile der Zeitungen so geringes Interesse schenkt, aus denselben Personen, die durch das Wahlrecht die Bestimmung über Wohl oder Wehe des Vaterlandes in der Hand halten, von denen daher auch eine Einsicht in das, was dem Vaterlande frommt, mit Recht verlangt werden darf.

Ganz abgesehen davon aber, wie man sich zu den politischen Tagesfragen stellt, ob man ihnen geringere Bedeutung beilegt oder mit Leib und Seele ein Parteimann ist, nicht so sehr Gleichgiltigkeit gegen diese Fragen, als der Mangel höherer geistiger Interessen überhaupt ist es, was ich in den vorstehenden Zeilen dem Publikum zum Vorwurf mache, wie aus seiner wenig kritischen Auswahl des Lesestoffes hervorgeht. Und daß dieses so ist, muß jeden schmerzen, der an der Tagespresse arbeitet und wohl zur Belehrung und Aufklärung seiner Mitmenschen beitragen möchte. Denn auch für die bessere Tagespresse gilt es ja, daß sie nicht zu tief und gründlich verfahren darf, was auch schon die Beschränkung des Raumes verbietet.

Man wird mir erwiedern, daß ich ungerecht sei, indem ich von einem Publikum, das auf keiner hohen Bildungsstufe stehe, Interessen und Bedürfnisse erwarte, die dasselbe gar nicht besitzen könne, oder von vielbeschäftigten

Leuten einen Zeitaufwand verlange, den sie sich nicht gestatten können. Um höheren geistigen Bedürfnissen zu genügen, um wissenschaftliche Gegenstände eingehender zu erörtern, gediegeneren literarischen Kräften Gelegenheit zur Verwendung zu geben, dazu seien außer den Büchern ja die Zeitschriften vorhanden. Da will ich denn ein andres Beispiel anführen. In einer wohlhabenden Provinzialstadt von 30—40 000 Einwohnern besteht ein Verein, der sich zu geselligen und literarischen Zwecken zusammengethan hat. Dieser Verein, dem anzugehören auch ich längere Zeit die Ehre hatte, umfaßt die sogenannte „Elite" dieser Stadt in Hinsicht auf Intelligenz und Wohlhabenheit; es sind darin Beamte, Lehrer, Kaufleute u. s. w. vertreten. Von diesem Verein werden mehrere größere Zeitungen und einige Zeitschriften gehalten. Aber das für literarische Zwecke bestimmte Geld steht beständig in Gefahr, zu Gunsten der zu Vergnügungszwecken ausgegebenen Summe beschnitten zu werden, da die Mehrzahl der Mitglieder nicht genügend literarische Bedürfnisse besitzt, um hierfür eine erhebliche Summe zu opfern, und dann sich weigert, für die Minderzahl die Kosten tragen zu helfen. Und wenn man den Besuch des Lesezimmers mustert, so muß man sich nur darüber wundern, daß überhaupt noch so viel für Lesestoff ausgegeben wird. Hauptsächlich die illustrirten Zeitschriften sind es, welche das Interesse erregen, während andre Schriften oft unbenutzt liegen bleiben oder doch nur von den wenigsten Mitgliedern des Vereins benutzt werden.

Diejenigen „oberen Zehntausend," die an geistiger Begabung die Mehrzahl überragen, die man die geistige Aristokratie nennt, die nach geistiger Nahrung Verlangen tragen, die den Geistesprodukten der Schriftsteller ihres Volkes lebhaftes Interesse entgegenbringen, die an einer denkenden Betrachtung Gefallen finden — wo sind sie zu finden? Ich weiß nicht, ob ihre Zahl größer oder geringer ist als die Zahl derjenigen, welche in Hinsicht auf materiellen Wohlstand die Spitze der Gesellschaft bilden, aber das weiß ich, daß unter dem Volke der Denker die Zahl derjenigen, welche diesen Namen mit Unrecht führen, bei weitem überwiegt. Wer zählt die aufkeimenden Talente, die durch diesen Mangel an idealen Interessen gezwungen werden, ihre Leistungen auf ein niedrigeres Maß herabzudrücken, als wozu sie befähigt wären und den Beruf in sich fühlen!

Ich habe hier die Verhältnisse einer Provinz geschildert, welche an Intelligenz wohl hinter keiner Gegend des deutschen Reiches zurücksteht, vielmehr in Hinsicht auf Schulbildung und Prozentsatz der Verbrechen die günstigsten Zahlen aufzuweisen hat, sodaß kein Grund zu der Annahme ist, daß es in der beregten Sache anderswo besser stehe. Wenn dies aber so ist, wenn selbst Zeitungen und Zeitschriften, sobald das Lesen derselben mehr Zeit, Aufmerksamkeit und ein eingehenderes Verständnis erfordert, so wenig gelesen werden, so kann man sich nicht wundern, daß es für die zahlreichen jährlich erscheinenden Bücher erst recht an genügendem Absatz fehlt.

Dies Übel wird schwer abzustellen sein, denn es beruht auf einem selt-

samen Mißverhältnis, das in der Natur des deutschen Volkes begründet zu sein scheint: daß das schreiblustigste Volk zugleich das lesefaulste ist. Da muß wohl das Übel der Überproduktion von selbst sich einstellen. Und wenn man auf volkswirtschaftlichem Gebiete darum gestritten hat, ob Überproduktion oder Unterkonsumtion der eigentliche Grund des Übels sei, indem einige behaupten, allein die mangelnde Kaufkraft der Konsumenten sei an der Stockung des Absatzes Schuld, diese müsse man daher zu heben suchen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß im vorliegenden Falle die Hebung der Unterkonsumtion, welche wohl nur durch allgemeinere Verbreitung größerer Bildung zu erreichen wäre, zu keinem Ziele führen würde, da höchstwahrscheinlich auch die Zahl der Schriftsteller infolge hiervon zunehmen würde.

Der Theologe wird leicht geneigt sein, die, welche sich gegen sein Wort verschließen oder es mißachten, eines sittlichen Mangels zu zeihen. Dies ist dem Schriftsteller verwehrt; er weiß, daß die, welche seinem Wort solche Gleichgiltigkeit bezeigen, darum nicht schlechter sind, er muß die Welt nehmen, wie sie ist, kann sie nicht umgestalten. Und wenn ihn ein bitteres Gefühl überkommen will, wird er sich doch bei ruhiger Überlegung die Neigungen des Publikums gar wohl erklären können und entschuldigen müssen, wird sich sagen müssen, wie viel anregender und aufheiternder das lebendige Wort, der lebendige Verkehr mit Menschen ist, als das geschriebene Wort, sodaß jene Art der Erholung immer vorwiegend aufgesucht werden wird; er wird sich sagen müssen, daß das Lesen gehaltvoller Schriften eine Sammlung und Ruhe erfordert, die in unsrer vielbeschäftigten Zeit immer nur der kleineren Zahl zugänglich ist und von ihr begehrt wird. Auch ist es nur zu wohl begreiflich, daß der Leser nie ganz und gar dem Schriftsteller nachempfinden, nie sich völlig in die Stimmung, die ihn zum Schaffen trieb, hineinversetzen kann, daher seinem Werke geringeren Wert beizulegen geneigt sein wird.

Wohl aber darf der Schriftsteller darauf hinweisen, daß derjenige, welcher das geschriebene Wort geringschätzt, welcher seine Muße nie dazu benutzt, an gediegenem und gehaltvollem Lesestoff seinen Geist zu bilden, sich höheren und reicheren Lebensgenusses beraubt, denn allerdings werden in der Schrift wertvollere Gedanken niedergelegt, als das flüchtige Tagesgespräch sie zu enthalten pflegt. Und noch etwas hat der Schriftsteller, was ihn trösten und entschädigen kann: jenen Lohn, der sich unverkümmert und unverkürzt als die Frucht jedes geistigen Schaffens von selbst einstellt, unzertrennbar davon, wie die Wirkung von ihrer Ursache, das ist der Reiz, der in dem geistigen Schaffen selbst liegt, der Genuß und die Befriedigung, die er dabei empfindet, sodann dasjenige, „wofür er sich hält in seinem Herzen," ein wenig Genugthuung, ein klein wenig Stolz wohl gar. Dieses kann ihm niemand rauben, und es ist unabhängig davon, wie viel Wert von andern seinen Worten beigelegt wird.

Theodor Briz.

Die Lösung der afghanischen Grenzfrage.



ie zuerst den Daily News aus Petersburg telegraphirt wurde und wie sich seitdem bestätigt hat, ist endlich ein Ausgleich gefunden worden, der die Streitfrage wegen der Nordgrenze Afghanistans befriedigend gelöst hat. Nach diesem Abkommen erhält Rußland das zwischen den Flüssen Kaschk und Margab liegende Gebiet, welches den Pendsche-Turkmenen durch die letzte Absteckung der dortigen Grenze genommen wurde, und nimmt dafür die von den Engländern vorgeschlagene Grenzlinie am Oxus an, wobei es auf gewisse Landstriche verzichtet, auf die es nach dem Vertrage von 1873 Anspruch hatte. So der englische Bericht. Nach russischen Blättern verbliebe infolge dieser Verständigung Chodscha Saleh dem Emir von Afghanistan, und Rußland bekäme dafür das Stück Land bei Pendsche, welches früher dem Turkmenenstamme der Saryks gehörte. Näheres ist abzuwarten. Schon jetzt aber muß vor einem Mißverständnisse gewarnt werden, nach welchem mit dem Abkommen die afghanische Frage überhaupt aus der Welt geschafft wäre. Es ist vielmehr nur eine der vielen einzelnen Fragen, in welche jene zerfällt, bis auf weiteres zum Austrage gebracht worden, und wenn sie die nächste war, so darf bezweifelt werden, daß sie auch die wichtigste war. Mit andern Worten: es ist nur ein Stillstehen Rußlands auf einem der Wege, die es über das nördliche Vorland Indiens an die Grenzen des letzteren führen können, und es giebt neben diesen im Osten einen Weg, der wahrscheinlich bald ebenfalls ins Auge gefaßt werden wird. Bleiben wir aber bei der afghanischen Frage, so ist jetzt die Gefahr für England nicht beschworen, sondern nur vertagt. Als Rußland in Mittelasien langsam, aber stetig vordrang, eins der dortigen Chanate nach dem andern eroberte oder von sich abhängig machte und Stamm auf Stamm der Nomaden der Steppen seinem Unterthanenverbande einverleibte, sahen britische Politiker die Zeit voraus, wo die Reihe auch an die Gebiete des Emirs kommen mußte, und begriffen, daß England einer Eroberung Afghanistans nicht Gewehr bei Fuß zusehen darf. Von den Felsenpässen dieses Emirats würde Rußland auf die Ebnen am obern Indus wie auf ein nach langem Wüstenzuge endlich nahe gelegenes gelobtes Land hinabsehen. Die Afghanen, jetzt seine Verbündeten, könnten als Vortrab der Streitkräfte dienen, welche zur Besitznahme aufzubrechen bestimmt wären. Schon fegten sie in diesen letzten Jahrzehnten einmal in Gestalt eines mächtigen Reitersturmes hinab in diese reichen Gefilde, und es ist sicher, daß diese Gefahr von den Völkern am Indus nicht überall als solche aufgefaßt werden würde, von nicht wenigen vielmehr als nahe gerückte Befreiung. Englands Politik mußte daher schon längst

dahin gerichtet sein, Afghanistan vor dem Hereinziehen in die russische Machtsphäre zu bewahren, und das konnte nur durch Eroberung und Einverleibung des Landes oder, und zwar weniger sicher, durch Errichtung eines festen Bündnisses geschehen, welches England zur Schutzmacht Afghanistans machte. Zu dem ersten Wege war man nicht stark oder nicht entschlossen genug, und so betrat man den zweiten. Der Protektor Afghanistans mußte aber genau wissen, bis wohin das Gebiet reichte, das er zu schützen berechtigt und verpflichtet war. Die Grenzen asiatischer Länder sind meist sehr unbestimmt, und dies gilt ganz besonders von Afghanistan, wo es an Gebiete stößt, welche Rußland beansprucht. Es giebt hier häufig ausgedehnte Striche unfruchtbaren und völlig unbewohnten Landes, und in andern Gegenden ziehen Hirtenstämme umher, die keine festen Wohnsitze haben, nach denen sich die Grenzen bestimmen ließen. Vor Jahren schon erkannte man in dieser Unsicherheit einen Nachteil und eine Gefahr, zumal da jene Stämme großenteils sich nicht darauf beschränkten, friedlich der Viehzucht obzuliegen, sondern auch Raubzüge unternahmen, die das menschenarme Land noch mehr entvölkerten, und bei denen, eben wegen der Unklarheit der Grenzen, kein Unterschied zwischen afghanischen und russischen Unterthanen gemacht wurde, und ebensowenig feststand, wer berechtigt war, sie zu ahnden. Russische Nomaden oder russische Truppen konnten jeden Tag unwissentlich Land besetzen, welches der Emir für sein Eigentum hielt, und ebenso leicht konnten die Afghanen, deren Moral zu wünschen übrig läßt, in solche Irrtümer verfallen, wo es sich um Striche handelte, welche die Russen für sich beanspruchten. Die Gefährlichkeit dieser Zustände wurde von der englischen Regierung, wie es scheint, stärker empfunden als von der russischen. Jene schlug eine Absteckung der Nordwestgrenze Afghanistans vor, und diese ging darauf ein, und die Sache kam auch in Gang, stockte indes mehrmals, sodaß der Verdacht entstand, Rußland habe ein Interesse daran, die Frage in der Schwebe zu lassen, um zu jeder Zeit Vorwände bereit zu haben, mit denen sich weitere Übergriffe und Einverleibungen rechtfertigen ließen. Das jetzige Abkommen scheint diese Ansicht zu widerlegen. Wenigstens nehmen dies englische Preßstimmen an, indem sie erfreut sagen: Es sind von beiden Seiten Zugeständnisse gemacht worden, und Rußland hat Versöhnlichkeit und billigen Sinn gezeigt. Hätte der Zar fernerer Aggression die Thür offen zu lassen gewünscht, so würde er den von ihm Beauftragten die Weisung erteilt haben, die Verhandlungen weiter zu verschleppen oder unter einem geeigneten Vorwande ganz abzubrechen. Er hat nichts der Art gethan, und so dürfen wir schließen, daß er den Frieden in Mittelasien wünscht und Freundschaft mit England, der Schutzmacht des Emirs, zu halten beabsichtigt. Das mag für die Gegenwart zutreffen, aber niemand, der die Verhältnisse kennt, wird damit alle Gefahr für beseitigt ansehen. Die Afghanen sind ein unruhiges Volk, und ihr Emir ist ein schwacher Herrscher, auf den nicht zu bauen wäre, auch wenn man sich auf seine Treue verlassen dürfte. Es würde

nicht sehr überraschen, wenn eines Tages die Nachricht einträfe, er sei durch einen Aufstand oder eine Verschwörung gestürzt worden. Auch wird es trotz der Grenzregulirung schwierig sein, alle möglichen Zusammenstöße der wandernden Stämme, welche dem Zaren unterthan sind, mit ihren unter der Botmäßigkeit des Emirs stehenden Verwandten, die ebenfalls fortwährend ihre Weidegründe wechseln, zu verhindern. Indes ist immerhin jetzt eins für England gewonnen: es weiß, wo Afghanistan beginnt und aufhört. Sehr optimistisch aber und sehr wie die Freude des schwächeren Teiles, einen Vorwand zur Verhüllung seiner Schwäche und zur Beschönigung eines Zurückweichens in Gladstonescher Manier gefunden zu haben, sieht es aus, wenn englische Blätter darauf hin ungefähr folgendermaßen Wünsche und Hoffnungen aussprechen. Es ist kein Grund vorhanden, daß Rußland und England sich über ein Land wie Afghanistan streiten, das, wie einer von seinen Herrschern meinte, „nicht viel mehr als Menschen und Steine erzeugt." Es ist sogar nicht unmöglich, daß aus diesem Ausgleiche sich ein herzliches Einvernehmen, wo nicht ein politisches Bündnis zwischen dem Reiche des Zaren und dem der Königin Viktoria entwickelt. Unstreitig lagen Befürchtungen wegen Indiens jener Feindschaft gegen Rußland zu Grunde, welche so lange unsre Politik gegenüber dieser Macht färbte. Man dachte, Rußlands Absichten auf Konstantinopel hingen mit dem Plane zusammen, über Kleinasien nach dem Indus vorzudringen. Man nahm an, der Sultan werde, zum Vasallen des Zaren geworden, von diesem bewogen werden, als Chalif die Muslim Indiens gegen die englischen Giaurs aufzubieten. Aus solchen Gründen standen wir Jahrzehnte hindurch der Pforte mit aller Energie zur Seite. Das ist jetzt vorüber wie der Haß des englischen Volkes gegen den Zaren als Vorkämpfer der Despotie gegen die Freiheit der Völker. Wenn man die Engländer jetzt fragt, ob sie in den Balkanländern türkische oder russische Regenten vorziehen, so antworten sie, dies sei ihnen gleichgiltig, es liege ihnen nur daran, die Serben, Rumänen und Bulgaren frei und unabhängig von andern Mächten ihre Fürsten und Volksvertretungen wählen zu sehen. „Aber — so fährt eine dieser Preßstimmen sehr charakteristisch fort — wir denken nicht daran, für diese Rechte zu kämpfen. Das ist ihre Sache, nicht unsre. Selbst was die diplomatische Aktion betrifft, geht es uns nichts an, wenn Rußland seinen Einfluß in Sofia und Philippopel wieder gewinnt. Es hat einen starken und naturgemäßen Anspruch auf die Dankbarkeit des Bulgarenvolkes. Ohne große russische Opfer an Geld und Blut würde es gar kein Bulgarien geben. Wir, die wir für die Unabhängigkeit des Landes nicht einen Finger gerührt haben, sind nicht berechtigt, dem Zaren in den Arm zu fallen, und zwar auch dann nicht, wenn sein Anspruch auf Dank über die Billigkeit hinausgeht.... In der That, unsre Stellung zu dieser Frage sollte genau diejenige sein, welche das deutsche Reich eingenommen hat. Was auch Rußland, Oesterreich und die Bulgaren in gemeinsamer Verständigung beschließen, sollten wir bereitwillig unterschreiben; denn die ganze orientalische Frage ist, soweit sie nicht Indien mit betrifft, für uns nur in zweiter Reihe von Bedeutung. Aegypten ist ein Land für sich. Hier stehen unsre Rechte — wir würden richtiger zu sagen glauben, unsre Bedürfnisse — in vorderster Linie, wogegen Oesterreich und durch dieses Deutschland mehr Interesse an den Balkanländern und an Konstantinopel hat. Das unsre gleicht hier dem von Italien und Frankreich, das heißt, es ist nur ein indirektes Interesse, besonders so lange wir den Suezkanal behalten und Aegypten frei von fremder Einmischung in seine Angelegenheiten sehen."

Anderswo heißt es: „Sollte dieses denkwürdige Ereignis [der Abschluß der afghanischen Grenzregulirung ist gemeint] zum Ausgange einer neuen Wendung in den Stellungen Englands und Rußlands in der ganzen Welt führen, so würde dies ein großer Gewinn für die Sache des Weltfriedens sein. Es giebt mehr als einen Grund, weshalb beide Staaten Freunde sein sollten. Die Gemahlin des jetzigen Zaren und die zukünftige Königin von England sind Schwestern, und die beiden Herrscherfamilien sind durch andre Bande miteinander verknüpft. In Asien haben beide Reiche zivilisatorische Aufgaben erfüllt und streitsüchtigen Völkern und Stämmen die Segnungen des Friedens gebracht. Die Welt ist weit genug für beide. Rußland kann an keine Invasion Englands denken, und dieses kann jenes nicht ernstlich angreifen. Uns in Indien anfallen, hieße zuerst die Unabhängigkeit der Afghanen beseitigen, und das wäre eine Aufgabe, welche den moskowitischen Legionen sehr schwer fallen sollte, wenn der Emir die gesamten Kräfte des britischen Reiches hinter sich hätte. England hat jetzt allen Grund, sich mit Rußland auf guten Fuß zu stellen, wo es jenseits des Kanals eine Republik erblickt, die uns in den letzten Jahren alle möglichen Beweise feindseliger Gesinnung gegeben hat. Es hieße vielleicht die neue Erkenntnis der Lage in eine zu grobe und schroffe Form bringen, wenn man John Bull ins Ohr sagen wollte: »Mache die Augen auf! Frankreich ist der Feind, nicht Rußland.« Indes geben die Umstände diese Bemerkung ein. Wir haben allerlei üble Erfahrungen mit den Franzosen gemacht. Wir sehen dicht neben uns einen Nachbar, der kein getreuer Nachbar ist. Er leidet unter der Erinnerung an eine ungeheure Niederlage, die er ohne Verbündeten nicht rächen und wettmachen kann. Aber er meint, Trost in seinem Unglück finden zu können, wenn er Streit mit einer großen Nation vom Zaune bricht, welche ausgedehnte überseeische Besitzungen und eine sehr kleine Armee hat. Es hieße weniger wagen und würde weniger kosten, uns zu Leibe zu gehen als mit den Deutschen aufs neue zusammenzustoßen. Wir sind nicht in der Verfassung, solche Gefahren geringzuschätzen, und es wird gut sein, wenn man bei uns, statt immerfort die Augen nach Norden zu richten, lieber nach Osten blickt und dort die Zeichen der Zeit liest. Die neulich hervorgetretene Gegnerschaft Frankreichs in Konstantinopel [in der ägyptischen Angelegenheit] wurde von Rußland geteilt, aber wir nehmen an, daß der Botschafter des Zaren uns damit nur für unsre mutmaßliche Unterstützung der Battenbergischen Ansprüche und Bestrebungen bezahlte. Es wäre sicherlich der Mühe wert, wenn unsre Regierung Rußland von dieser Verbindung zu trennen versuchte. Deutschland verfolgt augenscheinlich diese Politik trotz schwerer Provokationen, und die britischen Staatsmänner können nichts Klügeres thun, als das Beispiel des Fürsten Bismarck nachzuahmen."

Die letzten Betrachtungen sind auf dem rechten Wege. Frankreich ist der nächste Feind Englands wie Deutschlands und wird es bleiben, so lange ihm nicht die Zähne ausgebrochen sind. Was die Engländer dagegen von der Möglichkeit einer Verständigung Großbritanniens mit Rußland über die afghanische Angelegenheit sagen, kann nur für einige Jahre Geltung beanspruchen. Der geschichtliche Prozeß, der sich hier vollzieht, läßt sich nicht aufhalten, wenigstens nicht mit den geringen militärischen Mitteln, über welche England gegenwärtig verfügt. Die Grenzpfähle, die man nun setzen wird, werden eher fallen als sie verrotten.



Aus einem Kriegstagebuche.

Saarbrücken, 12. Juli 1870.

ie Stimmung der so patriotischen Bürgerschaft ist seit dem 7. Juli doch bedrückt; nach den Äußerungen Gramonts in der französischen Kammer hält man den Krieg fast für unvermeidlich, und wir hier kennen die Franzosen und ihre kriegerische Anlage aus nächster Nähe. Wenn man nach Metz kommt, sieht man gleich an der äußern Erscheinung der französischen Wachtposten, daß sie sich alle als Herren der Welt betrachten. Es wird ein schwerer Krieg werden, so sagen wir uns alle, wenn wir uns am Abend im alten Kasinogarten von der Hitze des Tages erholen. Aber es bricht doch immer die Zuversicht durch, daß, wenn wir auch in den ersten Treffen besiegt werden sollten, es doch zuletzt gut gehen wird. Wir verdanken doch dem Jahre 1866 viel von diesem Vertrauen auf den schließlichen Sieg.

Saarbrücken, 20. Juli.

Der Telegraph hat uns gewiß gemacht, daß die Kriegserklärung in Berlin übergeben ist. Wir gehen jetzt täglich auf die Höhe am alten Exerzierplatz und beschauen von dort über das herrliche Thal hinweg die Spicherer Berge, wo sich die Franzosen allmählich sammeln. Dicht bei dem Abhange nach Südwesten, wo hohe Pappeln den Exerzierplatz von der Landstraße aus begrenzen, haben unsre Ulanen ihre Wache, und Infanteriepatrouillen von den Vierzigern sind rührig und streifen durch Flur und Dorf bis dicht an die Grenze bei St. Arnual, der goldnen Bremme und Schönecken. Die schnelle Bewegung unsrer Posten hat den Vierzigern schon den Namen pieds de diable verschafft. Auch die Franzosen sieht man in steter Bewegung. Am Wirtshaus an der goldnen Bremme reiten die chasseurs à cheval unruhig hin und her. Von der Spicherer Höhe entsendet von Zeit zu Zeit ein Chassepot seine Kugel auf die preußischen Patrouillen. Unsre Leute sind doch erstaunt über die ungeheure Tragkraft der

Chassepots und machen bedenkliche Gesichter, wenn sie an die eignen Zündnadelgewehre denken, die nicht halb so weit tragen.

Ende Juli.

Die Tage werden immer aufregender. Ein Füsilier Krauß hat den ersten Franzosen erschossen und ist deswegen Gefreiter geworden, dagegen hat auch ein soeben eingetretener Ulan sein junges Leben lassen müssen. An dem Wirtshause am Exerzierplatze sammeln sich unsre Bürger gern, um mit bewaffneten und unbewaffneten Augen die Berge und Häuser an der Grenze zu beobachten. Die Franzosen fühlen sich dadurch verletzt und senden uns Granaten, die die Mauern des Wirtshauses durchlöchern und an den Spiegeln und Tischen Zerstörungen anrichten. Unsre Leute waren gewarnt und flüchteten. Eine Granate flog sogar über die Höhe herüber bis unten am Hahnen bei dem Versorgungshaus. Wir glaubten, die roten Massen würden schon jetzt einen Angriff machen und die Höhen verlassen. Aber es war noch nicht so weit. Die Chasseurs ritten zuweilen von der goldnen Bremme auf preußisches Gebiet, und es kam dabei auch einmal zu einem komischen Zwischenfall. Die Ulanen ritten den Chasseurs entgegen, nachdem der Rittmeister von L. seinen Leuten gesagt hatte, daß die Chasseurs die afrikanische Gewohnheit hätten, den Kampf mit einem Gebrüll zu eröffnen. Kaum hatte er dieses Gebrüll angekündigt, so erscholl es, und lachend eilte die Schwadron zum Angriff, aber die Chasseurs hielten nicht stand, sondern kehrten zurück. Fast zu sehr sank durch ähnliche Erfahrungen die Achtung vor den Feinden.

Gestern Abend wurde ein französischer Deserteur eingebracht, den ein Gensdarm in einem Wirtshause zu Clarenthal gefaßt hatte. Wir examinirten ihn im Gasthaus zur Post, wo der Regimentskommandeur meist seine Anordnungen trifft. Der Franzose war gut uniformirt, doch hatte er sein Gewehr zurückgelassen. Er erlog schnell eine Geschichte, die ihn würdig machen sollte, als Kriegsgefangener zu gelten. Den folgenden Tag wurde er ins Innere geschafft.

Wir hören, daß in Metz sich alles zum Überschreiten der Grenze anschickt, die Kanonen sind auf der Hauptstation zum Transport fertig. Der Minister Leboeuf versichert, alles sei archiprêt, wir müssen es glauben. Es wurde das Wunderlichste angekündigt und geglaubt. Bald hörte man aus „bester Quelle," die Franzosen seien schon in der Simbach in einer Zahl von 30000 Mann angelangt und könnten in zwei Stunden hier sein, bald sollten sie von der entgegengesetzten Seite, von Ludweiler her, sich in Massen nähern. Jetzt nehmen wir alle solche Gerüchte kühl auf. Aber doch kaufen sich viele Bürger Vorräte von Brot, Hülsenfrüchten und Schinken. Denn es ist bekannt geworden, daß, wenn wirklich ein größerer Anmarsch der Franzosen erfolgt (und er ist von dem kommandirenden General von Gröben als wahrscheinlich bezeichnet worden), die wenigen Mann Ulanen und Infanterie (750 Mann) fechtend zurückgehen

sollen. Ein unbehaglicher Gedanke, so allein zu sein mitten unter den Feinden. Der General tröstete, es werde nur auf wenige Tage der Übermut der Feinde zu ertragen sein. Wir räumten in unsern Wohnungen einige Zimmer aus und sorgten für Matratzen und Stroh, um die fremde Soldateska beim ersten Ansturm unterzubringen und nicht alles improvisiren zu müssen.

Ein kleiner militärischer Versuch, von der Pfalz aus nachts einen Viadukt der französischen Eisenbahn zwischen Bitsch und Saargemünd zu sprengen, ist nicht nach Wunsch gelungen. Ein Ulanen-Rittmeister hatte das Wagnis mit einigen freiwillig teilnehmenden Mannschaften unternommen, er hatte Jäger und Bergleute zu Hilfe genommen. In der ersten Nacht konnte er nicht unbemerkt an die Eisenbahn gelangen, er mußte also eine zweite Nacht abwarten. Nun wurde zum Werke geschritten. Die Postenkette wurde aufgestellt. Der Rittmeister revidirte sie in der Nacht selbst, er fand die äußerst ermüdeten, sonst so rüstigen Mannschaften, auf die alles ankam, trotz der kritischen Lage und der Nähe des Feindes schlaftrunken. Nachdem er die Leute geweckt und ihnen ihre Verantwortlichkeit eingeschärft hatte, ging es eine kleine Weile gut. Nach fünfzehn Minuten fand der Rittmeister sie wieder eingeschlafen. Er kannte seine Leute und — wachte selbst für sie, bis die Sprengung stattgefunden hatte. Leider war nicht viel zerstört worden, in vierundzwanzig Stunden können die Feinde den Schaden ausgebessert haben.

Saarbrücken, 3. August.

So sind trotz unsrer Hoffnung die Franzosen doch über unsre Grenze und in unsre Stadt gerückt. Wir waren umso sicherer geworden, als sich am frühen Morgen zwei preußische Geschütze durch die Stadt auf die Höhe begeben hatten, wie wir vermuteten, als Vorläufer eines größeren Heeres. Aber dort soll den Führern der Geschütze ein höherer Offizier gesagt haben, daß sie recht bald auf das andre Saarufer zurückgehen möchten, wenn sie ihre Kanonen retten wollten. So geschah es denn; das eine Geschütz nahm am Halberg eine vorteilhafte Stellung südlich von St. Johann, das andere nördlich über Malstatt. Nun ahnten wir auch, daß etwas Größeres bevorstehe. Gegen elf Uhr hörten wir von jenseits unsrer hochgelegenen Gärten schießen, die Schulen wurden eiligst geschlossen. Eine französische Kugel, die sich verirrt hatte, war schon durch das offne Fenster über die Köpfe der Quintaner weg in die Wand eingedrungen. Unsre Vierziger schossen sich wacker herum mit den Feinden, drei Kompagnien gegen drei Divisionen, wie man sagt. Man konnte in der Stadt den Knall der Chassepots und der Zündnadelgewehre wohl unterscheiden. Die Dachziegel klirrten schließlich von den Kugeln. An gut gelegenen Punkten faßten unsre Leute, obgleich das Zurückgehen befohlen war, Posto; die geübtesten Schützen erlegten noch manche, wiewohl sie in großem Nachteil waren gegen die höher stehenden Massen der besser bewaffneten Feinde. Die Ermüdung wurde zuletzt bei der übermenschlichen Anstrengung unsrer wenigen Leute zu groß. Ich sah

einen Trupp von den höhern Straßen auf den Ludwigsplatz zurückgehen, um über die neue Brücke auf die andre Saarseite zu gelangen, voran der Hauptmann, dann aufgelöst, müde, grimmig die Mannschaften. Ich hörte einen sagen: Wir sind doch zu früh gewichen. Von meinem Fenster hätte ich ihm zurufen mögen, es sei vielmehr die höchste Zeit gewesen, denn hunderte von Rothosen erschienen in den nahen Gärten, freilich ohne sich herunter zu wagen. Unsre Ulanen waren weg, die drei Kompanien auch, so weit sie nicht getötet oder versprengt waren. Das Schießen hörte auf, gegen zwei Stunden lang war es ganz still, was fast mehr beängstigend war, als das heftige Schießen vorher. Denn es war ein heftiges Schießen von den Gärten her nicht bloß, sondern auch von dem Exerzierplatz aus. Dort von dem östlichen und nördlichen Rande des Platzes aus donnerten die Kanonen in der Richtuug nach dem St. Johanner Bahnhof und nach dem Rastphul zu, wo sich preußische Infanterie zeigte. Den Bahnhof beschoß man mit dem Erfolg, daß der Speisesaal ausbrannte, Fehlschüsse beschädigten Privatgebäude, Balkone, setzten Speicher in Brand, aber man wollte offenbar nur fiskalisches Eigentum zerstören. Zum erstenmale hörten wir auch von dort das seltsame Geprassel der Mitrailleusen.

Als die entsetzliche Kanonade und das Gewehrfeuer schwieg und unsre Leute, wie wir glaubten, fort waren, zog noch ein kleines Kommando beherzter Männer meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Reserveoffizier kam bei mir vorbei, ein Gefangener in Zivil, einen Stock in der Hand, folgte ihm, den Schluß bildete ein preußischer Soldat. Offenbar sprach der Zivilist mit dem Soldaten französisch, der Offizier drehte sich plötzlich um, entriß dem Franzosen den Stock und warf ihn weit weg, und der Soldat machte dem Franzosen mit dem Bajonnet klar, was ihm bevorstehe, wenn er noch einmal das gemeine Schimpfwort wiederholte, das er eben von den Preußen gebraucht hatte. Es war der Redakteur des Pariser Blattes Temps, der soeben aus der Uniform in einen Zivilanzug hatte schlüpfen wollen und dabei von dem scharfen Auge des Offiziers (in dem nahe gelegenen Wirtshause) betroffen worden war. Da er sich zu langsam bewegte, brachte man ihn auf einen Wagen, in welchen sich ein Leichnam befand,*) und so wurde er transportirt.

Inzwischen war die ganze Umgegend, links von der Saar bis nach St. Arnual, in dem unbestrittenen Besitze der Feinde. Gegen zwei Uhr brachte ein Gymnasiallehrer D. einen kleinen Schüler und seine Schwester nach Arnual, um sie nicht ohne Schutz zu lassen. Auf dem Wege ließen sich mehrere französische Offiziere, die völlig sorglos nach Arnual schlenderten, in ein Gespräch mit ihm ein; sie riefen einen Soldaten herbei, der dem Deutschen die Einrichtung des Chassepot-

*) Er selbst hat später dies alles erzählt, auch seinen Aufenthalt bei den in Lebach stehenden Preußen und sein Abenteuer, als er wieder, nach einigen Tagen, bei dem Betreten des Vaterlandes für einen Spion gehalten wurde und in Lebensgefahr kam.

gewehres zeigen mußte, und waren ganz großmütig und liebenswürdig. Sie zogen Kartoffeln und Äpfel aus den Taschen und bemerkten, indem sie die Intendantur beschimpften, daß sie in den letzten Tagen keine andre Nahrungsmittel bekommen hätten als diese. Als sie in die Nähe des Halbergs kamen, deuteten sie ärgerlich auf die Gegend, wo das eine Geschütz der Preußen gestanden hatte. Das Geschütz habe ihnen vielen Schaden zugefügt, ja es sei nicht anders möglich, als daß dabei noch Mitrailleusen gestanden hätten. Als der Gymnasiallehrer versicherte, die Preußen hätten diese Waffe gar nicht, erwiederten sie, daß das wohl gesagt werde, aber mit einer Kanone könne man nicht so schnell schießen, als es vom Berge her geschehen sei.

Man kam nach Arnual und ging in eine große Bierbrauerei. Der ganze Hof war voll französischer Soldaten, die wacker zechten und sich um ihre Offiziere nicht im geringsten kümmerten. Die Unordnung wurde immer größer. Die Fässer wurden allmählich leer; ein Offizier wollte nicht glauben, daß das Bier zu Ende sei, und ging mit in den Keller, wo er jedes Faß durch Klopfen untersuchte. Er fand wirklich noch volle Fässer; der Brauereibesitzer erklärte, dieses Bier sei noch nicht fertig, sein Genuß gefährlich. Aber der Offizier hielt wenig von der Gefahr, ließ das Bier in Gebrauch nehmen, was das Gute hatte, daß die Soldaten sich bald zurückziehen mußten.

Die Inspektion des Kellers war für den Bierwirt sehr aufregend, denn hinter den Fässern im Dunkel des Kellers war ein preußischer Soldat versteckt, der sich nicht schnell genug hatte zurückziehen können. Er wurde glücklicherweise nicht entdeckt. In der späten Nacht gab man ihm Bauernkleider und brachte ihn über die Saar.

Saarbrücken, 4. August.

Es liegt seit dem 2. August ein schmerzlicher Druck auf unsrer Stadt, wir sind wie abgeschnitten von der Welt, keine Zeitung, keine Post, nicht einmal Glockengeläute und Predigt. Dagegen fühlt man sich an der andern Seite der Saar noch in Preußen. Die Franzosen sind angewiesen, nicht über die Saar zu gehen. Denn die regelrecht und stetig fortschreitende Mobilisirung der preußischen Armee muß bald die Saarufer erreichen, die Franzosen erblickten schon im Geiste Massen von Preußen in den dunkeln Wäldern der östlichen Höhen, und in der That zeigten sich auch schon ostpreußische Kürassiere von Zeit zu Zeit zwischen Neunkirchen und St. Johann. Hierbei zeigte sich komischerweise, daß die Ostpreußen meinten, schon östlich von der Saar wohnten französisch redende Stämme. Ein Lehrer, der von St. Johann nach Dudweiler ging und eine etwas verwegene Sommertracht trug, wurde von einem Kavalleristen arretirt und vor den Offizier gebracht, der ihn in französischer Sprache ausfragte und zur Rede stellte. Es löste sich bald alles zu beiderseitiger Zufriedenheit. Unser geographischer Wissensstolz ist, wie man daraus sieht, nicht ganz berechtigt. Auch unsre Ulanen waren, wie sich zeigte, nicht ganz ver-

schwunden. Der Patriotismus der Bürger von St. Johann ging zuweilen so weit, daß sie französische Soldaten, die dem Verbote zuwider in St. Johann ihr Bier tranken, den preußischen Patrouillen in die Hände lieferten, sodaß der Bürgermeister von St. Johann die Einwohner vor den militärischen Folgen solcher Einmischung warnen mußte.

Wir hatten gleich nach dem Überfall vom 2. erwartet, daß man die Stadt mit Soldaten belegen würde. Aber es geschah nicht. Man blieb auf den Höhen und in den Gartenhäusern am Triller. Dorthin schleppte man aus den nächsten Häusern einige Möbel für die Offiziere, damit sie nicht alle Bequemlichkeiten vermißten. Frossard selbst blieb in seinem Grenzwirtshaus an der goldnen Bremme und dem Hause des Herrn Kind, eines Deutsch-Franzosen, das daran stieß. Wenn nun auch die Stadt keine Einquartierung bekam, so war es doch stets auf den Straßen voll von französischen Soldaten. Sie betrugen sich in ihrer Weise liebenswürdig, besonders gegen die Kinder, denen sie Bonbons schenkten, und gegen die Dienstmädchen am Brunnen; das hinderte sie freilich nicht, diesen die gekaufte Milch auszutrinken und ihnen das für die Herrschaft bestimmte Brot zu entreißen. Unter den ersten, die nach dem Überfall von den Höhen in die Stadt herunterstiegen, war ein Offizier, der einen hungrigen Trupp von etwa vierzig Soldaten führte. Der Offizier ging zuerst zu einem in Saarbrücken wohnenden französischen Bekannten, und einige Augenblicke darauf stellte er seine Mannschaften an die vier Fenster des Gasthauses zur Post und ging selbst hinein in das Haus zum Wirt. Mit vorgehaltenem Revolver fragte er den Wirt, der des Französischen ganz mächtig war, wie viel Preußen am 2. den Franzosen gegenüber gestanden hätten; die Antwort, etwa 750, fand er lächerlich, der Wirt wiederholte die Zahl und fügte hinzu, die Verstärkung, die sie hätten haben sollen, sei noch nicht zur Stelle gewesen, befinde sich aber in den Wäldern bei St. Johann; darauf fragte der Offizier weiter, welche Straßen in der Stadt unterminirt seien. Die Antwort, daß die Preußen dieses Verfahren nicht kennten, erregte wieder das Lächeln des Siegers. Dann kam er zur Hauptsache. Er befahl dem Wirt, für sich und die Mannschaften draußen am offenen Fenster Rotwein zu bringen. Dies geschah; als der Wein dem Offizier vorgesetzt wurde, ließ der Offizier den Wirt zuerst trinken. Den Leuten mußte nun auch Brot gereicht werden. Damit war ihnen offenbar am meisten gedient, sie zerrissen die Brote sofort in handliche Stücke und griffen tapfer zu. Sie hatten von ihrer Verwaltung zwar Geld genug bekommen, aber die Verpflegung war sehr mangelhaft. Selbst die Schuhe der französischen Soldaten sahen aus, als hätten sie schon eine ganze Kampagne durchgemacht. Aber auch ihr Geld stand, wie sich zeigte, nicht im Verhältnis zu ihren Bedürfnissen. Nur anfangs zahlten sie für das Fleisch, Brot und den Tabak, den sie in den Läden fanden. Nachher zogen sie vor, diese Dinge zu entnehmen, ohne zu zahlen. Das Geld könnten sie immer noch auf ihrem

weiteren Zuge durch Deutschland gebrauchen. Denn obgleich die Offiziere wußten, daß man nicht die Saar überschreiten dürfe, meinten die Soldaten, man breche demnächst nach Frankfurt auf.

Fortsetzung.

Soeben hörte ich, daß ein Offizier, ein Oberst, von seinem Gartenhäuschen aus einen Brief an den Bürgermeister Schmidtborn geschrieben hat. Er bittet, der Bürgermeister möge ihn zu einem Dejeuner mit seiner Anwesenheit beehren, möge aber das Frühstück womöglich mitbringen. Der Bürgermeister schickt ihm denn auch ein recht ansehnliches, indes erlauben ihm, wie er schreibt, seine Pflichten nicht, selbst oben zu erscheinen.

Die preußische Seite der Saargegend wird immer belebter von Soldaten. Viele Züge der Eisenbahn kommen des Nachts nach St. Johann. Von Zeit zu Zeit wird des Nachts von den Franzosen über die Stadt hinweg nach der Eisenbahn hin geschossen, was schauerlich genug klingt. Es waren aber mehr Kundgebungen, Schaden geschah nicht.

Daß die Hilfe immer näher kam, war uns gewiß. Ein keckes Reiterstück richtete unsern Mut besonders auf. Ich hörte soeben, daß ein braunschweigischer Husar, vor Begier, einmal einen Franzosen zu sehen, allein über die alte Brücke von St. Johann nach Saarbrücken gesprengt sei. Die an der Brückenstraße und am Schloßberg ausgestellten französischen Schildwachen, in der Meinung, es folge dem einen zum mindesten eine Schwadron, schossen hastig ihr Gewehr ab und flüchteten hinauf und dann rechts nach der Schloßstraße. Ihre Angst steckte die andern französischen Soldaten in derselben Straße an, sodaß fliehende Gruppen in Menge zu sehen waren. Inzwischen hatte der Husar eine zu scharfe Wendung nach rechts gemacht und war gestürzt, ohne sich jedoch Schaden zu thun. Die nahestehenden Bürger halfen ihm wieder zurecht, und er kehrte unverwundet zurück, zufrieden, einmal einige Franzosen gesehen zu haben.*) So etwas machte uns ordentlich stolz.

Gestern habe ich auch den General Frossard gesehen, er machte mit ziemlich großem Gefolge einen Ritt durch die Stadt, eine äußerst bunte Gesellschaft. Der General ritt ein sehr schönes Pferd, die andern stachen sehr dagegen ab. Die Offiziere sahen heiter aus. Meine Kinder standen an der Thür voll Neugier, und der General warf ihnen Kußhändchen zu. Der Zug erinnerte mich in der Buntheit und der Art des Reitens an die Art, wie die Banden der populären Kunstreiter vor ihren Produktionen durch die Stadt reiten, um Aufsehen zu erregen. Frossard ritt auch zum Bürgermeister und erkundigte sich, ob die Franzosen auch ihre Bedürfnisse bezahlten, sie hätten strenge Befehle in dieser Beziehung. Die Antwort des Bürgermeisters veranlaßte den General,

*) Der tollkühne Husar ist nicht viel weiter als bis Pont-à-Mousson gekommen und hat sein Leben lassen müssen.

die strengen Befehle noch einmal einzuschärfen, und es wurde auch besser dadurch. Dabei wäre fast ein Konflikt ausgebrochen. Ein betrunkener französischer Offizier verlangte durchaus, daß auf dem Rathause die französische Trikolore aufgezogen würde. Als man ihn endlich verstand, sagte der Bürgermeister, eine französische Fahne sei nicht vorhanden, wenn aber der Offizier eine solche besitze, so ließe sich die Sache schon bewerkstelligen. Dabei geberdete sich der Betrunkene wie rasend und schoß mehrmals seinen Revolver ab, ohne zu treffen. Er hatte geglaubt, es sei bei uns wie in Frankreich, wo jede Mairie die Fahne des Landes zeigt, und sah in dem Fehlen der Trikolore eine Absicht.

(Schluß folgt.)



Literatur.

Karte der Salzburger Alpen und des Salzkammergutes. Von Ludwig Ravenstein. Frankfurt a. M., Geographische Anstalt von L. Ravenstein, 1887.

Wen die Wanderlust ins Gebiet der Ostalpen zieht, dem sei diese Karte als ein trefflicher Führer von uns empfohlen. Sie verschafft dem Reisenden im voraus ein wohlausgeprägtes Bild von den Abstufungen der Berge und Thäler, von den Spiegeln der Seen, den Adern der Flüsse, die ihn zu sich locken, und an Ort und Stelle wird er sich mit Hilfe der sorgfältigen, durch verschiedne Farbentöne dem ersten Blick verständlich gemachten Zeichnung mühelos zurechtfinden. Von den neun Blättern, welche die Ravensteinsche Ost-Alpenkarte ausmachen werden, sind sechs ausgegeben, im Maßstab von 1:250000. Das uns vorliegende Blatt erstreckt sich im Westen und Osten vom Tegernsee zum Traunsee, im Norden und Süden von der Salzach-Mündung zum Zeller See. Nach der Mitte zu thront und leuchtet die Mozartstadt Salzburg. Wenn wir sagen, daß es ein Genuß für sich ist, auf dieser Karte mit den Augen zu ruhen, über sie hinzuschweifen, so haben wir derselben nur ihr Recht angethan. Daß sie das Tiefe sanft vor uns hinbreitet, das Flüssige in Bewegung setzt, das Starre höher und höher aufsteigen läßt, giebt ein Zeugnis von der lebendigen Schilderungskraft, welche ihr innewohnt.

Ueber Kriegspoesie. Ein Beitrag zur Betrachtung des Krieges von der idealen Seite von Friedrich Teicher, k. b. Hauptmann und Inspektionsoffizier am k. Kadettenkorps. München, Theodor Ackermann, 1887.

Man wird an dieses wohlgemeinte Büchlein eines Offiziers, der mit berechtigtem Hochgefühl an die ruhmreichen Tage des letzten Krieges zurückdenkt, an dem er teilgenommen hat, keinen strengen Maßstab anlegen. Es ist gewiß erfreulich, bei einem Soldaten eine so ausgebreitete Belesenheit in der schönen Literatur der alten und neuen Zeit, ganz besonders in der Poesie, welche das Kriegsjahr 1870 geschaffen hat, zu begegnen. Die gesammelten schönen Stellen hat Hauptmann Teicher zwanglos geordnet, meist chronologisch, und durch einen Text verbunden,

der den Krieg von seiner die Sittlichkeit fördernden Seite beleuchtet. Den größern Teil des Büchleins nehmen die Erinnerungen, häufig interessant persönlicher Art, an den letzten Krieg ein, und in den Zitaten begegnen wir Dichtern, die uns bisher ganz unbekannt geblieben sind. Natürlich sind die Meister Lingg, Geibel, Greif, Freiligrath, Dahn u. a. fleißig benutzt. Interessant sind einige Volkslieder aus dem Kriegsjahre 1870.



Erklärung.

Schneller, als zu erwarten war, ist die Antwort auf meinen Aufsatz über Scherer erschienen.*) Und sehr charakteristisch ist diese Antwort ausgefallen. Gegen den sachlichen Inhalt meines Aufsatzes wird nicht das mindeste vorgebracht. Was noch von bleibenden Verdiensten Scherers in der Faustfrage, selbst mit Zuhilfenahme der Vorlesungen desselben, zusammengestellt wird, ist von ganz minimaler Bedeutung und ist ohne jeden Einfluß auf das Urteil über die von mir bekämpfte und früher von so manchem als eine epochemachende wissenschaftliche That ersten Ranges verherrlichte Prosahypothese.

Außerdem werden der Arbeit Scherers bloß noch allgemeine Lobsprüche von Scharfsinn, sicherem Stilgefühl und tiefbohrendem Ernst gespendet, Lobsprüche, deren Haltlosigkeit den Lesern meines Aufsatzes nicht erst besonders dargethan zu werden braucht. Ebensowenig kann man Gedanken, deren Verfehltheit so leicht nachzuweisen ist, als fermenta cognitionis anpreisen.

Die Herren mögen übrigens selber eingesehen haben, wie wenig sie durch das alles ihr Fiasko abzuschwächen imstande sein werden. Sie steifen sich deshalb umsomehr auf die Behauptung, mein Angriff sei unedel, weil er so bald nach Scherers Tode erfolgt sei. Erich Schmidt versteigt sich sogar bis zu dem Ausdrucke „Leichenschändung." Herr Schmidt wird wohl wissen, daß ich ihn durch die Gerichte über die Bedeutung dieses Ausdrucks belehren lassen könnte, aber ich will davon absehen, weil wir in der Gelehrtenrepublik auch ohne Strafrichter fertig werden müssen. Ich selber habe dem Gefühl Ausdruck gegeben, daß es mir peinlich sei, so früh gegen den Heimgegangenen aufzutreten. Aber wenn die persönlichen Freunde Scherers eine Art von wissenschaftlichem Trauerjahr respektirt zu sehen wünschen, so mögen sie diese Trauerzeit nicht dazu mißbrauchen, wertlose, längst widerlegte und abgethane Behauptungen ihres Gönners zu verherrlichen. Eine solche geräuschvolle Anpreisung von etwas Unbrauchbarem und Wertlosem wird nun einmal im Sprachgebrauch als „Humbug" bezeichnet. Wenn nun gar die Absicht hervortritt, solchen Behauptungen durch fortwährende Wiederholung und geflissentliche Ignorirung der Gegengründe eine Art Einbürgerung zu erschleichen, dann sind alle Anhänger wissenschaftlicher Forschung verpflichtet, solchem Unfug zu steuern.

Dies habe ich gethan, und wie ich wohl sagen darf, mit Erfolg. Nicht die Trauer, nicht das Klagelied der persönlichen Freunde habe ich stören wollen, aber das kann man schlechterdings nicht dulden, daß diese Trauer und dieses Klagelied tendenziös benutzt werde, um der Wissenschaft zu schaden.

Wilhelm Creizenach.

*) Vergl. den Artikel von Erich Schmidt in der Deutschen Literaturzeitung Nr. 29.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Der Wucher auf dem Lande.



Als die Hegelsche Philosophie mit ihrem Kauderwelsch alle Bildung in Deutschland beherrschte, sagte Ludwig Börne in begreiflichem Scherze, es fehle uns an Büchern, die Thatsachen enthielten und keine Meinungen. Die gleiche Sehnsucht ist auch in den fünfziger und sechziger Jahren öfters zum Ausdruck gekommen, als zwar nicht die Philosophie, wohl aber eine alle Katheder und Lehrbücher beherrschende Volkswirtschaftslehre ihren Triumph in Deutschland und einigen benachbarten Ländern feierte. Sie galt in den Zeitungen als der selbstverständliche Niederschlag der Schulgedanken, und wie der französische Bürgersmann, der kein Urteil haben kann, doch aus dem Feuilleton eifrig entnimmt ce qu'il faut penser de cette chose-là, was er, um nicht aufzufallen, von der neuen Tragödie oder dem neuesten Roman zu halten hat, so war es bei uns mit Freihandel und Schutzzoll, Innungen, Versicherungszwang und den zahllosen Fragen, die mit jenen Worten zusammenhängen. Es waren eben gar keine Fragen, sondern ausgemachte Dinge, über die jeder so gut aufgeklärt war, wie über die Bewegung der Erde um die Sonne.

Diese Sicherheit ist geschwunden, und wenn die Unsicherheit und der Zweifel formell etwas Unbehagliches ist, so darf es auch auf unserm Gebiete nicht wunderbar erscheinen, daß sich viele Zeitungen und Schriftsteller noch nicht recht darüber beruhigen können, daß die manchesterliche Glaubenseinheit nicht mehr den früheren Zauber übt. Die Freiheit hat ihr Schönes, aber auch ihre Sorgen; der Diener, der während der Abwesenheit seines Herrn anfängt, frei zu sein, macht dabei so seltsame Erfahrungen, daß er jubelt, wenn das Kommandowort der zurückgekehrten Herrschaft ihm wieder genau sagt, was er jeden

Augenblick zu thun, zu lassen, zu sagen und zu glauben hat. Man lese im Thomas von Kempen, um die Seligkeit einer völlig mönchischen Bestimmtheit durch eine feste Autorität lebhaft zu empfinden.

Diese Auflösung der volkswirtschaftlichen Glaubenssicherheit ist wesentlich mit veranlaßt worden durch die Schriften, die der Verein für Sozialpolitik veröffentlicht hat. Er hat eine Reihe von Untersuchungen herausgegeben (Leipzig. Duncker und Humblot, bis jetzt 35 Bände), die in gewissem Maße Börnes Wunsch erfüllen, insofern sie zwar die Meinungen nicht ausschließen, was ja abgeschmackt wäre, aber doch die Thatsachen vor allem ehren, auch die „impertinentesten" Thatsachen nicht verschweigen, die gar nicht in das geheiligte System passen. Sie haben anfangs eine etwas einsame Stellung gehabt, dürfen aber jetzt ihre Bestrebungen für leidlich anerkannt ansehen. Ein Blick auf die Titel der Schriften des Vereins und die Namen seiner Mitglieder erweckt die bestimmte Vorstellung, daß in der Achtung der Besten in unserm Vaterlande ein volkswirtschaftlicher Umschwung stattgefunden hat. Gewiß nicht bloß durch Schriften, auch nicht durch die des Vereins für Sozialpolitik ist dieser Umschwung bewirkt worden. Die Not der Zeit sprach ein gewichtiges Wort mit, und vor allem war der praktische Vorgang des gewaltigen Reichskanzlers in der Zollfrage, der sozialen Frage (der Staatshilfe und genossenschaftlichen Organisation) und in der sonstigen Freimachung von alten Überlieferungen von entscheidender Wichtigkeit. Denn es sind die Thaten, die die Volkskreise bestimmen. Aber ein überaus wichtiger Umstand in der Wendung zum Besseren und eine Fundgrube für die noch ausstehenden Reformen in Gesetzgebung, Verwaltung und Vereinsbildung bleiben jene Sammlungen volkswirtschaftlicher Thatsachen doch, die wir in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik besitzen.

Wir richten die Aufmerksamkeit diesmal nur auf den neuesten Band, der nicht weniger als siebenundzwanzig kleinere oder größere Abhandlungen über Wucher auf dem Lande enthält. Nach Anleitung eines Fragebogens, den der Verein mit Hilfe eines sachkundigen Herrn (H. Thiel in Berlin) aufgestellt und versandt hatte, behandeln die Berichte die Wucherzustände, vom Westen nach dem Osten Deutschlands hin fortschreitend, im Reichsland, in Baden, Württemberg, Hohenzollern, Hessen, Baiern, der Rheinpfalz, im preußischen Saargebiet, in den Dörfern um Trier, Wiesbaden, Kassel, in Westfalen, Hannover, Oldenburg, der Provinz Sachsen, Thüringen, Schleswig-Holstein, Brandenburg, dem Königreich Sachsen, Mecklenburg, Posen, Schlesien, Pommern, Westpreußen und Ostpreußen.

Es ist selbstverständlich, daß die verschiednen Berichterstatter ihre Aufgabe ungleich angefaßt haben; trotzdem ist das Studium des Bandes reich an Anregung und, um es gleich hier zu sagen, es bietet auch öfter zu einer gewissen Aufregung Anlaß. Vielleicht geht es noch andern Leuten so wie mir, daß sich ihnen bei vielen Beispielen von Wucherfällen unwillkürlich die Hand ballt.

Sollen wir uns dieses Gefühles schämen? Ich meine nicht, denn es sind die hilflosesten Elemente unsers Volkes, deren schamlose Ausbeutung uns so in Aufregung versetzt. Es ist eben der Wucher auf dem Lande, der geschildert wird; die Wucherer wohnen meist in der Stadt und sind gut organisirt, aber ihre Opfer wohnen auf dem Lande, besonders da, wo wenig Industrie und fast nur kleinbäuerliche Wirtschaft (auf eigne Rechnung) besteht. Dort herrscht das ganze Elend der Unbildung und Unwissenheit, und zwar keineswegs überall gemildert durch Einfachheit des Lebens, Sittlichkeit und Fleiß, vielmehr oft noch gesteigert durch Bauernstolz, sorgloses in den Tag hinein leben, oder gar durch Trunksucht. Beiläufig stimmen ziemlich alle Berichterstatter darin überein, daß die Wuchererscheinungen, in denen sich Leichtsinn und Trunksucht den Wucherern als Gesellen erbieten, geradezu unheilbar und von den Maßregeln auszuschließen sind, mit denen man den anderweitigen Handgriffen des Wucherers begegnen möchte. Der letzte Wucherer verläßt das Erdenhaus erst mit dem letzten Säufer, wie es scheint. Aber vorher hat er noch eine Anzahl andrer Opfer zu Grunde gerichtet, die nicht lasterhaft, sondern nur hilflos sind, und die im ganzen Umfange unsre Teilnahme verdienen.

Der Wucher auf dem Lande ist alt, wie man denken kann. Das erste Gutachten (von Metz in Straßburg) teilt eine Schrift aus dem Jahre 1779 mit, in der ein Elsässer die wesentlichen Züge des Wuchers, wie er ihn kannte, so zeichnet, daß sie noch heute völlig zutreffen. Man kann seine Darstellung geradezu typisch nennen. Auch der besondre Umstand gehört dahin, daß damals der Wucher fast nur von Juden geübt wurde. Mit Bedauern hebt er hervor, daß sich im Elsaß die Zahl der Juden seit 1689 auf das Dreißigfache vermehrt habe. In allen Berichten finden wir die Andeutung, daß sich zwar auch Christen am Wucher beteiligen, namentlich öfter als „Zutreiber“ und als Rückhalt für Kapitalbedürfnisse der kleinen jüdischen Wucherer; aber überall treten doch die Juden in den Vordergrund, besonders im Viehwucher. Ein Bericht sagt, daß neun Zehntel aller Wucherfälle auf Juden zurückgehen. Es wird das wohl nur für gewisse judenreiche Gegenden der Wirklichkeit entsprechen. Die vom Christentum geförderte Humanität hat die schon bestehenden Vereine gegen den Wucher dazu veranlaßt, bei ihrem wohlthätigen Streben jede religiöse Anfeindung von vornherein abzuweisen. Man hat sogar vortreffliche Männer israelitischen Glaubens in den Vorstand solcher Vereine gezogen, eine Maßregel, die gleichzeitig von der Gerechtigkeit wie von der Klugheit geboten zu sein schien, aber das kann den thatsächlichen Befund nicht umstoßen, daß die jüdische Rasse sich seit Jahrhunderten vorzugsweise am Wucher beteiligt. Wer sich bemüht, den Ursachen dieser Thatsache nachzugehen, wird zugleich vieles finden, was die Juden entschuldigt, die Christen anklagt, aber das Gebiet dieser Polemik ist nebensächlich und unfruchtbar, so lange die Gesetzgebung über die Verhältnisse er bürgerlichen Rechte zu den verschiedenen Bekenntnissen nicht völlig geändert wird.

Um nicht bei diesen allgemeineren Bemerkungen in lauter trüben Vorstellungen stecken zu bleiben, füge ich hinzu, daß sämtliche Berichte versichern, der Wucher sei zwar zum Teil noch schlimm, nehme aber ersichtlich ab; besonders habe die neue Fassung des Wucherparagraphen im deutschen Strafgesetzbuch vom 24. Mai 1880 (§ 302a u. f.) die Wucherer geschreckt und manches Gute, freilich neben Umgehungskünsten, bewirkt. Nach dem Bericht über Braunschweig scheint es dort in Bezug auf die Gegenwart sogar glänzend zu stehen. Es verdiente eine besondre Untersuchung, wodurch die ausgezeichnete Lage dieses Ländchens in Bezug auf Wucher sich erklären mag. Aber es ist erfreulich, daß die Abnahme des Wuchers in deutschen Landen im allgemeinen nicht zu bestreiten ist. Freilich treten, wenn sich gegen die optimistischen Ansichten guter Menschen irgendwo ein Verein gegen den Wucher bildet, auch zahlreiche üble Fälle an den Tag, die früher niemand kannte. Aber das allgemeine Ergebnis einer allmählichen Besserung der Lage wird dadurch nicht wieder zweifelhaft gemacht. Wir dürfen uns daran halten, denn ich spreche das Wort „allmählich,“ wenn ich von einer Besserung allgemeiner Verhältnisse spreche, mit solcher nachdrücklichen Betonung aus, daß uns die Thatsache, deren wir uns freuen, wohl ermutigen, aber nie in unserm Streben lähmen und schlaff machen kann.

Es wird aber gut sein, wenn wir in die Wucherfälle einen Blick thun. Beginnen wir mit einem badischen Wucherer, Salomon Kaufmann, einem Juden aus Mannheim, der endlich außer zu einer Geldstrafe von 8000 Mark zu einer Gefängnisstrafe von $8^1/_4$ Jahren verurteilt wurde. Dieser galt nach den Akten schon seit Jahren als einer der schlimmsten Wucherer der Bergstraße und der Pfalz; die Aussagen von zweihundert meist bäuerlichen Schuldnern entrollen ein geradzu haarsträubendes Bild von dem Treiben dieses Mannes. Er hat einen scharfen Verstand, erstaunliches Gedächtnis und rechnerische und handelsmännische Begabung, ist ohne Mitleid, ja brutal in der Behandlung seiner Opfer. Wen er gefaßt hat, den hält er umklammert, so lange dieser eine Mark Geldes, eine Scholle Landes sein eigen nennt. Schon in der ersten Urkunde schürzt er die Schlinge, die er dem Opfer später um den Hals werfen will. Als Objekte seiner Thätigkeit sucht er sich namentlich Landleute aus von geringer Einsicht und großer Unwissenheit, von einigem Vermögen und Unerfahrenheit in Geldgeschäften. Die Bauern unterschrieben die von ihm gefertigten Urkunden in der Regel ohne Prüfung, teils in gutem Glauben, teils weil der Wucherer eilig that und drängte, teils weil sie überhaupt nicht lesen konnten, oder doch das Geschreibsel des Wucherers nicht, der unleserlich schrieb und einen eigentümlichen Urkundenjargon erfunden hatte. Hauptsächlich liebte er die Einschmuggelung höherer als der vereinbarten Schuldsummen, ferner von Zinsen, wo diese schon in der Provision vorausbezahlt waren, und die Vermehrung der Provisionen dadurch, daß ihr Prozentsatz statt auf ein Jahr auf ein Vierteljahr eingestellt wurde. Wurden Termine bewilligt, so hieß der Beisatz häufig, „wenn ein Ziel

nicht wird eingehalten, so ist das obere Kapital ganz verfallen." Eine weitere Kunst bestand in der Festsetzung der Zahlungstermine vor der Ernte, vor dem Tabakverkauf, wo kein Bauer Geld hat. Bei der Abrechnung wurden von dem Wucherer längst bezahlte Zinsen nochmals berechnet; bei Abschlagszahlungen quittirte er oft gar nicht, oft nur zum Teil, oft alles als Provision, sodaß zuweilen, je mehr bezahlt wurde, desto mehr die Schuld anwuchs.

Dies die allgemeine Darstellung, deren Belege man in unserm Buche (S. 27) verfolgen kann. Sie betreffen meist solche Fälle, die nach dem Wuchergesetz von 1880 beurteilt werden können. Die Geschäfte mit Geld sind infolge dieses Gesetzes nicht mehr so häufig, aber man weiß sie zu verstecken, wie schon die obige Wucherschilderung zeigt und wie wir noch weiter sehen werden.

Gewöhnlich ist der Wucher ein zusammenhängender, fortschreitender Prozeß, mannichfaltig nur in den Gegenständen, aber einförmig in der Tendenz und dem schließlichen Verderben. Hat ein Wucherer erfahren, daß ein Bauer aus irgend einer Ursache in Geldverlegenheit ist — und er erfährt durch seine Leute alles —, so geht er hin, und indem er dem Bauer Stillschweigen über das Geschäft zusichert, fängt er damit an, den Bauer über eine größere als die geliehene Summe einen Schuldschein ausstellen zu lassen und Bedingungen über Rückzahlung hineinzusetzen, die der Bauer nicht halten kann. Zeigt sich eine neue Geldnot des Bauern, so kündigt der Wucherer die ganze Schuld. In der Regel hat der Bauer noch einige Stück Vieh im Stalle. Der Wucherer kauft ihm zu einem Spottpreise ein Stück Vieh ab und gewährt für das nicht zurückgezahlte Darlehen Ausstand; denn er weiß wohl, daß es nur eine Frage der Zeit ist, wenn er die Schlinge über den Bauer werfen kann. Ist zu einem Viehgeschäft keine Gelegenheit, so geht der Wucherer gerichtlich vor, erwirkt sich einen vollstreckbaren Zahlbefehl und läßt den Betrag in das Hypothekenbuch eintragen. Je nach den Verhältnissen geht er an die Pfändung von Mobiliar und Vieh, oder an die Beschlagnahme von Immobilien. Das Vieh steigert er selbst zu geringem Preise an, denn die andern Bauern wissen wohl, warum sie nicht höher bieten, und verkauft es auf dem Markte mit 20 bis 30 Prozent Gewinn. Ebenso billig erwirbt er die Grundstücke des Schuldners, er hat dann wieder andre Leute zur Hand, die sie ihm gern zu hohen Preisen abkaufen, weil sie durch diese Gefälligkeit ihren eignen Ruin etwas hinausschieben.

Ein psychologisch interessanter Gang der Dinge zeigt sich dann, wenn der Wucherer begüterte Grundbesitzer in seine Netze bringt (S. 158), aber die Einzelheiten sind zu schmerzlich, um sie wiederzugeben. Es giebt Wucherer, die ausnahmsweise bei einem Geschäft z. B. mit Steigprotokollen statt zehn Prozent abzuziehen, noch fünf Prozent zulegen. Auf die Frage eines Notars, warum er so großartig sei, antwortete ein Wucherer in einem solchen Falle: „Das ist ein reiches Dorf, und in diese Verhältnisse möchte ich gern hineinkommen" (S. 175). Er wird es wohl durchgesetzt haben.

Weil es dem Wucherer nicht auf große, in einem Zuge zu erledigende Geschäfte ankommt, sondern auf eine lange Reihe in einander greifender verwickelter Geschäfte, in die immer mehr abhängige Personen hineingezogen werden, bis keiner von den Schuldnern mehr etwas zu verlieren hat, so ist der Wechsel nicht so beliebt bei ihm, denn der Wechsel hat doch mehr die Tendenz, ein Geschäft zu lösen, und die gewöhnlichen Bauern haben eine stille Furcht vor dem „Querschreiben." Der Bauer schreibt sich leider meist gar nichts auf; im Saargebiet kam es nicht selten vor, daß ein Bauer auf die vorwurfsvolle Frage, warum er sich keine Notizen gemacht habe, naiv erwiederte, „wozu er das denn thun solle, es stehe ja alles in den Büchern des Handelsmannes." Es ist menschenfreundlich, wenn die Vereinsmitglieder selbst einen solchen Menschen noch nicht als unrettbar fallen lassen.

In den Gegenden des Zwerggrundbesitzes, wie er z. B. an der Saar besteht, ist der „Umschlag" in Grund und Boden das ergiebigste Gebiet des Wuchers. Der Wucherer kauft begehrte Grundstücke vorweg, und wenn er sie mit Nutzen losschlägt, sieht er es gern, wenn der Käufer nicht gleich alles bezahlen kann und so in sein großes Schuldbuch kommt. Muß ein Bauer ein Grundstück verkaufen, so kann er das nicht, ohne den Handelsmann zu Hilfe zu nehmen. Es wird versteigert, die Ansteigerer bekommen die Berechtigung, ihre Schuld in fünf, sechs, ja zwölf Jahresterminen zu tilgen. Der Verkäufer hat aber Geld nötig, er tritt dem Handelsmann die ganze Reihe der Teilforderungen ab. Dafür muß er ihm 5 bis 10 Prozent Aufgeld und eine Provision von 2 bis 10 Prozent ablassen. Der Wucherer aber freut sich nicht nur über diesen enormen Profit, er hat auch wieder Jahr für Jahr Gelegenheit, die neuen Schuldner bei ihren Schwächen zu fassen, und er weiß sie ganz sicher herauszufinden. S. 127 unsers Buches finden sich einige thatsächliche Fälle: Bei einem Wertgegenstande von 3900 Mark betrug das Aufgeld fünf Prozent, die Provision fünfzehn Prozent = 780 Mark, die Konventionalstrafe 780 Mark. Bei einem andern Wertgegenstande von 9000 Mark betrug das Aufgeld $6^2/_3$ Prozent, die Provision sechs Prozent = 1140 Mark, die Konventionalstrafe 375 Mark. Die Versteigerung kam in diesem Falle nicht zur Ausführung, der Handelsmann schrieb nichtsdestoweniger dem Besitzer zur Last: Provision 540 Mark, Aufgeld 600 Mark, Konventionalstrafe 375 Mark, zusammen 1515 Mark. In einigen Gegenden hilft der Wucherer bei solchen Versteigerungen der Kauflust nach. Denn der früher so bekannte Übereifer, den Landbesitz zu vermehren (Landhunger), hat seit längeren Jahren begreiflicherweise nachgelassen. Darum veranstaltet er im Steigerungslokal, gewöhnlich einem Wirtshaus, ein Freitrinken in Schnaps, „auch Weiber fehlen nicht, sie sind die ersten, deren gerötete Gesichter und verglaste Augen die Wirkungen des Getränkes verraten." Dann genügt ein Wink des freigebigen Versteigerers, den Preis zu einer Höhe zu treiben, die das Grundstück für den Erwerber

unrentabel, ihn selbst zur Beute des Wucherers macht. Diese Traktirerei vor und bei dem Versteigern ist übrigens gesetzlich verboten, freilich erst auf Antrag eines Vereins gegen den Wucher, der den natürlichen Anschluß an die Regierungs- und Gerichtsbehörden mit Eifer pflegt.

Ein bedeutender Zweig des Wuchers ist, wie schon erwähnt, der Viehhandel und die Viehleihe; er kommt nach den Berichten viel allgemeiner in Betracht als ein andrer Zweig. Der kleine Bauer kann ohne Vieh nicht gedeihen, und wiederum traut er sich nicht die Einsicht zu, auf dem Markte richtig zu wählen und zu kaufen. Der Handelsmann dagegen weiß alles nötige, wie der Bauer glaubt. So ist er denn in dessen Hand bei Kauf und Verkauf, bei Tausch und Viehleihe, diesem leider so entwürdigenden und ganze Gehöfte verderbenden Geschäfte. Noch schlimmer ist der Wucher beim Pferdehandel, den viele Handelsleute als Spezialität betreiben. Auch hier einige Beispiele (S. 155 ff.), die zugleich in einen andern Teil der Frage eingreifen, indem sie zeigen, daß das Dasein von Vereinen gegen den Wucher vieles Elend verhindert. Wenn nämlich die Wucherer erfahren, daß der Verein vorkommenden Falles die Viehprozesse seiner Mitglieder in die Hand nimmt und die Kosten und den Rechtsbeistand stellt, nehmen sie ihre unsauberen Klagen noch rechtzeitig zurück, denn sie haben erlebt, daß ein einziger verlorener Pferdeprozeß 2000 Mark gekostet hat. A. verkaufte im Oktober 1885 ein Pferd an den Händler B. Dieser nahm das Pferd nicht ab, weil es lahme. Der Verein klagt für A., das Landgericht in Trier verurteilt den B. Nach dem Urteil ist das Pferd in Wirklichkeit nicht lahm gewesen, B. hat selbst nicht an die Lahmheit des Tieres geglaubt, er wollte nur das Pferd bei A. billig überwintern lassen. Eine Witwe A. verkaufte im Juni 1885 ein Pferd an Cohn. Cohn teilt am 21. Juni mit, daß das Pferd nach Leipzig verkauft und dort krepirt sei, er läßt der A. eine Aufforderung des Rechtsanwalts zugehen, des Inhalts, umgehend Kaufpreis, Kosten und Zinsen zu zahlen. Nach dem Rate des Vereins antwortete die A. gar nicht, die freche Klage wurde in Wirklichkeit nicht versucht; das Tier war ganz gesund gewesen. So geht es ins Unendliche fort, alle möglichen Fehler werden dem gekauften Tiere angedichtet, es ist ein „Windschöpfer," ein „Krampenzieher," ein „Zungenschläger"; vielleicht schüchtert es doch den Verkäufer ein, sodaß er einen Teil des Kaufpreises nachläßt, und das ist ja der Zweck.

Verschiedene Berichterstatter weisen darauf hin, daß die mannichfachen Geschäfte, die wir auf diesem Gebiete antreffen, im einzelnen durchaus nicht wucherisch zu sein brauchen, sondern erst in ihrem Zusammenhange zum Wucher werden. So wird vom Wucherer ein Darlehen in einen Kauf umgekleidet. Ein Bauer braucht 3000 Mark, der Wucherer kauft sein Haus für 4000 Mark und zahlt baar 3000 Mark. Der Bauer soll das Haus zu bestimmter Zeit für 5000 Mark zurückkaufen; er kann es aber nicht, so bleiben die 4000 Mark

auf seinem Besitz stehen, die einen privilegirten Rang haben für den Fall späterer Zwangsvollstreckung. Mittlerweile hat der Wucherer 1000 Mark verdient. So sind auch Geldbedürfnisse für die Militärzeit dem Wucherer willkommen, er giebt Vorschüsse auf das Erbteil des jungen Mannes, das ihm dann nach und nach zu Teil wird, manchmal treibt er auch die andern Erben dem Verderben entgegen. Doch es würde zu weit führen, die einzelnen Formen des Wuchers genauer zu beschreiben. Wenden wir uns lieber den Mitteln zu, die die Berichterstatter zur Abhilfe gegen den Wucher empfehlen.

Es lag dabei nahe, weiter auszuholen und die ganze Lage der Landwirtschaft in Erwägung zu ziehen. So wird die Wechselfähigkeit der Bauern besprochen, es wird von der Notwendigkeit eines Heimstättengesetzes gehandelt, durch welches ein gewisser Besitz mäßigen Umfanges dem Verschuldeten unter allen Umständen verbleiben muß, und auch andre weitgreifende Reformen werden von einzelnen Berichterstattern angedeutet. Aber auch in dem engen Rahmen des Wuchers selbst finden sich Maßregeln praktischer Art zur Genüge in den Gutachten entwickelt.

Die Hauptsache wird immer bleiben, die Hilfe des Wucherers entbehrlich zu machen durch Kassen öffentlicher Art, die kleinen Leuten zu helfen verpflichtet sind und keine Erwerbsanstalten sein dürfen. Diese Kassen müssen in der Art billigen Kredit gewähren, daß sie zugleich zwangsweise die Schuld amortisiren; schon um nicht den Schein auf sich zu laden, als wollten sie vor allem das Kreditwesen erleichtern. Diese Kassen müssen insbesondre auch die Steigerungsprotokolle zu mäßigem Abschlag übernehmen, um die Wucherer fernzuhalten. Es sind ganz gefahrlose Geschäfte, bei denen Verluste kaum vorkommen (S. 140 ff.). Mehrere Berichterstatter heben freilich einen Nachteil hervor, den diese Kassen im Vergleich mit dem aus Eigennutz verschwiegenen Handelsmann haben. Der Bauer will eben seine mißliche Lage vor der Öffentlichkeit, auch vor einer öffentlichen Kasse verbergen. Nun haben etliche vorgeschlagen, man solle das dadurch ausgleichen, daß auch der Handelsmann, wie er es ja eigentlich muß, eine öffentlich kontrolirbare Buchführung innehalte. Aber dieser Gedanke läßt sich nur für einzelne Formen der Prozeßführung durchführen, im ganzen ist er unpraktisch.

Wichtiger ist die Einwirkung, die solche gut eingerichtete Kassen durch ländliche Vertrauenspersonen (Agenten) auf die kleinen Grundbesitzer üben können. Durch diese Leute wird das Mißtrauen gegen die Darlehnsbank und ihre Art zu handeln leichter gehoben und in Vertrauen verwandelt. Durch die Besprechung aller ökonomischen Verhältnisse wird die äußerst mangelhafte Schulbildung auf diesem Punkte wesentlich ergänzt, die Notwendigkeit ordentlichen Anschreibens erkannt, und es ist sehr wohl zu hoffen, daß für ganze Bezirke die Bank bei uns denselben wohlthätigen Einfluß üben werde, wie die kleinen Banken in Schottland ihn geübt haben und noch üben. In den ersten zehn

Jahren werden dies freilich die Kassen, wenn sie auch gut eingerichtet sind, nicht leisten können, ohne daß ein besondrer Verein gegen den Wucher im Bezirke ihnen zu Hilfe kommt, der durch Vertrauensmänner überall gegenwärtig ist und kundige Juristen unter seinen Mitgliedern zählt. Denn es ist wahr (S. 145), daß „zur Besserung der Zustände niemand mehr beitragen kann als die Notarien, deren größere Zahl gegenwärtig das Wucherwesen als ein notwendiges Übel ansieht und den Dingen ihren Lauf läßt.“ Es ist darum besonders ehrenwert und erfreulich, daß Notarien sich nicht selten als Mitglieder von Vereinen gegen den Wucher lebhaft beteiligen. Diese Vereine, die schon glückliche praktische Erfolge errungen haben und mehr und mehr um sich greifen, haben sich nicht bloß um die Gründung und richtigere Gestaltung von Darlehns- und Sparkassen bemüht, sie haben auch gegen die so beliebte Verdunkelung des Schuldenverhältnisses durch den Wucherer auf „Abrechnung“ geklagt, sie haben den „Weinkauf“ fast ganz beseitigt, chikanöse Viehprozesse für die Bauern geführt und dem schwerbedrückten kleinen Manne wieder das Gefühl erweckt, daß er nicht ohne Hilfe dastehe im Kampfe mit dem übermächtigen Handelsmanne. Wer das nicht für ein schönes Ziel anerkennt, mit dem können wir nicht verhandeln. Wir stimmen völlig dem bei, was der Verfasser des achten Aufsatzes (S. 149) am Schlusse seiner trefflichen Arbeit sagt: „Die Gelegenheit von der Befreiung der Einzelwillkür ist tief ersehnt und wird (von dem Kleinbesitz) dankenden Herzens benutzt werden. Es wird sich zeigen, daß der Kleinbesitz, welcher das festeste Bollwerk darstellt gegen den Umsturz, auch wirtschaftlich volle Lebensberechtigung in Anspruch nehmen darf. Mit einer für viele erstaunlichen Schnelligkeit wird namentlich die wirtschaftliche Reife sich entwickeln und aus dem abzehrenden Zwergwirte ein gesunder Kleinbauer hervorgehen als des Staates feste und kräftige Stütze.“ Es sind prophetisch gehaltene Worte, aber sie beruhen auf festem Grunde, sie stammen von dem Abgeordneten Landrat Knebel in Beckingen a. d. S., dem Leiter des Vereins gegen den Wucher im Saargebiet, eines Vereins, der bereits für viele ähnliche das Vorbild geworden ist, weil er eine Thatsache ist, deren heilsame Natur sich jedermann aufdrängt.

Wir scheiden hiermit von dem Sammelwerke, aus dem wir geschöpft haben, mit Dank gegen den Verein, der es veranstaltet hat, und gegen die Männer, die das Material zusammengebracht haben. Mögen die Thatsachen, die es darlegt, immerhin zunächst schmerzlich sein: schon Baco erkannte, daß das Bessere leichter aus der klar gewordenen Verkehrtheit, als aus der Konfusion hervorgehe.



Oberschlesien und seine Germanisirung.

(Schluß.)

uch in Oberschlesien ist, wie schon erwähnt, die Bevölkerung unzweifelhaft loyal und patriotisch gesinnt. Freilich muß man bei diesem Urteil von dem Ergebnis der Wahlen absehen, wo der Oberschlesier in seiner Mehrheit trotz seiner Loyalität der Geistlichkeit blindlings folgt. Aber wenn auch der Oberschlesier polnisch spricht, so will er doch kein Pole sein, und das Wort Polack gilt ihm sogar als Schimpfwort. Es ist in dieser Beziehung trotz der Gleichheit der Sprache zwischen ihm und dem Bewohner der benachbarten Provinz Posen ein wesentlicher Unterschied vorhanden, denn der Posener huldigt immer noch großpolnischen Ideen, und der Gedanke, daß einst das ehemalige Königreich Polen in alter Macht und Herrlichkeit wieder erstehen könnte, ist dort, von Geistlichkeit, Adel und Presse genährt, immer noch nicht ganz geschwunden. Es ist dies ein wesentliches Hindernis, das sich der Befestigung der dortigen Verhältnisse und dem Einleben der polnischen Bevölkerung in den Organismus des auf rein deutscher Grundlage beruhenden preußischen Staates entgegenstellt. Hiervon ist in Oberschlesien nicht die Rede. Immerhin hat aber der Umstand, daß die polnische Sprache, so verderbt sie auch durch Germanismen und durch dialektische Eigentümlichkeiten ist, noch die Umgangssprache bildet, sein Bedenkliches. Da das Land im Norden, Osten und Südosten von rein polnischen Landesteilen umgeben ist, im Süden an Mähren grenzt, wo die Wogen der panslawistischen Bewegung hochgehen, so hat es nicht an Bestrebungen gefehlt, auch die polnische und mährische Bevölkerung Oberschlesiens für die panslawistischen und die großpolnischen und mährischen Bestrebungen zu gewinnen. So lange das deutsche Reich mächtig und glücklich nach außen hin dasteht, hat dies bei der Wachsamkeit, welche die preußischen Behörden auf diese Bestrebungen haben, verhältnismäßig wenig zu bedeuten. Aber man darf, die Erfahrung hat es gelehrt, solche Bestrebungen nie unterschätzen, sie können in unglücklichen Zeitläuften leicht zu großer Mächtigkeit anschwellen. Und der Umstand, daß die polnische und mährische Bevölkerung im Verhältnis zur deutschen, wie sichere Ermittelungen ergeben haben, in den letzten Jahrzehnten wesentlich an Zahl zugenommen hat, giebt doch zu denken und läßt das Bestreben der Staatsregierung, dieser auffallenden Erscheinung entgegenzutreten, gerechtfertigt erscheinen. Zum Teil mag die Vermehrung der polnischen und mährischen Bevölkerung durch Einwanderung erfolgt sein, daher erklären sich die Ausweisungsmaßregeln, die leider jetzt für

die deutsche Bevölkerung in den russischen Grenzprovinzen sehr bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Anderseits aber dürfte der Grund dafür auch darin zu suchen sein, daß in den gemischtsprachigen Bezirken eine nicht unwesentliche Verschiebung des ursprünglichen Besitzstandes der verschiednen Sprachen dadurch hervorgerufen worden ist, daß allerdings nicht ganz ohne Verschulden des Staates, der das ruhig mit angesehen hat, ein beträchtlicher Teil der ursprünglich deutschen Bevölkerung polonisirt worden ist. So vielfach diese Behauptung auch von gegnerischer Seite angegriffen worden ist, so ist sie doch in keiner Weise bisher widerlegt worden. Und es steht unzweifelhaft fest, daß diese Verschiebung sich hauptsächlich vollzogen hat seit den vierziger Jahren bis zu Ende der sechziger Jahre.

Unwillkürlich wird man sich fragen: Wie ist dies möglich gewesen? Die Antwort darauf haben wir teilweise schon gegeben, indem wir nachwiesen, wie in dem Nebeneinanderbestehen von mehreren Unterrichtssprachen in der Schule die deutsche Sprache vielfach zu kurz gekommen ist. Gerade die deutschen Minderheiten haben hierunter am meisten gelitten und sind an vielen Orten ganz verloren gegangen. Es ist daher nicht mehr als billig, daß der Staat durch das jetzige Unterrichtsverfahren sie vor der Gefahr, polonisirt zu werden, schützt. Der wichtigste Grund zur Erklärung dieser Erscheinung ist jedoch entschieden der, daß von der Geistlichkeit in der Kirche der polnischen und mährischen Sprache zu viel und der deutschen Sprache zu wenig Interesse entgegengebracht worden ist. Es sei ferne von uns, dieses Verhalten der Geistlichkeit im allgemeinen als aus staatsfeindlicher Gesinnung hervorgegangen bezeichnen zu wollen. Wenn dies hie und da auch im einzelnen zutreffen mag, im großen und ganzen wird es nicht der Fall gewesen sein. Aber trotzdem können wir die Geistlichkeit von dem Vorwurfe nicht freisprechen, daß sie das Deutsche im Verhältnis zum Polnischen und Mährischen in den Gottesdiensten zu wenig berücksichtigt hat und noch jetzt zu wenig berücksichtigt.

Lassen wir die Gründe, die früher die Geistlichkeit hierbei geleitet haben mögen, hierbei außer Acht und suchen wir diejenigen auf, die hierbei jetzt noch maßgebend sind, so dürften sie zumeist darin zu suchen sein, daß die Geistlichkeit im Interesse ihrer älteren Gemeindeglieder die Gottesdienste in der Muttersprache derselben noch zu sehr begünstigt. Hin und wieder mag auch wohl die Bequemlichkeit den einen oder den andern Geistlichen veranlassen, der alten Gewohnheit treu zu bleiben, die Gottesdienste, sowie er es bisher gethan hat, nur in der Muttersprache der Mehrheit der Gemeinde abzuhalten. Aber in keiner Weise dürften doch die deutschen Minderheiten in ihrem Rechte auf Abhaltung deutscher Gottesdienste benachteiligt werden. Es wird schwerlich ein besonnener Mann der Geistlichkeit einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie im Interesse ihrer älteren Gemeindeglieder einen Teil der Gottesdienste in derjenigen Sprache abhält, in der sie sie von Jugend auf erhalten haben und in der sie

ihnen lieb und erbaulich sind. Aber ebenso wird wohl gefordert werden dürfen, daß die deutsche Minderheit, die oft dem fremdsprachigen Gottesdienste gar nicht zu folgen vermag, in gleicher Weise Berücksichtigung erfährt, wie die nichtdeutsche Mehrheit. Und erwägt man nun weiter, daß die heranwachsende polnische und mährische Jugend in der Schule mit Ausnahme der Unterstufe ihren Religionsunterricht nur in der deutschen Sprache erhalten hat und dem deutschen Gottesdienste mindestens ebenso gut zu folgen vermag, wie dem in ihrer Muttersprache abgehaltenen, so wird man diese Forderung in Betreff der Abhaltung deutscher Gottesdienste umso entschiedener stellen müssen. Durch die Kirche und ihre Vorliebe für polnische und mährische Gottesdienste ist seiner Zeit der Polonisirung deutscher Elemente in Oberschlesien Vorschub geleistet worden, und die Kirche ist auch der Grund, warum wir gegenwärtig in der Verbreitung der deutschen Sprache in Oberschlesien nicht weiter kommen und thatsächlich nur um den Besitzstand des Bestehenden kämpfen.

Vonseiten der Staatsregierung ist dies auch längst erkannt worden. Sie hat daher bei dem Fürstbischof und auch beim Konsistorium in Breslau auf Einrichtung oder Vermehrung deutscher Gottesdienste gedrungen. Vom Konsistorium ist auch diesem Ansinnen in bereitwilligster Weise entsprochen worden, obwohl es hie und da auch auf nicht unerheblichen Widerstand gestoßen ist. Weniger erfolgreich sind die gleichen Schritte bei der katholischen Geistlichkeit geblieben. Hie und da sind zwar auch hier deutsche Gottesdienste abwechselnd mit polnischen oder mährischen eingerichtet worden. Im großen und ganzen ist es aber beim Alten geblieben, und es bleibt daher in dieser Beziehung noch sehr viel zu thun übrig.

Die Geistlichkeit ist aber dem Deutschtum auch geradezu angriffsweise entgegengetreten, und zwar ist dies durch die Unterrichtssprache beim Beicht- und Kommunion- oder Konfirmandenunterricht geschehen. Das ganze Katechismusunterricht der Schuljugend wird nur in deutscher Sprache erteilt. Das zwölfjährige polnische oder mährische Kind hat ebenso wie das deutsche Kind, wenn es in den Beichtunterricht tritt, den Katechismus nur in deutscher Sprache erlernt. Im Beichtunterricht macht aber der Geistliche einen Unterschied zwischen dem deutschen und dem nichtdeutschen Kinde dadurch, daß er jedem den Beicht- und Kommunion- oder Konfirmandenunterricht nur in seiner Muttersprache erteilt. Das arme polnische oder mährische Kind muß nun den Katechismus, den es in deutscher Sprache erlernt hat, noch einmal in seiner Muttersprache erlernen, obwohl es ihn in der deutschen ganz gut versteht. Die Schwierigkeiten, die ihm dadurch erwachsen, sind nicht gering. Es kann nicht einmal polnisch oder mährisch lesen, es muß dies erst lernen, um den Katechismus in seiner Muttersprache auswendig lernen zu können. Und dabei erhält es in der Schule nach wie vor seinen Katechismusunterricht in deutscher Sprache. Wenn man nun erwägt, daß der Beicht- und Kommunionunterricht innerhalb zweier

Jahre bei vier- bis fünfmonatlicher Dauer wöchentlich nur in zwei Stunden erteilt wird, ferner, wie viel Zeit durch das Einprägen des ursprünglich fremden Memorirstoffes dem Geistlichen hierbei noch verloren geht, endlich, daß im Beicht- und Kommunionunterricht in der Regel weit mehr Kinder bei einander vereinigt sind als in der Schule und daß der Geistliche sich daher ohnehin weniger dem einzelnen Kinde widmen kann als der Lehrer, so fragt man sich unwillkürlich: Wie tief kann der Geistliche unter solchen Umständen bei der Erteilung dieses Unterrichtes in den Stoff eindringen, und von welchem Nutzen kann dieser wichtige Unterricht, der nach dem Angeführten doch immer nur oberflächlich gehalten werden kann, schließlich für das ganze spätere Leben der betreffenden Kinder sein? Jedem, der das Angeführte unparteiisch erwägt, werden sich von selbst gerechte Zweifel über den Nutzen der Erteilung des Beicht- und Kommunionunterrichts an polnische und mährische Kinder in ihrer Muttersprache aufdrängen, und er wird wahrscheinlich zu dem Schlusse kommen, daß es für die betreffenden Kinder heilsamer wäre, wenn sie den betreffenden kirchlichen Unterricht, nachdem sie den Katechismusunterricht in der Schule nur in deutscher Sprache erhalten haben, statt in ihrer Muttersprache auch in deutscher Sprache erhielten, und daß dies für ihr ganzes Leben von größerem und bleibenderem Nutzen sein würde. Dagegen wird uns sicher jeder auch darin beistimmen, daß hierdurch der Aufgabe der Schule, das Deutschtum zu verbreiten, unter den gegenwärtigen Verhältnissen in der denkbar wirksamsten Weise entgegengearbeitet wird. Denn es wird nicht nur der Wert des in der Schule deutsch erteilten Religionsunterrichtes im Gegensatz zu dem von der Geistlichkeit in der Muttersprache erteilten Beicht- und Kommunionunterricht in den Augen der nicht deutschredenden Bevölkerung in ungerechtfertigter Weise herabgedrückt, sondern die deutsche Sprache verliert als Religionssprache überhaupt bei ihnen ihren Wert gegenüber der Muttersprache. Polnisch oder mährisch beten und singen, so schließen die Leute, ist verdienstlicher als deutsch beten und singen, und polnischer oder mährischer Gottesdienst ist Gott wohlgefälliger als deutscher. Und so wird bei der nicht deutschredenden Bevölkerung nicht nur der in der Schule deutsch erteilte Religionsunterricht, sondern auch der deutsche Gottesdienst und die deutsche Sprache überhaupt herabgesetzt, und die ganz mühsame Arbeit der Schule, deutsche Sprache und deutsches Wesen zu verbreiten, durchkreuzt.

Die Staatsregierung hat sich denn auch längst diesen Erwägungen nicht verschließen können und ist bei den beiden zuständigen höchsten Kirchenbehörden der Provinz wegen Abhilfe vorstellig geworden. Während aber vom Konsistorium in der bereitwilligsten Weise auf diese Wünsche der Regierung eingegangen worden ist, sodaß von der evangelischen Geistlichkeit der Konfirmandenunterricht jetzt in der ganzen Provinz im Anschluß an den in der Schule deutsch erteilten Religionsunterricht nur in deutscher Sprache erteilt wird, hat man auf katho-

lischer Seite noch keine nennenswerten Änderungen wahrgenommen. Hie und da haben einige wenige Geistliche den Anfang gemacht, den Beicht- und Kommunionunterricht nur in deutscher Sprache zu erteilen. Im allgemeinen ist es jedoch beim Alten geblieben. Soll es aber mit der Förderung der deutschen Sprache und des deutschen Wesens unter den Oberschlesiern, die trotz ihrer polnischen Sprache keine Polen sein wollen, vorwärts gehen, so ist es dringend notwendig, daß auch von der katholischen Geistlichkeit das gleiche Entgegenkommen gezeigt werde, wie von der evangelischen. Die Staatsregierung wird sich daher der Verpflichtung nicht entziehen können, sobald der erledigte fürstbischöfliche Stuhl in Breslau wieder besetzt sein wird, mit allem Nachdruck auf die Änderung der bisherigen Zustände zu dringen. Dadurch daß die Staatsregierung im Nachtragsetat für 1886/87, um die deutschen Minderheiten in gemischtsprachigen Bezirken zu erhalten, zur Gründung neuer, wie zur besseren Ausstattung der bestehenden deutschen und gemischtsprachigen Volksschulen auch für Oberschlesien eine nicht unbedeutende Summe ausgeworfen und mit anerkennenswerter Beschleunigung diese Summe hierfür verwendet hat, ist dem geschilderten Mißstande nicht abgeholfen worden. Es bleibt noch immer zu erstreben, daß die Geistlichkeit der Weiterverbreitung der deutschen Sprache kein Hindernis mehr in den Weg legt, sondern auch in dieser Beziehung die Absichten der Staatsregierung, die ja lediglich im eigensten Interesse der gesamten Bevölkerung Oberschlesiens liegen, loyal unterstützt und fördert.

Aber auch in noch andrer Weise als durch die Volksschule wird die Weiterverbreitung und Befestigung der deutschen Sprache in Oberschlesien zu erstreben sein. Als eine sehr wichtige Hilfe wird dabei das Fortbildungsschulwesen in Betracht kommen müssen.

Die Kenntnis der deutschen Sprache ist nämlich den mit vollendetem vierzehnten Lebensjahre aus der Schule entlassenen Kindern nichtdeutscher Sprache noch viel zu wenig in Fleisch und Blut übergegangen. Und zwar gilt dies in der Regel noch mehr von den Kindern auf dem Lande, als von denen in der Stadt, weil jene außerhalb der Schule oft kein deutsches Wort hören. Bleiben nun solche Kinder in einer Gegend, in der die polnische Sprache die ausschließliche Umgangssprache ist, so werden sie, da sie dort auch in der Kirche selten Deutsch hören werden, bald ihre Kenntnis des Deutschen wieder verlieren. Hier müssen die Fortbildungsschulen eintreten, und zwar sind die ländlichen Fortbildungsschulen dazu eher nötig als die städtischen. Über die Notwendigkeit der Fortbildungsschulen im allgemeinen noch etwas anzuführen ist wohl überflüssig, wir wollen nur darauf hinweisen, daß erst auf der diesjährigen allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Gotha die Notwendigkeit der Gründung städtischer Fortbildungsschulen einen der Hauptgegenstände der Verhandlungen gebildet hat. Was dort im allgemeinen über die Notwendigkeit der Befestigung und Ergänzung der Schulkenntnisse durch die Fortbildungsschulen

gesagt worden ist, das gilt in besonderm Maße für Oberschlesien, wie für alle gemischtsprachigen Gegenden und namentlich für die Landschulen derselben.

Wir haben schon gesehen, wie die Überfüllung der Schulen, Halbtagsunterricht, weiter und schlechter Schulweg die Arbeit der Lehrer an vielen ländlichen Orten nicht unwesentlich beeinträchtigen. Die Folge hiervon ist eine unvollkommene Ausbildung der Schüler, namentlich auch im Deutschen. Hier erhaltend und ergänzend einzutreten, wird nun Sache der Fortbildungsschulen sein müssen. Wenn die aus der Schule entlassene männliche Jugend noch drei Jahre lang die Fortbildungsschule, wenn auch wöchentlich nur in zwei Stunden, regelmäßig besucht, so wird sie ihre in der Schule gewonnene Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache nicht so leicht verlieren, wie es jetzt so oft der Fall ist. Es ist manchmal geradezu überraschend, wie schnell die aus der Schule entlassene Jugend das Deutsch wieder verlernt hat. Wer gerichtlichen Terminen beiwohnt, kann sein blaues Wunder in dieser Beziehung sehen. Forscht man weiter nach und erfährt man, daß solche junge Leute bei ihrer Entlassung aus der Schule befriedigende Kenntnisse im Deutschen gehabt haben, so findet man keinen andern Grund zur Erklärung dieser Erscheinung, als den, daß die in der Schule erworbene Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache, weil sie noch nicht fest und sicher gewesen ist, gegenüber der polnischen Umgangs- und Kirchensprache bald wieder verschwunden ist. Die Fortbildungsschulen würden sicher hiergegen einen schützenden Damm bilden. Die Kosten derselben müßten vom Staate getragen werden. Sie würden, da zur Erteilung dieses Unterrichts jeder Elementarlehrer befähigt ist, nicht erheblich sein, sie würden sich unsrer Meinung nach auch bezahlt machen, da durch die Einrichtung von Fortbildungsschulen, namentlich von ländlichen, der Weiterverbreitung der deutschen Sprache mehr Vorschub geleistet werden würde, als durch Gründung neuer Landschulen und durch Vermehrung der Lehrerstellen an den bestehenden Schulen. Wenn diese zu errichtenden ländlichen Fortbildungsschulen erfolgreich wirken sollen, so ist freilich notwendig, daß sie von den Schülern auch regelmäßig besucht werden. Da wir für obligatorische Fortbildungsschulen nicht besonders eingenommen sind, weil bis jetzt die gesetzliche Handhabe fehlt, um die Zucht in einer solchen von widerwilligen Elementen besuchten Schule aufrecht zu erhalten, so ist es von der größten Wichtigkeit, daß der Lehrplan und der Unterricht in den Fortbildungsschulen derartig eingerichtet werden, daß die Schüler aus eignem Antriebe diesen Unterricht regelmäßig besuchen, oder daß die Eltern oder Dienstherren sie von selbst und ungezwungen hinschicken. Als ein sehr zweckmäßiges Mittel dürfte sich hierzu empfehlen, den Unterricht so einzurichten, daß er den praktischen Bedürfnissen der zukünftigen Lebensstellung der Schüler genügt, daß sie etwas lernen, was von unmittelbarem praktischen Nutzen für sie wäre. Es müßten daher einiges aus der Landwirtschaftslehre, also einfache Bodenkunde, Kenntnis und Anbau

der wichtigsten einheimischen Kulturpflanzen, Pflege und Zucht der landwirtschaftlichen Haustiere, das Wichtigste über die Krankheiten der letzteren und die bei solchen gesetzlich geforderte Anzeigepflicht Lehrgegenstände sein, die neben Deutsch und Rechnen, letztere beiden immer in Beziehung auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens, im Unterrichtsplan keiner ländlichen Fortbildungsschule fehlen dürften. Einiges über allgemeine Gesundheitslehre und über die bei ansteckenden Krankheiten erforderliche Desinfektion würden sich anzuschließen haben. Durch einen derartig eingerichteten Lehr- und Unterrichtsplan würden sich die ländlichen Fortbildungsschulen sehr bald bei den Eltern oder Dienstherren in Gunst setzen, sie würden dann auch die deutsche Sprache, in der selbstverständlich unterrichtet werden muß, zu Gunst und Ansehen bringen. Natürlich soll es dem Lehrer unbenommen sein, auch idealere Zwecke im Unterricht der ländlichen Fortbildungsschule zu verfolgen. Ja es wird von ihm sogar gefordert werden müssen, ab und zu bei passenden Gelegenheiten den Patriotismus seiner Schüler durch Heranziehung der ruhmreichen Geschichte unsers Volkes zu wecken und sie mit Liebe zu Kaiser und Reich, zum angestammten Herrscherhause und zum Vaterlande zu erfüllen.

Das sind im wesentlichen die Grundzüge, wie wir die ländlichen Fortbildungsschulen eingerichtet sehen möchten.

Endlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß auch die deutsche Heeresverwaltung nicht unwesentlich zur Verbreitung deutscher Sprache und deutschen Wesens beitragen kann und in der That beiträgt. Infolge der allgemeinen Wehrpflicht muß jeder waffenfähige junge Mann drei Jahre bei der Fahne dienen. Wenn nun bisher schon die gedienten Leute durch ihre Kenntnis der deutschen Sprache sich vorteilhaft vor den nicht gedienten auszeichneten, so wird dies in Zukunft noch viel mehr der Fall sein, nachdem vom Kriegsministerium die Anordnung getroffen worden ist, daß die Rekruten nicht deutscher Muttersprache ihre Militärpflicht in deutschen Garnisonorten ableisten müssen. Der stete Verkehr mit nur deutschsprechenden Leuten wird ihnen in höherm Maße deutsche Sprachfertigkeit gewähren, als sie sie in Garnisonorten erlangen konnten, wo ihnen Gelegenheit geboten war, im Verkehr mit Zivilpersonen auch ihre Muttersprache zu benutzen. Von dieser neuerdings getroffenen Anordnung ist in Zukunft für die Germanisirung Oberschlesiens viel zu hoffen.

Wir haben bisher diejenigen Maßnahmen besprochen, die unsrer Meinung nach von der Staatsregierung ernstlich in Anwendung gebracht werden müssen, um in Oberschlesien die Verbreitung der deutschen Sprache und deutschen Wesens in höherm Maße als bisher zu befördern. Aber auch vonseiten der deutschen Bevölkerung Oberschlesiens muß noch manches geschehen, um die Bestrebungen des Staates in dieser Beziehung zu unterstützen. Wir haben schon ausgeführt, daß ein großer Teil des Grund und Bodens in Oberschlesien zu dem Areal der Rittergüter gehört. Diese befinden sich fast ausnahmslos in deutschen

Händen. Obwohl nun diese deutschen Besitzer schlechterdings keine Sympathie für das Polnische haben, ja obwohl ihnen dieses vielfach sogar unbequem und lästig ist, so wird doch merkwürdigerweise von den Beamten derselben, die wieder fast ausnahmslos Deutsche sind, mit den Arbeitern in der Regel nur polnisch gesprochen. Daß dadurch die deutsche Sprache nicht gefördert werden kann, liegt auf der Hand. Es mag ja unter Umständen für den betreffenden Beamten bequemer sein, seine Befehle kurz polnisch zu geben, als sie deutsch zu umschreiben. Aber soll es mit der deutschen Sprache weiter vorwärts gehen, so wird auch hier Wandel geschaffen werden müssen. Der Anfang hierzu mag ja etwas anstrengend sein, aber wenn beharrlich deutsch gesprochen wird, so werden die Arbeiter, bei dem angebornen Geschick, das alle Nachkommen slawischer Nationalität für fremde Sprachen haben, und bei der Unterstützung, die jetzt hierin die Schule gewährt, bald deutsche Befehle ebenso leicht verstehen wie polnische. Ganz ebenso verhält es sich mit den deutschen Geschäftstreibenden, Fabrikbesitzern und Handwerkern. Auch diese müßten im Verkehr mit ihren polnisch sprechenden Arbeitern und Dienstboten immer nur die deutsche Sprache gebrauchen. Auch bei der Eisenbahnverwaltung, beim Forstfach und in der Bergwerks- und Hüttenverwaltung müßte dieser Gebrauch streng durchgeführt werden. Wie sorglos in dieser Beziehung oft verfahren worden ist, wollen wir nur an einem Beispiele zeigen. Bis vor kurzer Zeit ist, wie bei Gelegenheit amtlich zur Kenntnis gekommen ist, selbst in einer Anzahl fiskalischer Berg- und Hüttenwerke von einigen königlichen Beamten gegenüber den Arbeitern vielfach die polnische Sprache gebraucht worden, obwohl es doch eigentlich selbstverständlich gewesen wäre, daß dort deutsch gesprochen und hierdurch das Bestreben der Regierung, die deutsche Sprache weiter zu verbreiten, unterstützt worden wäre.

Kämen die angeführten Maßnahmen in Kirche, Schule und Verkehr streng und allseitig zur Durchführung, so würde spätestens in einem Menschenalter in Oberschlesien wohl kaum noch ein Mensch gefunden werden, der des Deutschen nicht mächtig wäre. Aber nur durch Anwendung der von uns angeführten Mittel und auf keine andre Weise ist es möglich, Oberschlesien in friedlicher Weise und ohne jede Anwendung von Zwangsmitteln dauernd und sicher für die deutsche Sprache und das Deutschtum zu gewinnen.



Ein süddeutscher Patriot vor hundert Jahren.

ls die Folgen der großen französischen Staatsumwälzung auch im deutschen Leben sich immer mehr in störender Weise fühlbar machten, klagte Goethe, daß das Franztum jetzt, so wie es einst das Luthertum gethan habe, ruhige Bildung zurückdränge. Diese Worte sind lange Zeit vorwiegend so gedeutet worden, als ob sich in ihnen der Ärger des „Kunstgreises“ Luft mache, der es unangenehm empfand, daß der Wellenschlag einer mächtigen politischen Bewegung die Zirkel seiner ästhetischen Weltbetrachtung durchbrach. Nachdem wir durch Clemens Theodor Perthes und Ludwig Häußer, besonders aber ganz neuerdings durch Woldemar Wenck von den geistigen Zuständen Deutschlands beim Ausbruch der Revolution ein volleres und richtigeres Bild erhalten haben, tritt auch das Goethische Urteil in eine andre Beleuchtung und dürfte jetzt als umfassender Ausdruck geschichtlicher Wahrheit auch solchen erscheinen, deren persönliche Neigung mehr der politischen That, als der künstlerischen Betrachtung zugekehrt ist. In den Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist für Deutschland das Geburtsdatum jener Macht zu setzen, die im modernen Staatsleben regelmäßig als die entscheidende angerufen wird — der öffentlichen Meinung. Ihrem Erstarken entspricht das Wachstum einer politischen Presse. Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Publizistik, sondern im gesamten staatlichen Leben der Deutschen können nur mit Erstaunen die Fortschritte wahrgenommen werden, mit denen unser Volk am Vorabende des Bastillensturmes den einst so viel bewunderten und thöricht nachgeahmten westlichen Nachbar endgiltig überholt zu haben glaubte. Mehr als nur geschichtlichen Wert darf eine Betrachtung beanspruchen, welche aufzeigt, in welchen besondern Richtungen jener erfreuliche Aufschwung des staatlichen und nationalen Lebens zur Geltung gekommen war und wo dann doch das Verhängnis begründet lag, durch welches unser Vaterland nochmals, und in stärkerem Maße als je vordem, französischem Übergewicht unterworfen werden sollte.

Dem Beispiel Friedrichs des Großen, seinen Thaten als Feldherr und Regent war vor allem die Wendung zum Bessern zu danken, welche das deutsche Leben seit Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufweist. Preußen vornehmlich hatte sich als Musterstaat des Fortschritts bewährt, und hier hatte sich eine staatliche Gesinnung, ein gemeinsames Volksbewußtsein ausgebildet — preußisch und zugleich deutsch —, wie es anderwärts nicht zu finden war. Aber auch in Süddeutschland war der Name eines Patrioten zu Ehren

gekommen. Ein freudig patriotisches Bewußtsein spricht sich in den Worten aus, mit denen Christian Daniel Schubart im Jahre 1774 zu Augsburg seine „Deutsche Chronik“ eröffnete. „Haben wir jemals — sagt hier der später so unglücklich gewordene Dichter und Publizist — Ursache gehabt, stolz auf unser Vaterland zu sein, so ist es gewiß der gegenwärtige Zeitpunkt. Der Ausländer blickt itzo mit Neid auf eine Nation hin, die er sonst durch Ränke und Moden zu bezwingen suchte, aber niemals bezwang. Wir, die wir sonsten zur knechtischen Herde der Nachahmer hinabgestoßen wurden, stehen nun als Kolosse auf europäischem Boden und werden an Mut und Genie Originale vor unsern Nachbarn. Wir haben einen Kaiser Josef und einen König Friedrich, die, auf jeder Seite betrachtet, die Einzigen in der Welt sind.“ Das deutsche Selbstbewußtsein scheute nicht mehr den Vergleich mit den Fremden, im Gegenteil, wenn unsre Vorzüge gegen die jeder andern Nation in die Wagschale geworfen wurden, so schien die Entscheidung zu unsern Gunsten zu fallen. Allerdings tritt auch sofort in charakteristischer Weise hervor, daß vornehmlich auf persönliche Eigenschaften Gewicht gelegt wurde; sonst hätte der Zweifel sich melden müssen, ob Deutschland nicht mit einem großen Herrscher besser fahren würde, als mit zweien. So viel war noch übrig vom einheitlichen Reichsgedanken, daß diese Erwägung nicht ganz außerhalb des Gesichtskreises der Zeit blieb. Ruft doch Schubart selbst an einer andern Stelle aus: „Ich bin Cäsarianer!“ Aber freilich, die Größe seines Friedrich, dem er von Kindesbeinen an, neben Klopstock, die glühendste Bewunderung gezollt hatte, hätte Schubart darum nicht missen mögen. Ja für eine ferne Zukunft wagte er sogar den Traum zu träumen, daß einem andern Friedrich alle diese Macht zufallen würde, die jetzt nur vom deutschen Namen umfaßt wurde. Ein politisches Phantasiegemälde des Franzosen Mercier, betitelt „Das Jahr 2440,“ hatte damals viele Leser gefunden. Schubart macht in seiner Chronik (Jahrgang 1776, S. 587) darauf aufmerksam, daß schon früher in ähnlicher prophetischer Weise ein Engländer ein Leben Georgs VI., eine Chronik des zwanzigsten Jahrhunderts, geschrieben habe. Und der Engländer, meint Schubart, übertreffe den Franzosen an Wahrscheinlichkeit der Schlüsse bezüglich der Veränderungen, welche bis zu dem von ihm herausgegriffenen Zeitpunkte in den europäischen Zuständen eingetroffen sein würden. Unter den angeführten Phantasien interessiren uns heutzutage vornehmlich zwei: „In Italien herrscht ein König in Venedig und ein König in Neapel, der nun seinen Thron in Rom aufschlug und dem Bischof manchmal die Ehre erweist, ihn zur Tafel zu ziehen. In Teutschland herrscht Kaiser Friedrich, der die preußischen und österreichischen Staaten zusammen besitzt, die Schweiz eroberte und die Türken aus Europa drängte. Alle Kurfürstentümer, Herzogtümer, Fürstentümer, Freistaaten sind verschwunden. Elsaß und Lothringen sind wieder teutsche Provinzen.“ Den Ideen der Zeit gemäß ist der hier geträumte Friedrich nicht als Nachfahre der Staufer, sondern jedenfalls als

Hohenzoller zu denken, aber erst im zwanzigsten Jahrhundert soll ihm all diese Herrlichkeit eines neu erstandenen, von Grund aus umgestalteten deutschen Kaisertums zufallen. Die Hohenzollern sowohl wie die deutsche Nation hatten somit noch lange Zeit, um zum Ziele zu kommen, sie brauchten sich nicht gar zu sehr zu beeilen und sich über den sichersten und kürzesten Weg den Kopf zu zerbrechen. Vor der Hand konnten auch weiter schauende Patrioten sich dabei beruhigen, daß, wenn die Häuser Habsburg und Brandenburg nur wollten, Deutschland einig und die geeinte Macht desselben jedem auswärtigen Gegner gewachsen war.

Dieses Verhältnis des Hand in Hand Gehens der beiden führenden Mächte malt sich der Patriot mit besondrer Vorliebe aus. Hoch erfreut ist der Verfasser der „Deutschen Chronik," wenn er am Schlusse des Jahres 1775 ausrufen darf: „Deutschland, von Josef und Friedrich bewacht, mitten im Frieden von einer halben Million Krieger beschützt!" Mit Begeisterung stellt er sich schon eine Verbrüderung auch zur See vor. „Es scheint, schreibt er (1775, S. 242), als wenn wir jetzt auf einmal zwei deutsche Seemächte bekommen sollten.

Schon ziehen sie in Sturm und Wetter
Heran; Neptun, erhebe dich!
Empfang des Meeres neue Götter:
Josef und Friederich!

In Ostende und Niepoort macht der Kaiser alle Anstalten, eine Flotte zu errichten. Dies hat die Holländer so aufmerksam gemacht, daß sie nicht nur die Ausfuhr alles Schiffgeräts, sondern auch ihren Einwohnern verboten haben, einer fremden Macht zur See zu dienen. In den preußischen Häfen Stettin, Memel und Emden sind bereits verschiedne Schiffe zum Auslaufen fertig, und wenn Friedrich noch Danzig bekommt, so wird's ihm ein Leichtes sein, eine Seemacht zu errichten, die in kurzem der russischen gleichkommt. Dann sollen's fremde Nationen mit Staunen erfahren, was deutscher Mut auch auf'm Meere vermag. Auch von uns wird's dann heißen:

Sie siegen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt."

Durch die Siege Friedrichs hatte die ganze Nation wieder das Vertrauen zu ihrer kriegerischen Tüchtigkeit gewonnen. Im Jahrgang 1775 der „Chronik" (S. 155) urteilt Schubart: „Die Vorzüge der Deutschen vor andern Nationen sind nirgends auffallender, als in der Kriegskunst. Daher sind auch deutsche Offiziere in der ganzen Welt willkommen. Welches Land kann uns Friedriche, Heinriche, Ferdinande, Loudone, Zieten und noch andre unsterbliche Helden entgegensetzen? Sonst rühmten sich die Franzosen, die größten Meister in der Kriegskunst zu sein. Aber jetzt!" Auch sonst sehen wir auf allen möglichen Gebieten der Erfindung den deutschen Geist den Vorrang behaupten. „Wenn

der Ausländer uns phlegmatische Kerls nennt, uns Genie und Witz abspricht und uns gern unter der Sklavenherde der Nachahmer zum Thore 'naustreiben möchte, und wir dann dastehen und auf die Brust schlagen und sprechen: Habt ihr auch erfunden, was wir erfunden haben? so muß er uns mit Ehrfurcht ansehen und Gott danken, wenn wir nur Kameraden mit ihm sein wollen. Der Kerl hat's Pulver nicht erfunden, pflegt man im Sprichwort von einem dummen Menschen zu sagen, aber wir haben's erfunden. Die ganze Geschützwissenschaft ist unser; die Buchdruckerkunst ist unser; die Kupferstecherkunst und Sammetstich und Holzschnitt sind unser. Ha, majestätische Orgel, du bist unser Geschöpf und auch du, zärtlich girrendes Klarinett! Wir haben Göttergebäude hingetürmt und den Riß, wie Gott, als er Welten schuf, aus uns selber genommen; der Sklave der Säulenordnungen nennt sie gotisch, aber der Seher, der wie Goethe sieht, bleibt staunend vor diesen Gebäuden stehen und bemerkt die lichthellen Züge altdeutscher Geisteskraft. Und noch giebt's große Seelen unter uns, die so lange in die Nacht hineinschauen, bis es dämmert oder bis ein Flämmlein auffährt, das den umnachteten Pfad beleuchtet. Eben dieses stete Hinschauen, eben diese Geduld und dies Harren, das den Erfinder und Entdecker charakterisirt, ist unser Eigentum und hebt uns über alle Nationen der Welt empor." Angesichts solcher Überlegenheit des deutschen Geistes glaubt Schubart die Hoffnung begründet, daß die deutsche Sprache auch in aristokratischen und fürstlichen Kreisen, wo sie noch so vielfach hinter die französische zurückgesetzt wird, sich bald die gebührende Geltung verschaffen werde. „Die regierende Markgräfin von Baden-Durlach, Klopstocks große Beschützerin, gehört unter die einsichtsvollsten und belesensten Damen der Welt, und hält sich nicht für zu groß und vornehm, deutsch zu können" (1774, S. 443).

War überhaupt französische Sprache und Literatur noch von nöten, um Lücken unsrer eignen Bildung auszufüllen oder um für die Nacheiferung der Deutschen Muster und Vorbild abzugeben? Leibniz, Thomasius, Gottsched u. a. hatten in patriotischem Sinne das Studium und die Nachahmung der Franzosen empfohlen, damit ihre Landsleute umso rascher dazu gelangen sollten, es ihnen gleichzuthun. Und noch nicht lange war es her, daß Voltaire gemeint hatte, mehr Geist und weniger Konsonanten, dies wäre die Voraussetzung, unter welcher es die Deutschen möglicherweise auch in der Literatur zu etwas bringen könnten. Im Jahre 1774 aber, als Schubart seine Chronik anfing, hatte ein Süddeutscher in den „Leiden des jungen Werthers" und ein Norddeutscher in der „Lenore" gezeigt, daß deutscher Geist und Konsonantensprache Werke schaffen konnten, denen an Ursprünglichkeit, Tiefe und zauberischer Gewalt nichts Französisches zu vergleichen war.

Freilich in Sitten und Gebräuchen, in Mode und Tand steckte noch überall des Französischen übergenug. Und gerade hier entlädt sich am heftigsten Schubarts patriotischer Zorn. Macht es ihm doch immer ganz besondres Vergnügen,

den windigen Rokoko-Franzosen und seinen noch windigeren Nachäffer in Gegensatz zu stellen zum Kerndeutschen, zu „ganzen Kerls," wie etwa Klopstock, Fritz Stolberg oder Goethe. Das Franzosentum, wie es charakterisirt ist durch die Namen der Pompadour und Dubarry, ist die ständige Zielscheibe seines Spottes und Hohnes. Daß der deutsche Adel sich noch immer nicht dieser zu seichter, schwächlicher, weibischer Afterbildung ausgearteten Kultur entziehen will, ist der Hauptvorwurf, den Schubart gegen die deutsche Aristokratie erhebt, deren Rechte und Vorrechte er sonst zu achten geneigt ist. „Ich hab' es gesehen, welchen elenden Leuten unser Adel seine Kinder zur Erziehung anvertraut. Der Kerl darf nur eine Drahtpuppe sein, in modischen Kleidern stolziren, ein gut gekräuseltes Haar haben, dem Unsinn seines gnädigen Patrons Beifall zunicken, der gnädigen Frau am Putztisch ein Feenmärchen vorlesen und mit ihrer Kammerjungfer vertraut sein, so ist er der beste Hofmeister von der Welt. Da schießt denn der Junker wie ein Pilz neben ihm auf, weiß nichts von Gott, Weisheit und Tugend — genug, das Herrchen ist alle Tage frisirt, schießt Spatzen, familiarisirt sich mit seinen Hunden, tanzt ein Menuett, klimpert was Ärmliches auf dem Klavier und leckt den ankommenden gnädigen Fräuleins sehr artig die Hände. Und bei diesen Leuten soll der Schriftsteller den guten Ton studiren? Daß Gott erbarm!"

Das wirkliche und ernsthafte staatliche Leben hatte sich im vorigen Jahrhundert aus dem Reiche und seinen Organen beinahe ganz zurückgezogen in die einzelnen Territorien, die je nach ihrer verschiedenen Größe, Art und Beschaffenheit freilich ein sehr verschiedenes Bild darboten. Sofern eigentliche staatliche Thätigkeit in Frage kommt, haftet daher der Blick des patriotischen Publizisten vorzugsweise an den Handlungen der halb- oder mehr als halbsouveränen Partikulargewalten. Hier trat nun freilich ganz besonders die Zweiseitigkeit der Zeit und ihrer Entwicklung zu Tage. Es war die Zeit des aufgeklärten Absolutismus. Unendlich viel, ja beinahe alles hing bei dieser Regierungsform von der Persönlichkeit des Regenten ab. War dieser wohlwollend und tüchtig, so mochte das Volk sich nicht wohl etwas Besseres wünschen, als einen solchen Landesvater; kam das Regiment an einen herzlosen Egoisten und Lüstling, so war es, als ob Land und Leute einem Räuber in die Hände gefallen wären. Im Vergleiche mit Frankreich gewährte die Vielherrschaft im deutschen Vaterlande den Patrioten den Trost, daß doch von so vielen Staatsoberhäuptern nicht alle zugleich schlecht sein könnten. In der That hat Deutschland gerade in dieser Zeit, sogar auch in geistlichen Staaten, eine Reihe von regierenden Herren aufzuweisen, deren Andenken verdient, in Ehren gehalten zu werden, auch ganz abgesehen von Friedrich und der großen Habsburgerin Theresia. Da gab es denn viel Löbliches und Erfreuliches zu berichten von Maßnahmen einer aufgeklärten Verwaltung, einer vorsorglichen Polizei und einer aufs allgemeine Wohl bedachten Volkswirtschaftspflege. Wer einmal, wie Schubart und

wie die ungeheure Mehrheit der gebildeten Deutschen jener Zeit, die Monarchie in der Form unumschränkter Fürstengewalt grundsätzlich als die den kontinentalen Zuständen angemessenste Regierungsform betrachtete, der durfte wohl stolz sein auf manches, was in gut regierten deutschen Ländern doch weit besser war, als in dem durch Druck und Willkür des Hofes, durch Mätressenregiment und einen sittlich verkommenen Hofadel heruntergebrachten Frankreich. In rührender Weise erzählt die Chronik vom 20. November 1775: „Die Unterthanen des Fürsten von Dessau sollten im letzten deutschen Kriege eine starke Kontribution bezahlen. Das wird ihnen weh thun, dachte der edelmütigste Fürst. Verkaufte sein Silberzeug, Juwelen und andre Kostbarkeiten und zahlte die Summe selbst, und da er die Not seiner Unterthanen erkannte, verließ er sein Land und reiste einige Jahre als bloßer Kavalier, in der Absicht, seinem Volke die Abgaben zu ersparen und Schulden, die er nicht gemacht hatte, abzutragen.“ Das Ideal einer wohlwollenden und aufgeklärten Verwaltung aber lag dem Chronikschreiber, namentlich seit das Blatt in Ulm herauskam, ganz in der Nähe. Es ist die Verwaltung Karl Friedrichs in der Markgrafschaft Baden-Durlach. „Dorther — schreibt Schubart (1774, S. 447) — erhalten wir in drei Bänden eine vollständige Sammlung aller Baden-Durlachschen Anstalten und Verordnungen, von Herrn Gerstlacher gesammelt und mit einer sehr lehrreichen Vorrede herausgegeben. Diese Anstalten und Verordnungen verbreiten sich über die wichtigsten Gegenstände des Staates, über Kirchen- und Schulwesen, über das Leben und die Gesundheit der Menschen, die Versorgung der Armen und Steuerung des Bettels, die innere Landessicherheit, die Versorgung der Witwen und Waisen, die Verhütung der Feuersgefahr und Entschädigung der durch Brand verunglückten, die Förderung der Kommunen, die Erhaltung der Wege und Straßen, die Beförderung des Nahrungsstandes und der Landwirtschaft und endlich die Pflege der Professionen und Handwerke. Baden-Durlach gehört seit der weisen Regierung des jetzigen Fürsten unter die glücklichsten und am besten eingerichteten Staaten der Welt, sodaß andre Provinzen mit nachahmender Eifersucht darauf hinblicken. Was der spekulative Weise bei der nächtlichen Lampe wünscht und niederschreibt, ist hier verwirklicht. Welche Anstalten zur Glückseligkeit des Volkes! Welche bis ins kleinste ausgearbeitete Polizei! Das beste, herrlichste Kollegium, das man über die Polizei und Kameralwissenschaften lesen kann, ist wohl diese Sammlung. Alles läßt sich, mit geringer Änderung, auf jeden Staat anwenden. Heil dir, Karl Friedrich, vor Gott und allem Volke!“ Am 7. Dezember 1775 wird hervorgehoben, daß das Beispiel Karl Friedrichs erst kürzlich Nachahmung gefunden habe durch vortreffliche Polizeieinrichtungen in Wien, München und Mannheim. Von jener Opposition gegen Vielregiererei und jenem Widerstreben gegen büreaukratische Bevormundung und überflüssige Belästigung durch polizeiliches Reglementiren, welches später einen Hauptzug des deutschen Liberalismus ausmachte, ist bei

Schubart, der sich doch persönlich gern in „genialischer" Freiheit des Lebens austobte, keine Spur zu finden. Er befreundet sich mit der Zensur, wenn diese von der guten Absicht geleitet ist, unsittliche und pfäffisch verdummende Bücher zu unterdrücken. Manche Willkürmaßregel Josefs II. findet darum seinen vollen Beifall. Von Ludwig XVI. rühmt er, daß vernünftige Sparsamkeit aus allen seinen Anstalten hervorleuchte. „Da der Franzose bisher nur zu viel seinem Vergnügen aufopferte, so will der König einen großen Teil des Aufgewendeten zum allgemeinen Besten verwenden. Er will diesem leichtfertigen Volke Gutes thun, wenn es sich auch dagegen sträubt." Von diesem Standpunkte aus werden Luxusgesetze und Kleiderordnungen gepriesen. Ja der Landgraf von Hessen wird höchlich belobt, weil er eine Verordnung erlassen hat des Inhalts: daß in Zukunft niemand von Bürgern oder Bauern, noch auch ein herrschaftlicher Livree-Bedienter seine Kinder von den gemeinen Hantirungen ab- und zum Studiren oder zu dem Stande der sogenannten Honoratiorum erziehen solle, er habe denn vorher hinlängliche Attestata von der Fähigkeit, Talenten u. s. w. beigebracht und die hohe gnädigste Einwilligung dazu erhalten. „Möchte doch — ruft Schubart aus — diese Verordnung in unserm lieben Vaterlande allgemein werden! Warum sind wir mit so vielen Stümpern und Dümmlingen im Reiche der Gelehrsamkeit überschwemmt? Weil nicht der Staat, sondern der Vater über die künftige Bestimmung seines Sohnes entscheidet." Dem Staate war der aufgeklärte Patriot jener Zeit bereit, alles zuzugestehen, wenn nur der Staat selbst und sein Herrscher aufgeklärt waren. Hierin mag wohl der Hauptgrund zu suchen sein, warum Schubart, der die Schattenseiten fürstlicher Willkürherrschaft zu beobachten hinlängliche Gelegenheit hatte, der überdies an mehr als einem Orte die Freiheit Englands und den Charakter des freien Engländers preist, doch niemals auf eine verfassungsmäßige Beschränkung der monarchischen Gewalt auch nur leise hindeutete. Wenigstens nicht in den Jahrgängen 1774—77 seiner Chronik, welche vor seine zehnjährige Gefangenschaft auf dem Asperg und vor die französische Revolution fallen. Daß eine solche Andeutung dem Chronisten zu gefährlich erschienen wäre, ist nicht anzunehmen; einem Schriftsteller von Schubarts Federgewandtheit mußte es ein Leichtes sein, für einen derartigen Gedanken — wenn nur der Verfasser selbst im klar bewußten Besitz desselben war — eine unverfängliche Einkleidung zu finden. Die Sache ist umso auffälliger, da Schubart ein Schwabe war und, nach mehrjährigem Aufenthalt in der herzoglichen Residenz Ludwigsburg, ein halber Württemberger. In Württemberg aber hatte sich eine auf Vertrag vom Jahre 1514 beruhende landständische Verfassung erhalten, deren Gerechtsame soeben gegen willkürliche Eingriffe des Herzogs Karl Eugen mit großer Hartnäckigkeit verteidigt worden waren, was zu einem Konflikt führte, der erst nach vieljähriger Dauer durch ausländische Vermittlung leidlich beigelegt wurde. Schubart thut der württembergischen Verfassung und des württembergischen Verfassungsstreites nirgends

Erwähnung, nicht mit einem einzigen Worte. Offenbar sah die öffentliche Meinung der damaligen Zeit in dieser Verfassung und dem ihr zu Grunde liegenden Tübinger Vertrage nicht, wie wir heute zu thun geneigt wären, die entwicklungsfähige Grundlage eines Rechtsstaates, man erblickte darin nur die wohlerworbenen Vorrechte einzelner Klassen von Privilegirten. Der moderne konstitutionelle Gedanke kam als revolutionäre Offenbarung aus Frankreich herüber; man forderte jetzt nicht selten mit Ungestüm als Menschenrecht, was man da, wo es als Vertragsrecht bestand, mit kaltem und gleichgiltigem Auge betrachtet hatte. Vor der Revolution galt bei dem aufgeklärten Deutschen, wie er durchschnittlich war, die Abwesenheit konstitutioneller Bürgschaften ebensowenig als ein Mangel und als Zeichen unentwickelten staatlichen Bewußtseins, als man ein Gefühl dafür hatte, wie wenig das ewige Bevormunden und Dreinreden der Polizei geziemend sei für die Würde des reifen Mannes und selbständigen Staatsbürgers.

Justitia fundamentum regnorum. In grausamster Weise sollte Schubart durch eignes Schicksal belehrt werden, was ein Staat sei, dessen Grundlage nicht gefestigt ist durch unverbrüchliche Grundsätze des Rechtes. Am 23. Januar 1777 ließ der Herzog von Württemberg den unbequemen Zeitungsschreiber, nachdem er ihn vom sicheren Ulmischen Gebiete hatte weglocken lassen, durch seine Schergen „gefänglich niederwerfen" und nach der Festung Asperg schleppen. Ohne je vor einen Richter gestellt zu werden, ohne je mit einem Worte zu erfahren, womit er den Herzog so sehr erbittert hatte, brachte der unglückliche Gefangene zunächst 377 Tage in einem finstern, dumpfen Mauerloche zu, von allem Verkehr mit menschlichen Wesen abgeschnitten, und dann unter etwas erleichterten Bedingungen noch weitere neun Jahre im gewöhnlichen Festungskerker. Den menschenfreundlichen Bemühungen des Grafen Hertzberg und des preußischen Hofes gelang es endlich im Jahre 1787, Schubarts Befreiung zu erwirken. Mit derselben launenhaften Willkür, mit welcher der württembergische Despot den Mann, dessen Wort oder Feder ihn gereizt haben mochte, zu unmenschlicher Kerkerqual verurteilt hatte, ernannte er ihn jetzt zu seinem Musikdirektor, zum Hof- und Theaterdichter, und gestattete ihm, die „Chronik" zensurfrei fortzusetzen. Schubart, stets den Eindrücken des Augenblickes offen, war jetzt mit dem Herzog wieder vollkommen ausgesöhnt. Seine Chronik verriet in Ton und Manier gegen früher kaum eine Änderung. Nicht ohne einige Überraschung wird man wahrnehmen, daß das Urteil, obwohl es unmittelbar unter den Augen des Herzogs geäußert wird, an manchen Stellen freier und unumwundener, in der Form derber hervortritt, als dies früher der Fall gewesen war. In den zehn Jahren, die Schubart auf der Festung zugebracht hatte, hatte die publizistische Presse in Deutschland und die Freiheit der Meinungsäußerung gewaltige Fortschritte gemacht. Und drüben über den Vogesen grollte schon vernehmlich genug der Vulkan, dessen furchtbar großartiger Ausbruch bald

die Aufmerksamkeit aller Völker Europas und der Deutschen insbesondre in solchem Maße in Anspruch nehmen sollte, daß darüber lange Zeit ganz vergessen wurde, was die Deutschen bis dahin selbständig und von unmittelbaren französischen Einflüssen unabhängig mit Bezug auf Staat und Gesellschaft gedacht, erstrebt und geleistet hatten. Die Welt hat sich gewöhnt, mit dem Bastillensturm vom 14. Juli 1789 den Anbruch einer neuen Zeit zu datiren und die gesamte fortschrittliche Bewegung der Neuzeit von dem Anstoße herzuleiten, den der tiers état durch sein Auftreten in der Nationalversammlung zunächst dem französischen Volke gegeben hatte. Es gleicht beinahe der Wiederentdeckung eines verschollenen Landes, wenn die Geschichtsforschung heutiger Zeit das Gedächtnis der Männer, der Gedanken und Bestrebungen wieder auffrischt, welche auf deutschem Boden vor 1789 jene „ruhige Bildung" herbeigeführt haben, die durch das Franztum erst zurückgedrängt und dann gar in Vergessenheit gebracht worden ist. Vergessenheit ist die härteste Strafe, welche die Gerechtigkeit der Geschichte zuerkennt. Ganz schuldlos wird sich keiner bekennen dürfen, der dieser Strafe verfallen ist. Die Schuld des Geschlechtes, welchem Schubart angehört, die Schuld, welche den schwäbischen Publizisten ganz insbesondre trifft, lag in dem Mangel einer Vertiefung des nationalen Gedankens. Weil alle diese Männer, so Vortreffliches sie im einzelnen gedacht und erstrebt haben mochten, doch nicht die staatliche Einheit als notwendiges und höchstes Ziel aller nationalen Bestrebungen erfaßt haben, deswegen konnte der Sturm aus Westen, entfesselt von einem Volke, das im einheitlichen Nationalstaate sein höchstes Gut erblickte, alles wegfegen, was an politischen Ideen und Bestrebungen in Deutschland minder tief gewurzelt dastand. In welcher Weise von Schubart und seinen Zeitgenossen das „Nationalinteresse" aufgefaßt wurde, davon kann sich das heutige Geschlecht in Deutschland schwer eine Vorstellung machen. Es verlohnt sich der Mühe, näher zu betrachten, was die „Chronik" von 1787 (S. 181) in dieser Hinsicht äußert. Posselt hatte in Karlsruhe, bei der ersten Wiederkehr des Todestages Friedrichs des Großen, eine Gedächtnisrede auf den verewigten König gehalten. Schubart, mit Posselt eng befreundet, rühmt diesen Vortrag in begeisterten Worten. Unter den „erhabenen, kühnen, allen deutschen Patrioten ewig wichtigen Gegenständen, welche hier auf drei Bogen zusammengedrängt sind," hebt er aber besonders die Art und Weise hervor, in welcher Posselt des Fürstenbundes Erwähnung gethan hat, dessen Stifter Friedrich war, welchem Europa überhaupt, und ganz vorzüglich Deutschland, so großen Dank dafür schuldig ist. Und nun sagt Schubart wörtlich: „Diese Rede hat ausnehmend viel Nationalinteresse; gegen Universalmonarchie und für deutschen Bund ist gewiß noch niemals so zusammengedrängt vollständig geschrieben worden als hier. Besonders hat Posselt zwei Gesichtspunkte aufgefaßt, die man bisher wie Klippen vermied — die eine, was dieser Bund für den Kaiser sein kann, die andre, was er für jeden einzelnen Mann in Deutsch-

land wirklich ist. Die Nation muß wissen, daß ihr so viel daran liegt als ihren Fürsten, daß Deutschland nicht unter einen komme." Hier finden wir die staatliche Einheit der Nation gerade aus dem Grunde verneint, weil von Schubart in der erlauchten Republik deutscher Fürsten Preußen die Führung zugedacht ist. Schubart hat sich früher als „Cäsarianer" bekannt, den Schritt zu dem kühnen Gedanken einer Trennung von Habsburg wagt er nicht zu thun; um den zum größten Teile undeutschen Einfluß Österreichs auf Deutschland möglichst unschädlich zu machen, denkt er sich als das wirksamste Mittel eine dauernde Vereinigung des hohen Adels deutscher Nation in bündischen Formen unter Preußens Leitung. Die Zurückweisung Österreichs kleidet sich in die Form der Verwerfung der Universalmonarchie, ein krankhaftes Furchtgefühl, das namentlich auch den begeisterten Lobredner des Fürstenbundes, den Historiker Johannes Müller, verfolgte. Gerade wegen seines Interesses für nationale Kultur in ihrer lebendigen Besonderheit war Müller der entschiedene Gegner der nationalen Einheit der Deutschen. Denn — so war sein Gedankengang — wenn es erst dem Hause Österreich gelungen wäre, die gesamte riesenhafte Kriegsmacht der deutschen Nation in seiner Hand zu vereinigen, dann könnte das Ergebnis nur das sein, daß ein eiserner, von keiner rivalisirenden Macht mehr in Schranken gehaltener Despotismus zunächst jede Freiheit in Deutschland unterdrücken und mit der despotisch beherrschten Macht Deutschlands alles nationale Sonderdasein der europäischen Völker vernichten würde. Eine Erinnerung an Karl V. und eine gewisse Vorahnung Metternichs geben dieser Auffassung einen Schein von Berechtigung. Sie ist jedenfalls das sprechendste Beispiel dafür, wie die verworrene Gestaltung der staatlichen Verhältnisse im römischen Reiche deutscher Nation auch den hellblickendsten und geistreichsten Politikern es unendlich schwierig machte, auch nur theoretisch zu einer befriedigenden Lösung der nationalen Frage zu gelangen. Daß namentlich ein Süddeutscher, heute vor hundert Jahren, noch nicht den Mut hatte, das lösende Wort des Rätsels in dem einfachen: „Ausschluß Österreichs" zu finden, ist schwerlich irgend einem zu verdenken.

Wenn wir hier von einer Schuld sprachen, so verstehen wir das Wort im geschichtlichen Sinne, ohne damit einen sittlichen Vorwurf für den Einzelnen zu verbinden. Dagegen ist höchst bemerkenswert, daß Schubart daran erinnert, was ein „Fürstenbund" für jeden einzelnen Mann in Deutschland wirklich sei oder sein könne, beziehentlich sein solle. Es bricht hier die Ahnung durch, welche sich zu klarerer Vorstellung freilich erst fast ein halbes Jahrhundert später unter den Deutschen erhob, daß ohne eine Beteiligung des Volkes an der Verbindung, in welcher Form sie auch immer ermöglicht werden würde, dieser letzteren eine eigentlich nationale Bedeutung nicht zukomme. Kein Deutschland ohne deutschen Reichstag! Freilich haben wir es hier nur mit dämmernden Ideen zu thun, aber sie beweisen, daß, auch ohne französisches Zuthun, deutsche

Patrioten auf dem Wege waren, trotz aller Verwicklungen und Verworrenheiten die Gedanken zu finden, welche den Bann lösen sollten, der seit Jahrhunderten die selbständige nationale Entwicklung des deutschen Volkes in Fesseln hielt.



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

3. Die Titanide.

(Schluß.)



In dem Maße, wie die Leidenschaft von ihr wich, näherte sich Charlotte ihrem Manne wieder. Im Frühjahr 1790 eilte der Major nach Frankreich zurück, bereit, in den bereits ausgebrochenen politischen Stürmen für das Königtum zu kämpfen. Er fand das Regiment Royal Suède, zu dem er gehörte, aufgelöst, aber er verschaffte sich Zutritt zum Könige und bot seine Dienste an. Durch Graf von Fersen, seinen früheren Chef, wurde ihm bedeutet, daß er gerufen werden solle, sobald es Zeit sei, bis dahin aber solle er, um keinen Verdacht zu erregen, nicht in Frankreich bleiben. So kam er nach Weimar zurück und wartete auf den Ruf, aber vergeblich. Ohne Amt, ohne jede ernste Thätigkeit vergeudete er seine Tage im Kreise der Seinen und am Hofe. Unterdessen sank das Vermögen der Familie immer mehr zusammen. Der Präsident führte den kostspieligen Prozeß weiter und beteiligte sich an gewagten Spekulationen, wie an dem Ankaufe von Salinen und Hüttenwerken in Frankreich. Charlotte widmete sich, um ihre Gedanken auf einen festen Punkt zu richten, mit besonderer Sorgfalt ihren Kindern, denn zu dem Sohne Fritz war in dem Leidensjahre 1790 noch eine Tochter gekommen. Der Hauslehrer, welchen Schiller ihr für Fritz empfahl, war der Dichter Hölderlin aus Schwaben. Die Wahl war nicht glücklich. Hölderlin, in dessen ungemein zartbesaitetem und reizbarem Geistesleben schon damals krankhafte Störungen als Vorboten des spätern Wahnsinns aufzuckten, paßte nicht zu ihr, und sie nicht zu ihm, am wenigsten aber eignete er sich zum Erzieher. Dies sah er selbst ein, und Frau von Kalb erkannte es auch, aber sie hielt ihn fest, so lange sie konnte, weil sie sich gewöhnt hatte, ihn wie einen der Ihrigen mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Hölderlin verehrte sie wie ein höheres Wesen, und manches in seinem Hyperion, dessen

erste Ausarbeitung in diese Zeit fällt, erinnert an ihren Einfluß. Nachdem er etwa ein Jahr in ihrem Hause zugebracht hatte, Ende 1794, schied er von ihr.

In dieser ruhigeren Zeit ihres Lebens erhielt Frau von Kalb manche Beweise von Achtung und Freundschaft aus dem engeren Kreise der hervorragenden Weimarischen Männer und Frauen. Bei der Herzogin-Mutter war sie immer gern gesehen; wie Schiller, so begegnete ihr auch Goethe mit herzlicher Höflichkeit und hoher Achtung, ihre Begeisterung für seine Iphigenie machte ihm Freude, und in teilnehmender Weise erkundigte er sich nach ihr. Die arme Frau mußte daran denken, ihre ganze Familie, den Mann dazu, zu ernähren, eine schreckliche Aussicht, da ihr Augenlicht immer mehr schwand. Schon im Jahre 1794 suchte sie durch Vertrieb von Wein etwas zu gewinnen, Goethe sollte ihr dabei helfen, und er bemühte sich treulich, Kundschaft für sie anzuwerben.

In dieser Zeit, als geistige Vereinsamung, zunehmendes Augenleiden und der Verfall des Vermögens die geniale Frau immer tiefer zur gemeinen Wirklichkeit herabzogen, geriet sie, die Fünfunddreißigjährige, noch einmal in den Strudel der Seelenfreundschaft und der leidenschaftlichen Liebe. Daß dies zu einer neuen Niederlage führen mußte, war vorauszusehen. Im Juni 1796 kam Jean Paul Friedrich Richter nach Weimar. Der sentimentale Satiriker, der in Ahnungen verhüllte ewige Jüngling mit der unerschöpflichen Phantasie und der unübersehbaren Belesenheit hatte durch seine wunderlichen Romane außerordentliches Aufsehen gemacht, besonders die literaturbeflissenen Damen im mittleren Alter waren außer Rand und Band vor Entzücken. Es gab deren viele, die dem ersten Flügelschlage der klassischen Dichtung mit klopfendem Herzen gelauscht, vielleicht selbst im Rate der Dichter gesessen hatten und nun, erschreckt von dem kritischen Zeitalter Kants, Fichtes und der Romantiker, vor dem „Triebsande der Zeit“ in ihr Inneres geflüchtet waren. Diese begrüßten Jean Paul als den Apostel der Innerlichkeit, als den Seher, als den Priester der Religion des Wahren, Guten und Schönen, und zwar mit einer solchen Zärtlichkeit, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Fürstinnen sandten ihm selbstgefertigte Geschenke nebst innigen Grüßen, eine ganze Schaar adlicher Damen überhäufte ihn mit Geständnissen der zärtlichsten Hingebung. Die meisten beriefen sich auf Hesperus als diejenige Dichtung, welche die Begeisterung in ihrem Herzen entflammt habe. Der arme Schulmeisterssohn that, was er in der Fülle seines Idealismus und seines bürgerlich ehrsamen Gemütes thun konnte: er umwand die Damen mit den Blumenketten seiner schlagfertigen Phantasie, studirte sie als die Vorbilder zu neuen Romanen, ruhte von Zeit zu Zeit an ihrem Herzen aus und strebte, wie von einer unwiderstehlichen Naturnotwendigkeit getrieben, den idyllischen, prosaisch einfachen Verhältnissen zu, aus denen er hervorgegangen war. Julie von Krüdener, Josephine von Sydow, Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepsch und Karoline von Feuchtersleben waren unter der großen Menge

von Verehrerinnen diejenigen, welche ihm persönlich am nächsten traten. Die drei ersten waren verheiratet, und außer Karoline von Feuchtersleben sind alle als Schriftstellerinnen aufgetreten. Mit allen hat der Dichter des Hesperus einen kleinen Roman durchgespielt, mit zweien hat er sich in der Übereilung verlobt, aber möglichst bald das Band wieder gelöst und sich endlich mit Karoline, der Tochter des Obertribunalrates Mayer in Berlin, verheiratet, einem schlichten, von aller Phantasterei weit entfernten Mädchen. Jean Paul erscheint in diesen Beziehungen zur Frauenwelt unreif und unmännlich, wenn sich auch vieles mit der Thorheit der nicht mehr jungen Damen und mit seinem Bestreben, Studien zu machen, entschuldigen läßt. Die Auflösung seiner Verlobung mit Karoline von Feuchtersleben, die sich erst mit ihrer ganzen adelsstolzen Familie hatte verfeinden müssen, ehe sie ihm ihre Hand zusagen konnte, war im Grunde doch nichts andres als ein schmählicher Verrat.

Charlotte von Kalb hatte schon im Februar 1796 an Jean Paul geschrieben, um ihm ihre Wertschätzung auszudrücken. Aus dem warmen Tone aufrichtiger Höflichkeit ward bald Vertraulichkeit, und schon die zweite Zuschrift endet mit der Wendung: „Nicht wahr, niemand, niemand sieht meine Briefe?" Bald kam er selbst. Der Gedanken- und Gefühlsaustausch begann, aber er blieb noch immer im untadeligen Reiche des Idealen, denn wenn Charlotte zuweilen im Fluge der Begeisterung ihren Freund mit „du" anredet und ausruft: „Um Gotteswillen, zeige dich keinem andern als mir, alle, die dich fassen, werden für dich sterben wollen. Nein, nein, sie [die Welt] soll ihn nicht haben, oder ich will vergehen; ich will erst vernichtet sein, dann kann sie ihn haben!" so darf das nicht Wunder nehmen, war sie doch die unveränderliche Tochter der Sturm- und Drangzeit. Jean Paul war nur vier Wochen in Weimar, und drei von diesen verbrachte Charlotte in Jena, wo sie eine kranke Freundin pflegte. Was sie in der Freundschaft suchte, drückt sie sehr gut in dem Abschiedsbriefe aus, den sie Jean Paul nach Weimar schreibt: „Wenn ich Sie nicht wiedersehe, so weiß ich doch nun das Wesen zu finden, dem ich meine geheimsten Gedanken und Gesinnungen mitteilen kann. Was gleich einer Ephemere nur in mir lebte, mit dem Sonnenblicke entstand, am Abend vergangen war, erhält nun ein zweites, längeres Leben, wenn ich es dem sage, der mich versteht, mich berichtigt, wo ich irre, mir auch die Schätze seines Geistes vertraulich mitteilt." Als sie den Freund in Hof wußte, suchte sie ihn für ihre kaufmännischen Unternehmungen zu interessiren. Bald aber trat eine Entfremdung ein. Charlotte liebte nur eine gewisse Seite der Jean-Paulschen Schreibweise: das Phantastische, Bilderreiche, Ahnungsvolle, Religiöse, dagegen stieß sie das Spaßhafte und Satirische entschieden ab. Herders Widerwille gegen diese tragikomischen Schattenbilder des Lebens, Schillers und Goethes sehr kühle Beurteilung der Jean-Paulschen Muse konnte sie darin nur bestärken. Überdies war Jean Paul anderwärts angenehm beschäftigt. Erst ließ er sich die Huldigungen der Frau von Krüdener

gefallen, dann, im Juni 1797, ward er ganz von den weichen Fesseln der liebenswürdigen Schriftstellerin Emilie von Berlepsch umstrickt, die von ihrem Manne geschieden war und Heilung für ihr tiefverwundetes Herz in einer idealen Liebe suchte. Was nur irgend eine Verehrerin ihrem Ideale, eine Liebende dem Geliebten sagen kann, das sagt sie Jean Paul. Er ist ihr eine unvergeßliche Erscheinung aus jener verschleierten, selig geahnten Welt, der Freund ihres wahren Selbst, der geliebteste, der ganz die Liebe kennt, womit sie ihn liebt, mehr ein Genius, als ein Mensch. Ihr Geist beugt sich vor dem seinigen, den sie hoch auf glänzenden Flügeln schweben sieht, daß es ihr scheint, als dürfe er sich kaum niederlassen und etwas dauernd berühren, viel weniger von ihr, der Liebenden, gefesselt werden. In Leipzig, wohin er ihr zugefallen von Hof aus gekommen war, ergoß sich das Übermaß ihrer Liebe über ihn; sie war bereit, ihr ganzes Vermögen für ihn hinzugeben, nur um ihn glücklich zu wissen, und wenn er an der ewigen Harmonie ihrer Seelen zweifelte, so verfiel sie in Krämpfe und Ohnmachten. In dieser Bedrängnis ging sein Inneres, wie er sagt, auseinander; er versprach ihr die Ehe, aber fast unmittelbar darauf nahm er sein gegebenes Wort zurück, und nach zwei „aus der glühendsten Hölle gehobenen Tagen“ war er wieder frei. Aber Emilie krankte an ihrer Liebe. Er macht mit ihr eine Reise nach der sächsischen Schweiz, um sie zu zerstreuen. Vergebens; sie geht nach Schottland, allein sie kommt noch elender zurück, als sie gegangen ist, und beruhigt sich nur einigermaßen, als Jean Paul, im Begriffe, sich mit Karoline von Feuchtersleben zu verloben, ihr zusagt, daß er sie nach seiner Verheiratung zu sich nehmen wolle. Sich und alles, was sie besitzt, will sie in seine Hände geben, will nichts thun als leben, lieben und sich lieben lassen. Dies hindert sie aber nicht, sich (im Mai 1801) mit einem mecklenburgischen Gutsbesitzer zu verloben, und so wurde endlich der gordische Knoten auf die einfachste Weise gelöst.*)

Schon die erste Hälfte dieses Abenteuers, die sich im Winter 1797 bis 1798 in Leipzig abspielte, hätte Jean Paul mahnen sollen, exzentrischen Frauen gegenüber auf seiner Hut zu sein. Aber davon war er noch sehr weit entfernt. Die Korrespondenz mit Frau von Kalb erhält nach einigen Unterbrechungen wieder einen neuen Aufschwung, und der Major außer Dienst nimmt warmen Anteil an der Seelenfreundschaft seiner Gattin. Charlotte schreibt gemessen, zuweilen etwas stolz zurückhaltend, doch macht sie aus ihrem Ärger über Emilie von Berlepsch kein Hehl. „Wenn es auch wahr ist — schreibt sie ihm — daß Sie Charlotte über diese Minerva, Venus, Ninon und Sappho vergessen und ganz entbehren können, so soll sie doch dieses Glaubens noch nicht leben.“ Am 26. Oktober 1798 siedelte Jean Paul nach Weimar über, um dieselbe Zeit also, als die Berlepsch nach Schottland reiste; wenige Tage darauf kehrte auch Char-

*) Paul Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen, S. 145 ff.

lotte von Kalbsrieth, wo sie mit ihrem Manne den Sommer zugebracht hatte, dahin zurück. Der Major kam bald nach. Und nun begann der verhätschelte Dichter des Hesperus mit der halbblinden, sorgenbeladenen Frau fast unter den Augen ihres podagrakranken und geistig gebrochenen Mannes jenes frevelhafte Liebesspiel, das die Schwärmerin noch einmal an den Rand des Wahnsinns drängte. Charlotte stürzte sich rückhaltslos in die neue Leidenschaft. Die Billets, welche sie im Dezember 1798 Tag für Tag an den zärtlichen Freund abgehen ließ, sind Zeugnis genug dafür. „Am Montag war es mir, als sähen Sie Geister. Den Dienstag habe ich nur vegetirt. Es hat mir auf keiner Redoute noch so wohlgefallen, wie auf der letzten; wenn es so fort geht, will ich doch sehen, wie jugendlich ich in vierzig Jahren sein werde.... Ich gehe mit leichtem Schritte den Berg hinan, denn die Wahrheit, die Liebe und die Begeisterung begleiten mich.... Ich fange an zu zittern, und Todeskälte umfaßt mich. Ich kann nichts thun, bis ich weiß, ob Sie den Abend kommen. Schreiben Sie bald, damit ich weiß, ob ich auch schreiben und arbeiten kann. Oder ob — ach — denke dir das Widrigste, das ist es. Die Billete, die so spät kommen, sind immer Todesboten.... Meine Seele wird ruhig sein. Sie werden von nichts hören, als was von der Wahrheit, der Güte kommt. Ich will dann auch lange keinen Besuch von Ihnen erwarten; so wollen auch Sie mich nie wieder sehen.... Ich habe kein Auge geschlossen. Diese Stelle in dem Billet »Warum erlaubst — die Bedingungen — zeigen kann« hat mir alle Rast genommen. Hab ich denn diese Bedingungen je gefordert — nenne sie mir, damit ich es beantworten kann.... Ich habe heftiges Kopfweh. Ich wünschte, daß mir dieses Rätsel endlich gelöst würde. Ich bin auch fest und gehe von keiner Wahrheit, keinem Vorsatz und keiner Überzeugung ab. Ewig will ich sein, was ich bin — und mein Herz und meine Seele, meine Natur nie, nie wieder verleugnen!... »Daß ich meine Lippen auf die Wunden deines Herzens legen werde. Sei still, liebe Seele!« Ich habe seit gestern um zehn Uhr nichts andres gedacht. »Werde ruhig und hoffend!« Bei der ewigen Wahrheit, bei meiner Seligkeit, ich will es werden. Prüfe dich nur, was deine Liebe für mich dir ist. Ob sie deinem Herzen unentbehrlich ist, ob sie unendlich ist. Es ist mir, als hörte ich nur meine Liebe.... Von einem mächtigen Geiste vernichtet zu werden, ist viel erhabener als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, damit ich sterben kann, denn ich kann entfernt von dir nicht leben und nicht sterben. Heiliger Gott, gieb deinem Unsterblichen alles — alle die Seligkeit, die deine Erschaffenen entbehrten, alle die Seligkeit, die sie verkennen! Gieb ihm mein Herz, gieb ihm meine Wonne! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um ihn.... Ach komm, ich beschwöre dich um meine Seligkeit, komm jetzo, du wirst Ruhe finden. Laß mich nicht in den fürchterlichen Leiden allein. Bis den Abend kann ich's nicht tragen.... Kommen Sie ja!

Sie müssen mich hören! Ich schreite fort, ich bin unveränderlich bis in Tod! Bis in Tod!"

Und was sagte der angebetete Dichter zu alle dem? Er schreibt an seinen Freund Otto am 28. Dezember 1798: „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue —, die von Weimar zuerst an mich schrieb, die ich dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie du weißt, einmal eine Szene hatte, wo ich (wie in Leipzig) im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten. Nimm meinen Leichtsinn nicht falsch. Weiter! Die alte Lebensweise kehrte bald um, nur verklärter. Kurz, nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief und höher als die Berlepsch und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Wiederschein dieser Altarsflamme auf mich fiel, sagte sie es mir geradezu. Im Lenz, im Lenz! Mit drei Worten! O, ich sagte der hohen, heißen Seele einige Tage darauf Nein! Und da ich eine Größe, Glut, Beredsamkeit hörte wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle, denn sie glaubt, ihre Schwester und deren Mann, der Präsident, würden alles thun. Ach! im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit. Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe, geniale Liebe, die ich dir nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen. Wild bin ich ordentlich. Sieh! Gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminen malte, und jetzt, da ich in den gedruckten Briefen an dich im Jänner mein künftiges Leben malen will, da kehret dieser Sturm zurück. Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein. Noch sonderbarer werde ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger stehen sollen als mein Glück und mein Grab. Ich meine, ich kann dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt. Jetzt kann ich ihn machen, indes ich früher manchen Fehler leichter dargestellt und begangen als gesehen hätte. Ach, ich suche im ausgeleerten Leben außer der liebenden, allväterlichen, mein Jobiz palingenisirenden Ruhe auch nichts weiter, als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dann weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht. Jene, der Berlepsch, Verhältnisse banden meine Augen und Hände zu, und ich versäumte vielleicht ein Herz, das mein gehörte. Soll ich immer so spielen und hoffen und ausschlagen und verfehlen? Solche Weiber wie die beiden verblenden gegen jede stille weibliche Luna. Ihre [Charlottens] Verwandten begegnen mir mit schöner Liebe, und ich kann ruhig vor ihnen stehen, weil mein obiges Nein eisern steht. Ich habe zu viele Ursachen dazu, diese Titanide ist viel leichter zu wenden wie die Berlepsch." Deutlicher konnte Jean

Paul sein Verhalten gegen Frau von Kalb nicht zeichnen. Er arbeitete damals am Titan, dieser großangelegten Faustidylle, in der die sich überschätzende und überbietende Menschenkraft samt der irdischen Hölle, die sie sich bereitet, vorgeführt wird. Zu Linda mußte ihm Charlotte sitzen. Die unvorsichtigen Äußerungen in seinen Briefen, wie: „Ich reiche dir die Hand über Zeit und Raum; es war eine Zeit, ehe ich dich kannte und liebte, die Ewigkeit beginnt für den Liebenden," oder: „Sie könnte niemand verdrängen als Sie. Sie bleiben meinem Herzen, was Sie waren. Solche Stunden wie unsre sind mit einem ewigen Feuer bezeichnet," oder: „Daß ich meine Lippen auf die Wunden deines Herzens legen werde. Sei still, liebe Seele! Werde ruhig und hoffend!" sind nur Stilübungen. In Linda, der hohen, junonischen Gestalt mit dem vollen, blonden Haar und dem Schatten vor den großen, seelenvollen Augen ist Charlotte gemalt. Sie ist die Titanide, die keine andere Macht anerkennt als die der aus dem innersten Geistesgrunde aufsteigenden Idee, die sich kühn über die Launen des Schicksals hinwegsetzt und in der Kraft ihres „Felsenich" selbst des Glaubens nicht bedarf. Er läßt sie ohne Schuld in Schuld geraten, dem dunkeln Verhängnisse verfallen und untergehen.

Durch Jean Pauls Zurückweisung wurde Charlotte in die tiefste Trauer hinabgestoßen, aber von ihrer Liebe zu dem Dichter wurde sie nicht getrennt. Möglich, daß sie noch lange hoffte, Jean Paul werde sie am Ende noch allen andern vorziehen, wahrscheinlicher indes, daß sie instinktmäßig in der Fortdauer ihrer Liebe einen Halt, eine Stütze suchte. Wieder ringt sie mit dem Wahnsinn, ihre nächsten Briefe enthalten die Ausrufungen einer Verzückten. Sie hört den Spott der Welt, aber sie verachtet die Welt. „Haß, Haß und das Hohnlachen der grinsenden Ohnmacht wird bald nachkommen. Verachten kann mich niemand, es ist ja der Kampf eines Geistes um dich und um deinen Geist." Mit Riesenkraft reißt sie sich noch einmal von dem geistigen Abgrunde zurück. Zunächst übt sie sich im Heroismus der Entsagung. Sie nimmt Amöne Herold aus Hof, die sie für die Stillverlobte Jean Pauls hält, zu sich. In einem der folgenden Briefe (vom 5. Januar 1799) teilt sie Jean Paul einen Traum mit, indem sie sich sieht, wie sie zu Gunsten Amönens auf den Geliebten verzichtet. Jean Paul könnte nichts Schöneres geschrieben haben. Man sieht, wie er auf sie, sie auf ihn eingewirkt hatte. Überhaupt ist ihre Beredsamkeit in dieser Zeit außerordentlich. „Ich lese in meinen Briefen — sagt sie —, ich mag schreiben, was ich will, nur die Worte: Halte meine Seele fest, dann will ich den Flug ins Unendliche wagen! Ich will nichts, aber dir will ich das Ölblatt und den Myrtenzweig bringen und Violen und Rosen um dein Haupt winden. Die Sorge soll entfliehen, und die Innigkeit soll jeden Augenblick des Lebens — er mag Namen haben, wie er will — mit gleichem Werte fassen, und dein Vertrauen, deine Erinnerungen sollen gleich einer Perlenschnur seliger, bereichernder Ideen in meiner Seele verwahrt sein. Und nur du sollst

mich immer schöner dadurch geschmückt erblicken. Nenne mich nicht Titanide. Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne, Sonderbare. Schon bemerkst du die mächtigen Stürme der Seele, die an meinem Wesen vorübergingen. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzt auf ewig die nahe liebende Seele!" Jean Paul selbst war tief gerührt. „Es giebt — schreibt er am 6. Januar an Otto — nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zu letzterer." Nur sehr allmählich, während sich Jean Paul wieder in eine Frauenliebe und eine trügerische Verlobung stürzte, lösten sich die Liebesbekenntnisse, die sich aus Charlottens gequältem Herzen losrangen, in lautere Freundschaft auf. Aber das Ungraziöse und Harte, welches schon Schillers Braut und Jean Paul bei seiner ersten Bekanntschaft aufgefallen war, nahm sichtlich zu: ein nervöses Lachen, welches oft die ernsteste Rede unterbrach, unzarte Äußerungen über sittliche Dinge, die ihr selbst heilig waren, ein aufdringliches Hasten und Jagen nach Erwerbsquellen der allergewöhnlichsten Art und andres mehr, das in ihrer äußern Erscheinung haftete. Wir dürfen sie uns vorstellen, wie Jean Paul sie seinem Freunde Otto bereits am 12. Juni 1796 schildert: „Sie ist stark, voll, auch das Gesicht. Drei Viertel Zeit brachte sie mit Lachen hin — dessen Hälfte aber nur Nervenschwäche ist — und ein Viertel mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen. Sie sind ein sonderbarer Mensch, das sagte sie mir dreißigmal."

Den Sommer 1799 brachte Charlotte mit ihrem Manne zum größern Teile in Kalbsrieth zu, dann kehrte sie zurück, um Weimar für immer zu verlassen. Sie wandte sich zunächst nach Waltershausen bei Meiningen, ihrem Geburtsorte, immer noch in der Hoffnung, daß wenigstens das Stammgut aus der Schuldenmasse gerettet werden könnte. Jean Paul blieb noch in Weimar, wechselte aber bald darauf häufig seinen Wohnort, bis er sich verheiratete und in Bayreuth eine Heimat fand. Charlotte blieb immer mit ihm in Briefwechsel, sah ihn auch einigemale und brachte seiner Familie ihre herzlichste Teilnahme entgegen. Ihr letzter Brief an ihn ist vom August 1817, mit seiner Frau stand sie noch bis 1821 im Briefwechsel.*) Sie suchte bei dem Freunde Erhebung des Geistes und nicht selten auch Rat und Hilfe in materiellen Dingen. Jean Paul befriedigte die unermüdliche Freundin, so gut er konnte. Im April 1805 bittet er Jacobi, der Frau von Kalb einen Besuch zu machen, und fährt fort: „Sie war eine innige Freundin Herders, Goethes, Schillers u. s. w., ihr

*) Ihre Briefe sind vollständig erhalten und gedruckt in dem Buche von Paul Nerrlich: Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Die seinigen sind bis auf wenige aus der ersten Zeit verschwunden, wahrscheinlich vernichtet worden.

Äußeres verschließt mit rauher Eichenrinde einen zarten Blütengeist. Sie hat mehr auf meine Bildung eingegriffen, als alle übrigen Weiber zusammen." Als Jacobi sich mit der seltsamen Frau nicht befreunden konnte, schrieb er ihm im Dezember desselben Jahres: „Du alter Weltmann und Weltweiser, du warst imstande, in der rohen, krustigen, erdschollligen Außenseite [nämlich der moralischen, nicht der bloßen körperlichen] doch die schöne, auch von Herder und Goethe so geachtete Oreade zu verkennen, die im Berge wohnt, genannt Frau von Kalb?" Rührend ist es, wie er am 7. April 1820 sich für sie bei dem Oberjustizrat Hornthal in Würzburg verwendet: „Ew. ꝛc. verzeihen mir, daß ich eine vieljährige, geistvolle und leidende Freundin an Ihren Richterstuhl geleite. Ihr ganzes Leben war ein quälendes Durchdrängen durch den verwachsenen Wald eines Prozesses. Noch ist sie im Dickicht der Justiz, und wenn es sich endlich lichten sollte, wird sie Gerechtigkeit und — Grab zugleich vor sich haben. Aber sie arbeitet für ihre Kinder, nicht für ihren kurzen Wintertag des Lebens." Zuweilen freilich verlor auch er die Geduld, wenn die arme Bedrängte ihn mit abenteuerlichen Plänen bestürmte, an deren Verwirklichung er mithelfen sollte. So schreibt er im September 1809 an einen Freund: „Die tolle Bittschrift an die Berliner würde ich nicht schreiben, welche ohnehin, da ich nicht da wohne, zu viel Anmaßung meines Namens voraussetzte. Aber vollends an Deutschland? Was geht sie Deutschland an? Müßt' ich mich nicht schämen, es zu bekennen, daß ich für eine Person, welche als Adliche noch immer Hilfsquellen haben muß, welche selber ökonomisch oft mit Phantasterei und Leichtsinn handelte und deren Leiden doch z. B. gegen die Leiden eines Hausvaters mit Familie ein kleines ist, ganz Deutschland aufgerufen?"

Über Charlottens Ausgang ist nur wenig zu sagen. Im Juli 1804 verließ sie Waltershausen und siedelte mit den Kindern nach Berlin über. Der Prozeß wegen der Ostheimschen Lehensgüter dauerte fort, ohne daß ein Ende abzusehen war, alle ihre Besitzungen waren tief verschuldet. Doch hatte sie im Jahre 1805 noch 1200 Reichsthaler jährliche Einkünfte. Ihr Mann folgte ihr nicht nach, er blieb in Franken zurück, da er immer noch auf eine Anstellung im baierischen Militärdienste hoffte. Charlotte war ganz auf sich angewiesen. Schon seit dem Jahre 1800 trug sie sich mit dem Gedanken, ein Erziehungsinstitut für die Töchter aus vornehmen Familien zu gründen. Sie legte Schiller ihren Plan vor, aber dieser riet ihr entschieden ab. „Sie sind — schrieb er ihr — wenn ich es kurz sagen soll, viel zu individuell gebildet, und diese Beschäftigung verlangt gerade das Gegenteil, eine ganz allgemeine generische Form." Auch Jean Paul, dem sie noch 1806 ihre pädagogischen Ansichten entwickelte, zeigte sich sehr ungläubig. „Geben Sie sich keine lange Mühe mit dem Abraten des Erziehens — schrieb er bereits im August 1800 an Herders Gattin —, die Zöglinge werden fehlen." In Berlin trat sie Fichte näher, den sie schon in Jena kennen gelernt hatte. So wenig sie mit seiner Kritik der geoffenbarten

Religion einverstanden war, so sehr fühlte sie sich zu seinem Idealismus hingezogen. Sie lebte schon lange im Ich, brachte seiner Philosophie also von vornherein das beste Verständnis entgegen. Fichte verkehrte gern und oft mit ihr; was er theoretisch verarbeitete, sah er in ihr verkörpert. Freilich wurde sie durch widrige äußere Verhältnisse immer wieder aus ihrer Höhe zur kalten, harten Erde herabgezogen. Im Jahre 1806 war der Zusammensturz ihres Vermögens eine Thatsache, die Einkünfte blieben aus, und der Prozeß verlor sich im Staube der Aktenbündel. Ihr Mann, der alle seine Hoffnungen schwinden sah, machte in München seinem elenden Leben durch einen Schuß ein Ende. „Er, der ein so bitteres Los finden mußte durch mich!“ schrieb sie an Jean Paul. Gewiß war sie nicht schuldlos an der Zerrissenheit und dem Unglücke ihrer Familie. Dem Manne war sie nichts gewesen, hatte ihm nichts sein wollen, und haushälterisch vermochte die geniale Idealistin auch nicht zu sein. Aber sie verlor den Mut nicht. „Wer nur die Wahrheit seiner äußerlichen Verhältnisse einsieht, kann sich erst darnach einrichten,“ sagt sie in einem Briefe an Jean Paul, „und hier — fährt sie fort — achtet keiner auf die äußere Beschränkung.“ Nach allen Seiten schaut sie aus, um Unterstützung zu finden, der König von Baiern, der Fürst-Primas Dalberg, selbst eine reiche Oberforstmeistersfrau bei Kalbsrieth sollten gewonnen werden, Jean Paul soll vermitteln, er muß viel anhören.

Im Jahre 1809 öffnete sich endlich eine erfreuliche Aussicht. Ihre Hauptstütze im Unglück, ihre einzige Tochter Edda, wurde Hofdame der Prinzessin Wilhelm. Der ältere Sohn Fritz hatte sich der militärischen Laufbahn zugewendet, nur für den sechzehnjährigen August hatte sie noch zu sorgen. Durch einen kleinen Handel mit Modewaaren und Thee suchte sie etwas zu erwerben. Die Kriegsjahre 1812 und 1813 regten sie noch einmal innerlich auf. Ihre Söhne kämpften im preußischen Heere, ihre Tochter half der edeln Prinzessin im vaterländischen Frauenvereine. Ungefähr um diese Zeit starb ihr Schwager, der Präsident, der sie ins Unglück gestürzt hatte. Sie beklagte und verklagte ihn nicht. Unterdes wurde es immer dunkler vor ihren Augen, und 1821 erblindete sie ganz. Aber das Asyl, in dem sie die letzten Tage erwarten sollte, war ihr schon bereitet. Durch die Verwendung der Prinzessin Wilhelm erhielt sie eine abgelegene Wohnung im königlichen Schlosse. Hier traf sie der letzte schwere Schlag des Schicksals. Im Jahre 1825 erschoß sich ihr jüngster Sohn August in einer pommerschen Festung. Auch er scheint ein Opfer des furchtbaren Prozesses geworden zu sein, denn er hatte gehofft, den alten Stammsitz Waltershausen für sich retten zu können, es war ihm aber nicht gelungen. Am 12. Mai 1843 endete die zweiundachtzigjährige, im Feuer des Leidens gehärtete Frau ihr irdisches Dasein.

Charlotte von Kalb ist nicht wie die meisten Dichterfreundinnen der klassischen Zeit als Schriftstellerin aufgetreten. Die Formlosigkeit ihrer Ausdrucksweise

hinderte sie daran. Aber den Versuch hat sie gemacht. Im Sommer 1817 schreibt sie an Jean Paul, sie habe, durch die ökonomischen Verhältnisse gezwungen, ein kleines dialogisirtes Werkchen von zehn Bogen unter dem Titel: „Johannes, ein Traum, erweckt durch eine dämonische Sage," drucken lassen und in eignen Verlag genommen. „Der Gegenstand — fügt sie hinzu — betrifft eine Sache, die in diesen Jahren viel Jammer erregt hat, nämlich den Wucher... Meinen Namen habe ich nicht beidrucken lassen, möchte ihn auch nicht bekannt haben." Die ganze Angelegenheit war ein totgeborenes Unternehmen. Nach ihrem Tode ließ ihre Tochter zwei Bändchen Erinnerungen drucken, welche ihr die Mutter diktirt hatte. Das erste Bändchen enthält die Memoiren, welche bis 1791 reichen, also hauptsächlich ihre Beziehungen zu Schiller in einer aphoristischen, idealisirenden, hie und da aber mit feinen Bemerkungen und zarten Schilderungen durchwebten Schreibweise darlegen; das zweite Bändchen enthält einen Roman „Cornelia," der in der mystischen, dem Klosterleben zugewandten Anschauungsweise ihrer Jugend wurzelt und in einem wirren Durcheinander von Episoden und Bekenntnissen manches Selbsterlebte enthält. Hier wie in ihrem Leben trifft das Urteil Herders zu, der als den Kern ihres Wesens eine gewaltige Einbildungskraft annimmt und sagt, diese habe ihr zwar eine ungewöhnliche Elastizität des Gemütes verliehen, sie aber gehindert, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und sie ihr immer nur in schwankenden Bildern gezeigt.



Deutsch-böhmische Briefe.

II. Die Königinhofer Handschrift.



Die Deutschen hatten in ihrem Nibelungenliede, in der Gudrun und in den Dichtungen der Minnesänger wertvolle Denkmale ihrer literarischen Vergangenheit. Die Tschechen, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sich auf die ihrige zu besinnen anfingen, wobei sie von Deutschland her angeregt und ermuntert wurden, mußten auch etwas der Art haben, und siehe da, es währte nicht lange, so bekamen sie es.

Am 16. September 1817 entdeckte Wenzel Hanka im Gewölbe des Kirchturms zu Königinhof eine Anzahl von Gedichten in altböhmischer Sprache. Nach

der einen Lesart fielen sie von einem Schranke, nach der andern fand er sie unter uralten Pfeilspitzen. Es waren zwölf ganze und zwei der Länge nach durchgeschnittene Blätter, die mit sehr kleiner Schrift bedeckt waren und, wie nähere Besichtigung zeigte, vierzehn Gedichte und Bruchstücke von solchen enthielten. 1819 ging ihr Text in Begleitung einer neutschechischen und einer deutschen Übersetzung gedruckt in die Welt, die den Schatz mit freudigem Erstaunen aufnahm, welches u. a. auch von Goethe und Grimm geteilt wurde. 1845 folgte eine besondre deutsche Übersetzung, besorgt vom Grafen Thun, 1852 eine Polyglotte der Handschrift, die sie fast allen Völkern Europas zugänglich machte, 1873 erschien eine illustrirte Ausgabe des Fundes, der, wie inzwischen die Gebrüder Jiretschek nachgewiesen hatten, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammte und teils aus epischen, teils aus lyrischen Dichtungen bestand. Von jenen bezog sich die erste auf die von der Hajekschen Chronik berichtete Vertreibung der Polen aus Prag, die 1004 stattgefunden hatte, die zweite behandelte die Niederlage einer sächsischen Kriegerschaar, die dritte schilderte den Sieg, den 1241 die von Jaroslaw geführten Tschechen bei Olmütz über die Mongolen erfochten hatten oder erfochten haben sollten, das vierte Gedicht betraf die Besiegung Vlaslaws, den der Chronist Kosmas erwähnt, das fünfte beschrieb ein Turnier mittelalterlicher Tschechenritter, das sechste endlich erzählte den siegreichen Kampf der heidnischen Häuptlinge Zaboj und Slavoj mit einem christlichen Heere unter einem gewissen Ludek, der 805 stattgefunden haben sollte.

Die Ächtheit der Handschrift Hankas wurde, nachdem letztere durch Schafariks Einleitung und Palackys Anmerkungen zu der Thunschen Ausgabe zu einem Nationalschatze ersten Ranges erhoben worden war, ein Gegenstand eifervollen Streites. Schon Kopitar bezweifelte sie, während Grimm und Pertz sie anerkannten. Später, 1858, erhoben Sembera, dann Büdinger und Wattenbach, jener 1859, dieser 1863, vom historischen, endlich Feifalik (1860) von paläographischem Standpunkte schwere Bedenken gegen sie, wogegen Nebesky und die Jiretscheks mit Verteidigungsschriften für sie zu Felde zogen. Der Streit schlummerte dann einige Zeit. Die deutschen Gelehrten hielten ihn für entschieden und zwar gegen Hankas Machwerk, die tschechischen ließen ihn aus „patriotischen" Gründen ruhen, auch wo sie den Deutschen im Stillen beipflichteten, zumal da sie fürchten mußten, durch Zweifel an dem Werte des gefeierten „alttschechischen Literaturdenkmals," sich unter ihrer Nation bittere Feindschaft auf den Hals zu ziehen. Da hatten im vorigen Jahre zwei jüngere tschechische Professoren den Mut, sich über diese Bedenken ihrer Kollegen hinwegzusetzen und der Wahrheit die Ehre zu geben. Im Februarhefte der vom Professor Masaryk redigirten Monatsschrift „Athenäum" veröffentlichte Professor Gebauer einen Artikel „Über die Notwendigkeit weiterer Prüfungen der Königinhofer und der Grüneberger Handschrift," in welchem beide gründlich zerfasert und damit für alle Vorurteilsfreien endgiltig abgethan wurden. Hier soll uns nur das, was

über die erstgenannte zu sagen war, einigermaßen ausführlich beschäftigen. Von dem andern Schwindelprodukte genüge, zu sagen, daß es im Jahre 1817 von Franz Kovar im Archive des Schlosses Grüneberg „entdeckt“ worden sein und aus dem neunten Jahrhundert stammen soll, daß es zwei Bruchstücke epischer Gedichte: „Die Landtage“ und „Libussas Gericht“ enthält, und daß es gleich der Hankaschen Fälschung sich noch heute der Ehre erfreut, im böhmischen Nationalmuseum als kostbare Reliquie aufbewahrt zu werden, obgleich schon nach Kopitars und Büdingers Untersuchungen kein Verständiger mehr daran zweifeln konnte, daß es ein Fabrikat unsers Jahrhunderts ist.

Die paläographische Prüfung der Königinhofer Handschrift zeigt vierundsiebzig Rasuren auf zwölf kleinen Blättern, während mittelalterliche Schreiber Irrtümer weniger mit dem Radirmesser als durch Unterpunktiren berichtigen. Ferner wird in allen alten Handschriften in der Weise korrigirt, daß ungebräuchlich gewordene Wortformen vom Abschreiber durch neuere, verständlichere ersetzt werden. Bei Hankas Fund verhält sich's umgekehrt, und man fragt sich: Konnte ein Schreiber des dreizehnten Jahrhunderts beim Radiren und Verbessern seiner ersten Niederschrift auf den Gedanken geraten, verständliche Worte durch unverständliche, veraltete zu ersetzen, zumal da die Gedichte keine Reime haben, die auf ältere Formen erhaltend wirken konnten? Zeigt es nicht deutlich den modernen Fälscher, wenn er eine neutschechische Form hinschreibt und dann die philologisch erschlossene alte dafür anbringt? Hanka hatte die Handschrift mehrere Jahre in seiner Verwahrung, und je mehr er seine grammatische Kenntnis erweiterte, desto mehr Fehler fand er in seiner ersten Niederschrift zu berichtigen, und nur die „alte Tinte,“ d. h. die aus dem Jahre 1817, fehlte ihm, um die Fälschung vollkommen zu machen.

Im Jahre 1817 kannte man das Alttschechische trotz der bahnbrechenden Arbeiten Dobrovskys nur sehr unvollkommen. Seine Schüler, zu denen Hanka gehörte, kamen ihm auch nicht entfernt nahe, und von einer Fälschung, die aus diesen Kreisen hervorging, wird man daher a priori eine Sprache erwarten können, welche den Ergebnissen der neuesten Forschung keineswegs entspricht. Das Urteil der historischen Grammatik lautet denn auch für die Königinhofer Handschrift geradezu vernichtend. Ihre Sprache ist in ihrem syntaktischen Gefüge ganz modern, sie macht den Eindruck des Altertümlichen nur durch alte Wörter, von denen überdies viele russische, polnische und serbische Fremdwörter sind, und dieses Bild wird durch die häufigen Germanismen des Textes nicht verschönert. Gebauer war in der Lage, die Sprache des letzteren mit der einer gewaltigen Menge unzweifelhaft echter literarischer Denkmäler aus dem tschechischen Mittelalter zu vergleichen, und das Ergebnis seiner Vergleichung ist: in den ungefähr 5400 Wörtern der Königinhofer Handschrift, deren Sprache man bisher in weiten Kreisen als ein Alttschechisch reinsten Wassers betrachtet hatte, finden sich über siebenhundert Verstöße gegen alle Regeln

der alttschechischen Grammatik. Unter andern sind die Formen des Komparativs meist unrichtig angewendet, für die nominale Form des Adjektivs zeigt sich große Vorliebe, und ebenso manierirt ist die Vorliebe für Adverbialformen auf o, endlich begegnet man auch Abweichungen von der Syntax. Zum Beispiel bedeutet dle alttschechisch propter, neutschechisch secundum, und in Hankas Handschrift kommt es nur in letzterer Bedeutung vor, usilno entspricht alttschechisch dem lateinischen moleste, und drukdy dem lateinischen interdum, in der Handschrift aber hat jenes wie im Neutschechischen die Bedeutung von fortiter, dieses die von olim.

Man hat die Gedichte der Königinhofer Handschrift mit einem erratischen Blocke verglichen, der in der gesamten tschechischen Literatur ohne alle Verbindung daliege, und das Gleichnis trifft zu, wenn man sie nur mit den ächten Dichtungen des spätern tschechischen Mittelalters zusammenhält, sie unterscheiden sich von diesen in formaler wie in stofflicher Hinsicht wie Tag von Nacht, d. h. wie moderne Fabrikate von alten Schöpfungen. Es trifft aber nicht zu, wenn man es auch auf die tschechische Literatur der ersten fünfzehn Jahre unsers Jahrhunderts anwendet, von der sich Hankas Entdeckung weder nach ihrer Form noch nach ihrem Inhalte sehr wesentlich unterscheidet. 1806 übersetzte Jungmann Chateaubriands „Atala," 1811 Miltons „Verlornes Paradies," 1808 ließ Nejedly seinen „Hlasatel" erscheinen, 1814 gab Puchmaier eine Sammlung „Neuer Gedichte" mit Beiträgen von Marek und andern heraus, und in allen diesen Werken fanden sich bereits sehr viele von den Worten und Satzbildungen, die man später und bis vor kurzem in der Königinhofer Handschrift als etwas ungewöhnliches, vollkommen neues anstaunte. Ja die Übereinstimmung dieser Poesien des neunzehnten Jahrhunderts mit jener ist so groß, daß sich fast das ganze Glossar der letzteren in seinen Worten, Konstruktionen und Figuren mit Stellen aus der ersteren belegen ließe. Wenn wir die Königinhofer Handschrift noch für ächt halten wollen, so muß dem alten Tschechen des dreizehnten Jahrhunderts prophetische Gabe verliehen gewesen sein. Der Grundgedanke des „Jaroslav" stammt aus „Des Knaben Wunderhorn," die Szene am Hostein in demselben epischen Fragmente erinnert an viele Stellen in Tassos Gerusalemme liberata, das russische Igorlied, ein Kunstprodukt des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, muß dem Dichter des dreizehnten auch schon vorgelegen haben, zwei Verse der Prophezeiung im „Jaroslav" sind wörtlich der alttschechischen Übersetzung des Millione Marco Polos entnommen, deren älteste Handschrift erst im fünfzehnten Jahrhundert entstand. Unter den lyrischen Stücken der Handschrift finden „Die Rose," „Die Erdbeeren" und „Zbyhon" in einer Sammlung russischer Volkslieder, die zuerst 1790, dann 1806 und 1815 in neuen Auflagen erschien, nicht bloß Parallelen, sondern ihre Originale.

Man hat die Gedichte der Handschrift wegen ihres Naturgefühls, wegen der Empfindsamkeit und wegen der Ideen der Humanität, der Freiheit und der

Vaterlandsliebe, die sie atmen, bewundert, dabei aber den Schluß zu ziehen vergessen, daß sie wegen dieser Gefühle und Ideen nicht im Mittelalter entstanden sein können, das davon nichts wußte. Man hat sie dann als volkstümlich gepriesen und, als sich das nicht mehr gut behaupten ließ, wenigstens gemeint, sie seien auf Grund uralter slawischer Volksdichtungen entstanden und für das Volk geschrieben worden. Volkstümlich oder nicht heißt aber hier ächt oder unächt, und so betrachten wir mit Massaryk zunächst einige der lyrischen Gedichte von diesem Gesichtspunkte aus. In dem russischen Vorbilde des „Zbyhon" wird zuerst ein Tauber gefragt, warum er so traurig sei, und er antwortet, seine Taube sei ihm erschossen. Dann ergeht dieselbe Frage an einen Jüngling, und er erwiedert, sein Mädchen sei mit einem andern vermählt worden. Der tschechische Nachahmer aber läßt den Jüngling sich am Anblick des girrenden Taubenmännchens begeistern. „Wärest du bewaffnet sagt er, so würdest du mit dem Räuber kämpfen"; worauf er sich rüstet, die Burg erstürmt, alles darin umbringt und schließlich des Taubers Weibchen findet und befreit. Das sind weder volkstümliche noch geschickte Zusätze. Die Taube gilt nirgends als tapferer Vogel, und ein junger Held, der erst die ganze Besatzung einer Burg mordet und dann die Nacht hindurch mit seinem Mädchen das Lager teilt, girrt nicht empfindsam mit Tauben. In dem Volksliede, welches im „Sträußchen" der Handschrift verballhornt ist, blüht zu Häupten eines Burschen ein Rosmarinstrauch. Er läßt ihn in ein Wasser fallen, damit ihn die auffische, die sein Schatz zu werden bestimmt ist. Müllers Ludmilla geht mit andern Mädchen zum Bache, um Wasser zu schöpfen, der Rosmarinstrauß schwimmt auf sie zu, und als sie sich darnach bückt, fällt und ertrinkt sie. Das Lied schließt mit ihrem Begräbnis. Ganz unvolkstümlich und unnatürlich dagegen der Nachahmer, bei dem das Mädchen erst, nachdem sie ins Wasser gefallen ist, mit der Blume sich unterhält; ein Volkslied von einem Strauße aus Veilchen und Rosen redet, die man nur im Treibhause beieinander sehen kann, und das Mädchen von jemand spricht, der den „Strauß" in die Erde gepflanzt hat. Die slawische Volksdichtung liebt konkrete Schilderungen. „Die Erdbeeren" der Handschrift und „Der Hirsch" zeigen davon nicht das Geringste. Im letzteren Liede pflegt ein ungenannter Jüngling über ungenannte Berge und Thäler zu wandeln und „dort" Feindesschaaren zu vernichten, die ebenfalls ungenannt bleiben. Zuletzt wird er von ihnen erschlagen. Der „parallele" Hirsch aber bleibt am Leben und springt noch mit raschen Füßen durch den Wald, als auf dem Grabe des jungen Anonymus schon eine hohe Eiche steht. Die anonymen Jungfrauen, die ihn betrauern, klagen auch jetzt noch um ihn. Abgeschmackt zwar, aber nicht volkstümlich ist die Gradation im „Kukuk": „Wie könnte Getreide reifen, wenn es immer Frühling wäre? Wie könnten Äpfel reifen, wenn es immer Sommer wäre? Wie könnten die Ähren im Schober frieren, wenn es immer Herbst wäre? Wie sollte das Mägdlein traurig sein, wenn es immer allein wäre?" Bei den

epischen Stücken der Handschrift tritt der Mangel an konkreter Anschauung, die das Volkslied und namentlich das slawische charakterisirt, noch häufiger hervor. Es wimmelt hier geradezu von „rechts" und „links," von „dahin" und „dorthin," von „vorn" und „hinten" und andern unbestimmten Ausdrücken. Das angebliche Nationalepos „Zaboj" ist ein so nebelhaftes Opus, daß man nicht einmal weiß, ob der darin geschilderte Kampf in Böhmen spielt. Der Eingang läßt auf eine Melodramenbühne dritter Güte schließen. Aus einem schwarzen Walde sieht man einen Felsen aufragen. Auf diesen stellt sich der Held und weint wie eine Taube. Dann begeistert er sich zu Thaten und eilt von einem zum andern, versammelt sie in tiefer Nacht in Waldeseinsamkeit und entzündet sie durch ein Lied zum Kampfe, wobei er sich (wohl aus Vorsicht, schwerlich aus Gründen der Akustik) auf die tiefste Stelle postirt. Dann abermalige mitternächtliche Versammlung, darauf tagelanger Marsch ohne irgendwelche Anfechtung, sodaß die bisherige Vorsicht des Helden unbegreiflich erscheint, endlich Zusammenstoß mit dem Gegner. Kaum ist dieser geschlagen, so erschallt das Kommando: „Bringet aus allen Thälern Rosse herbei, der ganze Wald sei Gewieher." Es geschieht, und nun wird verfolgt, wieder Tage lang und natürlich wieder ohne andre Bezeichnungen als „wilder Strom," „blauer Berg," „grauer Berg" u. dergl. — eine Verfolgung, die sich mehr mit der Landschaft als mit dem flüchtigen Feinde beschäftigt, und von der es u. a. heißt: „Es flogen Ebnen, Berge und Wälder — rechts und links, alles fliegt zurück." Offenbar hat Hanka — Verzeihung, dem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, dessen Epos jener unter verrosteten Pfeilspitzen fand — der bekannte Vers in Bürgers „Leonore" vorgeschwebt. Diese Ballade bringt uns noch auf eine Bemerkung: die Epen der Königinhofer Handschrift sind eigentlich Balladen. Man sehe sich den „Jaroslav" an. Er holt weit aus und erzählt sehr kurz. Er berichtet, von den Schwaneneiern Ledas anfangend, den ganzen Mongolen- oder Tatareneinfall. Nach drei Proömien erzählt er von der Exkursion der tatarischen Prinzessin, von ihrer Ermordung, von einer großen Schlacht mit Wunderzeichen und Hexenkünsten, von der Unterwerfung Ungarns und Polens; er berichtet ferner von der Einschließung einer Kriegerschaar auf dem Hostein, von den Kämpfen daselbst, er bringt ihre Gebete, die Wunder der Mutter Gottes und schließlich die Schlacht bei Olmütz, wo der Held des Gedichts auftritt — das alles aber wird uns in nicht ganz dreihundert zehnsilbigen Versen mitgeteilt, sodaß von irgendwelcher epischen Breite nicht die Rede sein kann. Dieselbe balladenhafte Kürze treffen wir in den übrigen erzählenden Gedichten der Handschrift. Man hat ihre „unerreichte Schönheit" gepriesen, in Wahrheit darf man sie kaum poetisches Mittelgut nennen. Wie sie graphisch und sprachlich das dürftige Wissen der „tschechischen Renaissance" wiederspiegeln, so zeigen sie auch das schwächliche dichterische Vermögen derselben. Die mächtige, reich entfaltete klassische Literatur der Deutschen und noch mehr deren Romantiker,

die zwar als Kritiker bedeutend, als Poeten aber meist recht impotent waren, bot den damaligen tschechischen Versifexen die Muster und die literarischen Richtungen, die Sprache schöpften sie aus den wenigen, ihnen bekannten alttschechischen Gedichten, und die Ideen der Freiheit, Humanität und Nationalität, welche ihre mittelalterlichen Helden vertreten, hatte ihnen Frankreich geliefert. Die Gedichte der Königinhofer Handschrift sind Mache, größtenteils ungeschickte Mache, und nur die geringe Bildung und der verblendete Fanatismus jener Renaissance der Tschechen konnte darin etwas andres, Seitenstücke zu dem Nibelungenliede und zu den Minnesängern erblicken. Eher könnte man sie jetzt Seitenstücke zur Mormonenbibel nennen. Jener nationale Fanatismus aber will auch die letzte Aufdeckung des Hankaschen Humbugs nicht anerkannt wissen. Unverkennbar gepreßten Herzens sprach die Prager Tschechenpresse über das Auftreten Gebauers und Masaryks, und ein Blatt erklärte es gerade heraus für ungehörig, daß sie angesichts des Kampfes mit den Deutschen solche Erörterungen angestellt hätten. Die Königinhofer Handschrift sei dem tschechischen Volke so ans Herz gewachsen, daß es unrecht sei, sie mit dem Sezirmesser einer eiskalten linguistischen Chirurgie loszutrennen. Und anderswo wurde bemerkt: „Und wäre diese Banknote auch wirklich Fälschung — wir haben zu viel dafür gekauft, um das eingestehen zu können: unsre Wiedergeburt, unsre poetische Literatur.“ Hörten wir recht? Wiedergeburt eines Volkes auf Grund einer Fälschung? Poetische Literatur, erwachsen aus Schwindel? Je nun, sie sagen's selber, und da muß es wohl richtig sein. Wir gratuliren dazu.





Aus einem Kriegstagebuche.

(Schluß.)

Saarbrücken, 5. August.

eute waren weniger Franzosen in der Stadt sichtbar, es muß etwas bei ihnen vorgehen. Auch bringt die Post wieder einige Sachen und Briefe von St. Johann zu uns herüber in möglichst privater Form. So kam eine lakonische Anfrage an mich: „Lebt ihr noch?" Ich ersah daraus, daß man eine kurze Zeitungsnotiz, die Franzosen hätten unsre Städte in Brand geschossen, doch allzu wörtlich genommen hatte. Man behandelt uns im Gegenteil sehr glimpflich, wie Leute, die man einst für sich gewinnen und behalten will. Man hatte schon einen Maire für unsre Stadt im Auge, auch einen Direktor der fiskalischen Saarkohlenbergwerke, die an Frankreich übergehen sollten. Damit wird es wohl nichts werden.

Soeben wird auf den Höhen in eigentümlicher Weise mit französischen Signalen operirt. Einige wollen behaupten, die Franzosen seien im Begriff, abzuziehen. Ein Mann, der von Arnual kam, wußte noch mehr zu erzählen und begeisterte uns sehr. Er sagte, gestern Abend sei bei dem Obersten in Arnual eine Depesche angekommen, wonach die Franzosen in der Gegend von Weißenburg eine Schlappe erlitten hätten. Darauf hätte der Oberst die Offiziere um sich versammelt, in aller Heimlichkeit. Und als die Offiziere wieder entlassen worden seien, habe er zu seinem Quartierwirt gesagt: „Wir verlassen Arnual morgen. Wenn Sie mein Regiment noch einmal sehen wollen, müssen Sie uns in Paris besuchen." Das war für uns wie Manna; eine wahre Prophetie. Der Siegeszug nach Berlin war demnach aufgegeben worden. Wir hatten geglaubt, die ersten Treffen würden für uns unglücklich sein. Nach dem, was uns aus Arnual gemeldet worden ist, muß gleich das erste Treffen für uns siegreich gewesen sein.

In der tiefen Nacht ertönten noch einmal Signale. Dann wurde alles still. Wir hoffen, daß morgen die Höhen verlassen sind und daß die Wachtposten am Triller nicht mehr da sind, um in unsre Häuser hineinsehen zu können.

Saarbrücken, 7. August.

Das war gestern ein aufregender Tag, wie ihn unsre Städte schwerlich je erlebt haben. Er sollte noch nicht ein Tag der Schlacht werden, aber er wurde es doch, und ein Tag des Sieges, freilich eines schwer erkauften Sieges.

Schon am Morgen ritten starke Kavalleriemassen durch die Stadt den Metzer Weg hinauf (Rheinbaben). Sie kamen nicht weit, ihre Spitzen wurden von Spicheren her mit Schüssen begrüßt, es galt für sie also, nachdem sich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte, auf irgend einem Wege die Berge hinaufzukommen, eine geschützte Stellung aufzusuchen.

Der Tag wurde schon heiß, als gegen zehn Uhr die ersten Infanterieregimenter Nr. 39 und 74 in langen Zügen durch Saarbrücken hinauf marschirten, sie waren zum Teil schon ermüdet, alle staubig und durstig. An den Hauptstraßen standen die Einwohner, besonders Frauen und Mädchen, und hielten eine Menge von Gefäßen bereit, voll Wein und Wasser. Viele konnten sich im Vorbeigehen laben, und man sah, wie wohl es ihnen that. Manchen Soldaten wurden Zigarren in die Taschen gesteckt. Es war, als müsse jeder unsrer Mitbürger nach so langen Tagen den preußischen Soldaten noch etwas Liebes anthun. Die Soldaten empfanden das auch. Die Stimmung war vortrefflich, freilich die Offiziere sahen sehr ernst drein. Wir hörten bald, daß man fürchtete, den Feind nicht mehr zu erreichen, und daß die Kriegsarbeit dann, wenn sich die Korps um Metz gegen uns in aller Stärke und mit ungebrochenem Mute sammelten, für uns schwieriger sein würde. Die Ansicht, daß der Feind im Abmarsch sei, war richtig, aber eine starke Macht war auf den Spicherer Bergen zurückgeblieben, und als diese angegriffen wurde, warf Frossard von Forbach aus seine ganze Schaar wieder nach der preußischen Seite. Auf der Landstraße drängte sich alles nach Stieringen und der goldenen Bremme, auch der Stieringer Wald und der Wald bei Schönecken wurde besetzt.

Mittlerweile kamen immer mehr Regimenter durch die Städte, sie mußten auf verschiednen Wegen links und rechts die Höhen gewinnen, um sich nicht zu hindern. Einen besonders ernsten Eindruck machten auf uns die Krankenträger, die durch so vieles auf das bevorstehende Elend hinwiesen, von dem doch niemand etwas wissen wollte. Denn so glücklich ist der Mensch organisirt, daß, wenn ihn eine große, kraftvolle Idee erfaßt, die andern Nebengedanken für eine Weile keinen Raum in ihm finden. Die Führer trieben zur Eile, denn man hörte, daß der Feind standhalte, und die Kanonen dröhnten weithin. Im Laufschritt gings durch die Stadt, bis an die Höhe. Wir sahen, wie andre von unsern Truppen die Eisenbahnbrücke stromabwärts am Schanzenberg benutzten,

um auf den Stieringer Wald vorzurücken. Durch die Städte zogen über beide Brücken ganze Züge von Artillerie, nach denen wir uns besonders gesehnt hatten.

Ein schmerzlicher Gedanke erfüllte uns doch, die wir ortskundig waren und die Steilheit und Höhe der Berge aus Erfahrung kannten. Wir wünschten so sehr, man möge den hervorspringenden roten Berg nicht zum Angriffspunkt wählen, sondern einen kleinen Umweg machen, um hinter Arnual in Sicherheit den Stiftswald zu ersteigen und so durch den Giffertswald in gleicher Ebene die Franzosen anzugreifen. Allerdings benutzte man später auch den Giffertswald, aber die ersten und die meisten Angriffe gingen doch durch das freie Feld nach dem steilen Berge zu, auf dessen Abhange nur einige Bäume, Obstbäume und Pappeln, geringe Deckung boten. Gerade die freie Strecke bis an den Fuß der Höhe war höchst gefährlich bei der weittragenden Waffe der Franzosen. Am Fuße des Berges konnte man sich eher etwas sicher fühlen. Weiter nach oben zu dringen ist für den Touristen, der nur seinen Stock trägt, im Sommer schon beschwerlich. Jetzt kletterten unsre Soldaten, ohne Tornister, aber dennoch schwer genug belastet, hinauf. Hie und da mußten sie, um sich zu halten, die Hand zu Hilfe nehmen, und oben, kurz bevor sie die erste Terrasse erstiegen, kamen sie in ein entsetzliches Feuer aus vorbereiteten Schießgräben. Es war für die Zuschauer niederschlagend, wie die ersten müden Züge, die den Sturm versuchten, tot oder verwundet den Berg herunter rollten. Wir fürchteten, die französischen noch frischen Infanteristen möchten herabsteigen und die erschöpften Stürmer einfach niederschlagen. Aber das Plateau des Berges war nicht ganz ohne Abstufungen und bot unsrer Korpsartillerie, die in der Ferne gut aufgestellt war, genug Angriffspunkte. War ein Sturmversuch von unsrer Infanterie mißlungen, so zerstoben die anrückenden Massen der Franzosen vor den Granaten, die mit der größten Sicherheit auf sie geschleudert wurden.

Doch wir wollen nicht beschreiben, was allein die Männer vom Fache beurteilen können und was sie jedenfalls genau darstellen werden. Wir hatten uns auf der Lerchesflur aufgestellt, etwa 25 Minuten von dem roten Berge. Wir sahen wohl, daß unsre Soldaten schwer ringen mußten und nicht vorwärts kamen. Und als nun auch von Stieringen her ungeheure Massen herankamen, glaubten wir schon, daß der Tag für uns verloren sei. Aber es war nur Täuschung. Es trafen immer noch neue preußische Truppen ein. Die Heerführer, zu denen von Alvensleben (vom dritten Armeekorps) gestoßen war, verfolgten ihren Plan mit aller Energie, es gelang sogar, einige Artillerie auf die Höhe zu bringen. Die Preußen hielten auch den wichtigen Stieringer Wald, freilich mit unglaublichen Mühen und Opfern. So ging es doch allmählich vorwärts. Als ich die Höhe des Hahnen wieder aufsuchte, sah ich am Wege auf Holzbalken zwei Soldaten vom 39. Regiment sitzen, ganz blaß und erschöpft von dem ersten mißlungenen Sturm. Ich nahm einige Zigarren heraus, um sie ihnen zu geben. In demselben Augenblicke wurde ein verwundeter Unteroffizier

von einem brandenburgischen Regiment die Landstraße herunter getragen, er war offenbar noch in dem Zustande, in dem die Wunde die Kräfte eher erregt als vermindert, und rief mir zu: „Geben Sie den Kerls keine Zigarren, sie haben sich ganz schlapp gehalten, geben Sie sie unsern Leuten.“ Ich ließ mich natürlich nicht von meinem Vorsatz abbringen. Der eine von den Müden sagte nichts, der andre sagte ruhig: „Was will der Mann?“ Wiewohl ich jene Kritik von dem so allgemein verbreiteten militärischen Sondergeist aus begriff, so war doch etwas an der Sache, wie ich erfuhr. Bald nachher traf ich ein Jägerbataillon, das mich fragte, ob sie nicht zu spät kämen, um in den Gang der Schlacht einzugreifen; ich konnte ihnen versichern, daß noch recht viel zu thun sei.

Die immer schneller wachsende Zahl von Verwundeten zeigte auch dem Laien, wie mörderisch die Schlacht war. Die Einwohner machten sich eilig mit Wagen auf, um bei dem Transport der Verwundeten Hilfe zu leisten. Sie fuhren oft weit hinein in die Reihen der Kämpfer. Selbst Frauen und Mädchen aus der Stadt und Umgegend — ich nenne Malstatt — gingen mit Todesverachtung zu den daliegenden Verwundeten. Die Steinbrüche wurden zum Verbandplatze gewählt, da sie so guten Schutz boten und als an der Landstraße befindlich leicht von den Transportwagen zu erreichen waren. Gegen Abend drangen die vaterländischen Soldaten von allen Seiten auf die Spicherer Berge, vom Giffertswalde, von dem steinernen Vizinalwege, vom Roten Berge, wo der Kampf am heftigsten gewesen war, von der nordwestlichen Thalseite durch alle Schluchten, auch von der goldenen Bremme aus, nachdem die dort aufgestellten Franzosen nach Forbach zu gewichen waren. Der Rückzug der Franzosen wurde erst in der Dämmerung allgemein bemerkbar. Bald nachher hörte man bei ihnen die abgeschmacktesten Vorwürfe gegen ihre Führer. So hieß es, die Generäle hätten sie zuletzt dadurch zum Rückzug gezwungen, daß sie ihnen die Patronen vorenthalten hätten.

8. August.

Es war ein unbeschreiblich großes Glück, das wir empfanden, als wir uns sicher von den roten Hosen befreit fühlten. Aber es ist bis jetzt nicht recht möglich, sich der Freude hinzugeben. Das Elend, das die Schlacht im Gefolge hat, ist zu groß. Im Laufe des 6. August hatte mich ein Stabsarzt B. besucht, den ich von Berlin her kannte; ich bewog ihn, bei mir zu wohnen, aber ich sah ihn kaum. Denn sehr bald hatte er in der Ulanenkaserne, in der eins der Lazarete aufgeschlagen war, mit den Opfern der Schlacht unablässig zu thun. Außerdem wohnten drei Diakonissen bei uns. Dazu kamen am Abend des 6. aus der Schlacht zu mir sechsunddreißig unverwundete Soldaten und Unteroffiziere vom 48. Regiment, die sich so gut als möglich einrichteten. Alle andern hatten in ähnlicher Weise ihre Räume für die müden Soldaten herzugeben, und wie gern thaten es alle! Aber das schlimmere war die ungeheure

Zahl der Verwundeten. Alle verfügbaren Räume waren längst ermittelt. Die Kasernen, einige Kliniken, große Volksschulgebäude, das Gymnasium, die Gewerbeschule, große Privatwohnungen, alles wurde mit Hilfe der Johanniter in Stand gesetzt, um Verwundete aufzunehmen. Die anscheinend leicht Verwundeten wurden möglichst bald nach dem Rhein und weiter gesandt. Dennoch war die Not groß. Auf großen Wagen wurden die neu gebrachten verwundeten von einer Thür zur andern gefahren und überall gefragt, ob noch eine Möglichkeit sei, jemand zu verpflegen. So fanden noch viele ein Unterkommen. Aber auch französische Verwundete wurden gern aufgenommen. Ein Bankier, der viele Beziehungen zu Frankreich unterhielt, hatte sich eine größere Anzahl leicht verwundeter französischer Offiziere ausgebeten, denen ihre Burschen Beistand leisteten. Die Freude über den Sieg ließ die bittern Gefühle gegen die Feinde, die all das Elend verschuldet hatten, nicht recht aufkommen. Ein Umstand verbitterte einigen der besten Familien ihre Bereitwilligkeit, ihre Säle zu Lazareten umzuwandeln; es war die Not um ärztliche Hilfe. Wie viele Ärzte auch in den Tagen in den Städten arbeiteten, sie waren in den offiziellen Stellen so beschäftigt, daß sie nicht auch die zerstreuten Punkte, wo Verwundete lagen, besuchen konnten. Und wie denn die Ärzte auch Menschen bleiben, so ist es nicht ganz unbegreiflich, daß einer von ihnen einer Dame, die gegen zwanzig verwundete Preußen in ihrem Hause verpflegte, einen Vorwurf daraus machte, daß sie so gehandelt habe, da sie doch habe wissen können, wie schwer sie ärztliche Pflege für die Leute haben werde.

Meine beiden Verwundeten haben es besser, denn ich habe meinen Doktor im Hause. Der eine ist ein Westfale aus Langschede, durch den Ellenbogen geschossen; der offizielle Arzt hat ihn für leicht verwundet erklärt, Doktor V. aber schüttelt den Kopf dazu.*) Der andre Verwundete war in der That leicht verwundet; Schuß durch die Fußsohle. Ich sah ihn erst gestern. Er war aus dem Lazaret entfernt worden, ging mit seinem Gewehr über die Straße nach dem Bahnhof zu, er hinkte und von Zeit zu Zeit lehnte er sich an die nächste Mauer, finsteren Blickes. Ich wollte nicht glauben, daß er die fünfzehn Minuten zum Bahnhof zurücklegen könne, und nahm ihn ins Haus. Auf meine Fragen gab er Antworten, die mir zeigten, daß er verbittert war über die Ausweisung aus dem Lazaret nach so mühevoller Kampfesarbeit. Ich tröstete ihn, schrieb für ihn an seine Frau in der Neumark, und darauf schlief er ununterbrochen zwanzig Stunden. Nun erst konnte man vernünftig mit ihm reden.

Dies ist nur eine Kleinigkeit gegen die großen Ansammlungen von Leid in den Lazareten selbst. Ich spreche nur von dem, was im Gymnasium errichtet ist. Aula und Klassen sind für diese Zwecke eingerichtet, in einem

*) Er ist auf seinen Wunsch möglichst bald in seine Heimat transportirt worden, hat aber noch lange in Unna krank gelegen. Seine Frau schrieb mir, es sei fraglich, ob er je wieder sein Handwerk (er war Schuster) treiben könne.

Klassenzimmer am Eingang ist der Operationssaal der Ärzte, die von Johannitern unterstützt werden. Schnell hatten sich am Abend der Schlacht alle Räume mit Kranken gefüllt, die sechs ersten Verwundeten waren dem Tode schon nahe und nicht mehr imstande, ihre Namen anzugeben. Die Marke, die sie trugen, gab erst Aufschluß über ihr Nationale. Man mußte auch den Korridor des Gebäudes zu Hilfe nehmen, und auf dem Stroh lagen bald zwei Reihen von Verwundeten, zwischen welchen die Pfleger sich vorsichtig hindurch winden mußten. Nach vierundzwanzig Stunden war diese Not an Raum zu Ende, denn man hatte so viele beerdigen müssen, daß die übrigen hinreichenden Platz fanden. Ich bekam von einem bekannten Kollegen aus Düsseldorf E. den Auftrag, mich nach seinem Sohne, einem Vizefeldwebel, der verwundet in der Aula liege, umzusehen, und es gelang ihn aufzufinden, schon gestern, am Sonntag. Der Wärter sagte mir, E. sei von einer Kugel tötlich in die Brust geschossen und werde den Sonntag nicht überleben. Aber wie so häufig, umhüllte eine täuschende Hoffnung die letzten Stunden des trefflichen jungen Mannes. Als ich an sein Lager trat und ihn fragte, was ich seinem Vater schreiben sollte und wie es ihm gehe, sagte er mit oft unterbrochener Rede, indem sich die Brust mühsam erweiterte, um Luft zu bekommen, es gehe ihm besser und bald werde es ihm ganz gut gehen. Er meinte es in dem nächsten natürlichen Sinne, wir wußten, daß die Hoffnung eitel war und daß das Wort sich in einem andern Sinn erfüllen mußte. Heute schon hat man ihn in dem gemeinsamen Begräbnisplatz, dem „Ehrenthal," angesichts der Spicherer Berge begraben. Dort wird ihn am nächsten Sonntag der Vater aufsuchen und sich die schwere Aufgabe vergegenwärtigen müssen, den Verlust vieler Hoffnungen um des Vaterlandes willen freudig zu tragen.

Saarbrücken, 9. August.

Ich will doch noch nachtragen, daß ich neulich auf dem hintern Kirchenplatz die französischen unverwundeten Kriegsgefangenen mir angesehen habe. Man hatte die bunte Schaar oberflächlich eingegrenzt, ein paar Soldaten von uns hielten sie in Ordnung und gestatteten mir in die ganz sorglos schwatzende, rauchende, umherliegende Gesellschaft einzutreten. Nur wenige zeigten eine etwas ernste Haltung. Einer trat zu mir und beteuerte, daß er gar nicht kriegerisch gegen uns gestimmt gewesen sei, bloß die Nummer seines Regiments habe ihn von Perpignan hierher gebracht. Ein andrer erkundigte sich, was das in der Nähe befindliche große Haus vorstelle. Als er hörte, es sei eine städtische Volksschule, war er voll Respekt; er hatte eine dunkle Ahnung, daß Preußen ein Land der Schulen und der Kasernen sei. Ich sagte ihm nicht, daß jene große Schule jetzt keine Schule, sondern ein Ort sei, wo mehr als hundert Preußen gepflegt würden, die von ihm und seines gleichen bei Spicheren verwundet worden seien. Er würde alles von sich auf Napoleon und Eugenie abgewälzt haben, wie es die Franzosen gern machten.

Viel sympathischer, als diese verkommenen Menschen, berührten mich doch einige französische Verwundete. Den einen fand ich gestern am Gymnasium auf einem Wagen neben andern Verwundeten. Es war ein blutjunger Mensch. Ich war ärgerlich bei dem Gedanken, daß er erst so spät nach der Schlacht in die Stadt gebracht worden sei, und fragte ihn teilnehmend, ob er wirklich so lange unter den Verwundeten draußen gelegen habe. Er verneinte es und sagte, er sei gut besorgt worden. Dabei ging etwas wie freudige Erregung über sein Gesicht, als ob er sich gefreut hätte, daß sich in Feindes Land doch Menschen um ihn kümmerten.



Kleinere Mitteilungen.

Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Die Welt von Klatsch und der Jahrmarkt der Eitelkeiten, der um das Weimarische Pantheon — leider bis tief in seine Vorhallen hinein — aufgeschlagen ist, erfährt durch J. Eckardts neue Veröffentlichung über Garlieb Merkel*) glücklicherweise nur scheinbar eine Erweiterung. Es handelt sich zumeist nur um Wiederauffrischung älterer, unbemerkt gebliebener Bücher des andern der Weimarer Dioskurenfeinde, durch gleichfalls schon veröffentlichte hinterlassene Aufzeichnungen ergänzt. Dem Ganzen ist durch Weglassung des Ueberflüssigen, Störenden und Veralteten eine einheitliche Gestalt gegeben, soweit davon bei diesem krausen Anekdotenschwall die Rede sein kann. Gleichwohl hat das Büchelchen mannichfaches, auch allgemeineres Interesse. Der Forscher wird zwar wenig neue Züge zu den bekannten Bildern finden, ja manches deckt sich geradezu z. B. mit Böttiger und Falk. Gerade dort, wo Merkel wegen seiner Beziehungen zugleich zu dem Herderschen und den Berliner Kreisen beachtenswert wäre, bei Jean Paul, versagt leider Eckardts Quelle. Aber die wenn auch sehr Merkelisch, und das heißt bei dem Charakter des Mannes soviel als „mehr als subjektiv“ gefärbten Berichte über „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ und insbesondre über die Berliner Zustände werden auch Spezialforschern manchen neuen und bemerkenswerten Zug bieten. Die literarische und politische Charakteristik der Berliner jüdischen und französischen Kolonie ist im Hinblick auf die spätere Entwicklung gegenwärtig sogar sehr interessant, die wenigen, aber offenbar treuen Striche zu dem meist doch wohl zu sehr idealisirten Bilde der „Madame Herz“ (anderseits wieder als unparteiische Berichtigung der Böttigerschen Fratze) recht dankenswert. Weniger die ebenso anmaßlichen als leeren und faden Reiseskizzen aus Dänemark, die bei Merkels Haß gegen Schiller für dessen dänische Freunde wenig günstig, zugleich aber, was sehr verräterisch ist, ganz besonders wenig „inhaltreich“ ausfallen.

Wer ist dieser Garlieb Merkel? wird am Ende aber mancher fragen, der sich sonst, wenn von Schiller und Goethe die Rede ist, immerhin für gut unterrichtet

*) Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julius Eckardt. Berlin, Gebr. Paetel, 1887.

halten darf. Wir haben ihn den andern der Weimarischen Dioskurenfeinde genannt, und er ist wirklich der zweite Führer jener literarischen Partei im damaligen Weimar und Deutschland, die gegen die Doppelherrschaft Goethes und Schillers „frondirte" und die in diesen Blättern unter dem Titel „Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit" schon einmal ihr literarisches Denkmal gefunden hat. Der eine und zugleich der erste von ihnen hieß August von Kotzebue. Er verlangt schon deshalb den Vortritt, weil man ihn doch wenigstens dem Namen nach noch sehr gut kennt, während man den „charmanten kleinen Merkel" (Goethe) so gründlich vergessen hat, daß selbst der Literaturforscher sich erst auf den Namen besinnen muß. Wieder ein Beweis, daß man etwas ganz sein muß im Guten wie im Schlimmen, um auf die Nachwelt zu kommen. Und ganz so schlimm war der hübsche, kleine Livländer gar nicht, der mit der unbefangenen Absicht, ein Stück Voltaire zu spielen, sicherlich mit einer derartigen Ansicht von sich selbst zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland kam und nun anfangs sehr erstaunt, später erklärlicherweise sehr erbost war, eine andre Zeit, ein andres Land und darin ganz andre Geister zu finden als Voltaire. Ja die aus den schlimmen Seiten seiner Natur entsprungenen Einwirkungen auf unsre Geistesgeschichte (sogar die literarischen Flegeleien gegen Schiller in seiner verbreiteten Berliner Zeitung „Der Freimütige") sind bei ihrer Erfolglosigkeit lange nicht so schlimm, als der offenbar durch seine guten erlangte Einfluß auf Herder, welcher ohne Frage sehr viel zu dem unerfreulichen und für den großen Mann selbst allerpeinlichsten Verhalten Herders in der Schiller-Goethe-Zeit beitrug. Vergessen aber wollen wir gerade deshalb nicht, daß dieser Freund und böse Engel Herders, gleichviel auf welche Weise und aus welchen Beweggründen, mit unter den ersten zu einer entschlossenen Erkenntnis der einseitigen Lebensentwicklung des damaligen Deutschlands gelangte, und daß eben jene Berliner Zeitung, welche die Dramen Schillers mit ebenso leichtfertigen als gemeinen Kritiken empfing, derselbe „Freimütige" ist, der in der Vorgeschichte der großen nationalen Erhebung von 1813 einen so wichtigen und ehrenvollen Platz einnimmt.

Geflügeltes. Die Besprechung der neuen Auflage von Büchmann in Nr. 30 d. Bl. nennt unter den vermißten Redensarten auch „Hand von der Butter!" Da haben wir ein köstliches Beispiel für die Wanderungen und Wandlungen des Geflügelten. Das Wort stammt aus Süddeutschland und lautet in Oesterreich richtig und vollständig „Hand von der Butten, 's sind Weinbeerln drin!" Butte ist das Holzgefäß, in welchem Trauben, Gemüse u. dergl. auf den Markt gebracht werden; die Warnung richtet sich also gegen Näscher im weitesten Sinne. Aus dem im Norden unverständlichen Butte, das als Bütte eine etwas andre Bedeutung hat, ist nun, wie wir sehen, Butter geworden, und damit auch der Sinn des Wortes verändert. Bei diesem Anlaß sei noch eins erwähnt. In den ersten Auflagen des genannten Buches war angegeben, das Wort Calomniez, calomniez werde dem Basilio im „Barbier von Sevilla" in den Mund gelegt, komme aber dort nicht vor. Jetzt ist es weggelassen worden. Das Zitat ist aber wirklich dem „Barbier" entnommen, freilich nicht Beaumarchais' Komödie, sondern dem Texte zu Rossinis Oper.



Literatur.

Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit. Von Dr. R. Wiedersheim, Professor in Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1887.

Man könnte diese feinsinnigen, höchst interessanten Studien mit Dank und Freude annehmen, wenn nicht in dem Prinzip ihrer ganzen Anschauungsweise etwas fremdartiges läge, gegen das wir Verwahrung einlegen müssen. Es giebt kaum einen Zweig der Naturwissenschaften, der so anregend auf unser Gemüt wirkte und so viel Gedanken hervorriefe, als die vergleichende Anatomie und Physiologie. In den Formen aller Lebewesen und auch des menschlichen Körpers Analogien zu suchen und zu finden, ist eine höchst anziehende Beschäftigung, die den verlockenden Reiz auf den Forscher ausübt, daß er eine Form stets aus der andern durch Entwicklung abzuleiten versucht. So wird uns in dieser Schrift als historische Begebenheit dargestellt, wie der Mensch im Laufe von einigen tausend Jahren aus den Ahnenreihen der sogenannten niedern und unvollkommenen Tiere durch den Charakter der Säugetiere und Affen hindurch sich zu seiner jetzigen Form entwickelt habe. Die Organe, die er für seinen jetzigen Beruf nicht brauchen konnte, verkümmerten und schrumpften ein, zeigen uns aber noch in mannichfachen trümmerhaften Spuren, daß sie früher eine größere Bedeutung gehabt haben. Als sein Gebiß sich verfeinerte und ihm nicht mehr als hauptsächliche Waffe dienen konnte, da entwickelte sich sein Gehirn zu größerm Umfange, sodaß er sich selber neue Waffen erfand. Seine Hände und Füße bekamen nach und nach die wunderbar zweckmäßige Form, die sie jetzt haben, und so ging es weiter durch alle Organe. Die geistreiche Darstellung hat nur den einen Fehler, daß sie das als historische Begebenheit betrachtet, was nur auf Analogieschlüssen aus der vergleichenden Beobachtung von Formen beruht, und nicht ein einziges mal nachweist, daß diese Verwandlungen sich wirklich ereignet haben. Die Versicherung, daß dieselben innerhalb einiger tausend Jahre ganz bestimmt möglich seien, kann uns nicht über den Mangel jedes thatsächlichen Beweises in der Gegenwart hinweghelfen. Aus der Thatsache, daß hie und da ein Mensch mit einer kurzen schwanzartigen Verlängerung der Wirbelsäule gefunden wurde, ist der Schluß noch keineswegs gerechtfertigt, daß die Zeit, wo unsre Ahnen noch alle lange Schwänze hatten, in der Vergangenheit gar nicht weit zurückliegt. Aus der Thatsache, daß wir jetzt einen glatten Muskel dicht unter der Haut am Halse haben, folgt nicht ohne weiteres, daß unsre Ahnen derartige Muskeln unter der ganzen Haut gehabt haben, wie die andern Säugetiere. Dagegen, daß man den menschlichen Körper bei wissenschaftlicher Betrachtung völlig in Analogie mit dem tierischen Körper stellt, ist nichts einzuwenden; aber wir haben kein Bedürfnis, den Menschen überhaupt der vergleichenden Anatomie zu Liebe mit den Tieren und namentlich den Affen in eine vollkommene Einheit zu verschmelzen.

Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts von Dr. Georg Witkowski. Leipzig, Veit und Comp., 1887.

Werder ist eine der wenigen sympathischen Erscheinungen aus der Zeit des tiefsten Niederganges der deutschen Literatur. Ein ritterlicher Mann, Kriegs-

oberster in anhaltinischen Diensten während des dreißigjährigen Krieges, als solcher und auch wegen seiner diplomatischen Gewandtheit wohl angesehen und im besten Rufe, hatte er sich zur Zeit einer barbarischen Verwilderung des nationalen Lebens doch Sinn und Bedürfnis für geistige Arbeit bewahrt. Er teilte mit den Zeitgenossen den Schmerz über den tiefen literarischen Stand Deutschlands im Vergleich mit der hohen Bildung Italiens und Frankreichs. Eines der bedeutendsten Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft," „der Vielgekörnte" hieß er als solcher, strebte er redlich, das seinige zur Hebung des deutschen Ansehens auf poetischem Gebiete beizutragen. Aber er war keine produktive Dichternatur; er hatte wohl den richtigen Instinkt für poetische Schönheit, aber kein klares Bewußtsein derselben, und darum schwankte sein Geschmack zwischen gut und schlecht unklar hin und her. Er hatte vor Opitz schon die Notwendigkeit strengerer metrischer Gesetze erkannt und praktisch vertreten, und doch gewann ihm dieser den Ruhm ab, der erste gewesen zu sein, welcher jene Forderungen aufstellte. Werders erfolgreichste Thätigkeit war die Uebersetzung Tassos und Ariosts. Die Werke dieser Italiener hatten die Runde durch ganz Europa gemacht, sie wurden bis zum Jahre 1600 in alle Sprachen übersetzt, nur die Deutschen hatten keine Uebersetzung. Dies empfanden die Gebildeten jener Zeit als nationale Schmach, und Werder übernahm es, sie zu tilgen. So entstanden seine Uebersetzungen, die sich noch bis ins achtzehnte Jahrhundert, bis auf Gries, eines guten Rufes erfreuten und heute von den Germanisten als verdienstvolle Leistungen des Sprachgefühls in einer Zeit des Stillstandes des deutschen Geisteslebens anerkannt werden.

Dies in flüchtigen Umrissen das Bild Werders, wie es sich uns nach dem Lesen der Schrift Witkowskis vor Augen stellt. Sie ist mit großem Fleiß und großer Sorgfalt geschrieben. Es muß dies umso lobender hervorgehoben werden, als gerade die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts zu den sprödesten Stoffen der Literaturgeschichte gehört. Sich durch Bände voll bombastischer Langeweile und Oede hindurcharbeiten zu müssen, ist kein Vergnügen. Witkowski hat es über sich gewonnen und sich dabei die Klarheit des Urteils über seinen Helden zu wahren gewußt. Mit richtigem Gefühl sind auch die menschlichen Charakterseiten Diederichs hervorgehoben.

Der Genius und sein Erbe. Eine Künstlergeschichte von Hans Hopfen. Engelhorns Romanbibliothek III. 17.

Zahlreiche Schriftsteller sind gegenwärtig bemüht, der Hauptstadt des deutschen Reiches dasjenige, was nach ihrer Ansicht dieser noch zur Weltstadt fehlt, zu liefern, den „Berliner Roman." Was wir davon bisher zu Gesicht bekommen haben, zeugt indessen vielmehr für eifrige Lektüre der Pariser und Londoner Penny-Romane, als für das Studium des heutigen Berlins und die Kraft, die Ergebnisse solches Studiums künstlerisch zu gestalten. Es geschieht deshalb eigentlich dem Verfasser der hier genannten Erzählung kein Dienst, wenn eine Ankündigung derselben sagt, „die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte seien von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Personen darin zu erblicken meine." Es mag sein, daß dem Verfasser wirkliche Menschen Modell gestanden haben, er giebt selbst gelegentlich so etwas zu verstehen; aber gerade dies haben wir daran auszusetzen. Denn die Figuren seiner Erzählung sind im höheren Sinne nach dem Leben gezeichnet, sie vergegenwärtigen Charaktere, wie sie sich in der heutigen Gesellschaft überall herausgebildet haben. Künstlercliquenwesen, Zeitungsreklame, Unverstand bei Mäcenen und Notizlern, blindes Nachsprechen des großen

Publikums — alles das findet sich ja überall, wo ein sogenanntes Kunstleben besteht. Aber daß es so treu geschildert ist, rechnen wir dem Dichter zu hohem Verdienst an. Ebenso treu sind die Szenerien gemalt, in welchen das Spezifisch-Berlinische zu suchen ist. Außerdem berührt das unbekümmerte Aussprechen eines künstlerischen Glaubensbekenntnisses, das Eintreten für das Sittenbild im Sinne der Metsu, Pieter de Hooghe u. s. w. und gegen die gemalte Tapezierarbeit und die Modelle mit antiken Namen äußerst wohlthuend. Allerdings wird er sich dafür, den unwissenden „Kunstschreibern" beizählen lassen müssen. Daß er wirklich ein ausgezeichneter und origineller Erzähler ist, brauchte Hopfen nicht erst jetzt zu beweisen. Nur möchten wir wissen, was ihm die sächliche Endung des Adjektivs angethan hat, das er sie so konsequent verschluckt. Da liest man immer nur „meisterlich Wirken," „wunderlich Spiel" und so fort, und was dann und wann gute Wirkung machen würde, erscheint bei der häufigen Wiederholung manirirt.

Romane gehören ja wohl zu den Büchern, welche auch Künstler lesen. Vielleicht schreibt einer oder der andre sich des jungen Knorr Wort in sein Notizbuch: „Man muß gute Bilder malen und sich um den Rest, der drum und dran hängt, nicht kümmern!"

Der nächste deutsch-französische Krieg. Eine militärisch-politische Studie von C. Köttschau, Oberstleutnant a. D. Zweiter Teil. Straßburg i. E., R. Schultz u. Comp., 1887.

Ein höchst wunderliches Opus, das eher alles andre enthält als das, was man nach dem Titel zu erwarten berechtigt ist. Eine Art Vorrede trivialsten Inhaltes, der sich in schwülstigen Phrasen ergießt, schreckt schon vom Lesen ab. Die Salbaderei beginnt: „Unter der hehren Gestalt der Germania wendete sich schon der Rufer zum Streit aufwärts nach dem erklirrenden Schwert, und sein Auge haftete forschend an der leuchtenden Krone. Der Friedensengel senkte trauernd den Palmenzweig, bereit, neue ferne Gräber mit frischem Lorber zu schmücken. Aus den Gräbern der Helden klang zum erstrahlenden Heer der freudige Anruf: »Vor der Schlacht!« Doch der gehobene Fuß sank zurück: »Noch nicht!« Des greisen Heldenkaisers milde versöhnende Hand hatte noch einmal die lodernde Fackel gelöscht. Doch fern in West und Ost stehen schwere Wetterwolken, und der vorausblickende Mann sichert die edelste Habe unter wetterfestem Dach. Wo seine Kraft nicht ausreicht, schaut er aus nach der treuen Gefährtin, die der Allmächtige an seine Seite gestellt hat. So widme ich denn dieses für den Grundbau deutscher Einigkeit bestimmte Sandkorn den Töchtern jener Germaninnen, deren zürnender Blick den ermattenden Knaben zurückscheuchte in die tosende Schlacht, den deutschen Frauen!" Sollte man's glauben: eine Ode Klopstockschen Stiles, um den einfachen Satz auszudrücken: 1886 hätten wir beinahe Krieg bekommen, und es kann am Ende noch etwas der Art geben! Und das geschmacklose Bild von dem Sandkorn, das für den Grundbau der deutschen Einigkeit bestimmt ist! Und weiter die Logik, die dieses Sandkorn den deutschen Frauen verehrt, welche dann, hübsch nach Ständen geordnet — die Kaiserin, zu welcher der Verfasser „in Ehrfurcht," die Fürstinnen, zu denen er „ehrerbietig emporsieht," zuletzt die übrigen, die er bloß grüßt — aufmarschiren, um feierlich ermahnt zu werden, zu sorgen und zu helfen, daß „uns neue Demütigungen, neue Opfer erspart bleiben." Wer darüber nicht den Appetit zum Weiterlesen verloren hat, erfährt in weitschweifigster Auseinandersetzung allerlei, aber wenig Neues und Brauchbares über die Geschichte des Elsaß unter den Galliern, den Römern, den Franken, den deutschen Kaisern, über die Kampfmittel Deutschlands und Frankreichs zur See, über die in Aussicht stehenden Seekämpfe, über Kriegs-

pläne im allgemeinen und besondern, über Kampfweise der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, über Repetirgewehre, Ferienkolonien, „Humanitätsdusel“ u. s. w. Je weniger Genaues der Verfasser über einen Gegenstand zu sagen weiß, desto breiter und schwunghafter pflegt er zu werden. Zuletzt behalten wir von all seinem Gerede so gut wie nichts in den Händen, was uns über die Hauptsache aufklären könnte: wann wird der Krieg etwa ausbrechen, was wird ungefähr sein Gang sein, wer wird voraussichtlich siegen. Weshalb wir dann das Buch erwähnen? Nun, zur Warnung und als ein Beispiel für die Art, wie man nicht schreiben soll, als ein Beispiel, das in seiner Art geradezu ein „Phänomen“ ist.

Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege. Von Friedrich Thudichum. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1887.

Der Verfasser, Professor des Staats- und Kirchenrechts an der Tübinger Universität, giebt hier eine Art von Geschichte der deutschen Parlamente und Parteien in ihrem Verhältnisse zu Bismarck, die nach einem Rückblicke auf die politische Lage unmittelbar nach 1850 mit dem Regierungsantritte König Wilhelms I. beginnt und mit der Rückkehr der Nationalliberalen zur Fahne des Reichskanzlers, wie sie sich im Heidelberger Programm vom März 1884 ankündigte, abschließt. Wesentlich neues erfahren wir aus der Schrift nicht, sie empfiehlt sich aber durch den Standpunkt, von welchem aus die betreffenden Vorgänge betrachtet werden, und dadurch, daß auch auf die Entwicklung der Dinge in Süddeutschland gebührende Rücksicht genommen wird. Der Verfasser ist eine von den nicht häufigen Ausnahmen unter unsern juristischen Gelehrten, insofern er mit den unbefangenen und vorurteilslosen Augen des Realpolitikers sieht und darnach urteilt. Er gehört infolge dessen keiner von den verschiednen Parteien an, sondern nimmt eine Mittelstellung zwischen den gemäßigten Liberalen und den ähnlich denkenden Konservativen ein. Seine Darstellung ist klar und übersichtlich, und wir bedauern nur das eine, daß sie uns nicht auch über die neuesten Siege Bismarcks über die liberalen Doktrinäre und das Zentrum mit seinen Anhängseln berichtet. Immerhin wird sie dazu beitragen, die, welche sehen wollen, deutlicher erkennen zu lassen, was wir an unserm Kanzler besitzen und wie wenig seine Gegner zu bedeuten haben. Parteihandwerker rechts und links, beschränkt und arm an positiven Gedanken gegenüber dem Wirken des weitschauenden, von der Energie neuer Ideen erfüllten schöpferischen Staatskünstlers; Verdunkelungen, Verlegenheiten, zuletzt immer der Sieg des Genius, immer neuer Fortschritt zur Vollendung, sei es durch Kompromiß, sei es durch Niederwerfung der feindlichen Mächte, unwiderstehlich, wie eine Naturnotwendigkeit, wie die wolkenbrechende Sonne — das ist der Eindruck, welchen auch diese Schrift zurückläßt, wie jede verständige und geradsinnige Betrachtung des Ganges unsrer Geschicke im letzten Vierteljahrhundert.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Verfassung des deutschen Reiches

im vorigen Jahrhundert.

Von R. Pape.



Der Gegenstand, der hier dem Leser vor Augen geführt werden soll, ist zwar etwas trocken, wie es bei Erörterungen staatsrechtlicher Natur immer mehr oder weniger der Fall sein wird. Dafür ist er aber auch in hohem Grade lehrreich, und namentlich bei der gegenwärtigen politischen Lage unsers Vaterlandes wird er nicht verfehlen, das Interesse aller derer zu erwecken, welche Sinn und Verständnis für die historisch-politische Entwicklung unsers Reiches und Volkes haben. Was aber die Hauptsache ist: der Gegenstand ist geradezu auffallend wenig bekannt, auch in den gebildeten, ja sogar den gelehrten Kreisen unsrer Nation. Das sollte jedoch nicht der Fall sein. Denn Historia magistra ist immer noch ein wahres Wort, und erst die genauere Kenntnis der Vergangenheit setzt uns in den Stand, uns ein klares Urteil über die Gegenwart zu bilden und daraus richtige Schlüsse für die Zukunft zu ziehen.

Jeder Gebildete hat zwar oft gehört, vielleicht auch selber es oft ausgesprochen, daß in dem alten deutschen Reiche die Zustände nicht eben erbaulich waren, daß alle Einrichtungen des Reiches in einen erbärmlichen Verfall geraten waren, kurz, daß es mit dem alten Reiche jämmerlich aussah. Jedermann weiß, daß sich schon in Goethes Faust die lustigen Brüder in Auerbachs Keller wundern, wie dieses heilige römische Reich überhaupt noch zusammenhalte. Aber damit ist es denn auch zu Ende; abgesehen von den wenigen, welche in dieser Hinsicht Fachstudien gemacht haben, sind die Einzelheiten der

Verfassung unsers alten Reiches in weiteren Kreisen so gut wie gänzlich unbekannt. Es dürfte daher nicht bloß nicht überflüssig, sondern namentlich unter den heutigen Verhältnissen recht zeitgemäß und anziehend sein, dem Leser einmal ein etwas eingehenderes Bild der Zustände im alten Reiche vor Augen zu führen.

Das heilige römische Reich deutscher Nation, sacrum Imperium Romano-Germanicum, war eigentlich nicht, wie man nach der landläufigen Überlieferung wohl sagt, von Karl dem Großen gegründet worden, sondern von jenen beiden gewaltigen Heldenfürsten sächsischen Stammes, Heinrich I. und Otto I. Von letzterem Kaiser rührt auch der Name her, der in späteren Jahrhunderten zu so vielfachem Spotte Veranlassung gab; man pflegte ja zu sagen, es heiße heiliges römisches Reich, weil es weder heilig sei, noch römisch, noch Reich (oder reich, was ebenso richtig war). Jenes heilige Reich war eigentlich und thatsächlich aufgelöst durch den westfälischen Frieden, und jene beiden instrumenta pacis Monasteriensis und Osnabrugensis waren gewissermaßen die Todesurkunden, durch welche die gelahrten und wohlfürsichtigen diplomatischen Giftköche der damaligen Zeit beglaubigten, daß jenes mächtige Reich der Ottonen, der Heinriche und Friedriche unter den Trümmern und der Asche seiner Städte und Dörfer, unter den Leichen vieler Tausende seiner Einwohner, unter Blut und Thränen der wenigen und heruntergekommenen Überlebenden abgeschieden sei aus der Reihe der lebendigen Staaten. Und wahrlich, wie ein Toter unter Lebenden, wie ein Gespenst, behangen mit prunkendem, aber fadenscheinigem und mottenzerfressenem Flitterkram, stand das alte Reich da unter den lebenskräftigen Staatenbildungen der Neuzeit.

Der westfälische Friede hatte aus dem Reiche ein buntes, fast unübersehbares Gemisch größerer, kleiner und kleinster Staaten gemacht, die in Wahrheit selbständig und fast unabhängig von der Reichsgewalt waren. Sogar das jus foederum war durch jenen Frieden jedem Reichsstande gewährleistet, d. h. das Recht, nicht bloß unter einander, sondern auch mit dem Auslande Bündnisse abzuschließen, allerdings mit dem klugen Vorbehalte, daß solche Bündnisse niemals gegen Kaiser und Reich gerichtet sein dürften. Was dieser Vorbehalt wert gewesen ist, zeigt die Geschichte. Aber die Reichspublizisten, alle partikularistischen und zentrifugalen Elemente im Reiche konnten nicht genug des Lobes finden für diesen Frieden, durch den die sogenannte libertas germanica, die deutsche Libertät, begründet und gesichert sei. Das edle Wort „Freiheit" für diesen Zustand anzuwenden, wäre grober Mißbrauch. Denn in Wirklichkeit bestand jene Libertät darin, daß jeder kleine und kleinste Winkeltyrann gegen seine unglücklichen Unterthanen sich die schamlosesten Willkürlichkeiten und Ungesetzlichkeiten erlauben konnte, ohne daß Kaiser und Reich dem drangsalirten Volke Hilfe schaffen konnten; sie bestand darin, daß jedes noch so kleine Territorium, jede noch so verrottete Reichsstadt die thörichtsten und widersinnigsten Gesetze

und Einrichtungen schaffen oder aufrecht erhalten konnte, natürlich alles zu Nutz und Frommen eines wohledeln Bürgermeisters, eines ehrbaren und einsichtigen Rates und jener Klüngel- und Vetterngesellschaft, welche man in den meisten Reichsstädten als die Geschlechter bezeichnete.

Freilich jener gewaltige Staatsmann, der damals Schweden lenkte, der schlaue Axel Oxenstjerna, hatte für den im deutschen Reiche herrschenden Zustand eine weit weniger schmeichelhafte Bezeichnung, nämlich: confusio divinitus ordinata, die von Gott geordnete Verwirrung. Und diese Verwirrung aufrecht zu erhalten, war fast das Hauptstreben aller Mächte Europas, namentlich aber der beiden Bürgen des westfälischen Friedens, Schwedens und Frankreichs. Daß besonders die Macht und das Übergewicht des letzteren Staates wesentlich auf der Zersplitterung Deutschlands beruhte, ist allbekannt; daß seine Politik dahin ging, diesen Zustand der Schwäche zu verewigen, ist also von französischem Standpunkte aus nur ganz natürlich. Wußte doch sogar der berühmteste Geschichtsschreiber und Staatsmann des neuern Frankreichs, Adolf Thiers, der Politik des zweiten Kaiserreiches keinen schwereren Fehler vorzuwerfen, als den, daß der dritte Napoleon die Einigung Italiens und Deutschlands nicht zu hindern verstanden habe.

Wollen wir den Zustand des deutschen Reiches etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwas genauer kennen lernen, so müssen wir natürlich zunächst das Reichsgebiet festzustellen versuchen, so weit dies eben möglich ist. Denn selbst in dieser Beziehung tritt uns sofort die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit alles dessen, was irgendwie mit dem alten Reiche zu thun hatte, entgegen: der schroffe Widerspruch zwischen Namen und Wesen, zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Ansprüchen und wirklicher Macht. Wo eigentlich die Grenzpfähle des heiligen Reiches standen, hat merkwürdigerweise kein Gelehrter genau feststellen können, trotz der Unzahl dickleibiger, gelehrter Werke, die über diese Frage geschrieben worden sind. Daß zwar die Ansprüche, welche zu den Zeiten Heinrichs III. berechtigt gewesen waren, daß z. B. die Könige von Dänemark, von Polen, von Ungarn Vasallen des römischen Kaisers waren, nicht mehr aufrecht erhalten werden konnten, war unzweifelhaft. Trotzdem bestanden bis zuletzt die drei Erzkanzlerämter: der Erzbischof von Mainz war des heiligen römischen Reiches Erzkanzler durch Germanien, der von Trier durch Gallien und Arelat, der von Köln durch Italien. Der Herzog von Savoyen, der aber den Reichstag nicht beschickte, galt als Reichsvikar in Italien. Von den Besitzungen des Reiches in Gallien, von dem Königreiche Arelat oder Burgund, von den Reichslehen in Italien, die sich ehemals von den Felsterrassen der Riviera und den lombardischen Flächen fast bis Neapel hin erstreckt hatten, war keine Spur mehr vorhanden. Die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande und des Gebietes der Eidgenossen war im westfälischen Frieden anerkannt worden. In ebendemselben Frieden waren Vorpommern, Wismar, die Herzogtümer Bremen und Verden an Schweden abgetreten worden. Die staatsrechtliche

Stellung von Schleswig-Holstein war eben so unklar, wie sie es immer gewesen ist bis zum Jahre 1866. Schon zu den Zeiten des Schmalkaldener Bundeskrieges hatte Frankreich die drei lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun an sich gerissen. Im Jahre 1648 war der österreichische Teil des Elsaß, der sogenannte Sundgau, in französischen Besitz gekommen. Der übrige Teil des Elsaß mit Straßburg, die Freigrafschaft Burgund, Teile von Flandern und Hennegau hatten infolge der Raubkriege Ludwigs XIV. dasselbe Schicksal gehabt. Endlich waren nach dem polnischen Erbfolgekriege zur Sicherung der pragmatischen Sanktion die Herzogtümer Lothringen und Bar, die Stammlande des Gemahls der Maria Theresia, anfänglich an den verjagten Polenkönig Stanislaus Lescynski abgetreten worden und nach dessen Tode an Frankreich gefallen. Das hinderte aber durchaus nicht, daß unsre gelehrtesten Staatsrechtslehrer des vorigen Jahrhunderts alle diese avulsa Imperii, diese abgerissenen Glieder des Reiches, ohne weiteres entweder alle oder doch einen Teil derselben dem Reiche zurechneten.

Der größere Teil des Gebietes, welcher mit Recht als zum Reiche gehörig angesehen werden kann, war eingeteilt in zehn Kreise, die circuli Imperii. Die erste Einteilung in Kreise, und zwar in vier, hatte bereits Kaiser Wenzel im Landfrieden zu Nürnberg 1383 versucht. Maximilian I. hat dann im Jahre 1500 sechs Kreise gebildet. Die bis zur Auflösung des Reiches bestehende Einteilung in zehn Kreise wurde auf dem Reichstage zu Köln im Jahre 1512 durchgeführt. Daher wurde auch wohl von den sechs alten und den vier neuen Kreisen gesprochen. Außerdem unterschied man bisweilen die vorderen, westlichen, und die hinteren, östlichen Reichskreise. Die Namen der Kreise in der Reihenfolge, in welcher sie am leichtesten zu behalten sind, heißen: der österreichische, der baierische, der schwäbische, der fränkische, der oberrheinische, der niederrheinische oder Kurkreis (von den vier Kurfürstentümern, die darin lagen, Mainz, Trier, Köln, Pfalz), der burgundische, der westfälische, der ober- und der niedersächsische Kreis.

Von der Kreiseinteilung ausgeschlossen waren zunächst die Lande der Krone Böhmen, die ja unsre tschechischen Bundesbrüder jetzt als die Lande der Wenzelskrone zu bezeichnen belieben, nämlich: Böhmen, Mähren, Schlesien, die Ober- und die Niederlausitz. Nicht „eingekreist" waren dann zweiundvierzig kleinere Gebietsteile, darunter im Rheinlande z. B. Elten, Burtscheid, Dyck, in Westfalen die Probstei Cappenberg, die Herrschaften Rhaden, Rheda, Landskron &c. Dazu kommen dann die sogenannten Reichsdörfer und die ganerbschaftlichen Gebiete, d. h. solche, welche mehreren „Dynasten" gemeinsam gehörten. Ebenso gehörten den Kreisen nicht an die zahllosen Gebiete der Reichsritterschaft, der nobilitas Imperii, welche sich in drei Ritterkreise teilte, den schwäbischen, den fränkischen und den rheinischen. Auch die Lande der Eidgenossen haben niemals einem Reichskreise angehört.

Ob das Land des deutschen Ordens, Preußen, und ob gar die Besitzungen der Schwertbrüder in den jetzt russischen Ostseeprovinzen dem deutschen Reiche zuzurechnen waren oder nicht, war stets streitig.

Es würde viel zu weit führen, die Zusammensetzung jedes einzelnen dieser Kreise auch nur ganz kurz anzugeben. Aber das Bild, welches dem Leser vorgeführt werden soll, würde geradezu unvollständig sein, wenn nicht wenigstens ein oder der andre dieser Kreise einer genaueren Betrachtung unterzogen würde, um zu erkennen, wie bunt, mannichfaltig und willkürlich die Gebiete derselben zusammengewürfelt waren.

Das großartigste Bild jener oben angeführten confusio divinitus ordinata bildete der schwäbische Kreis, der darum auch förmlich sprichwörtlich war. Die Stände dieses Kreises, der etwa sechshundert Geviertmeilen umfaßte, teilten sich auf ihren Kreistagen in fünf Bänke. Auf der ersten saßen vier geistliche Stifter und Fürsten; die zweite wurde beschickt von dreizehn weltlichen Fürsten und Stiftern; auf der dritten waren vertreten siebzehn Prälaten und vier Äbtissinnen; auf der vierten hatten sechsundzwanzig Grafen und Herren ihren Sitz; dann folgten endlich auf der fünften Bank die Vertreter von 37, sage und schreibe siebenunddreißig freien Reichsstädten! Das waren in Summa fünfundneunzig Stände. Dazu kamen dann noch vier unmittelbare Reichslande, die aber nicht die Reichsstandschaft besaßen, also insgesamt neunundneunzig Territorien. Wenn man nun noch bedenkt, daß dazwischen in buntestem Gemisch die Gebiete von mehreren hunderten von Reichsrittern eingestreut lagen, und endlich, daß der ganze Kreis durchzogen wurde von einer Kette der sogenannten vorderösterreichischen Besitzungen des Hauses Habsburg, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß das gesegnete Schwaben das berufene Paradies war für alle Bummler, Landstreicher und Strolche. So leicht wie hier konnte man sich nirgends sonst der Verfolgung entziehen, so leicht wie hier nirgends sonst der Behörde ein Schnippchen schlagen.

So zersplittert wie der schwäbische, war allerdings kein andrer Reichskreis. Wunderlich genug zusammengesetzt freilich waren alle. Beispielsweise sei noch erwähnt, daß zum niederrheinischen oder Kurkreise auch Erfurt und das Eichsfeld, Besitzungen des Kurfürsten von Mainz, gehörten, während Hessen-Kassel zum oberrheinischen Kreise gezählt wurde. Zu den sechsundfünfzig Ständen des westfälischen Kreises gehörten auch die Bischöfe von Lüttich, deren Besitzungen in den Niederlanden liegen, die rheinischen Herzöge von Jülich-Cleve-Berg, die rheinischen Reichsstädte Köln und Aachen, die folgenden Bestandteile der jetzigen Provinz Hannover: Osnabrück, Verden, Lingen, Hoya, Diepholz.

Im ganzen Reiche gab es 296 Stände, welche auf den Reichstagen teils Viril-, teils Anteil an Kuriatstimmen hatten. Dazu kamen dann nahezu 1500 reichsritterschaftliche und andre kleine Territorien, sodaß das Reich in fast 1800 von einander ziemlich unabhängige Gebiete zerfiel, welche sich der

allerverschiedensten Verfassungen, Einrichtungen, Gesetze, Münzen, Maße, Gewichte u. s. w. erfreuten. Dennoch wurde bis zu Ende die Fiktion aufrecht erhalten, daß es im ganzen Reiche nur einen einzigen „Souverän“ gebe. Denn souverän, das bestritt kein Reichsrechtslehrer, souverän war allein der Kaiser.

Der Kaiser! Damit sind wir zu dem zweiten Hauptteile unsrer Darstellung gelangt, in welcher die Reichsgewalt und ihre Träger besprochen werden sollen. Denn daß der Kaiser allein der oberste Träger der Reichsgewalt war, das hätte sicher kein Staatsmann, kein Staatsrechtslehrer des vorigen Jahrhunderts zu bestreiten gewagt. Und wie das Reichsgebiet keine genau zu bestimmenden Grenzen hatte, ebenso war die Kaisermacht in der Theorie fast unbegrenzt. Aber in wie grellem Widerspruche stand die nackte, thatsächliche Wirklichkeit mit diesen schrankenlosen Ansprüchen, mit diesem hohlen Gepränge der Kaiserherrlichkeit, dem doch das wahre Wesen, die Kaisermacht, fehlte! Thatsächlich waren längst alle eigentlichen und wertvollen Hoheitsrechte der alten Monarchie auf die Landesfürsten übergegangen, und wenn der Kaiser keine starke Hausmacht hatte, auf die er sich stützen konnte, so bedeutete er so gut wie nichts. Auf das Reich konnte er sich nicht stützen; dieses gewährte ihm nichts, nicht Macht, nicht Ehre und Ansehen, nicht einmal dürftigen Lebensunterhalt. Als jener Kaiser aus baierischem Geschlechte, Karl VII., der noch dazu auf Betreiben Friedrichs des Großen gewählt war, durch die Truppen der „Königin von Ungarn und Böhmen“ aus seiner Residenz und seinem Lande verjagt worden war, war er nicht nur den herbsten Entbehrungen ausgesetzt, sondern lebte zu Frankfurt zeitweilig geradezu von der Mildthätigkeit einiger reichen Bürger dieser Stadt.

Trotzdem wurde wenigstens standhaft der äußere Schein gewahrt, als ob die Kaisermacht noch immer dieselbe wäre, wie sie es gewesen war, als Karl der Große, Otto I., Heinrich III., Friedrich der Rotbart Szepter und Schwert des heiligen Reiches führten.

Großartig war zunächst der Titel: Von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, electus Romanorum Imperator, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, semper Augustus, in Germanien König. Dann pflegte die lange Reihe der Titel der kaiserlichen Erblande zu folgen. Der Merkwürdigkeit wegen sei erwähnt, daß der deutsche Kaiser sich auch „König von Jerusalem“ nannte, ein Titel, den einst jener gewaltige Staufer, Friedrich II., auf seinem Kreuzzuge angenommen hatte. Der Kaiser hatte den Vorrang vor allen Fürsten der Christenheit, galt als oberster Schutzherr der Kirche und führte als solcher den Titel: Advokat und weltliches Haupt der Christenheit.

Diesen Titeln entsprach der bei der Krönung entfaltete Prunk. Da erschienen die Reichskleinodien, zunächst die Reichskrone Karls des Großen, vierzehn Pfund schwer. Die Inschrift auf einem Bügel dieser Krone lautet freilich: Chuonradus D. Gr. Rom. Imper. Aug. (Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen); doch könnte diese ja auch später angebracht worden sein. Dann der

Reichsapfel, inwendig hohl und merkwürdigerweise mit Pech ausgegossen, wofür man eine sehr tiefsinnige, symbolische Deutung erfunden hatte; ein Monogramm darauf deutet wahrscheinlich ebenfalls auf Konrad III. Das Reichsszepter war aus Silber, nur leicht vergoldet. Das angebliche Schwert Karls des Großen zeigt auf der einen Seite des Knopfes einen einköpfigen Adler, auf der andern den doppelschwänzigen Wappenlöwen Böhmens; die Klinge trägt die bekannte Inschrieft: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat. Diese Stücke, ebenso wie die zahlreichen andern Reichskleinodien, werden jetzt in Wien aufbewahrt. Die Stücke des kaiserlichen Krönungsornates waren gleichfalls halb imponirend, halb lächerlich in ihrem fadenscheinigen Prunke. Die Alba, die Tunika, die Dalmatika, die Stola, der Gürtel, der Mantel, das Pluviale, Handschuhe, Strümpfe, Sandalen u. s. w. Halb großartig, halb grotesk waren auch die Krönungszeremonien, die aus der meisterhaften Schilderung der Krönung Josefs II. in Goethes Wahrheit und Dichtung allgemein bekannt sind.

Betrachten wir nun als Gegensatz zu diesen Ansprüchen und Titeln, zu diesem Prunke und diesen Feierlichkeiten die Macht und die Rechte, welche dem Kaiser wirklich noch verblieben waren. Es waren folgende: 1. Das Recht, Reichsgesetze zu veröffentlichen; 2. das Recht, hinsichtlich der Reichslehen die Lehensherrlichkeit auszuüben; 3. das Recht, gewisse Reichsämter zu besetzen; 4. das Recht, das Reich auswärtigen Mächten gegenüber zu vertreten; 5. die Schirmvogtei über die Kirche; 6. das Recht der ersten Bitte, d. h. das Recht des Kaisers, in den reichsunmittelbaren Stiftern einmal während seiner Regierungszeit ein Kanonikat zu vergeben; 7. das Recht, Panisbriefe zu verteilen, d. h. das Recht, einem Stifte oder Kloster im Reiche die Verpflichtung aufzuerlegen, bestimmte Personen, meist Militärinvaliden, auf Lebenszeit zu verpflegen; 8. das Recht, gewisse Justizprivilegien zu verteilen.

Dazu kamen dann noch die sogenannten kaiserlichen Reservatrechte, d. h. solche, welche er nur in einzelnen Reichslanden, meistens auch nur unter Mitwirkung der Landesherren, ausüben durfte. Zu diesen Reservatrechten gehörten z. B. die Ernennung von Notarien, die Anlegung von Zöllen, die Erteilung des Münzrechtes, die Errichtung von Universitäten, die Verleihung des Rechtes, Doktoren zu ernennen, das Recht der Standeserhöhung, die Verleihung des Adels, und andre Sachen von ähnlicher Wichtigkeit.

Diesen Rechten entsprach dann auch das kaiserliche Einkommen, worüber noch bei den Reichsfinanzen gesprochen werden soll.

Neben und nach dem Kaiser standen dann als höchste Träger der Reichsgewalt die Erzbeamten des Reiches. Auch in Bezug auf diese macht man dieselbe Beobachtung wie bei allen Einrichtungen des alten Reiches: Titel, Prunk, hohle Form, aber nicht viel dahinter. Denn diese höchsten Beamten traten fast nur bei der Wahl und Krönung eines Kaisers in Thätigkeit. Die Erzämter, archi-

officia Imperii, standen den Kurfürsten zu. Deren gab es anfänglich sieben, gemäß den Bestimmungen der „Goldenen Bulle," jenes Reichsgrundgesetzes, das Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 erlassen hatte, und das im Originale noch heute zu Frankfurt im Römer aufbewahrt wird. Während des dreißigjährigen Krieges war infolge bekannter Ereignisse die pfälzische Kurwürde auf Baiern, also von der älteren Linie des Hauses Wittelsbach auf die jüngere übergegangen. Da jedoch im westfälischen Frieden die pfälzische Kurwürde wieder hergestellt wurde, gab es fortan acht Kurfürsten im Reiche. Durch die Erhebung Hannovers zum Kurfürstentume im Jahre 1692 wuchs die Zahl auf neun, verringerte sich jedoch wieder auf acht, als nach dem Aussterben der baierischen Wittelsbacher im Jahre 1777 die Pfalz mit Baiern vereinigt wurde. So blieb es bis zum Reichsdeputationshauptschlusse im Jahre 1803, der ja gewissermaßen schon der Anfang vom Ende des alten Reiches ist. (Schluß folgt.)



Die Ermäßigung der Anwaltsgebühren.



Nachdem der allgemeinen Forderung einer Herabsetzung der Prozeßkosten zunächst durch das unterm 29. Juni 1881 veröffentlichte Gesetz über die Gerichtsgebühren teilweise Folge gegeben war, wurde vom Reichstage unterm 14. Juni 1881 beschlossen, die Reichsregierung zu ersuchen, mit der weitergehenden Verbesserung des Gerichtskostengesetzes eine solche der Gebührenordnung für Rechtsanwälte zu verbinden und eine Vorlage darüber womöglich schon in der nächsten Session an den Reichstag gelangen zu lassen. Diese Aufforderung wurde durch Beschlüsse vom 15. Dezember 1882, 24. Juni 1884 und 6. Februar 1885 wiederholt, durch den letzten Beschluß insbesondere auch insoweit, als die geforderte Herabsetzung sich auf die Anwaltsgebühren bezieht. Ebenso hatten die verbündeten Regierungen bei diesen Verhandlungen anerkannt, daß die ferneren Veränderungen auch dieses Gebiet mit zu umfassen haben würden.

Als nun aber im vergangenen Winter ein zunächst dem Bundesrate zugegangener Gesetzentwurf bekannt wurde, der eine Ermäßigung der Anwaltsgebühren anstrebte, wiederholte sich die oft beobachtete Thatsache, daß die davon betroffenen Kreise nicht allein jede Berechtigung dieses Vorgehens lebhaft bestritten, sondern sogar versuchten, ihren Stand als gewissermaßen von sicherer Vernichtung bedroht darzustellen, wobei es denn auch nicht unterblieb, daß gegen die Reichsregierung und gegen diejenigen Autoritäten, auf welche sie sich bezog,

gegen die Oberlandesgerichtspräsidenten und die richterlichen Kreise im allgemeinen, ein Ton angeschlagen wurde, der mindestens als unangemessen bezeichnet werden mußte und es notwendig den in dieser Weise angegriffenen erschweren muß, ihr sachliches Urteil nicht durch die Folgen einer gewissen Gereiztheit zu Ungunsten der Anwälte trüben zu lassen. Oder soll man es ohne Unwillen lesen, wenn z. B. die badische Anwaltskammer behauptet, daß die vorgeschlagene Ermäßigung das Bestehen eines großen Teiles der Anwälte geradezu gefährde und ein Anwaltsproletariat unvermeidlich mache, und dann hinzufügt: „Wenn der Entwurf dieses beabsichtigt, so hat die Reichsregierung den richtigen Weg eingeschlagen"? Oder soll man es als passend bezeichnen, wenn dieselbe Kammer erklärt, die Motive des Entwurfs seien „einfach unverständlich" und bewiesen, „daß man von der Bedeutung der Schlußverhandlung in den betreffenden Regierungskreisen kaum eine Ahnung habe." Auch wenn der von der Delegirtenversammlung der deutschen Anwaltskammervorstände gewählte Ausschuß in seiner an den Reichstag gerichteten Petition erklärt: „Man darf wohl sagen, daß die Begründung des Entwurfes im Punkte der Auslagen wenigstens von großen Gesichtspunkten, die doch den Gesetzgeber nie verlassen sollten, sich völlig frei hält," so ist dieser höhnische Ton einfach ungehörig.

Diesem Tone entspricht es denn auch völlig, wenn die Delegirtenversammlung „einstimmig den Entwurf als den Grundsätzen der Einführung dieser Gesetze widersprechend und als an sich grundsatzlos, verfrüht, ungerecht gegenüber dem Anwaltsstande und ebenso gefährlich wie demütigend" erklärte. Gerade auf die „Demütigung," welche angeblich der Anwaltsstand durch Beschneidung seiner Gebühren erfahre, wird wiederholt großer Nachdruck gelegt und ebenso oft betont, daß „der Anwaltsstand den Gerichten ebenbürtig gegenüberstehe." Es wird deshalb behauptet, daß der Entwurf die Anwälte in ihrem Vermögen und in ihrer Ehre (!) treffe, und die Erwartung ausgesprochen, daß „der von der Begründung deutlich angezeigte Weg, die Axt an die Freiheit der Anwaltschaft zu legen, die Billigung des Reichstages nicht finden werde." Niemals werde „der Stand zugestehen, daß für sein Wohl und Wehe die Überzeugung einzelner Gerichtsbehörden oder der Gerichte überhaupt, denen er vollkommen ebenbürtig gegenüberstehe, die alleinige Entscheidungsquelle bilde." Das „willkürliche Ermessen des Gerichts sei nach Möglichkeit auszuschließen" und „die durch die Begründung in der Presse und im Publikum wachgerufenen Strömungen gegen den Anwaltstand zur Wahrung des ihm zukommenden Ansehens weit von sich zu weisen."

Es ist offenbar etwas krankhaft Gereiztes, dieses Ehrgefühl, mit welchem so gepoltert wird. Was hat denn die ganze Vorlage mit dem Ehrgefühl, was hat die Höhe der Gebühren mit der Ehre des Anwaltstandes zu thun? Aber ebenso wie dann, wenn es sich um höchst materielle Interessen der Geistlichen handelt, sofort die Kirche in Gefahr ist, so wird auch bei dieser einfachen Ein-

kommensfrage die Ehrenfahne entfaltet und der heilige Krieg gepredigt. Die Menschen sind doch überall gleich!

Man mag den Gerichten nachsagen, was man will, so wird man doch schwerlich unser Volk von der Absicht abbringen, daß bei der Frage der Anwaltsgebühren sie doch immerhin die berufensten Urteiler seien, und daß es weniger fehlerhaft sei, hier eine denkbare Einseitigkeit in Kauf zu nehmen, als sich einfach bei der Ansicht der Anwälte selbst zu beruhigen. Es ist gewiß richtig, daß der Gesichtspunkt, von welchem der Anwalt und der Richter die Gebühren des Anwalts betrachten, verschieden ist, aber wenn es richtig wäre, daß die Richter allgemein den Gebührenforderungen der Anwälte wenig günstig seien, so könnte der Grund hierfür nur in schlechten Erfahrungen gefunden werden, welche vielleicht bei einzelnen Anwälten gemacht worden wären. Aber einerseits müßte man doch Bedenken tragen, diesem Umstande eine Beeinträchtigung der Fähigkeit der Richter zur unbefangenen Würdigung beizumessen, und anderseits würde, selbst wenn dies als möglich zugegeben wäre, immerhin keine andre Instanz gefunden werden können, welche außer den Anwälten selbst eine ausreichende Sachkenntnis besitzt, um in die Geheimnisse der Gebührenrechnung einzudringen und über die in Betracht kommenden Fragen ein maßgebendes Urteil abzugeben.

Eine Befragung der Gerichte über ihre Erfahrungen auf dem Gebiete der Anwaltsgebühren kann nur dem krankhaften Selbstgefühl als eine Herabsetzung des Anwaltstandes erscheinen. Denn so wenig bis jetzt bekannt geworden ist, daß im geselligen Verkehr ein Gegensatz zwischen Richtern und Anwälten und insbesondre ein Anspruch der ersteren auf Bevorzugung sich geltend gemacht habe, und so wenig dies dadurch hervorgerufen ist, daß in der beiderseitigen geschäftlichen Thätigkeit der Richter in der bevorzugten Stellung desjenigen erscheint, dem die Entscheidung anvertraut ist, so wenig kann der Anwaltstand dadurch in seiner Ehre sich beeinträchtigt fühlen, daß man über eine durchaus in den Kreis der geschäftlichen Angelegenheiten fallende Frage das Urteil der Gerichte herbeizieht.

Diese einleitenden Bemerkungen schienen erforderlich, um für den Unterzeichneten als richterlichen Beamten gewissermaßen die Befugnis zu einem eignen Urteile zu erstreiten und den durch die bezeichneten mehr leidenschaftlichen als durchdachten Angriffe aufgewühlten Boden wieder soweit zu ebnen, daß eine ruhige Erwägung des Für und Wider eine Unterlage findet. Daß bei letzterer, unbeschadet der energischen Abwehr unbegründeter Ansprüche, kein den Anwälten grundsätzlich abgeneigter Standpunkt vertreten wird, dürfte aus den nachfolgenden Erörterungen sich ergeben.

Was den für die Bemessung der Anwaltsgebühren maßgebenden Gesichtspunkt betrifft, so bezeichnet die Begründung des Gesetzentwurfes denselben nur negativ, indem sie ausspricht, es könne, nachdem durch Freigebung der Anwalt-

schaft die Anzahl der Anwälte dem Einflusse des Staates durchaus entzogen sei, nicht als Aufgabe der Gesetzgebung angesehen werden, jeder beliebigen Zahl von Anwälten an allen Orten ein ausreichendes Einkommen zu sichern. Dieser Satz ist, ungeachtet seiner scheinbaren Härte, unzweifelhaft richtig und auch in allen Äußerungen der Anwaltskammern als solcher anerkannt. Aber auch die positive Fassung: „Angemessene Einnahme bei angemessener Arbeit“ wird keinem Widerspruche begegnen; der näheren Bestimmung bedürfen nur die beiden Begriffe: angemessene Einnahme und angemessene Arbeit.

In beiden Beziehungen wird von den Verhältnissen der entsprechenden Beamtenklassen ausgegangen werden dürfen, insofern insbesondre die Frage der Angemessenheit des Einkommens niemals schlechthin, sondern immer nur vergleichsweise beantwortet werden kann. Angemessen ist dasjenige Einkommen, bei welchem jemand so leben kann, wie es die mit ihm auf gleicher gesellschaftlicher Stufe stehenden können. Gehen wir also von der oben betonten gesellschaftlichen Gleichstellung des Richters und des Anwalts aus, so muß dem Anwalte ein solches Einkommen gegeben werden, wie es der Richter besitzt.

Hierbei darf selbstverständlich nicht außer Acht gelassen werden, daß der Richter nicht bloß seinen Gehalt bezieht, und zwar ohne Rücksicht auf etwaige vorübergehende Behinderung durch Krankheit und Urlaub, sondern daß er auch bei eintretender Invalidität oder in höherem Alter eine Pension bezieht, sowie daß eine gleiche Versorgung seiner Hinterbliebenen zuteil wird, freilich vorläufig in den meisten Staaten gegen Beitragspflicht des Beamten. Den Betrag dieser Nebenvergünstigungen auszurechnen und darnach einen bestimmten Zuschlag zu dem Richtergehalte zu ermitteln, macht keine Schwierigkeit, da bei der heutigen Entwicklung der Alters-, Lebens- und Unfallversicherung auch der Anwalt sich geradezu jene Vorteile verschaffen kann, oder wenigstens die statistischen Unterlagen für die Berechnung derselben zu gewinnen sind.

Ebenso leicht ausführbar ist es, ausgehend von den Geschäftsverhältnissen der Richter gewissermaßen einen Normalarbeitstag festzustellen, welcher bei Ausmessung der Gebühren zu Grunde zu legen ist, und damit erledigt sich auch der Einwand, daß die hier verteidigte Gleichmäßigkeit zwischen dem Einkommen des Anwalts und dem des Richters aus dem Grunde ungerechtfertigt sei, weil die Kräfte des ersteren sich rascher abnutzten. Geschieht dies, weil der Anwalt etwa durchschnittlich täglich länger arbeitet als der Richter, so sind auch diese Überstunden bei unsrer Berechnung nicht in Anschlag gebracht.

Es würde nun aber durchaus unrichtig sein, wenn man zur Beurteilung der Angemessenheit der jetzt geltenden Gebührensätze einfach die ermittelten thatsächlichen Einkommensbeträge auf den besprochenen Normalarbeitstag reduziren und dann mit dem erörterten Idealmaßstabe vergleichen wollte. Man würde dabei außer Acht lassen, daß zur Zeit in Deutschland nicht unerheblich mehr Anwälte vorhanden sind, als zur zweckentsprechenden Erledigung der Geschäfte

erforderlich sind. Dies wird nicht allein in der Begründung der Regierungsvorlage anerkannt, sondern auch in der Eingabe des Delegirtenausschusses wenigstens für „manche Städte“ zugegeben. Da aber trotzdem der Ausschuß bestreitet, daß bei der Bemessung das Einkommen eines vollbeschäftigten Anwalts zu Grunde zu legen sei, so scheint es erforderlich, auf diesen Punkt etwas näher einzugehen.

Hätten wir, wie früher, eine geschlossene Anwaltschaft, so unterläge es keinem Zweifel, daß zur Ermittlung der an jedem Gerichte zuzulassenden Anzahl geprüft werden müßte, wie viel Anwälte bei normaler Beschäftigung erforderlich seien, um die regelmäßig vorkommenden Arbeiten zu bewältigen, und es würde dann nicht schwer fallen, auch die angemessene Höhe der Gebühren nach dem oben angegebenen Maßstabe zu ermitteln. Man hat bekanntlich diese Geschlossenheit der Anwaltschaft im Jahre 1879 aufgegeben und statt dessen jedem, der die vorgeschriebenen Prüfungen bestanden hat, gestattet, sich an einem beliebigen Gerichte — mit Ausnahme des Reichsgerichts — als Anwalt niederzulassen. Ob man diese Änderung für segensreich halten soll, wird davon abhängen, ob man die dadurch geschaffenen Übelstände oder Vorteile als überwiegend ansieht; denn daß das neue System neben offenbaren Vorzügen auch ebenso unzweifelhafte Nachteile mit sich gebracht hat, wird niemand bestreiten. Als einer der wesentlichsten Übelstände aber wird gerade der hier interessirende Einfluß bezeichnet werden müssen, daß die Freigebung der Anwaltschaft jede Einwirkung der gesetzlich festzusetzenden Gebühren auf die Höhe des Einkommens ausschließt. Es ist eitel Täuschung, wenn man sich einbildet, durch höhere Gebühren auf die Dauer höhere Einnahmen schaffen zu können. Ein solcher Versuch ist ebenso innerlich widerspruchsvoll, als wenn man glauben wollte, im freien Meere den Wasserspiegel an einer bestimmten Stelle durch Zugießen von Wasser erhöhen zu können; wollte man dies, so müßte man doch zunächst die Wasserfläche in einen Hafen und mit Schleußen einschließen, sonst wäre alles Bemühen erfolglos. Es ist ein nicht allein an sich einleuchtender, sondern auch durch die tägliche Erfahrung bestätigter volkswirtschaftlicher Grundsatz, daß unter denjenigen Lebensberufen, welche einerseits bezüglich wissenschaftlicher und finanzieller Vorbedingungen sowie anderseits bezüglich ihrer sozialen Stellung einigermaßen gleiche Lebensbedingungen bieten, eine stete Ausgleichung stattfindet, die sich fast mit derselben Gesetzmäßigkeit vollzieht, wie der, daß in dem einen Schenkel einer gebogenen Röhre das Wasser nicht höher steht als in dem andern. Die Beamtenstellungen sind diesem Wettbewerb durch die Beschränkung ihrer Zahl insoweit entzogen, als bei ihnen lediglich die Zahl der unbesoldeten Anwärter bis zu einer nicht unmittelbar beeinflußten Höhe steigen kann, während die Einkünfte der Stellungen von Angebot und Nachfrage unberührt bleiben. Bei den freien Berufen dagegen, insbesondre derjenigen der Anwälte, Ärzte, Bauleute u. s. w., ist es völlig unabweisbar, daß zu der einen dieser Laufbahnen

so lange ein stetes Zuströmen stattfindet, bis ihre allgemeinen Lebensbedingungen sich mit denjenigen der übrigen Berufe ausgeglichen haben. Es ist deshalb — mit einer einzigen, gleich zu erörternden Einschränkung — für die dauernden Erträgnisse der Anwaltschaft ganz gleichgiltig, wie hoch die Gebührensätze bemessen werden; wollte man sie auf das Doppelte der jetzigen Höhe heraufsetzen, so würde es nur eine Frage der Zeit sein, wenn der dadurch bewirkte Anreiz einen so starken Zudrang herbeigeführt haben würde, daß genau die früheren Einnahmeverhältnisse wieder hergestellt sein würden.

Das Gleiche gilt in umgekehrter Weise für die Ermäßigung der Gebühren, jedoch mit der bereits angedeuteten Einschränkung, daß hier eine gewisse untere Grenze anzuerkennen ist, an welcher angelangt die weitere Herabsetzung nicht mehr durch Nachlassen des Zustromes und dadurch verursachte Zahlverminderung sich ausgleichen könnte; das ist der Punkt, wo die zur ordnungsmäßigen Erledigung der Gesamtarbeit erforderliche Zahl von Anwälten in ganz Deutschland nicht mehr vorhanden sein würde. Da aber vorläufig noch wenig Aussicht vorhanden ist, daß eine solche Verminderung eintreten könnte, so gilt bis auf weiteres noch der oben aufgestellte Satz, daß es Täuschung ist, wenn die Anwälte glauben, bei freier Anwaltschaft durch höhere Gebührensätze sich irgendwie nachhaltig eine bestimmte Höhe ihres Einkommens sichern zu können, und nur dies meint die Begründung des Entwurfes, wenn sie sagt, es sei erwünscht, durch eine Ermäßigung der Gebührensätze den gegenwärtig in der Aussicht auf unverhältnismäßig hohe Einnahmen liegenden Anreiz zur Ergreifung des Anwaltsberufes zu vermindern. Es ist deshalb ein völlig unberechtigter Angriff, wenn die Eingabe des Delegirtenausschusses meint, es könne der Überfüllung der gelehrten Stände nicht dadurch abgeholfen werden, daß die Stellungen, welche diese Stände böten, mit zur Lebenshaltung ungenügenden Mitteln ausgerüstet würden. Es ist vielmehr an sich durchaus berechtigt, wenn der Entwurf eine Herabsetzung der Gebühren zu einer Zeit vorschlägt, wo der Rückgang des durchschnittlichen Anwaltseinkommens auf denjenigen niedrigsten Stand, der von selbst dem weiteren Zudrange und der damit verbundenen weiteren Minderung Schranken setzt, noch nicht eingetreten, vielmehr noch eine Stopfung jenes Zudranges möglich ist. Wollte man erst jenen Zeitpunkt abwarten, so würde freilich auch eine Ermäßigung nicht zu einer dauernden Überschreitung der oben bezeichneten Grenze führen, sondern wieder ihre Ausgleichung finden in einer notwendig eintretenden Beschränkung der Anzahl. Allein diese Ausgleichung würde sich nur vollziehen unter erheblicher Schädigung der davon betroffenen Anwalte.

Hiernach muß eine Herabsetzung der Anwaltskosten unter der Voraussetzung als grundsätzlich berechtigt anerkannt werden, daß einerseits zur Zeit mehr Anwälte, als zur ordnungsmäßigen Heranziehung der Geschäfte erforderlich sind, vorhanden sind, und daß anderseits, wie durch den noch immer wachsenden

Zudrang bewiesen zu werden scheint, diese unnötig große Anzahl bei den jetzigen Gebührensätzen ein derartiges Auskommen findet, daß die Anwaltschaft immerhin günstigere Lebensbedingungen bietet, als die andern Berufe.

Man kann bei einer Erörterung wie der vorliegenden kaum vermeiden, der schon angedeuteten Frage näher zu treten, ob denn die Freigebung der Anwaltschaft als eine segensreiche Maßregel anzuerkennen sei, oder ob es nicht vielmehr wünschenswert sei, wieder, wie früher, für jedes Gericht eine bestimmte Anzahl von Anwälten festzusetzen, über die hinaus keine weitere Zulassung stattfindet. Es soll jedoch dieser Versuchung hier widerstanden werden, weil man davon wird ausgehen dürfen, daß in dieser Frage für die Gesetzgebung so lange kein Grund zum Einschreiten vorliegt, als dies von dem beteiligten Stande selbst nicht gewünscht wird. Man könnte freilich hiergegen anführen, daß der Gesetzgeber Schäden, die er als solche erkennt, abstellen soll, ohne auf die Aufforderung der dadurch betroffenen zu warten, und daß die Übelstände, welche hier in Frage stehen, keineswegs ihre Wirkungen auf den Kreis der Anwälte beschränken, vielmehr durchaus das öffentliche Interesse in Mitleidenschaft ziehen. Allein dem gegenüber wäre zu erwiedern, einerseits, daß durch die Rücksicht auf das Wohlergehen der Anwälte ganz überwiegend der den Gesetzgeber bestimmende Beweggrund sein müßte, anderseits, daß bei einer Frage, die, wie die vorliegende, immerhin sehr verschiedene Auffassungen und Standpunkte zuläßt, es nicht ungerechtfertigt erscheint, wenn der Gesetzgeber eine Anregung desjenigen Standes erwartet, welcher durch seine allgemeine Urteilsfähigkeit und seine besondere genaue Kenntnis der einschlägigen thatsächlichen Verhältnisse ganz vorwiegend berufen ist, für die eine oder die andre Ansicht den Ausschlag zu geben.

Es genügt für den Zweck dieser Erörterung, darauf hingewiesen zu haben, daß bei einer unbeschränkten Zahl von Anwälten die Annahme, es könne durch die Gesetzgebung auf ein ausreichendes Einkommen durch entsprechende Gebührensätze hingewirkt werden, ganz hinfällig ist, und daß bei dem zur Zeit vorhandenen starken Wettbewerb eine allmähliche Herabdrückung des Durchschnittseinkommens unter das an sich wünschenswerte Maß ganz unvermeidlich eintreten muß. Auf der andern Seite ist zuzugeben, daß auch mit der Beschränkung der Anwälte auf eine bestimmte Zahl Übelstände erheblicher Art verbunden sind, insbesondre der, daß, wenn man nicht der Regierung eine völlig freie Auswahl zugestehen will, vielleicht die tüchtigen durch die weniger tüchtigen beeinträchtigt werden können. Von der Abwägung dieser mit dem einen oder dem andern System notwendig verbundenen Mängel wird es abhängen, ob man der freien oder der geschlossenen Anwaltschaft den Vorzug einzuräumen hat, und jedenfalls wird man, wie schon bemerkt, um dieser Frage näher zu treten, eine Anregung der beteiligten Kreise erwarten dürfen.

Jedenfalls kann aber, so lange an der jetzigen Grundlage nicht gerüttelt

werden soll, der Staat sich nur auf den Standpunkt stellen, daß er dem Anwaltstande als einem Ganzen gewissermaßen eine Gesamtsumme anbietet, welche sich, wie oben ausgeführt ist, berechnet aus dem als angemessen erachteten Normaleinkommen, vervielfältigt mit der Zahl von Anwälten, welche zur ordnungsmäßigen Erledigung der Geschäfte bei sämtlichen deutschen Gerichten erforderlich sind.

Unterziehen wir nunmehr nach Feststellung des grundlegenden Gesichtspunktes die in den Äußerungen der Anwaltsvereine gegen die Vorlage erhobenen Angriffe einer näheren Prüfung, so sind in der That einige derselben als vollbegründet anzuerkennen, während andre sich als durchaus hinfällig erweisen.

Wenn zunächst die Zugrundelegung eines „vollbeschäftigten" Anwaltes mit dem Hinweise darauf bekämpft wird, daß der Anfänger nicht sofort vollbeschäftigt sein werde und ebenso die Beschäftigung bei höherem Alter nachlasse, so ist dem allerdings zu entgegnen, daß auch der Beamte nicht sofort den Durchschnittssatz oder gar den Höchstbetrag seines Gehaltes bezieht. Immerhin aber ist es richtiger, von dem Einkommen eines „Mittelbeschäftigten" auszugehen, da die örtlichen Verhältnisse nicht immer eine volle Beschäftigung zulassen.

Ebenso ist zuzugeben, daß es keine angemessene Unterlage bietet, wenn die Begründung des Entwurfs die Anwaltskosten in Vergleich setzt mit den Gerichtskosten und davon ausgeht, daß erstere keinesfalls die letzteren übersteigen dürften, und ferner, wenn ein so starkes Gewicht darauf gelegt wird, daß die Kosten einen gewissen Prozentsatz des Streitwertes innehalten müßten. Die Schwierigkeit eines Prozesses und die dadurch erforderte Arbeit ist grundsätzlich durchaus unabhängig von der Höhe des Streitwertes, und es würde deshalb am meisten der Gerechtigkeit entsprechen, diese Beziehung durchaus unberücksichtigt zu lassen und die Gebühr nach dem Maße der Arbeit zu bestimmen. Man hat jedoch von jeher dem Werte des Streitgegenstandes einen maßgebenden Einfluß auf die Höhe der Gebühren eingeräumt, indem man einerseits berücksichtigte, daß mit dieser Höhe sich die Verantwortlichkeit steigert, anderseits beabsichtigte, dadurch den unbemittelteren Bevölkerungsklassen, von welchen überwiegend die geringwertigen Prozesse geführt werden, eine Erleichterung auf Kosten der wohlhabenderen Parteien einzuräumen. Insofern kommt in der Gebührenfestsetzung ein unverkennbar sozialpolitischer Umstand zum Ausdruck.

Man kann freilich jene Ungleichheit auch aus einem andern Gesichtspunkte zu rechtfertigen versuchen, indem man nämlich davon ausgeht, daß grundsätzlich der Staat den Rechtsschutz nach Maßgabe seines allgemeinen Berufes ohne besondre Vergütung zu leisten habe, sodaß die auferlegten Gebühren lediglich den Charakter einer Gerichtssteuer trügen, welche wie alle Steuern fortschreitend zu gestalten sei. Aber dieser auch in der Eingabe des Delegirtenausschusses zum Ausgangspunkt genommene Gedanke unterliegt doch sehr erheblichen Bedenken. Nicht allein, daß diese bekanntlich auch auf dem sozialdemokratischen Programm erscheinende Forderung der unentgeltlichen Rechtspflege praktisch betrachtet zu

einer ganz ungemessenen Vermehrung der Prozesse führen würde, sondern es muß auch grundsätzlich für verkehrt gehalten werden, die Kosten einer Staatseinrichtung, welche nur in ihrer allgemeinen Form allen Staatsbürgern zu Gute kommt, in ihrer konkreten Anwendung aber nur denjenigen Nutzen schafft, welche in die Lage kommen, Prozesse führen zu müssen, dessen ungeachtet ausschließlich oder auch nur vorwiegend aus den gemeinsamen Steuern zu bestreiten.

Bekanntlich erlangen die einzelnen deutschen Staaten längst keinen zureichenden Ersatz ihrer Aufwendungen für das Gerichtswesen aus den Gerichtskosten, und wenngleich der Einwand des Delegirtenausschusses als begründet anerkant werden muß, daß den Ausgaben nicht, wie es in der Begründung der Vorlage geschieht, lediglich die Einnahmen aus Zivilprozessen gegenübergestellt werden dürfen, so ergiebt doch selbst die jener Eingabe beigefügte Berechnung aller Einnahmen aus der Gerichtsverwaltung — obwohl hier unberechtigterweise die Soll-Einnahme zu Grunde gelegt ist — immer noch einen erheblichen Fehlbetrag, und es ist deshalb durchaus ungerechtfertigt, wenn die Ausführungen der Anwälte bei jedem einzelnen zur Beurteilung gezogenen Posten ihr Auge vergleichend auf den betreffenden Ansatz der Gerichtskostentabelle richten und vielen der vorgeschlagenen Änderungen nur deshalb widersprechen, weil nicht auch eine gleiche Ermäßigung der betreffenden Gerichtsgebühr beabsichtigt sei. Diese Vergleichung der Gerichtskosten ist unter allen Umständen verkehrt, mag sie zu Ungunsten oder zu Gunsten der Anwälte erfolgen. Einerseits kann der Staat Rücksichten nehmen, welche er den Anwälten nicht zumuten darf, anderseits bleibt das Gesamtergebnis für den Staat immer noch ungünstig genug, er legt ohnehin noch ein hübsches Stück Geld zu, während doch der Anwalt nach allen Anschlägen immer eine angemessene Vergütung seiner Mühe erhalten soll. Einfach wunderlich aber ist es, wenn auch hier wieder einmal der Ehrenpunkt herbeigezogen und behauptet wird, die Ehre des Anwaltstandes erfordere, daß die Entschädigung für eine bestimmte Arbeit bei ihm nicht geringer bemessen werde, als für eine entsprechende Thätigkeit des Gerichts.

Nicht minder unzutreffend ist die mit feststehender Gleichmäßigkeit wiederkehrende Behauptung, die Regierung wolle die insgesamt zu teure Rechtspflege jetzt lediglich auf Kosten der Anwälte billiger machen. Sind nicht durch die Novelle vom 29. Juni 1881 ausschließlich die Gerichtskosten herabgesetzt worden, sodaß es jetzt nur der zweite Schritt ist, wenn man auch die Anwaltsgebühren ermäßigt? Es ist doch gleichgiltig, ob man diese beiden Schritte gleichzeitig thut oder mit dem einen voranging und mit dem andern nachfolgt.

Dagegen ist der fernere Vorwurf in vollem Maße begründet, daß die Regierungsvorlage in keiner Weise ausreichendes Material biete, um die Hauptfrage: „Verdienen die Anwälte jetzt mehr als erforderlich?“ mit irgend welcher Bestimmtheit beantworten zu können. Wer infolge seines Berufs mitten in den einschlägigen Verhältnissen steht, sei es als Anwalt oder als Richter, wird sich

freilich hierüber ein mehr oder minder feststehendes Urteil gebildet haben, allein er wird zugeben müssen, daß dieses, abgesehen von der selbstverständlichen Begrenzung auf einen bestimmten Bezirk, mehr oder weniger auf einem allgemeinen Eindrucke beruht und durchaus derjenigen festen Unterlage entbehrt, welche erforderlich ist, um darauf eingreifende Maßregeln der Gesetzgebung zu gründen.

Die Regierungsvertreter haben diese Feststellung aus dem Grunde für unerheblich erklärt, weil sie der höheren Forderung gegenüber, eine notwendige Entlastung des rechtsuchenden Publikums herbeizuführen, nicht ins Gewicht fallen könnten. Allein der Anspruch der Anwälte, bei angemessener Zahl und Beschäftigung auch ein angemessenes Auskommen zu haben, ist schlechterdings und unter allen Umständen begründet. Sollte deshalb von den beiden feststehenden Thatsachen ausgegangen werden müssen, daß einerseits die Prozeßkosten eine Ermäßigung erfordern, anderseits die Einnahmen der Anwälte eine Verringerung nicht ertragen, so gäbe es in der That keinen andern Ausweg, als daß die Gesamtheit, der Staat, den Ausfall trüge und seine Gerichtsgebühren ermäßigte.

Weiter ist von den Regierungsvertretern behauptet worden, daß die Forderung einer statistischen Ermittelung des Anwaltseinkommens unausführbar und auch ohne Nutzen sei, da der etwa festgestellte Betrag doch nur ein Durchschnittswert sein könne und deshalb die Verteilung auf die einzelnen Anwälte gar nicht erkennen lasse. Was zunächst den letzteren Einwand betrifft, so ist allerdings zuzugeben, daß mit Ermittelung eines Durchschnittseinkommens etwa für ganz Deutschland in der That nicht das Geringste gewonnen wäre. Aber man wird auch eben aus diesem Grunde nicht den Durchschnitt, sondern die Einzeleinnahmen, wie sie sich in den verschiednen Gerichtsbezirken gestalten, als dasjenige Ziel unsers Wissens bezeichnen müssen, auf welches die anzustellenden Ermittelungen zu richten sind.

Dieses Ziel kann nun — und damit kommen wir auf den andern Einwand — nicht erreicht werden durch eine Durchsicht verschiedner gerichtlicher Akten aus gewissen Zeiträumen, zumal da diese letzteren, wie ganz richtig hervorgehoben wird, manche Arten von Einnahmen gar nicht ersehen lassen. Erfolg kann das ganze Ermittelungsverfahren nur haben, wenn unmittelbar an die Quelle, nämlich an die Geschäftsbücher der Anwälte, herangetreten wird. Nun ist es richtig, daß niemand in der Welt, weder die Regierungen, noch auch die Anwaltskammern, die Einsicht dieser Bücher zu verlangen berechtigt ist. Allein es muß, zumal bei dem aus den Kreisen der Anwälte selbst fast allgemein geäußerten Wunsche nach Anstellung solcher Ermittelungen, als eine Forderung der Billigkeit erscheinen, den Anwälten wenigstens das Angebot solcher Untersuchung zu machen, umsomehr als sich erwarten läßt, daß bei Einschlagung eines geeigneten Verfahrens, welches für Sicherung der nötigen Diskretion Sorge trägt — etwa Ernennung von Vertrauensmännern durch die Vorstände der Anwaltskammern,

welchen die Mitglieder der Kammer ihre Bücher vorzulegen hätten — nur eine geringe Minderzahl ihre Mitwirkung versagen würde. Sollten aber wider Erwarten solche Weigerungen in so erheblichem Umfange erfolgen, daß dadurch das angestrebte Ziel vereitelt würde, so bliebe immer noch der jetzt eingeschlagene Weg übrig, und es könnten sich dann die Anwälte nicht beklagen, wenn ihren Einwendungen keine Beachtung zuteil würde.

Die Vertreter der verbündeten Regierungen haben diesem in der eingesetzten Reichstagskommission hervorgetretenen Wunsche insoweit Rechnung zu tragen versucht, als sie im Laufe der Verhandlungen eine Denkschrift vorgelegt haben, nach welcher auf Grund der im Jahre 1882 bezüglich der Gerichtskosten bei den Landgerichten veranstalteten Erhebungen eine Berechnung sowohl der Anwaltseinnahmen als der als notwendig anzuerkennenden Anzahl von Anwälten für ganz Deutschland unternommen wird, und bei welcher die Verteilung der Gesamteinnahme von 20 Millionen Mark ein Durchschnittseinkommen von rund 5250 Mark oder 7000 Mark ergiebt, je nachdem man die thatsächlich vorhandene Zahl von 3800 Landgerichtsanwälten zu Grunde legt, oder diese auf die Anzahl der als notwendig anzuerkennenden 2800 ermäßigt. Allein diese Angaben unterliegen dem erheblichen Bedenken, daß die dabei versuchte Ermittelung der Anwaltseinnahmen aus den Gerichtskosten immerhin recht unsicher bleibt, und außerdem, wie schon hervorgehoben ist, eine Durchschnittsziffer für ganz Deutschland kaum ausreichenden Anhalt für die zu treffende Entscheidung bildet.

Es muß deshalb nach wie vor die Beibringung von statistischen Ermittelungen als durchaus erforderlich bezeichnet werden, und diese werden sich neben den bereits hervorgehobenen Punkten für diejenigen Länder, in welchen die Anwälte zugleich Notare sind, u. a. auch auf die Einnahmen aus dem Notariat zu erstrecken haben.

Aber es bleibt noch ein andrer wichtiger Umstand, welcher zweckmäßig in den Kreis der Ermittelungen wird eingeschlossen werden müssen. Es ist schon bei den Verhandlungen im Reichstage darauf hingewiesen worden, daß bei dem jetzigen System der Pauschsätze die Thätigkeit in kleinen Sachen, welche wegen des geringern Wertes durchaus keine geringere Mühe erfordern als die großen, offenbar nicht ausreichend vergolten wird, der Anwalt vielmehr darauf hingewiesen ist, den hier entstehenden Fehlbetrag durch den Überschuß der höheren Wertklassen zu decken. Es ist deshalb nicht zulässig, bei der Ausmessung der höheren Gebühren das Verhältnis zwischen Mühe und Vergütung lediglich innerhalb dieser Klassen zu berücksichtigen, sondern es ist auch dabei jene Ausgleichung dabei ins Auge zu fassen.

Nun ist aber nicht zu verkennen, daß eine solche Ausgleichung bei den bisherigen Taxen sich nur in sehr unvollkommenen Maße vollzieht, indem die Prozesse mit hohen und mit niedrigen Wertbeträgen sich sehr ungleich verteilen, und — um gleich den springenden Punkt zu bezeichnen — es muß, ohne dem

Ergebnis der oben empfohlenen Ermittlung vorzugreifen, als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden, daß zwar die Gebühren der Landgerichtsanwälte eine Schmälerung vertragen, daß aber diejenigen Anwälte, welche ausschließlich oder doch überwiegend bei den Amtsgerichten thätig sind, schon jetzt kaum ein ausreichendes Einkommen haben, um sich und ihre Familie davon standesgemäß zu erhalten. Nun kann man freilich die Frage aufwerfen, ob es überhaupt wünschenswert sei, daß die amtsgerichtlichen Prozesse von Anwälten geführt werden. Aber wenn auch zugegeben werden muß, daß das Vorhandensein von Anwälten auch bei den kleineren Amtsgerichten nicht als ein Ziel betrachtet werden kann, auf dessen Erreichung der Gesetzgeber in erster Linie bedacht sein mußte, so ist es doch immerhin eine Annehmlichkeit für das rechtsuchende Publikum, wenn es nicht gezwungen ist, wegen einer Angelegenheit, die ihrer Natur nach die Zuziehung eines Anwaltes erfordert, wiederholt weite Reisen nach dem Sitze des Landgerichts zu unternehmen.

Dieses Ziel wird bei der jetzigen beschränkten Zuständigkeit der Amtsgerichte selbst ohne Schmälerung der jetzt bestehenden Gebührensätze sich nicht erreichen lassen, weil die bei einem mittleren Amtsgerichte vorkommenden Geschäfte nicht ausreichen, einen Anwalt genügend zu beschäftigen. Es dürfte deshalb geboten sein, bei dieser Überlegung eine andre Frage mit in den Kreis der Erwägungen zu ziehen, über welche auch sonst schon vielfach verhandelt worden ist, nämlich die Frage der Ausdehnung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit mindestens auf die Wertstufen bis 500 Mark. Durch eine solche Änderung würden die Einnahmeverhältnisse wesentlich zu Gunsten der Amtsgerichtsanwälte verschoben und diesen die Möglichkeit des Bestehens auch an solchen Orten geschaffen werden, an welchen sie bisher nicht vorhanden war.

Der Vorschlag, die Zuständigkeitsgrenze nicht bei 300, sondern bei 500 Mark zu setzen, ist bereits in der Reichstagskommission zur Beratung der Gerichtsverfassung gemacht und dort nach eingehender Beratung mit vierzehn gegen zwölf Stimmen hauptsächlich aus dem Grunde abgelehnt worden, weil man eine unzureichende Beschäftigung der Landgerichte befürchtete, auch meinte, daß das amtsgerichtliche Verfahren bei größeren Sachen sich langsamer gestalten würde als das landgerichtliche. Daß diese Befürchtungen unbegründet waren, wird heute wohl ziemlich allseitg zugegeben werden, und ohne die schon damals eingehend erörterten Gründe nochmals zu würdigen, soll nur darauf hingewiesen werden, daß bei dieser Maßregel das Interesse des Publikums mit dem der Anwälte sich vollkommen deckt.

Zunächst in materieller Beziehung, denn es ist nicht zweifelhaft, daß mit der Dezentralisirung, der Ausbreitung der jetzt wesentlich auf die Landgerichtssitze beschränkten Anwälte auf das ganze Land die Gesamtmenge des zur Bearbeitung durch Rechtsanwälte gelangenden Materials und des auf die Gesamthöhe der dem Stande zufließenden Einnahmen sich in eben dem Maße

steigert, wie es der Bevölkerung möglich wird, sich den durchaus wünschenswerten und jetzt entbehrten Rechtsbeistand zu verschaffen.

Aber auch in ideeller Hinsicht ist mit dieser Dezentralisirung eine Hebung des Standes und in demselben Maße ein Vorteil für die Bevölkerung verbunden. Es geht dem Anwalte wie dem Richter: an einem großen Orte steht er dem Publikum fern, an einem kleinen ist er der natürliche Berater. Sein Gesichtskreis wird ein andrer, er wird aus einem juristisch-geschäftlichen zu einem menschlich-teilnehmenden, seine Thätigkeit aus einer extensiven zu einer unendlich mehr befriedigenden intensiven, und die Bevölkerung wird durchsetzt von Elementen, welche, so segensreich sie wirken könnten, ihr bisher fast entzogen waren.

Die Regierungsvertreter haben sich bei den Kommissionsverhandlungen diesen von mehreren Seiten befürworteten Zwecken durchaus geneigt erwiesen, ebenso wie aus dem Kreise des Publikums (so kürzlich wieder von der Mannheimer Handelskammer) wiederholt darauf bezügliche Wünsche geäußert worden sind.

Jedenfalls ist der eben hervorgehobene enge Zusammenhang mit der Gebührenfrage nicht zu verkennen, und es wäre vielleicht erwünscht, die ganze Gebührenänderung bis dahin zu vertagen, daß auch die Änderung in der Organisation der Gerichte zur Ausführung reif wäre. Überhaupt — und damit möge zum Schlusse noch das von der Regierung gegen die Forderung von statistischen Erhebungen gerichtete Bedenken entkräftet werden — wird es in der That nicht als erheblicher Übelstand betrachtet werden können, daß die Vorlage in der laufenden Session nicht mehr hat erledigt werden können. Besondere Eile hat die Sache nicht, und daß der jetzige Entwurf einen etwas stückwerkartigen, wenig organischen Charakter zeigt, dürfte sich ebensowenig bestreiten lassen. Häufig werden Gesetze durch einen beim ersten male gescheiterten Anlauf nur besser, und so darf auch bei der vorliegenden Frage der Hoffnung Raum gegeben werden, daß ein in einer späteren Session wiederholter Entwurf in der Lage sei, manchen der jetzt ausgesprochenen Bedenken Rechnung zu tragen.

Nachtrag. Die Beratungen der Reichstagskommission haben ihren vorläufigen Abschluß erreicht mit dem am 10. Juni gefaßten Beschlusse: I. In eine weitere sachliche Beratung der Vorlage zunächst nicht einzutreten. II. Beim Plenum zu beantragen: Der Reichstag wolle beschließen, den Bundesrat um Vornahme von Ermittlungen zu ersuchen behufs Feststellung folgender Punkte: 1. welche Zahl von Anwälten zur Erledigung der ihnen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zufallenden oder zugefallenen Aufgaben nötig ist, und zwar a) bei den einzelnen Oberlandesgerichten, b) bei den einzelnen Landgerichten, c) bei den einzelnen Amtsgerichten; 2. wie hoch sich der Gesamtbetrag der Gebührenbeträge der Anwälte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten in den einzelnen zu 1 erwähnten Klassen herausstellt, und zwar: a) unter Zugrundelegung der gegenwärtigen Gebührensätze, b) unter Zugrundelegung der im Entwurfe vorgeschlagenen

Ermäßigungen. 3. Wie hoch daneben das Durchschnittseinkommen eines deutschen Anwalts bei jeder zu 1 erwähnten Klasse insgesamt zu veranschlagen ist. 4. Wie hoch sich in den einzelnen Bundesstaaten Ausgaben und Einnahmen a) bei der streitigen Zivilgerichtsbarkeit, b) bei der Strafgerichtsbarkeit, c) bei der freiwilligen Gerichtsbarkeit belaufen.

Braunschweig. W. Kulemann.



Goethes Briefe aus Italien.

Von Franz Wickhoff.

1.



Im September vergangnen Jahres hatten sich in manchen kleinen Orten Tirols Freunde zusammengethan, um mit heitern, unschuldigen Festen die hundertjährige Wiederkehr der Tage zu feiern, an welchen Goethe auf seiner Reise nach Italien dieses oder jenes Städtchen berührt hatte. Später stellten die Deutschen in Venedig an dem Hause, das er dort bewohnt hatte, eine Erinnerungstafel auf. Aber schon so bescheidne Veranstaltungen erregten Besorgnisse. Einflußreiche Tagesblätter brachten Untersuchungen, ob die Durchreise Goethes hier und dort für ihn, für den Ort, für die Nation von Bedeutung gewesen sei. Jene Männer und Frauen, die zu Goethes Andenken in fröhlicher Herbstfreude die Gläser hatten klingen lassen, mußten sich wohlmeinende Zurechtweisungen gefallen lassen. Es war ein Flüstern hin und her, als ob eine Gefahr drohte, gegen die man sich bei Zeiten waffnen müßte.

Die Deutschen haben eine alte Furcht, ihre großen Männer möchten zu stolz werden. Will sich solcher Übermut wieder offenbaren, dann schleicht mancher umher, beklommen spähend, wo wohl der beste Platz sei, seinen Knüppel hinzuwerfen, damit der zu hoch gewordene Landsmann stolpere und sich seiner Menschlichkeit bewußt werde. Solcher nachbarlichen Fürsorge haben sich sonst nur die Lebenden zu erfreuen; Goethe hat sie während seines langen Lebens genug erfahren. Unsterblich aber wie er und aus dem Staube sich immer wieder selbst erzeugend sind auch jene Bekümmerten, die seine bloße Existenz quält und drückt, denen jede laute Erinnerung an ihn wehe thut.

Vor kurzem fragte mich ein unterrichteter und sonst eben nicht unbillig denkender Mann, ob ich den Aufsatz gelesen hätte, der den Nachweis führt, daß

Goethe seine gerühmten tiefen Gedanken aus den Schriften des Giordano Bruno abgeschrieben habe? Es war aber auch an der Zeit! sagte er. Und dabei zuckte es über sein Gesicht wie ein Wetterleuchten, das einen heitern Zukunftstag verspricht, einen Tag, an dem ehrliche Arbeit, bürgerliche Tugend und wohlverbriefte Würde allein gelten werden, an dem jene übergepriesenen Übermenschen neben den alten ägyptischen Porphyrstatuen und andern Kolossen in den Antiquitätenkammern verschlossen stehen werden.

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seit Goethe seine Reise nach Italien machte. Das Jahr 1787 brachte er ganz in Italien zu. Warum sollte man sich nicht freudig daran erinnern, sich nicht von neuem der Geschenke erfreuen, die er uns reichlich von dort heimgebracht hat? Es ist ein Fest für alle und für jeden Einzelnen von uns, daß Goethe hundert Jahre vor uns gelebt und gewirkt hat, sodaß der Same, den er mit segnender Hand ausstreute, Zeit hatte zu keimen, daß wir nun Blüten sehen und uns an den reifenden Früchten erquicken können.

Zuweilen gemahnt es einen, als wandelte er noch unter uns. Mißwollen störte ihn nie; wurde er mit seinen Gaben abgewiesen, gleich brachte er neue und reichere herbei. So überhäuft er uns noch heute, das Widerstreben in alter Weise bekämpfend, mit unschätzbaren Geschenken. Die nun geöffneten Schreine seines Hauses boten uns vergangnes Jahr jene merkwürdigen Briefe an Behrisch mit der Schilderung des frühen Ausbruchs eines leidenschaftlichen Herzens, und, als sollte des Guten kein Ende sein, werden uns zur hundertjährigen Wiederkehr der Reisejahre Goethes Briefe und Tagebücher aus Italien bescheert, aus denen er später durch Weglassen und Zusetzen die italienische Reise zusammenstellte. Sie sind im Auftrage der Goethegesellschaft von Erich Schmidt herausgegeben worden, mit sorgfältigen Erklärungen und einer feinen Einleitung.*)

Sie gewähren uns einen neuen Einblick in diese wichtige Periode seines Lebens. Wo Goethe so viel des Erlebten mit allen seinen Bedingungen und Wirkungen mitgeteilt hat, erscheint es fast verwegen, anders als mit seinen Worten Ereignisse seines Lebens schildern zu wollen. Und doch ist es wieder eine Pflicht, sobald uns eine neue Quelle für die Kenntnis dieses Lebens erschlossen wird, darauf hinzuweisen, das Neue mit dem Bekannten zu vergleichen und in dasselbe einzuordnen.

Goethe hatte sich, als er seine Reiseeindrücke in späteren Jahren zu jenem bekannten Buche über die italienische Reise zusammenstellte, von seinen Freunden die Briefe und Tagebücher, die er von Italien aus an sie gesandt hatte, zurückgeben lassen. Nachdem er sie ausgezogen und verarbeitet hatte, vernichtete er einen großen Teil, mehr als die Hälfte; nur die Schriftstücke über den ersten

*) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. Schriften der Goethegesellschaft, im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt. Weimar.

Teil der Reise bis zum Aufenthalt in Neapel im Frühling 1787 blieben, mehr zufällig, vollständig erhalten. Eben diese sind uns jetzt bekannt gemacht worden, und sie zeigen, daß wir Veranlassung und Stimmung während der Reise nicht immer richtig beurteilt haben.

Zehn Jahre hatte Goethe in Weimar gelebt. Was ihn im Drange der Geschäfte, was ihn in den stillen Stunden geistiger Sammlung und künstlerischen Schaffens erfüllte, haben uns in einem treuen Bilde seine Briefe an Charlotte von Stein erhalten. Wie er sich erst von dem stillen, feinen Wesen der außerordentlichen Frau angezogen fühlte, wie sie seine dumpfe Jugend beschwichtigte — seine Besänftigerin nennt er sie —, davon hat er in der Iphigenie ein poetisches Gleichnis hingestellt. Seine ruhige Neigung wird bald zur heftigen Leidenschaft, die er ihr in unzähligen Briefen bekennt. So weit es ihrer schönen, aber ebenen, flutenlosen Seele möglich ist, erwiedert sie die treue Liebe mit aufrichtiger Neigung. Diese Briefe, immer gleich in ihrem Wesen wie die Wogen des bewegten Meeres, aber in ihren Gestalten immer wechselnd, sind das kostbarste Besitztum unsrer Literatur geworden. Sie sind mit nichts zu vergleichen, was sonst von Zeugnissen erregter Seelenzustände bekannt geworden ist. Wie Goethes Lieder, üben die Bände, in denen sie gesammelt stehen, einen leisen Zwang aus, sie immer und immer wieder zur Hand zu nehmen.

Auf diese in ihrer Einfachheit so tief poetischen Ergüsse, auf diese nie ermüdende Schilderung eines bedrängten Herzens folgten als das nächste Bekenntnis aus Goethes Leben die Bücher der italienischen Reise in ihrer klassischen Ruhe: rein objektive Darstellung des Geschauten und Erlebten. Das achtzehnte Jahrhundert hatte eine berühmte Beschreibung einer Reise nach Italien, Sternes sentimentale Reise, ein Buch, das in der europäischen Literatur Epoche machte. Nichts als Empfindungen enthält es, jeder äußere Gegenstand läßt aus der Seele Schmerzen und Freuden in Garben und eine ganze Girandola von Witzfunken aufsprühen. Man merkt es kaum, so wenig wird man auf die äußeren Umstände aufmerksam gemacht, daß der Reisende abbricht, noch ehe er den Boden Italiens betreten hat; denn es war eben nicht eine Reise hierhin und dorthin, sondern eine Reise in das eigne Herz. Wie hatte dieses Buch noch auf den Werther eingewirkt! In Goethes italienischer Reise aber ist nun gar nichts mehr davon, nicht einmal etwas von dem, was man geistreich nennt, kein Witz, kein Einfall; immer stehen die Dinge da, wie sie sind, und wenn sie einmal gerückt und gedreht werden, so ist es nur, um sie an den Platz zu stellen, von dem aus ihre Stimme besser vernehmbar wird.

Ist es uns zu verdenken, wenn wir früher schlossen, Goethe habe jene ewige Spannung der Liebe nicht mehr ertragen können, es habe ihn endlich jenes „süße Gift der unbefriedigten Liebe" krank gemacht, er habe in der Entfernung, die eine Trennung vorbereiten sollte, in ruhiger Betrachtung von südlicher Natur und Kunst gesunden, die ersehnte Ruhe finden wollen?

Andres lehren uns die neu bekannt gewordenen Briefe, die er regelmäßig an jedem Posttage an Frau von Stein sandte, während er daneben, wenigstens bis zur Ankunft in Rom, ein an sie gerichtetes Tagebuch führte. Es steht alles darin, was wir in der italienischen Reise lesen, aber in wie anderm Lichte erscheint es! Was er sieht, was er erlebt, sieht er, erlebt er nur für die geliebte Frau; nicht wie ein Gegensatz zu den Briefen an Charlotte während der letzten Jahre, sondern wie eine höchste Steigerung alles dessen, was wir dort mit Anteil und Bewunderung lesen. Waren in den früheren Briefen nur die zärtlichen, die sehnsuchtsvoll bekümmerten Töne angeschlagen, so bricht nun in den Briefen aus Italien wie mit Naturgewalt hervor, was früher der leidenschaftlichen Rede und Gegenrede aufgespart war. Sein erstes ist, als er endlich in das so lange ersehnte Rom kommt, an sie zu schreiben; an sie ist auch wieder sein letztes Wort gerichtet, ehe er die Stadt verläßt. In dem vollen Bewußtsein, die wichtigste Periode seines Lebens abgeschlossen zu haben, sucht er in einem tief ergreifenden Briefe die ganze Summe seines Verhältnisses zu ihr zu ziehen. Ein Vorwurf von ihr über seine geheime Abreise reißt ihn aus seiner ganzen Thätigkeit, und mit rührenden Worten fleht er sie an: „Erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, damit ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe, sieh mich nicht von dir geschieden an, nichts auf der Welt könnte mir ersetzen, was ich in dir verlöre.“ Aber nicht nur in solchen Augenblicken, wo in Schmerz und Liebe seine große Seele hervorbricht, jeden Tag und jede Stunde gedenkt er ihrer. Das Tagebuch wollte er erst schreiben, daß es mitteilsam wäre, daß sich auch die andern Freunde daran erfreuen könnten; „es ging aber nicht — sagt er —, es ist allein für dich.“ Im großen und im kleinen gewinnt die Darstellung ein neues Interesse. Bei der Erklärung der italienischen Uhr z. B. heißt es in der gedruckten Reise mit etwas gezwungener Wendung: „Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hilfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundeneinteilung mir leichter zueignen möchte.“ Jetzt lesen wir die einfachen Worte: „Damit dir die italienische Uhr leichter begreiflich werde, habe ich gegenüberstehendes Bild erdacht.“ Sie soll die beständige Teilnehmerin sein an allem, was er gewinnt, mit ihm soll sie reicher werden, unerschöpflich ist er in der Wiederholung, daß alles nur für sie bestimmt ist. „Wozu sähe ich das alles, wenn ich es dir nicht mitteilen könnte“ — „Behalte es aber für dich, wie es nur für dich geschrieben ist.“

Vielleicht ist keine Stelle für den Unterschied des gedruckten Buches und der Briefe, aus denen es entstanden ist, bezeichnender, als das Blatt vom 27. Oktober 1786 aus Terni, das aus einer Abschrift der Frau von Stein schon früher bekannt geworden war, ohne daß man seine Wichtigkeit erkannt hätte. In der italienischen Reise heißt es: „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasselbe mit Freuden beschaute, am

Anfange einer schönen Pleine zwischen Bergen, die alle noch Kalk sind u. s. w." In den Briefen lesen wir: „Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahre vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu dir, mein lieber Schutzgeist. Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit dir zu leben, von dir geliebt zu sein und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mirs voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen." Hierauf folgt die Beschreibung der Lage von Terni, die er nur wenig verändert drucken ließ. Daß er selbst in so bewegter Stimmung klar und rein zu sehen vermochte, daß ihm die sichere Hand niemals versagte, das Geschaute darzustellen, hat zu dem Mythus von Goethes Kälte geführt; als lebten wir tausend Jahre von ihm entfernt, als wäre jede Kunde verschollen von seinem reichen Herzen, das immer voll und offen war.

Wie einst Sterne, so reiste auch Goethe mit seinem Herzen, nur daß Menschenherzen so verschieden sind wie Menschengesichter. Nicht neben seiner Liebe besteht seine Objektivität, sondern sie wird recht eigentlich genährt durch das, was heimlich in ihm ist. Auf dem Grunde eines klaren Bergsees sprudeln Quellen, langsam wachsen in ihm vielfach verschlungene Pflanzen, und von der verschlossenen Muschel bis zu dem flüchtigen Fische hegt er ein Reich buntbewegten Lebens. Die stille Oberfläche aber spiegelt, was ihn umsteht und umdrängt, Felsen, Wiesen und Wald, und was über ihm wandelt, die Sonne bei Tage, und zur Nachtzeit den Mond und Sterne.

2.

Worin bestand nun jene höchste Notwendigkeit, die ihn zwang, sich von seiner Liebe loszureißen? Er hat sich oft darüber ausgesprochen, nicht nur an die Freundin, auch an Herder und an den Herzog. Ja wie seine reine Seele keinen Unterschied kennt zwischen hoch und gering, wenn er einmal schätzen und lieben gelernt hat, fühlt er es als eine Pflicht, sich auch gegen den Diener zu erklären, den er zurückgelassen, gegen ein Kind, das er mit liebender Sorgfalt erzogen hat. Seine Gründe hat er nie einfacher ausgesprochen als in jenem Briefe an Fritz Stein: „Mache dir keine traurige Vorstellung von meinem Außenbleiben. Es war mir höchst nötig, daß ich wieder eine Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen mir eigen machte, an denen ich wieder eine Weile verdauen kann. Es wird mir und all den Meinen zu Gute kommen."

Er hatte sich erschöpft, im Geschäftsleben verloren, nicht zum wenigsten vielleicht in den jahrelang währenden Mitteilungen an Charlotte. Er bedarf neuer Eindrücke, wenn er seine Gestaltungskraft nicht verlieren soll, als Künstler fühlt er sich bedroht. Kein äußerer Zweck treibt ihn, nicht bestimmte Studien, nicht einmal die Absicht, sich in den bildenden Künsten zu vervollkommnen, für

die er sich in quälenden Jugendtagen bestimmt glaubte. Eigne bildkünstlerische Thätigkeit kommt in Italien erst später hinzu, mehr angeregt durch seinen Umgang mit Künstlern, niemals als Selbstzweck, sondern nur um für Anschauen und Aufnehmen empfänglicher zu werden. „Ich will, sagt er, so lange ich hier bin — und das ist das eigentliche Programm seiner Reise —, die Augen aufthun, bescheiden sehen und erwarten, was sich mir in der Seele bildet.“ „Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man oben offen unter das Wasser stößt, so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereit ist.“ „Ich bin fleißig — sagt er ein andermal —, ich nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus.“ Italien hat er zum Ziele seiner Reise gewählt, weil er hier in Natur und Kunst des Neuen am meisten sehen kann; er, der der Todfeind aller leeren Worte ist, will endlich, was ihm von früher Jugend an in Texten und Kommentaren vom Altertume überliefert wurde, durch Aufsuchen der klassischen Gegenden, Ruinen und Kunstüberreste vor sich lebendig machen. Er will seine Seele erweitern und reinigen, ihr zunächst den „höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst“ geben. „Ich will nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist.“ Nichts wäre vergeblicher, als wenn man um Goethes Aufenthalt in Italien eine Darstellung der damaligen Zustände der Gesellschaft, der Wissenschaft, überhaupt der höhern Kultur des Landes gruppiren wollte; nicht auf das gegenwärtige, „auf das Rom, das alle zehn Jahre wechselt,“ sondern auf das Bleibende in Natur und Kunst kam es ihm an.

Man hat es Goethe oft zum Vorwurfe gemacht, daß er für gewisse Zeiten der italienischen Kunst keinen Sinn und kein Auge hatte; gewichtige Stimmen wie die Niebuhrs hielten mit ihrem Tadel nicht zurück. Die bildende Kunst nahm in jener Zeit eine eigentümliche Stellung ein. Ein sonderbarer Umschwung bereitet sich vor oder hat sich schon halb vollzogen. Die Kunst lag im Sterben, und überall standen Literaten, die ihr erhebende Totengebete vorsprachen. Das Geschlecht der großen Freskomaler, das durch Jahrhunderte hindurch die römischen Kirchen und Paläste mit rauschenden Darstellungen geschmückt hatte, war abgestorben und versprach keine neuen Schößlinge mehr. Die letzten dieser Arbeiten hatte schon schlecht und recht ein zugewanderter Deutscher ausgeführt. Die Kunst hatte keinen mütterlichen Boden mehr. Die Zeit reifte heran, in der ein Däne in Rom unter dem Beifall Deutschlands griechische Skulptur nachahmte. Soll man es beklagen oder belächeln, daß es heute noch Bildungsschichten giebt, in welchen dieses Ereignis als eine Blüte der Kunst gepriesen wird?

Nichts ist inniger mit dem Boden verwachsen, nichts so fein mit unsichtbaren Fäden an das innerste Wesen eines Volkes geknüpft als seine bildende Kunst, das Wiederspiel seiner Sprache. Wie ein Volk in diese sein Empfinden, die ganze weite Erfahrung seiner Kinderjahre legt, so ist jene das Abbild dessen, was es mit

treuen Augen im Vaterlande hat wachsen sehen, was ihm in Mannesjahren die Phantasie als Ideal ausgebildet hat. Ein Künstler, der mit seinem Volke nicht mehr zusammenlebt, der aus der Seele des Volkes nicht seine tägliche Nahrung ziehen kann, ist wie ein Fisch ohne Wasser, wenn er nicht wie ein glatter Salamander ist, der sich in jedem Elemente zurecht findet. Ausführung und Gegenstand hingen bisher notwendig zusammen. Bemühen mußte man sich um die technischen Mittel, die Bewältigung der Formen lernte der Schüler. Aber niemals bemühte sich ein Künstler um die Gegenstände. Die waren da, sie erzeugte der Tag. Die Vorstellungen, deren die allgewaltige Kirche, deren die Frömmigkeit oder die Prachtliebe des Einzelnen bedurfte, sie riefen nur nach dem Künstler, damit er sie verkörpere. Niemand hatte bisher noch so niedrig von der Kunst gedacht, daß er an ihrer Kraft gezweifelt hätte, die aufgegebenen Stoffe zu bewältigen. Es war eine gute Zeit, in der überall das Bedürfnis nach Kunst früher da war, als das Kunstwerk, das es befriedigen sollte.

Diese Zeit war nun vorbei, der natürliche Zusammenhang von Poesie und Religion des Volkes mit der bildenden Kunst war schnell vergessen, man hatte die Kunst gleichsam abgezogen, sie als besondere köstliche Drogue für seltenen Gebrauch beiseite gestellt. Die Kunst war erschöpft, und man glaubte, nicht das Alter, sondern schlechte Nahrung habe sie auf den Tod gebracht. Durch erlesene Krankenkost wollte man ihr wieder aufhelfen. Es beginnt das Suchen nach fruchtbaren Gegenständen für die Kunst. Goethe selbst hat manche schöne Tage mit Nachsinnen über neue Aufgaben verdorben. Das allgemeine Heilmittel glaubte man in Stoffen aus der antiken Poesie in Nachbildung antiker Kunstwerke zu finden.

Inzwischen war nämlich ein weittragendes Ereignis eingetreten. Eben als sich die Kunst ausgelebt hatte, trat ein Pfadfinder auf, der das Interesse für sie in andrer Weise neu zu beleben wußte. Winkelmann hatte die Kunstgeschichte begründet. Weil er aber mit antiker Kunst begonnen hatte, in ihr mit Weitsicht aus beschränktem Material eine geschichtliche Entwicklung entdeckt, auf die Mannichfaltigkeit und das Besondere ihrer Gegenstände aufmerksam gemacht hatte, meinte man mit leicht begreiflicher Verwechslung in der Nachahmung dieser Kunst, vor allen in der Inspiration durch dieselben Gegenstände, die Rettung aus Zuständen der Schwäche zu finden, und vergaß, daß jene Gegenstände und Formen des Wichtigsten ermangelten, was sie zu ihrer Zeit ausgezeichnet hatte, der Gemeinverständlichkeit.

Noch andre Umstände wirkten zusammen, das Interesse ausschließlich auf die klassische Kunst zu beschränken. Die Aufklärung, kirchenfeindlich, war voll Scheu vor jenen märchenhaften oder pomphaften Darstellungen aus dem christlichen Mythenkreise, die bald zwei Jahrtausende lang die Kunst fast ausschließlich beschäftigt hatten, und wies zum Ersatze auf die olympischen Götter, die harmlos

und lustig genug schienen. Warnungen von dieser Seite klingen nach in jenen uns am befremdlichsten scheinenden Stellen der italienischen Reise, wo von christlichen Stoffen als von abscheulichen, nie genug zu verurteilenden Gegenständen gesprochen wird. Für den Deutschen kamen noch die neueren ästhetischen Schriften in Betracht, die gerade auf Goethes Jugend gewirkt hatten. Diese Schriftsteller, im protestantischen, kunstarmen Norden erzogen, waren unbekannt mit großen Leistungen der neuen Kunst, waren mit ihren Beispielen auf die Antike angewiesen, an die sie beim Mangel eigener Anschauung wenigstens von der Literatur her anknüpfen konnten.

Das Interesse für antike Kunst war so von verschiedenen Seiten in einem früher ungeahnten Maße wachgerufen. Goethen hatte es schon in der Heimat erfaßt, darauf war er vorbereitet, der Betrachtung dieser Werke gab er sich mit ganzer Seele hin.

Man darf nicht verlangen, daß er auch die Arbeit des geschichtlichen Forschers hätte leisten sollen. Auf diese kam es aber für die ältere italienische Kunst zunächst an, auf sie erst konnte die ästhetische Würdigung folgen. Es mag parador erscheinen, aber für die geschichtliche Forschung war Goethe zu objektiv. Sie setzt eine subjektive Beweglichkeit voraus, die seinem Wesen, dem es angemessen war, die Gegenstände ruhig an sich herankommen zu lassen, ihre Reife abzuwarten, ewig fern lag.

Nichts ist bezeichnender für die einfache Folgerichtigkeit seiner Natur, als sein Verhalten gegenüber der älteren italienischen Kunst. Er tritt ihr dort nahe, wo wirklich der einzelne Künstler mit vollem Ernste die Antike studirt hatte. Er ist der erste, der wieder den vollen Wert Mantegnas zu erkennen vermag, jenes Künstlers, der sich an der Statue gebildet hatte, der in der plastischen Durchführung seiner Kompositionen weiter ging, als irgend einer seiner Zeitgenossen, zuweilen sogar zu weit für ihren malerischen Zusammenhang. Unter den Architekten tritt ihm Palladio am nächsten, der eingehend, in mancher Beziehung noch heute musterhaft, die römischen Bauwerke durchforscht hatte. Sorgfältig und beifällig beachtet er, wie die unerschöpfliche Phantasie jenes geistreichen Künstlers immer neue Auswege findet, den modernen Bedürfnissen die alten Formen anzupassen. Italienische Medaillen sammelt er zu einer Zeit, wo Künstler wie Pisanello, die heute in aller Munde sind, kaum dem Namen nach bekannt waren, weil ihm ihre Werke von den antiken Münzen her, die sie nachzubilden versuchten, vertraulich waren. Man muß nicht verlangen, daß er Mauern hätte einrennen sollen. Er trat freimütig ein, wo eine Thür offen stand.

Im ganzen übersehen, setzt es uns im Gegenteile in Erstaunen, wie breit sein künstlerisches Interesse war: das Altertum von der ägyptischen Skulptur an, für deren feine Naturbeobachtung ihm sogleich das Auge aufgegangen war, die griechische Kunst, deren Bedeutung er ahnt — welche ausgebildete Empfänglichkeit setzt es voraus, aus einer schwächlichen Zeichnung sogleich den Wert der

Parthenonskulpturen zu erkennen! — die Renaissance von Raffaels und Michelangelos römischen Jahren an bis zu den Werken, die sich in die Zeit seiner eignen Jugend erstrecken. Selbst für Tiepolo hat er noch einen milden Blick. Bilder niederländischer Landschafter leben beständig in seiner Phantasie; tirolische Vordergründe erinnern ihn an Everdingen, und noch in Neapel möchte er die Mondnacht von Art van der Neer dargestellt sehen. Nehmen wir dazu, daß er schon lange für heimische Maler wie Albrecht Dürer, für nordische Baukunst das rechte Wort gefunden hatte, so sehen wir ihn das ganze Gebiet der alten und neuen Kunst umfassen. Nur wenige Jahrhunderte der italienischen Kunst sind ihm verschlossen; freilich sind das vierzehnte und das fünfzehnte darunter, die wir heute so übermäßig schätzen, daß sich fast der Begriff der Kunst mit ihren Werken deckt. Zwar nur uns Deutschen und den Engländern. Ein kunstgebildeter Franzose würde bei Goethe wenig vermissen, vielleicht das Repertoire eher zu reich finden. Auch wir sollten uns zuweilen die Frage stellen, ob unsre Reiseführer, die das arglose Publikum auf Fra Angelico und Signorelli hetzen, des Guten nicht zu viel thun. Künstler dieser Art zu verstehen, bedarf es langer Vorbildung, die sich nicht jeder verschaffen kann, während Guidos Sanftmut, Annibales Erfindungsreichtum, die Größe Ludovico Caraccis, an denen heute der Reisende vorbeigewiesen wird, leicht begreiflich wären. Mit weniger Trecento und Quattrocento würde mehr Freude und vielleicht auch mehr echtes Verständnis für Kunst unter die modernen Reisenden kommen.

Nicht von den Künstlern und Dichtern, wie so oft behauptet wird, ist die Beschäftigung mit der italienischen Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance ausgegangen. Ehe noch von Romantik, Nazarenertum oder Präraffaelismus die Rede war, hatte sich die Forschung jener Zeit wieder zugewandt. Folgerichtig hatten, nachdem Winkelmann die klassische Kunst geschichtlich behandelt hatte, Gelehrte den folgenden Zeiten ihre Studien gewidmet. Agincourt, der seinem Werte nach noch immer nicht richtig gewürdigte Begründer der modernen Kunstgeschichte, hatte schon Jahre vor Goethes Ankunft in Rom eine reiche Sammlung von Abbildungen nach Kunstwerken des Mittelalters und der Renaissance angelegt, die er nun mit großem geschichtlichem Takte ordnete und erklärte. Goethe hat diese Sammlung in Rom gesehen, sie macht ihm in jenen Tagen, in denen er ganz in der Antike lebt, auf jene spätere Kunst nicht vorbereitet ist, wenig Eindruck. Nur der Fortdauer der Kunstübung in den mittleren Zeiten wird er sich bewußt. „Man sieht — sagt er —, wie der Menschengeist während den trüben und dunkeln Zeiten immer geschäftig war.“

Das Erscheinen von Agincourts ausführlichem Werke, das er später in Deutschland kennen lernte, die ähnlichen Bemühungen Ottleys und der beiden Lasinio machen ihn in folgenden Jahren mit den großen Meistern von Florenz und Pisa bekannt. Und nun versäumt er keinen Augenblick, sich ihnen ganz

hinzugeben. Der zweite Teil des Faust ist voll von Anspielungen auf Werke der alten italienischen Kunst.

3.

Alles Studium der Natur und Kunst kommt, wie er es geahnt hatte, wieder dem Dichter zu Gute. Schon bei der rhythmischen Durchbildung der Iphigenie benutzt er Bilder und Büsten, um sich ihr Bild lebendiger auszugestalten. Im Tasso, dem Mittelpunkte seiner poetischen Thätigkeit in Italien, schießt Leidenschaft, Poesie, Kunst und italienische Natur wie in einem Brennpunkte zusammen. Über die Entstehung dieses Werkes erhalten wir durch die Briefe aus Italien neue Belehrung. Im Oktober 1780, also zu einer Zeit, in der das Verhältnis zur Stein noch nicht seinen späteren heftigen Charakter angenommen hatte, war der Plan zu dem Stücke entstanden. Zwei Akte wurden ausgeführt. Sie waren wie die erste Iphigenie in einer Art rhythmischer Prosa abgefaßt. Von einer Nachricht in Mansos alter Biographie des Tasso ausgehend, die ihm durch Heinses Übersetzung in der Iris wieder vor Augen gekommen war, sollte es schildern, wie Tassos verborgene Liebe zu einer Dame des Hofes von einem ferraresischen Edelmanne, der sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt hatte, verraten wird. Tasso stellt ihn zur Rede, schlägt ihn ins Gesicht und muß nach einem Zweikampfe, in welchem der Verräter fällt, aus Ferrara fliehen, eine Begebenheit, die zum Ursprung seiner späteren Leiden wurde. Ein persönliches Erlebnis mag Goethen auf diesen Stoff geführt haben. Er hatte einen Genossen der Geniezeit, der den Stil seiner Jugenddichtungen mit viel Geschick nachzuahmen versucht hatte, Reinhold Lenz, in Weimar aufgenommen. In diesem hatte sich ein geheimer Haß gegen Goethe entwickelt. Er konnte die immer wachsende Größe seines Vorbildes nicht ertragen. Er war Goethes erster wirklicher Feind aus Neid. Es war ein Verhältnis gleich dem zwischen Bandinelli und Michelangelo. Wie Bandinelli glaubte, wenn er nur des Michelangelo Marmorblöcke habe, könne er des Michelangelo Dinge machen, so suchte sich Lenz in kindischer Weise des Materials zu versichern, an dem sich Goethes Empfindungen bildeten. Er suchte sich die Neigung der Frauen zuzuwenden, die Goethe liebten. Dann wollte er alles machen, was Goethe machte, nur besser, um zu zeigen, wie es hätte geschehen sollen. Erst hatte er bei Friederiken Goethes Vertrauen mißbraucht, nun in Weimar drängte er sich an die Stein und beging eine jener ihm eigentümlichen, halb läppischen, halb verschmitzten Indiskretionen, von denen seine Komödien und schamlosen, aus dem Nachlasse veröffentlichten Fragmente genug Beispiele geben.

Nur kurze Zeit arbeitete Goethe am Tasso. Das Abenteuer mit Lenz mag für ihn bald alle Bedeutung und damit auch der Stoff seine Anziehungskraft verloren haben. Das Fragment nahm er nach Rom mit, um es gelegentlich für die neue Ausgabe seiner Werke zu überarbeiten.

Merkwürdig ist nun, wo des Tasso in der italienischen Reise zum erstenmale mit Bedeutung gedacht wird. Als Goethe sich anschickt, Rom zu verlassen, schreibt er noch in den letzten Augenblicken vor der Abreise an die Stein. Der Brief, der uns jetzt in der ursprünglichen Fassung vorliegt, hat in dem Buche eine weitgehende Änderung erfahren. Hier lesen wir nach einleitenden Bemerkungen über die Fortsetzung seiner Reise, die aus dem Originalbriefe beibehalten wurden, seinen Bericht über seine Absichten, weitere Studien und Arbeiten betreffend, wobei Tasso als die wichtigste zunächst vorzunehmende Arbeit hervorgehoben wird, wovon im Originalbriefe nichts enthalten ist. Der Stein schreibt er im Gegenteil, er wolle nicht eingehen auf das, was er in Rom sich zu eigen gemacht habe; alles drängt ihn, ihr in diesem merkwürdigen Augenblicke wieder einmal seine ganze Liebe zu bekennen, in Worten, welche über die nur zu oft besprochene Natur dieses Verhältnisse völlige Klarheit verbreiten: „An dir hänge ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft die Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nennen, stellen und legen, wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben, wie ich will, immer, immer — verzeihe mir, daß ich dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt."

Nicht das erstemal, hören wir, kann er den Ausdruck leidenschaftlicher Sehnsucht nicht zurückhalten. Manche Stellen in früheren Briefen an die Stein werden nun verständlich. Wie sein Tasso Leonoren, ist er mit zu kühnen Wünschen an sie herangetreten, wenn auch im Leben nur eine oft schwer ausgleichbare Verstimmung, nicht wie im Drama ewige Trennung, die Folge war. Als Goethe für den Druck seiner Reise nach Jahren diese Briefstelle, die nicht mitteilsam war, las, kam ihm sogleich der Tasso in den Sinn, in welchem diese Gefühle nachgebildet sind.

In der Folge ist in den Briefen an Herder und an den Herzog häufig von der Arbeit am Tasso die Rede, zugleich aber davon, daß er alles, was er bisher daran gemacht habe, wegwerfen müsse. Das darf uns nicht überraschen. War Tasso früher eine Geschichte verratener Freundschaft, so wird er jetzt zum Trauerspiele der unbefriedigten Liebe. Goethe hatte in Italien eine neue Biographie des Dichters kennen gelernt und hier die Anekdote gefunden, daß Tasso, von Leidenschaft bezwungen, die Prinzessin einmal vor dem versammelten Hofe geküßt habe. Das war zum Mittelpunkte der neuen Dichtung geworden, in die er ein Bekenntnis über die zehn letzten Jahre seines Lebens legt: alle Zweifel an einer künstlerischen Begabung, Zwang und Widerspruch seines künstlerischen Gewissens gegen Hof- und Geschäftsleben, als Anfang und Ende aber die Liebe zu jener Frau, der sein ganzes Wesen hinzugeben ihm für immer versagt war. Daß ein gutes Teil seines Lebens in diesem Stücke liege, hat er

im Alter selbst gegen Eckermann bekannt. Nicht der Bruch mit der Stein, wie gefabelt wurde — der Plan war längst gemacht, das Stück fast vollendet, als jenes Ereignis eintrat, das Stück enthält zudem auch nichts von einem Zurücktritte des Mannes, vielmehr das gerade Gegenteil —, sondern sein Leben mit ihr, dieses beständig sich erneuernde Anziehen und Abstoßen wird in geschlossener Handlung versinnbildlicht, geschmückt mit allem, was Italien an Kunst und Poesie, was es in seinen Lustgärten an berauschender Landschaft bot. Im Boboligarten zu Florenz war der neue Plan durchgeführt worden. Tasso ist das poetische Denkmal der italienischen Reise. Vielleicht hat die Vorstellung der Trennung mit jener befreienden Wirkung, welche die Poesie auf Goethe hatte, vorgewirkt und so die wirkliche Trennung von der Geliebten erleichtert.

Nach der Rückkehr aus Italien geht bald eine große Veränderung in der Art von Goethes Dichtungen vor sich, jene persönlichen Bekenntnisse, die vom Werther bis zum Tasso vorherrschen, verschwinden. Das beginnende Verhältnis mit Christianen findet sich noch in den Römischen Elegien dargestellt, seit er sie aber in sein Haus aufgenommen, mit ihr eine für sein Gewissen giltige Ehe geschlossen hat, erscheint sie nicht mehr in seiner Poesie, das Glück der Ehe ist kein Gegenstand der Mitteilung. Beruhigt und befriedigt, wie er ist, sind ihm seine Zustände keine psychologischen Probleme mehr. Mit dem Großkophta knüpft er wieder an ein Jugendwerk, die Mitschuldigen, an. Unbeteiligt, fast belustigt, sieht er darin dem Treiben hochstehenden Gesindels zu. Dann folgt die Natürliche Tochter. Als wären die Menschen von Krystall, sieht man ihnen bis in das Herz. Endlich die letzten Bücher des Wilhelm. In der Zeit der Bekenntnispoesie erdacht, werden sie nur ausgeführt nach langer Vorbereitung und Läuterung, als er auf jene Jahre des Entwerfens schon selbst wie ein Unbeteiligter hinsah. Hier erscheint die alte Freundin als Natalie. Nicht nur das ganze Wesen, selbst kleine Züge weisen auf diesen Zusammenhang. Wie in jener bedeutenden Nacht, wo Wilhelm und Natalie zusammen um Felix sorgen, diese Sorge um ein Kind ihre Herzen verbindet, um ein Kind, das nur dem einen von ihnen angehört, so hatten Goethe und Charlotte Fritzen zwischen sich gestellt, das Kind, das sie mit gleicher Liebe gemeinsam erzogen. Nun berichten auch noch die Briefe aus Italien, daß Goethe den Knaben mit auf die Reise hatte nehmen wollen, wiederholt bedauert er, diesen Plan nicht durchgeführt zu haben. Das führt auf Wilhelm zurück, der es zur Bedingung seiner Abreise macht, Felix mitnehmen zu dürfen. Gewiß eine Reminiscenz an jene ersten Reisewochen, in denen Goethe das liebe Kind so schwer entbehrte. Nicht Skizzen sind diese letzten Bücher des Wilhelm, sondern ein wohlgestimmtes Bild, in dem das Einzelne sich bescheiden dem Gesamtkolorit unterordnet. Wie von einem hohen Berge sieht man herab, wenn die weite Landschaft unten liegt und alles Einzelne durch die zarten Schichten der dazwischen liegenden Luft verbunden und halb verschleiert wird. Hatte er in der

Iphigenie Charlotte gebildet, sänftigend und bestimmend, wie sie ihn an Weimar fesselte, in Leonore die Frau, die ihn durch ihre Liebe entzückte und erschütterte, so ist Natalie das verklärte Abbild der verlornen unvergeßlichen Freundin, das still durch die zarte, blaue Luft des Mittags von Goethes Poesie schreitet. Zu derselben Zeit schrieb er die Verse:

Schwänden dem innern Auge die Bilder sämtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich zurück.

Nach diesen Dichtungen, an die sich Hermann und Dorothea, Reineke und so manches andre schließt, beginnt eine neue Periode in Goethes Schaffen, in welcher er als Historiker auftritt. Nun macht er sich an die großartige Geschichte seines Lebens. Bei der Schilderung des Selbsterlebten und des Selbsterworbenen erfaßt ihn ein echt geschichtlicher Geist; es ist ein schönes Wort Welkers, daß kein Neuer dem Geiste der griechischen Historiker so nahe gekommen sei, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit. Als Fortsetzung dieses Werkes giebt er die italienische Reise heraus. „Aus meinem Leben, zweiter Teil" stand auf dem Titel der ersten Auflage. Nach der Geschichte seiner Entwicklung brachte er die Geschichte seiner reichsten Lebensjahre. Aber nur das ganze Bildungselement, das in dieser Reise lag, kommt zur Erscheinung, alles Persönliche wird getilgt, sogar kleine Novellen werden der Täuschung halber dazu erfunden. Was sich auf seine große Liebe bezog, lag in der tiefsten Kammer seines Herzens verborgen.

Wie er nun das vorhandene Material benutzt, verbindet, ergänzt, ist selbst wieder eine der größten künstlerischen Leistungen. Sollen wir bedauern, daß durch diese Arbeit ein beträchtlicher Teil der ursprünglichen Aufzeichnungen verloren ging? Abgesehen davon, daß es müßig wäre, wäre es auch thöricht. Unübersehbar sind die Wirkungen, welche das Buch in den siebzig verflossenen Jahren ausgeübt, unberechenbar, was Deutschland durch diese Wirkungen gewonnen hat. Daß die Betrachtung der Werke der bildenden Kunst ein hohes Bildungsmittel für jeden ist, wurde erst durch die italienische Reise den Deutschen zum Bewußtsein gebracht; die Sehnsucht, die das Buch in so vielen nach Italien erregte, von denen viele dann wirklich nach Italien kamen, die ohne diese Anregung nie dorthin gedacht hätten, hat es allein schon zu einem der größten Freudenbringer gemacht; der Fähigkeit, die es entwickelte, objektiv zu sehen, auf der Reise die Augen offen zu haben, hat die deutsche Kultur manches von dem Besten in ihr zu verdanken.

Eine freudige Anerkennung der Wirkungen der italienischen Reise wird uns aber nicht hindern, zu genießen, was von den ursprünglichen Aufzeichnungen gerettet wurde. Es ist nicht Neugierde oder literarische Klatschsucht, wenn wir in Goethes Leben immer tiefer einzudringen suchen, wenn uns alles, was er erlebte und empfand, zum Problem wird. Es kommt nicht wie bei andern Kleinliches ans Licht. Durch jede neue Mitteilung wird er größer, oder wir

lernen vielmehr seine Größe von neuer Seite bewundern. Wenn er nie eine Zeile von seinen Gedichten und Dramen geschrieben hätte, so würde er allein durch seine eignen Aufzeichnungen über sich noch immer als der größte Mann seiner Nation, als die Blüte der neueren Jahrhunderte erscheinen. Möge daher sein Leben ein beständiges Vorbild und Studium bleiben, wie er vorahnend von seinem Humanus aussprach:

Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gewiß dereinst von Enkeln gleichgesetzt.



Wie ein Kurort entsteht.



Auf welche Weise sich Seneca zu einem großen Kapitalisten emporarbeitete, haben die historischen Rechenkünstler mit Genauigkeit nachzuweisen vermocht. Daß der Diktator Gambetta sich hätte eines Urgroßvaters rühmen können, der auf den traulichen Rufnamen Gamberle hörte und ein biederer Schwabe war, ist vielleicht kein bloßes Wortspiel. Wir erfahren alles und jedes, wenn wir es wissen wollen, über die vielgewundenen Lebenswege von Leuten, welche sich aus der großen Menge menschlicher Nullen zu der Bedeutung von Nennzahlen emporarbeiteten. Aber fertigen und stattlich uns begegnenden oder wohl gar auf uns herabblickenden Dingen ihr Entstehen, ihr mühsames Gewordensein abzufragen, will uns nicht immer gelingen, dünkt uns auch häufig eine müßige Aufgabe, zumal wenn wir zu den Besserwissern zählen, die sich lediglich um die Frage kümmern, warum denn noch nicht alles bis zum letzten Tüpfelchen der Vollkommenheit gediehen ist und warum man uns nicht um Rat gefragt hat.

Ich sitze hier in einem Badeorte, der mich durch ein paar Moorbäder von einem mir plötzlich auf einer Reise angeflogenen sehr schmerzhaften Hüftweh geheilt hat, und da ich zu den Kurgästen gehöre, deren Dankbarkeit sich nicht im Bewundern von Frauenkleidern und im Beklatschen von Kurmusikanten erschöpft, so bin ich liebevoll auf die Suche nach vergilbten Spuren der Entstehungsgeschichte dieses Hygiea-Asyls gegangen. Was ich ermittelte, sei im Nachstehenden mitgeteilt. Große Mühe habe ich nicht darauf zu verwenden brauchen, denn mein Glücksstern führte mich auf einen Vorgänger, der vor drei Jahrzehnten mit Bienenfleiß alles zusammengetragen hat, was in Kanzleien der verstäubtesten Art sich in der Form von Aktenbündeln allmählich über diesen Gegenstand gesammelt hatte. Meine Aufgabe bleibt für den vorliegenden Zweck somit sehr einfach. Ich habe durch das Moor von Protokollen, Gutachten, Regierungsreskripten, chemischen Analysen u. s. w. mir einen Weg mittels einer genügenden Anzahl standhaltender Bretter zu bahnen, damit ich in dem Wuste nicht versinke, und wenn ich soweit für mein Fortkommen Sorge trug, dann von Station zu Station das Berichtenswerte ins Auge zu fassen und in gedrängter Kürze übersichtlich zusammen zu tragen. Irre ich nicht, so wird sich daraus ein Stück Kulturgeschichte ergeben, dessen unerfreuliche Seiten zahlreich sind, aber in ihrer häufig humoristisch stimmenden Wirkung den alten Erfahrungssatz bestätigen, daß es uns Menschen gar nicht so übermäßig schwer fällt, die

Leiden andrer zu ertragen. Und damit sei mit dem Bretterlegen bescheidentlich der Anfang gemacht.

Mein Führer ist Dr. phil. Johann Gottlieb Jahn, mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentliches und korrespondirendes Mitglied. Mein Thema ist „Elsterbrunn beim Tännigt," wie das jetzige königliche Bad Elster im sächsischen Vogtlande von dem Chronisten Trommler benannt wird. Die früheste Hinweisung auf die Heilkraft der Elsterquellen will man in dem Stiftungsbriefe der Kirche zu St. Johannes in Plauen vom Jahre 1122 finden, worin die Elster mit der Bezeichnung heilige Elster erwähnt wird. Bessere Bürgschaft für die Beurteilung der Heilquellen in den nächstfolgenden beiden Jahrhunderten bietet das sogenannte Wahlenbüchlein. Dort heißt es, „daß bei dem Quell der lustigen Fichtelbergischen Saalschwester und Wassernymphe Elster ein fast guter Born sich befunden, der von den alten Wahlen oder Venetianern, die in jener Zeit das Vogtland nach allen Seiten hin durchstreiften, um Gold und Edelsteine aufzusuchen, gar wohl gekannt und in Ehren gehalten worden sei, indem er zur Leibesnotdurft wohl dienlich und absonderlich gegen die bösen Leibeswetter zu gebrauchen sei." Das letztere, ohne Zweifel einst vielgebrauchte Wort verdient wohl auf seinen genauen Sinn geprüft und darnach wieder in seine ihm abhanden gekommenen Rechte eingesetzt zu werden.

Eine lange Zeit vergeht nun, während der von der „lustigen Saalschwester" nichts verlautet. Dies soll ja ein gutes Zeichen sein, insofern einem weiblichen Wesen lediglich häusliche Pflichten obliegen. Die Wassernymphe Elster hatte aber Pflichten, welche die ganze, von bösen Leibeswettern heimgesuchte Menschheit angingen. Es wird also wohl in Betracht gezogen werden müssen, daß die Heimsuchungen des dreißigjährigen Krieges das Vogtland in besonders barbarischer Weise drangsalirt haben, sodaß nach dem endlichen Friedensschlusse sieben Achtel der einst zahlreichen Bevölkerung des Landes gestorben oder verdorben oder weggezogen waren; besonders die Holkesche Truppe hatte arg gewirtschaftet, hatte die Vogtländer „fast geschunden," kein Wunder, daß der Elstersäuerling, wie die Quelle im Laufe der Zeit benamst worden war, für die von jenen sauern Tagen in die Kur genommenen kaum noch erheblichen Reiz haben mochte.

Zwei Jahrzehnte waren nach dem Friedensschlusse noch nötig, ehe die Sorge, es könne wieder der alte Hader entbrennen, sich einigermaßen legte. Im Jahre 1669 glaubte der Stadtarzt Georg Leisner in Plauen, des beängstigenden Geredes sei genug geschehen. Er tauchte daher seinen Gänsekiel ein und verfaßte ein ebenso gelehrtes wie poetisches Schriftchen, das er drucken ließ und dem damaligen Herrn des Vogtlandes, dem Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz, zueignete. Es handelte von „unserm Elstersäuerling," der nahe dem Dorfe Elster auf einer Wiese entspringe. „Der Ort ist lustig und schön," schreibt der Verfasser; in geringer Entfernung liegt aber auch das Städtlein Adorf, „allwo diensthafte Leute und ziemliche gute Bequemlichkeit an Logiamenten nnd Viktualien, als Kälbern, Lämmern, Hünern und Willbret, wie auch an Fischen, so die besten seynd, nemlichen Forellen, Ellritzen, Schmerlen und anderen Speisen, so zur Kur dienlichen, zu erlangen. Von daraus kan mann in den Grunde uff Wiesen, biß an den Brunn, fast stets an der Elster hinauf spatzieren." Er fügt hinzu, gebraucht werde der Säuerling zur Sommerzeit, und dann könne man, „wenn eine Herde von Schafen und Rindern der andern nachweidet und die Hirten und Schäfer ihre Schalmeyen und Hirtenlieder hören

lassen, mit dem königlichen Propheten David aus dem 65. Psalm ausrufen: Die Hügel umbher sind lustig, die Anger sind voll Schafe" 2c. Bisher werde der Säuerling, heißt es weiter, „zum gewöhnlichen Trank genutzt," er selbst aber, der Stadtarzt, habe das Wässerlein „bei vielen unterschiedlichen Patienten mit Nutzen gebraucht." Seine Analyse des Brunnens würde heute freilich einiges Kopfschütteln erregen, er wies nach, das Wässerlein enthalte „einen Eisenschlicht, einen Vitriolum, ein ganz süßes volatitisches oder flüchtiges Salz und ein fixes krystallinisch Salz." Aber der Herzog ließ sich doch weitern Bericht über den Brunnen erstatten, wobei sich ergab, er liege auf der Wiese eines gewissen Barthol Gläser und sei „mit einem Stück hohlen Baum umfasset," erhalte aber viel „wildes Wasser" zugemischt. Dieser wie noch ein andrer angrenzender Wiesenbesitzer sollten nun Maßnahmen treffen, um das wilde Wasser abzulenken, was sie nach manchen Einwendungen endlich zu thun einwilligten. Die Sachverständigen konnten sich aber nicht über das Material, in welchem die Brunnenfassung zu beschaffen sei, einigen, und so blieb die „lustige Saalnymphe," wenn auch nicht in ihrem alten durchlöcherten Kleide, der hölzernen Brunnenröhre, so doch in einer nur wenig bessern hölzernen „Ausschrotung," und mußte sich die Zudringlichkeiten des „wilden Wassers" nach wie vor gefallen lassen.

Dieser Zustand dauerte bis ins achtzehnte Jahrhundert. Wir hören dann von einem höchsteignen Besuche des Herzogs Moritz Wilhelm und von sogenannten Rutengängern, die ihn begleiteten, auch wurden im Juni 1704 für „die herzvielgeliebte Frau Gemahlin des ehesten" eine Anzahl Flaschen mit Säuerling nach Moritzburg an der Elster zu senden befohlen; drei Wochen später mußte dieser Befehl aber wiederholt werden, und wie es scheint, reiste in den nun endlich mit wohlversiegeltem „Gorg" abgefertigten zwölf Flaschen soviel wildes Wasser mit nach Moritzburg, daß der Frau Herzogin Erwartungen über die Wirkung des Säuerlings nicht ganz erfüllt wurden.

Im Oktober 1707 ergeht ein etwas bündigerer Befehl des Herzogs, die Quelle gut zu fassen und die wilden Wasser zu verstopfen. Am 4. Juni 1709 ist die Angelegenheit so weit gediehen, daß für 37 Mfl. 7 Gr. statt einer Quelle — man hatte diesmal mit aufmerksamerer Zunge gekostet — drei Quellen gefaßt worden sind, „so alle mineralisch, eine aber stärker als die andere schmackte."

Das Erlöschen des fürstlichen Hauses Sachsen-Zeitz verurteilte aber bald darauf den Heilbrunnen wiederum zu langjähriger Vernachlässigung. Erst unter der vormundschaftlichen Regierung des Prinzen Xaver erinnert man sich der Gerüchte, welche früher über des Elsterbrunnens Aehnlichkeit mit der berühmten Egerquelle verlautet hatten. 1765 im August wird auf ergangene behördliche Anfrage näheres darüber von Adorf nach Dresden berichtet, aber so wenig erfreuliches und zu Opfern ermunterndes, daß wiederum ganze zwei Jahrzehnte ins Land gehen, ehe die Regierung sich die Mühe nochmaligen Erkundigens machen zu sollen glaubt. 1786 wird endlich der Stadt- und Amtsphysikus Lic. Leisner mit der Aufforderung begrüßt, eine abermalige genaue chemische Untersuchung des Gesundbrunnens zu Elster zu veranstalten, auch über alles denselben betreffende zu berichten.

Lic. Leisner hat jedoch, wie aus seiner Antwort hervorgeht, die vor zwanzig Jahren bei der damaligen Untersuchung zu den Akten berechneten Kosten noch immer nicht erstattet bekommen, meldet daher nur, „bei seinem Gedenken" sei der Brunnen von Kurgästen nicht besucht worden, „sondern werde lediglich von

den Inwohnern zu gewöhnlichen Getränken verwendet." „Dies — so fügt der Chronist Joh. Gottlieb Jahn hinzu — die lakonische und verdrießliche Antwort des Amts- und Stadtphysikus Lic. Leisner zu Planen." Von dem schönen Enthusiasmus seines Großvaters, der überall um den Brunnen herum „Hirtengesang und Schalmeienklang" erlauscht hatte, war jedenfalls auf den Lic. Leisner nicht gar viel vererbt worden.

Die Regierung ließ aber ihr Interesse für den Brunnen diesmal nicht einschläfern. Was dem Lic. Leisner an Lust und Liebe zur Sache fehlte, fand sich in reichlichem Maße bei dem Zeichenmeister Sprungk in Planen, der mit dem Aufriß des Brunnens und seiner ganzen Umgebung betraut worden war. Verlegung des Elsterflusses einerseits, anderseits Ankauf des Ritterguts Elster zur Beseitigung „der zweierlei Grundherrschaft und zweierlei Jurisdictiones" wurden nun als die Vorbedingungen einer gedeihlichen Lösung der in Angriff zu nehmenden Aufgabe erkannt.

Weder das eine noch das andre mochte aber im Handumdrehen zu bewerkstelligen sein, und da die politischen Wirren in Frankreich die Blicke überhaupt in die Ferne lenkten, so erging von Dresden nach Voigtsberg nur die Weisung — und zwar im Juni 1788 —, den Brunnen „reinigen, fassen und herstellen zu lassen."

Das war freilich auch diesmal leichter befohlen als befolgt. Der Voigtsberger Amtmann geriet in große Verlegenheit. Es sollten ja Anno 1709 drei mineralische Quellen gefunden und gefaßt worden sein. Um welche handelte sich's? Wieder mußten der Licenciat und der Zeichenmeister um Auskunft angegangen werden. Beide wußten nur zu berichten, daß seit achtzig Jahren lediglich ein Brunnen im Gebrauch gewesen sei; vermutlich habe man überhaupt nur noch mit einer Quelle zu thun. Nun kam von neuem der Befehl, diese eine zu fassen und gegen das wilde Wasser zu schützen.

Der Zeichenmeister zeigte sich diesem Auftrage, so weit er überhaupt ausführbar war, gewachsen, und bei dieser Gelegenheit plauderte der Bauer Gläsel, dem die Brunnenwiese zu eigen war, aus, er sei acht lange Jahre von gichtischen Zufällen ganz kontrakt gewesen und habe endlich nach dem Gebrauche einiger wenigen warmen Bäder aus dem Sauerbrunnen seine Kräfte zurück erlangt.

Das klang nicht übel. Heute würde eine solche Kunde durch alle Blätter die Runde gemacht und ein Heer von Spekulanten auf die Beine gebracht haben. Anders Anno 1788. Auch jetzt gelangte man mit der Sache nur so weit, daß der Brunnen einigermaßen auf seinen eignen Zufluß eingedämmt wurde; gab es elementare Ereignisse von Belang, so stand er nach wie vor wehrlos. Wenige Jahre später — im Jahre 1795 — hatte sich aber auch schon wieder der Mißbrauch eingeschlichen, daß der nächstbeteiligte Bauer das Wässerungswehr zum Vorteil seines Wiesenertrages beliebig hoch aufdämmte, wo dann die „lustige Elsternymphe" wieder tief im wilden Wasser saß.

So trat die Angelegenheit in das neue, in das rührige neunzehnte Jahrhundert hinüber, vor der Hand freilich ohne etwas von dem Wesen eines unternehmenderen Geistes zu spüren. Von Zeit zu Zeit wurde die Quelle abermaligen Analysen unterworfen, worüber die Berichte aber nicht eben schleunig einliefen. Ein Brunnengräber namens Einsiedel verhalf dann im Jahre 1805 zur Auffindung drei neuer mineralischer Quellen, deren eine besonders für Augenkranke wichtig sein sollte; sie wurde deshalb die Augenquelle genannt. Die Kriegswirren, welche mit der Schlacht von Jena die Hoffnung auf einen modus vivendi erträglicher Art mit dem ungeberdigen Franzosentume zerstörten, drückten aber wie auf alle friedliche Thätigkeit, so auch auf das Interesse für den Sauerbrunnen.

Erst ein Mann, der im stillen auf eigne Faust im Elsterbette selbst drei neue Quellen ans Tageslicht förderte und dadurch, wie wenigstens behauptet wurde, den Gehalt der alten offiziellen Quelle gefährdete, brachte die Nymphenfrage wieder in Fluß. Es war der Besitzer des Rittergutes Elster namens Vögele. Aufmerksam gemacht durch Luftblasen auf der Elster, hatte er auf seinem Gebiete dem Flüßchen einen andern Lauf gegeben, d. h. zu stande gebracht, was von den Sachkundigen längst als einziges Mittel gegen die wilden Wasser empfohlen worden war. Seine Eigenmächtigkeit konnte aber keineswegs gebilligt werden. Er hatte einen hölzernen, mit Säulen geschmückten Bau herstellen lassen, um für die Kranken ein Unterkommen zu schaffen und solcher Art den Grund zu einem benutzbaren und vielleicht auch dereinst sich bezahlt machenden Kurorte zu legen. Das durfte nicht sein; so durfte nicht mit einem „Regal“ verfahren werden; denn der Amtmann Schubert in Voigtsberg betonte in seiner Eingabe, „daß seines Wissens dergleichen Mineralquellen sowohl als öffentliche Flüsse unter die Regalien gehörten, worüber die Aufsicht dem betreffenden Amte zuständig.“ Einstweilen wurde dem Rittergutsbesitzer im September 1810 bei zwanzig Thalern Strafe verboten, in der Angelegenheit bis auf Eingang allerhöchster Entschließung irgend etwas weiteres vorzunehmen.

Die schlechten Zeiten mochten die Verhältnisse Vögeles indessen schon früher zerrüttet haben; sein jetzt eingereichtes Gesuch um Ersatz der von ihm auf den Quellenfund ausgegebenen 450 Thaler Kosten wurde abgewiesen, und das Rittergut kam unter den Sequester.

Obschon nun eine von der Regierung veranlaßte Rundreise des Freiberger Professors Lampadius einen sehr günstigen Bericht über den Wert dieser wie andrer vogtländischer Heilquellen zur Folge hatte, wurde doch im Jahre 1813 die von Vögele durchgeführte Ableitung der Elster mit Genehmigung der Regierung wieder rückgängig gemacht, sodaß die neuen Quellen Vögeles wie vor ihrer Entdeckung sich damit begnügen mußten, durch Luftblasen von ihrem Dasein notdürftige Kunde zu geben. Warum den Bauern, welche für ihren Wiesenertrag die Elster nicht entbehren wollten, dies ihr Begehren zugestanden wurde, statt daß man sie durch ein mäßiges Sümmchen entschädigte, dafür ist ohne Zweifel die Antwort in den leeren Staatskassen jenes Jahres — 1813 — zu finden; die Bauern hatten ihr Anliegen unmittelbar an den König zu bringen gewußt, und dieser mochte es nicht abschlagen können, ohne das Recht zu beugen.

Drei Jahre später beginnen dann wieder Anfragen, wie es mit den Elsterquellen stehe. Es erfolgt kein Bescheid, weshalb die Anfragen im Jahre darauf wiederholt werden. Nach Verlauf zweier weiteren Jahre — bis 1819 — langt dann in Dresden ein Bericht an, aus welchem hervorgeht, daß der traurige Ausgang von Vögeles Unternehmen den Freunden der Heilquelle nicht ganz die Hoffnung benommen hatte, die Segnungen des „lustigen“ Wässerchens doch noch auf irgend welche Weise für die seiner bedürftigen zu retten. So gut es ohne Hilfe der Dresdner Regierung gehen wollte, hatte man sich nämlich selbst geholfen. Die Ableitung des Flüßchens war von neuem ins Werk gesetzt worden. Unter Beistand des Kreishauptmanns war eine Art Notbehelf von Bad ins Werk gesetzt worden; 1818 hatten 200 Personen sich der Wohlthaten der Quelle erfreut.

Dieser immerhin noch sehr kümmerliche Zustand dauert nun weitere zehn Jahre; es ist vom Wärmen des Wassers in Kesseln unter freiem Himmel die Rede, nicht minder vom Baden in einem Zelt, auch in einem Schuppen; einmal

wird eines Beitrages von 16 Groschen Erwähnung gethan, jedenfalls nicht für ein einzelnes Bad, sondern für eine ganze Kur — vielleicht ein Vorläufer der heutigen, keineswegs hoch bemessenen Kurtaxe von 15 Mark. Dem Wunsche, die Regierung möge diese bescheidenen Anfänge auf Staatskosten in eine Kuranstalt verwandeln, standen aber auch jetzt noch Bedenken entgegen; lieber wollte man abwarten, ob sich nicht ein Privatunternehmer melde. Ein solcher hätte jedoch begreiflicherweise zunächst erst einen Berg von örtlichen Schwierigkeiten und Rechtsansprüchen verwickelter Art überwinden müssen, und so verstrichen wieder sechzehn Jahre, ohne daß die Angelegenheit von der Stelle rückte; denn Einforderung und Erstattung von Gutachten, Aufrissen, An- und Vorschlägen und ähnliches mehrten zwar das bei dem königlichen Sanitätskollegium zu Dresden reichlich aufgehäufte Aktenmaterial, kamen aber der Quellnymphe sonst nicht zu statten. Dennoch fand sich in dem Gutachten des Hof- und Medizinalrats Dr. Clarus in Leipzig vom Jahre 1828 die Ueberzeugung niedergelegt, „daß diese schätzbare, in ihrer Art in Sachsen einzige Naturgabe, nach richtigen Grundsätzen beurteilt und verwaltet, sowohl zur Erleichterung und Heilung vieler Krankheiten als auch zur Beförderung des Wohlstandes dieser, so vieler andrer Nahrungszweige entbehrenden und übervölkerten Gegend benutzt werden könne."

Nach und nach hatte sich jedoch auch in Deutschland das Vorurteil gegen Aktienunternehmungen, wie sie in England und Frankreich schon länger eingebürgert waren, vermindert, und so trat im Jahre 1835 in Adorf unter dem Vorsitze des frühern Adorfer Bürgermeisters Todt ein Verein zusammen, der eine Elsterbad-Aktiengesellschaft gründete. Diese hat Tüchtigeres geleistet, als seit der ersten in vorigen Jahrhunderten geschehenen Auffindung der Elsterheilquellen zu ihrer Sicherung und Verwertung geleistet worden ist. Aus allerlei äußern und innern Gründen ist aber die Staatsregierung, welche der Aktiengesellschaft im Laufe der Zeit ansehnliche Summen vorgeschossen hatte, doch endlich genötigt gewesen, das Elsterbad in eigene Verwaltung zu nehmen, was sie jedenfalls nicht zu bereuen gehabt hat. Wie sehr auch das Land damit einverstanden war, geht aus dem Umstande hervor, daß die Kammern im Jahre 1850 die von der Regierung für die neue Anstalt geforderten 75000 Thaler aus freien Stücken auf 90000 Thaler erhöhten.

Ich könnte jetzt mit einer Aufzählung der wirklich ungemein lobenswerten Einrichtungen schließen, welche diese Staatsanstalt in die Reihe der besten Kurorte erhoben haben. Bei der unzweifelhaft großen Heilkräftigkeit seiner Quellen und der überaus lieblichen, schattenreichen, zwischen grünen Thälern und bewaldeten Hügeln wechselnden Umgebung bietet Bad Elster bis jetzt noch die Annehmlichkeit, kein Modebad in unangenehmem Sinne zu sein, und die Maßnahmen der Verwaltung werden ohne Zweifel dahin gerichtet sein, ihm diesen Charakter, der einen immer wachsenden Besuch keineswegs ausschließt, zu erhalten. Aber über diesen Gegenstand noch weiteres zu sagen, fehlt hier der Raum; auch giebt es Schriften darüber in wünschenswerter Menge, unter ihnen zwei von dem gründlichsten Kenner des Bades, von dem Geheimen Hofrat Dr. Flechsig.

Dagegen sei hier noch mit wenigen Worten ein Rückblick geworfen auf die oben chronologisch aufgeführten Zustände, durch welche die Quelle sich hat durchkämpfen müssen, bis sie endlich auf den Ehrenplatz gestellt worden ist, zu welchem jetzt alljährlich viele Tausende pilgern. Welche Unzahl von Luftblasen hat sie durch das wilde Wasser Jahrhunderte lang bei Tag und bei Nacht emporsenden

müssen, ehe diese einzige, ihr von der Natur zugemessene Mitteilungsfähigkeit Beachtung fand! Und als endlich ihre Stunde geschlagen hatte, da dauerte die Freude kaum lange genug, daß sie Zeit hatte, ihre Heilkräfte ordentlich zu bethätigen, allen kund zu machen. Um ein paar Fuder Heu mehr oder weniger im Jahr machten die Bauern, von denen sie doch den einen nach achtjährigem „Kontraktsein" kurirt hatte, dem ohnehin durch Napoleon genugsam geplagten Könige den Kopf so warm, daß er einwilligte, man möge dem wilden Wasser wieder seinen Lauf lassen. Fast möchte man es ein Wunder nennen, daß heute überhaupt von einem Bade Elster die Rede sein kann. Wäre einer minder geduldigen Nymphe so wenig Huld entgegen gebracht worden, sie hätte sich gewiß anderswohin gewandt, und jetzt hätten wir das leere Nachsehen.

Um nicht unbillig zu urteilen, muß man sich aber auf den Standpunkt des Kulturhistorikers stellen. Nicht viele Umblicke giebt es, die über den Unterschied zwischen einst und jetzt besser unterrichten als der hier sich bietende. In wenigen Stunden vermittelt die Eisenbahn heute den Verkehr nach allen Richtungen, und was für Gebresten in diesem oder jenem Kurorte Heilung zu hoffen haben, steht in hundert Büchern zu lesen. Wie anders einst! Zur Zeit, als die Elsterquelle die Dörfler der Umgegend schon von manchem Gliederreißen geheilt hatte, herrschte auf balneologischem Gebiete noch so tiefe Finsternis, daß ein sächsischer Landesvater, um eine ihm angeratene Kur zu beginnen — damals handelte sich's, denke ich, um Nauheim —, erst einen Stallmeister auf Kundschaft nach Ort und Gelegenheit aussenden mußte, und daß dieser so lange Zeit am Rhein und am Main hin und her trabte und fragte, bis die schlechte Jahreszeit darüber herankam, weshalb der Kurritt des bresthaften hohen Herrn um ein ganzes Jahr hinausgeschoben werden mußte und sehr übel ablief. Wer anders als die nächsten Nachbarn hätte in solcher unwegsamen Zeit von einer selbst gut gepflegten Elsterquelle Nutzen ziehen können? Auch die Chemie lag noch in den Windeln. Der mehrgenannte Lic. Leisner gab Anno 1709 „als hierzu von Hoch Fürstl. Amte Voigtsberg requirirter Medicus" nach damaligem Herkommen in Bausch und Bogen eine Analyse des Elster-Sauerbrunnens, wonach der Brunnen „vornehmlich aus einem Sale nitroso, so etwas weniges von einer Minera Martis, oder vielmehr aluminosa und Sale communi, nebst einem Spiritu aethereo und vielem Wasser bestehe." Die heutige Analyse z. B. der Marienquelle — einer der drei Quellen, welche im Gebrauch sind — weiß von dem genauen Gewichtsverhältnisse der sämtlichen in der Quelle ermittelten festen Bestandteile zu berichten; sie heißen — um sie hier in Reih und Glied aufmarschiren zu lassen — doppelt kohlensaures Eisenoxydul, doppelt kohlensaures Manganoxydul, doppelt kohlensaures Natron, doppelt kohlensaurer Kalk, doppelt kohlensaure Magnesia, doppelt kohlensaures Lithion, ferner Chlornatrium, Chlorkalium, schwefelsaures Natron und endlich Kieselsäure, denen sich dann in Kubikzentimetern noch eine vierstellige Ziffer für die Rubrik „völlig freie Kohlensäure" gesellt.

Vermutlich wird die Scheidekunst künftiger Jahrhunderte auch dieser Analyse nicht zugestehen, das letzte Wort über die Marienquelle gesprochen zu haben, aber einstweilen mag der Unterschied zwischen Einst und Jetzt beim Vergleichen der beiden erwähnten Analysen uns in erquickender Weise zum Bewußtsein kommen.

Elster. Robert Waldmüller.



Elisabeths Erinnerungen.



Da saßen wir nun, meine Mutter und ich, in der großen Stadt und beobachteten von unsern Fenstern aus das bewegte Treiben auf den Gassen und Straßen. Ein verwitweter Gymnasialdirektor hatte uns einen Teil seiner Dienstwohnung vermietet. Unser Lebensunterhalt kostete nicht viel, daher befanden wir uns in der angenehmen Lage, reichlich Gastfreundschaft üben zu können. Viele meiner Kunstgenossinnen, welche mit mir die Malerakademie besuchten, gingen täglich bei uns ein und aus.

Im Mansardenstübchen des Hauses wohnte ein Student der Theologie mit einem guten Gesicht; er hieß Steffens. Unser Wirt gewährte ihm unentgeltlich Wohnung, Licht und Feuerung. Als die Mutter dies erfuhr, lud sie Herrn Steffens ein, jeden Nachmittag bei uns Kaffee zu trinken. Hierdurch ward er unser täglicher Gast.

Eines Tages gingen wir gemeinsam aus, um Schlittschuh zu fahren. Weil aber das Eis nicht mehr blank war, entschlossen wir uns zu einem Spaziergange in den Wald. Dort begegnete uns ein Herr, der schon von weitem meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Als er näher kam, sah ich, daß lange blonde Locken ein schönes Jünglingsgesicht umrahmten.

Klaus, wie kommst du hierher? rief Steffens freudig überrascht und stellte mir den uns begrüßenden als Herrn Studiosus Schwanenburg vor. Wir unterhielten uns eine Weile lebhaft miteinander. Dann empfahl er sich wieder.

Kaum war er fort, so fragte Steffens erregt: Nun, was sagen Sie zu meinem Freunde?

Ja, antwortete ich, er scheint ein bißchen absonderlich zu sein, aber er gefällt mir wohl. Schwanenburg ist durch und durch Idealist, fuhr Steffens fort und schilderte mir seinen Freund Klaus in lebhaften schönen Farben. Dies bewirkte, daß ich mich gegen die Mutter besonders günstig über meine neue Bekanntschaft aussprach.

Einige Zeit darauf begegnete mir Herr Schwanenburg wieder. Trotz Schnee und Eis schien er an Hitze zu leiden; wenigstens trug er seinen Hut unterm Arme. Sobald er mich erkannte, rief er aus: O wie schön ist es, daß ich Sie treffe, ich habe mich soeben längere Zeit mit Ihnen unterhalten. Als er meine Verwunderung bemerkte, fuhr er fort, während er sich ohne weiteres mir anschloß: Sie müssen wissen, es ist meine Eigentümlichkeit, meine Gedanken in ein Zwiegespräch zu kleiden. Seitdem ich Sie kenne, spreche ich viel mit Ihnen. Früher hielt ich meine Gedankengespräche mit einer edeln, älteren Frau. Jetzt ist aber deren Bild bei mir verwischt; ich habe sie zu lange nicht gesehen.

Dann erzählte mir Herr Schwanenburg, worüber er mit mir geredet habe: Als Waisenknabe von fremden Menschen erzogen, sei im besondern Sinne des Wortes der liebe Gott sein Vater gewesen, an den er sich in allen großen und kleinen Angelegenheiten des Lebens gewendet habe; er habe sonst auch niemand gehabt, dem er sich habe anvertrauen mögen. Hierdurch sei sein Verhältnis zu Gott ein sehr inniges geworden, und mit Begeisterung habe er bei den großen orthodoxen Professoren Kolleg gehört. Seine Vaterstadt habe ihn erziehen lassen und gewähre ihm jetzt auch die Mittel zum Studium der Theologie. Jetzt habe er vollständig seinen Bibelglauben verloren und dadurch sei sein persönliches Verhältnis zu Gott auch wesentlich erschüttert worden. Er beabsichtige nun vom Studium der Theologie zurückzutreten, mit so großen äußern Nachteilen dies auch für ihn verbunden sein möge. Ich glaube wohl, es ist ein Wesen da, unfaßbar, unbegreiflich groß — ein Mittelpunkt, der wie die Sonne am Firmament alles durchleuchtet, ein Licht, ein ewiges Licht! Aber ich kann es nicht ausdrücken, was ich denke, was ich innerlich schaue, sagte er stotternd und mit zitternder Stimme.

Wenn er über die erhabensten Dinge redete, so brachte er überhaupt alles nur stoßweise über die Lippen; was ihn bewegte, war zu groß für die menschliche Sprache. Durch den Ausruf: Ich kann ja gar nicht sprechen, ich habe nie gewußt, daß ich nicht sprechen kann, unterbrach er wiederholt seine eigne Rede.

So war ich plötzlich, bei unsrer zweiten Begegnung, die Vertraute eines Abtrünnigen geworden. Ich riet ihm, sich vertrauensvoll an einen Geistlichen zu wenden, und fügte hinzu, daß er in hohem Maße meine Teilnahme errege. Was soll ich aber nun anfangen? fiel er mir ins Wort, muß ich doch darauf gefaßt sein, daß meine Vaterstadt ihre Hand von mir zurückziehen wird. Ich erteilte einen Rat, über den ich in diesem Augenblick selbst lachen muß. Ich riet ihm: Werden Sie Seemann, als solcher verdienen Sie gleich, was Sie brauchen, und die frische Luft wirkt wohlthätig auf die Nerven. Auf diese Antwort war er nicht gefaßt; er sah mich bestürzt an und empfahl sich.

Einige Stunden später hatte er bereits seinem Freunde Steffens, aber nur ganz beiläufig, ohne etwas über den Inhalt unsers Gesprächs hinzuzufügen, erzählt, daß er mich gesprochen habe. Nach acht Tagen kam nun Steffens in

großer innerer Erregung zu uns, und brachte die Nachricht, Schwanenburg habe den Glauben verloren und wolle Philologie studiren. Als er hörte, daß sein Freund mir dies alles selbst bereits anvertraut habe, war er sehr verwundert; merkwürdig war es ja auch.

Später machte Schwanenburg bei uns Besuch und nahm an unsern Leseabenden Teil. An diese denke ich mit Entzücken. Unser Hauswirt, der Direktor, führte den Vorsitz und gab dem Ganzen die Weihe. Auch übte er Kritik und legte oft seine Freude über mein „Organ" an den Tag, worunter er meine Aussprache verstand. Die andern mußten dies aber auf und neckten mich mit meinem „Organ." Der Direktor selbst las vorzüglich. Es war geradezu erschütternd, wenn er, z. B. als Kreon in der Antigone, durch seine Stimme der Leidenschaft Ausdruck lieh. Auch verstand er es meisterhaft, durch eine hingeworfene Bemerkung unser Interesse für das Gelesene zu erhöhen. Und vor allen Dingen besaß er eine rührende Geduld. Die Mutter schüttelte manchmal den Kopf, wenn ich ihn so hartnäckig mit meinen Fragen belästigte, aber ich fühlte, daß es ihm Freude machte, mir Rede und Antwort zu stehen.

Auf der Akademie gab ich mir unsägliche Mühe. Die Professoren und Lehrer rühmten meinen Fleiß und behaupteten, ich machte Fortschritte. Ich selbst merkte nichts davon. Plötzlich bekam ich kranke Finger und mußte mich schmerzhaften Operationen unterziehen. Nun konnte ich monatelang nicht malen. Kaum war dieses Leiden gehoben, da verfiel ich einer innern Krankheit, die einen guten Teil meiner Kräfte aufrieb.

Als Wiedergenesende folgte ich der Aufforderung eines Verwandten, seinem Hausstande vorzustehen, da seine Frau und seine Kinder gleichzeitig darniederlägen. Plötzlich stand ich vor einem Wirkungskreise mit großer Verantwortlichkeit, aber davor scheute ich mich nicht. Mit Gottvertrauen ging ich an die Arbeit, und des Himmels Segen ruhte auf allem, was ich anordnete oder selbst that. Meine Krankenpflege wurde vom schönsten Erfolge gekrönt, und des Onkels Häuslichkeit ließ nach seiner Versicherung nichts zu wünschen übrig. Das wollte aber etwas sagen, denn er war ein Pedant, wenn auch ein liebenswürdiger.

Als ich sah, daß ich entbehrlich wurde, kehrte ich zur Mutter zurück, in deren Stillleben inzwischen als ein Ereignis der Weggang unsers täglichen Gastes gefallen war. Herr Steffens hatte auswärts eine Stelle als Hauslehrer angenommen.

Als ich nun meine akademischen Studien wieder fortsetzte, gelangte ich von Tag zu Tag mehr zu der Überzeugung, daß ich wohl eine gemachte, aber keine geborne Künstlerin würde werden können. Der Gedanke drückte mich nieder. Dies merkte die Mutter, und in ihrer feinen Herzensgüte bat sie mich, ihretwegen von der künstlerischen Laufbahn zurückzutreten. Ich fügte mich diesem Wunsche.

Da saß ich nun wieder ohne Beruf und Wirkungskreis. Aber zwischen mir jetzt und der Elisabeth vor ihrer zweiten Wallfahrt in die Residenz bestand ein großer, gewaltiger Unterschied. Damals jagte ich dem vermeintlichen goldnen Glücke nach — und jetzt, ich wünschte nichts andres, als Gottes Willen zu erfüllen.

Ich war reich an überflüssiger Zeit. Mein Gewissen verbot mir, diese in den landläufigen Tändeleien zu vergeuden; aber es widerstrebte mir auch jede Thätigkeit, durch die ich andern das Arbeitsfeld und dadurch das Brot geschmälert hätte. Meine Mutter und ich besaßen, was wir zum Lebensunterhalt bedurften. Früher kannte ich nur Menschen mit gegebenen Pflichten, und die beneidete ich, oder Menschen ohne solche, und zu denen hatte ich mich gerechnet. Ich war zu dieser Einteilung gelangt, weil ich nur an häusliche oder Berufspflichten gedacht und mich überhaupt mit meinen Gedanken nur in den engsten Kreisen des menschlichen Daseins bewegt hatte. Durch Zeit und Erfahrungen war mein Blick weiter geworden.

Die Bilder, die meine Seele jetzt bewegten, zeigten mir das Leben in seiner ganzen nackten Wirklichkeit. Es waren meist nur Umrisse und Skizzen, aber auch packende Ausführungen in den grellsten Farben, und sie führten mir insgesamt Arme, Kranke und Elende vor, deren Blicke gegen mich zu sprühen schienen. Aber welche Ansprüche konnten sie an mich erheben, an mich, das schwache Mädchen? Es giebt eine Lichtahnung, welche dem Durchbruch der Sonne voraufgeht. In diesem Zustande befand sich jetzt meine Seele, als ihr allmählich klar wurde, daß niemand auf Erden ohne Pflichten gegen die Allgemeinheit sei, und daß es ein Verbrechen gegen Gott und Menschen sei, wenn jemand den Egoismus zum obersten Gesetz für sich erhebe. Tag und Nacht befand ich mich in Sinnen und Gedankenspinnen; oft rang ich förmlich, „bis die Morgenröte anbrach.“ Da erkannte ich, daß meine Gedanken sich gerade um den Kernpunkt des ganzen Christentums bewegten und daß die von mir gepriesenen „Pflichten gegen die Allgemeinheit“ in der Liebe zu Gott und zum Nächsten erst ihre rechte Gestalt und Beleuchtung erhielten.

Um dieselbe Zeit fügte es sich, daß ich von der Kanzel aus dem Munde eines großen Gottesgelehrten begeisterte Worte vernahm, die mich tief erschütterten. „Geh hin und kümmere dich um die Armen!“ — hiermit schloß er seine Predigt in bittendem Tone.

Ich sträubte mich in gewissem Sinne dagegen; meiner persönlichen Eigentümlichkeit widerstrebte alles, was nicht sauber, zierlich, blumenduftig war. Aber der Mahnruf ließ mir keine Ruhe, er hatte eine vollständige Umwälzung in meinem Innern hervorgerufen, und was ich auch unternehmen mochte, er beschäftigte mich immer wieder von neuem. Gleichzeitig forschte ich in der Bibel und fand überall Bestätigungen meiner innersten Erlebnisse. In „Erlebnisse“ hatten sich meine anfänglich flüchtigen Gedanken allmählich umgewandelt.

In wie anderm Lichte erschien mir jetzt aber manches, was ich in dem Buche der Bücher fand! So das Lazarus-Evangelium. War es bisher nur für mich ein Historchen von dreizehn Versen mit guter Moral gewesen: so erkannte ich jetzt darin die Flammenschrift der göttlichen Weltordnung. Gott ist die Liebe, und seine Liebe verlangt, daß wir Menschen uns untereinander lieben. Statt dessen gehen wir teilnahmlos an einander vorüber und kümmern uns nicht um einander. Mancher blickt sogar über den Kopf seines Nebenmenschen kaltblütig hinweg, obgleich dessen Elend ihm unmittelbar vor Augen liegt. So ist es bei dem reichen Manne im Evangelium der Fall. Der arme Lazarus war eigens von mitleidigen Menschen, die außer stande waren, selbst zu helfen, vor die Thür des reichen Mannes gelegt worden, damit dieser ihn beachte. Trotzdem bekümmerte sich der Reiche gar nicht um ihn. Das ist frevelhafte Auflehnung gegen des Allmächtigen unzweideutiges Gebot und verlangt Sühne, denn Gott ist die Liebe, aber auch die ewige Gerechtigkeit. Wegen seines Ungehorsams wird der Reiche den Höllenqualen überliefert. Ein fürchterlicher Ernst leuchtet aus dieser Erzählung hervor. Überhaupt läßt unser Heiland es an Deutlichkeit nie fehlen, wenn von den Pflichten der Besitzenden die Rede ist. Sagt er doch, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Würde der Herr wohl diesen großartigen Vergleich gewählt haben, wenn er nicht die ganze Schwere des Gedankens auch durch die Wucht des Ausdrucks hätte zur Geltung bringen wollen?

Je mehr ich mich in alles dies vertiefte, desto entschiedner verlangte mein Gewissen, mich in irgend einer Weise an der Linderung des sozialen Elends zu beteiligen.

Eine Unterbrechung meines Lebens bildete eine Reise in die sächsische Schweiz, die mich körperlich erfrischte. Anderseits fühlte ich mich aber auch, während die schönsten Naturbilder an mir vorüberglitten, oft wieder innerlich beunruhigt. Beim Nachdenken über die Pflichten der Wohlhabenden gegen die Armen malte ich mir aus, welche Verbesserung in der Lage der Armen eintreten würde, wenn alle unverheirateten oder verwitweten Frauen den Überfluß ihrer Zeit und Kräfte der Armenpflege widmeten.

Im Zusammenhange mit diesen Vorstellungen kam mir der Wunsch, einen neuen Stand berufsmäßiger Armenpflegerinnen ins Leben zu rufen. Diese sollten in ihren häuslichen Verhältnissen bleiben, aber dauernde Anlehnung an eine Behörde finden, die ihnen allgemeine Verhaltungsregeln und Unterweisung über die besondern örtlichen Verhältnisse erteilte. Ich stellte mir vor, daß Tausende von deutschen Frauen und Jungfrauen sich glücklich schätzen würden, plötzlich in einen menschenfreundlichen Wirkungskreis und einen ehrenvollen Beruf eintreten zu können.

Zunächst handelte es sich darum, eine Persönlichkeit zu finden, welche die Welt für diese Idee einzunehmen und zu gewinnen verstünde. Daß ich selbst

hierzu befähigt oder geeignet wäre, glaubte ich wohl; auch stand mir das Programm, wie alle Einzelheiten zu behandeln wären, klar vor Augen. Anderseits sagte ich mir, daß, wenn ich die Sache überhaupt in die Hand nehmen und beginnen wollte, ich mein Leben lang meine ganze Persönlichkeit ausschließlich daran setzen müßte. Ich verhehlte mir nicht, daß ich in demselben Augenblicke, wo ich einen Aufruf an meine Mitschwestern erließe, im Interesse der Sache, mithin aus rein praktischen Gründen, mir jeden Gedanken an eine etwaige Verheiratung aus dem Sinne schlagen müßte.

Das vermochte ich nicht. Bald wollte ich es, bald wieder nicht, heute war ich so, morgen wieder anders gesinnt. Ich schwankte hin und her und hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen. Zu einem Abschluß gelangte ich nicht. Das einzige, wozu ich mich entschloß, war, daß ich mich persönlich einem Geistlichen für die Armenpflege zur Verfügung stellte.

Während dieser Zeit verkehrte Herr Schwanenburg viel bei uns. Sein Umsatteln hatte nicht die ungünstigen äußeren Folgen nach sich gezogen, die er anfangs befürchtet hatte. Zu meiner inneren Beruhigung trug er nicht bei. Der schöne Jüngling fesselte mich; von Liebe zu ihm war zwar keine Rede bei mir, aber ich hegte die Empfindung, daß er vielleicht mit der Zeit Gewalt über mein Herz gewinnen könnte. Hiervor fürchtete ich mich. Ich sagte mir, daß eine Gemeinschaft mit jemand, der ausgesprochenermaßen unter den Spöttern sitze, eine Unmöglichkeit sei.

Nachdem er gelegentlich einmal wieder mit einer gewissen Leichtfertigkeit sich seiner Gottesleugnung gerühmt hatte, beriet ich mit der Mutter, ihn schriftlich zu ersuchen, den Verkehr bei uns aufzugeben; die Verschiedenheit unsrer religiösen Anschauungen lasse dies wünschenswert erscheinen. Als er wiederkam, händigte ich ihm persönlich den Brief ein. Er las ihn sofort und wurde ganz bestürzt, schien aber meine Gründe zu verstehen. Vielleicht war dies die erste empfindliche Folge, welche sein Abfall vom Glauben nach sich gezogen hatte. Wir nahmen stillen, freundlichen Abschied von einander.

Umsomehr überraschte es uns, als tags darauf Herr Schwanenburg sich bei mir melden ließ. Die Mutter ging ins Nebenzimmer. Klaus erschien in feierlicher Kleidung und mit der Miene eines Menschen, der etwas auf dem Herzen hat. Während ich auf dem Sofa Platz nahm, setzte er sich mir gegenüber und hielt eine längere, wenn auch bisweilen durch Pausen unterbrochene Rede. Er bat mich zunächst, meine Gesundheit bei der Krankenpflege nicht aufs Spiel zu setzen, sondern mich für meine Mutter zu erhalten und — für ihn. Dann malte er aus, welche Vorzüge ein gemeinsames Leben und Wirken in sich schließe und wie köstlich es sein würde, wenn er nur erst seine Studien beendigt hätte und wir im Verein die Not vieler Armen lindern könnten. Er schloß mit Versicherungen, wie hoch und wert er mich schätze und wie lieb er mich habe.

Wie sollte ich dies alles deuten und verstehen? Du hättest kein weibliches

Herz haben müssen, wenn du dich anders benommen hättest! ist mir später zu meinem Troste gesagt worden. Arglos glaubte ich, Herr Schwanenburg habe mir einen Antrag gemacht, und während ich in sein schönes, reines Antlitz blickte, dachte keine Faser meines Herzens daran, daß ich einem Gottesleugner gegenüberstehe, sondern mein Herz schmiegte sich bereits an das seinige. Aber während meine Brust von der zartesten Empfindung schwoll und meine Lippen nur wenige Worte leise hervorzubringen vermochten, durchzuckte plötzlich meine Seele eine Ahnung und siehe da! sie hatte das Richtige getroffen. Der Phantast hatte gar nicht an eine Heirat, sondern nur an ein wirtschaftliches Zusammenleben gedacht. Ich fühlte mich aufs tiefste beleidigt und gekränkt. In dieser Demütigung erblickte ich eine Strafe des Allmächtigen. Hätte ich der inneren Stimme, die mich ganz und gar für die soziale Arbeit gewinnen wollte, nicht ein so entschiedenes Nein entgegengesetzt, so würde mir der Gedanke an eine eheliche Verbindung gar nicht so nahe gelegen und mich nicht irregeleitet haben. Außerdem betrachtete ich den Vorfall wie eine Prüfung, in der ich mich nicht bewährt hatte. Ich sagte mir, daß ich nicht würdig sei, schon jetzt mit meiner großen Idee an die Öffentlichkeit zu treten, da ich noch nicht die Kraft besäße, nur ihr zu leben, und ich beschloß daher, ruhig zu warten, bis ein unzweideutiger Ruf von außen an mich heranträte. (Schluß folgt.)



Literatur.

Politische Geschichte der Gegenwart. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. 20. Band: Das Jahr 1886. Berlin, J. Springer, 1887.

Eine „Geschichte" der Gegenwart läßt sich bekanntermaßen aus vielen Gründen nicht schreiben, wohl aber einen brauchbaren Rückblick auf die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, und einen solchen sind wir seit fast zwei Jahrzehnten gewohnt, aus der Hand des Verfassers zu empfangen. Geschickte Anordnung des Stoffes, Frische und Uebersichtlichkeit der Darstellung kaum entschwundener Dinge und ein verständiges politisches Urteil über sie machen den neuen Band, wie die vorigen, allen Zeitungslesern empfehlenswert. Was verschiednen Blättern über das Verhalten des Königs von Baiern im Jahre 1870 und namentlich über dessen Kaiserbrief nacherzählt wird, bedarf teils der Berichtigung, teils der Ergänzung, die sich gegenwärtig aber noch nicht geben läßt.

Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg. Heft IV: Die oberelsässische Baumwollenindustrie und ihre Arbeiter, auf Grund der Thatsachen dargestellt von Dr. Heinrich Herkner. Straßburg, K. Trübner, 1887.

Der Verfasser behandelt den nicht bloß für Fachleute, sondern für die weitesten Kreise interessanten Gegenstand zum erstenmale in vollkommen befriedigender Weise, d. h. wissenschaftlich und doch auch für Laien verständlich und lehrreich. Das erste

Buch bespricht die Mülhäuser und oberelsässische Baumwollenindustrie von ihrer Entstehung bis zu ihrer Aufnahme in das französische Zollgebiet, das zweite behandelt sie als Glied der französischen Volkswirtschaft, das dritte und letzte stellt sie in der Gegenwart dar, wo sie ein Glied der deutschen ist. Die geschichtlichen Teile des Buches beruhen auf fleißigem, umfänglichem und von guter Kritik begleitetem Studium der vorhandnen Literatur, der Teil, welcher sich mit den gegenwärtigen Zuständen beschäftigt, zugleich auf Erkundigungen an Ort und Stelle, Aussagen von Arbeitern und eigner Beobachtung. Das Bild, welches aus diesem Material entstanden ist, macht durchweg den Eindruck, daß der Verfasser die Wahrheit, nichts als die Wahrheit und möglichst die volle Wahrheit zu sagen beabsichtigte, und wenn ihm das gelungen ist, so hat er sich ein sehr anerkennenswertes Verdienst erworben. Er hat damit ein völlig neues Licht über gewisse Dinge verbreitet, die uns bisher als geradezu ideal gepriesen wurden, nach seinem Berichte aber in vielen Beziehungen, wo nicht in allen, ungefähr das Gegenteil davon sind und in manchen geradezu greuelhaft genannt werden müssen. Wir gedenken gelegentlich darauf zurückzukommen und durch Auszüge des Wichtigsten aus dieser Darstellung dazu beizutragen, daß der Wahrheit ihr Recht zu Teil wird, und daß die Andeutungen des Verfassers zur Besserung dieser traurigen Zustände an der richtigen Stelle Beachtung finden.

Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte der Balkanhalbinsel. Von Spiridion Gopcevic. Mit zwei Uebersichtskarten und elf Schlachtplänen. Leipzig, B. Elischer, 1887.

Dies Buch zerfällt in vier Abschnitte, von denen die ersten beiden sich auf Montenegro, die beiden letzten auf Serbien beziehen. Zunächst werden die kriegerischen Ereignisse geschildert, die 1806 bis 1814 in und bei Ragusa und Cattaro sowie in den Bergen von Montenegro stattfanden, dann beleuchtet der Verfasser die Taktik der türkischen Generale Muchtar, Mahmud, Derwisch, Suleiman und Ali Sahib Pascha in den neuesten Feldzügen gegen die Tschernagorzen, und stellt sie meist als sehr ungeschickt dar, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß der Kritiker Montenegriner, Panslawist und abgesagter Feind der Osmanli ist. Dieselben Eigenschaften beeinflussen sein Urteil zum großen Teile in dem dritten Aufsatze, welcher die Operationen des Korps Horwatowitsch im türkisch-serbischen Kriege von 1876—78 behandelt. Doch wird man nach dem Grundsatze Audiatur et altera pars gegenüber dem bekannten sehr abfälligen Ausspruch Kaiser Alexanders II. über die Kriegstüchtigkeit der Serben wohl thun, auch von diesem Versuch einer Ehrenrettung derselben Kenntnis zu nehmen. Der vierte Aufsatz ist aus Giorgjewitschs Geschichte des serbischen Kriegssanitätswesens geschöpft und ergänzt und berichtet die Mitteilungen, die Gopcevic in seinem „Bulgarien und Ostrumelien" über den serbisch-bulgarischen Krieg gemacht hat. Wir haben schon bei andern Schriften des Verfassers auf die ungehobelte Schreibweise desselben aufmerksam gemacht, auch hier ist sie wieder zu rügen. Rücksichtslose Wahrheitsliebe ziert den Kritiker, aber schimpfen darf sie nicht.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Verfassung des deutschen Reiches
im vorigen Jahrhundert.

Von R. Pape.

(Schluß.)



Dem Range nach am höchsten standen die drei geistlichen Kurfürsten, deren Titel als Erzkanzler in den verschiednen Teilen des Reiches bereits angeführt sind. Der Kurfürst von Mainz war Primas des Reiches und Direktor des Reichstages, wovon noch die Rede sein wird. Ihm stand das in früheren Jahrhunderten hochbedeutsame Recht zu, das Kurfürstenkollegium zur Kaiserwahl zu berufen und den zu erwählenden Kaiser vorzuschlagen. Bei der Krönung führten die Erzbischöfe von Trier und Köln den Kaiser zum Altare, wo er dann von dem Erzbischof von Mainz gekrönt wurde. Die Erzämter der weltlichen Kurfürsten waren folgende: der Pfalzgraf bei Rhein war des heiligen Reiches Erztruchseß, der König von Böheim Erzschenk, der Herzog von Sachsen-Wittenberg Erzmarschalk, der Markgraf von Brandenburg Erzkämmerer. Zu diesen alten Erzämtern trat später für Hannover das Erzschatzmeisteramt. Der Kurfürst von der Pfalz war bei Erledigung des Kaiserthrones Reichsverweser, vicarius Imperii, für die Länder juris Franconici, der von Sachsen für die Länder juris Saxonici.

Wenn Schiller singt:

> Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
> Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,

so klingt das poetisch recht schön; aber in Wirklichkeit war das ganz anders. In früheren Jahrhunderten hatten zwar die weltlichen Kurfürsten ihr Wahlrecht in Person ausgeübt; ihre Thätigkeit bei der Krönung aber pflegte auch damals höchstens darin zu bestehen, daß sie dem Kaiser die Reichsinsignien vorantrugen. Später pflegten sie für ihre Person gänzlich unbeteiligt zu bleiben; sie waren eben selbst zu große Herren geworden, hatten auch wohl Streit oder gar Krieg mit dem Kaiser. Ihr Wahlrecht ließen sie durch Gesandte ausüben, und bei der Krönung glänzten sie durch Abwesenheit. Man lese nur bei Goethe, welch unheimlichen Eindruck ihre leeren Prunktafeln bei dem Krönungsmahle im Römer machten.

Um diesem Mißstande abzuhelfen, war man auf ein äußerst scharfsinniges Auskunftsmittel verfallen. Da des Reiches Erzbeamte nicht erschienen, so traten an ihre Stelle die Reichs**erb**beamten, subofficiales Imperii, welche ihr Amt von den Kurfürsten zu Lehen trugen. Erbtruchseß war der Graf von Waldburg; Erbschenken waren bis 1713 die Schenken von Limburg, darnach die Grafen von Althan; das Erbmarschallamt stand den Grafen von Pappenheim zu, die Erbkämmererwürde den Fürsten von Hohenzollern, und Erbschatzmeister war der Graf von Sinzendorf. Daneben hatte man dann noch andre Erbämter geschaffen, z. B. das Postmeisteramt, das den Fürsten von Thurn und Taxis gehörte, das Erbstallmeisteramt, das von den Grafen, später Fürsten von Schwarzburg bekleidet wurde u. s. w. Der Merkwürdigkeit wegen soll hier nicht vergessen werden, daß sogar des heiligen römischen Reiches Erbthürhüteramt vorhanden war, welches „denen Grafen von Werthern erb- und eigentümlich zustand."

In allen nur einigermaßen wichtigen Fragen der Reichsregierung war der Kaiser an die Zustimmung des Reichstages gebunden. Bei der Betrachtung dieser wichtigsten Einrichtung des alten Reiches finden wir das allgemeine Kennzeichen aller Reichseinrichtungen am schärfsten ausgeprägt, nämlich den schreienden Widerspruch zwischen der äußeren, würdevollen Form und der inneren Hohlheit und Nichtigkeit, den schroffen Gegensatz zwischen den aufrecht erhaltenen Machtansprüchen und der wirklichen Macht und Bedeutung.

Zu den Zeiten der Macht und Größe des Reiches waren die Reichstage von den Kaisern je nach Bedarf in längeren oder kürzeren Zwischenräumen berufen worden und hatten sich in den verschiedensten Städten des Reiches versammelt, so in Speier, Worms, Mainz, in Augsburg, Regensburg, Forchheim, in Erfurt, Goslar u. s. w. Der letzte derartige Reichstag, der mit einem förmlichen Reichstagsabschiede, recessus Imperii, entlassen wurde, war im Jahre 1654 zu Regensburg abgehalten worden. Seit 1665 tagte in dieser Stadt der ständige Reichstag, den man spottweise wohl die „lange Reichsnacht deutscher Nation" genannt hat, und der sich erst im Jahre 1806 mit dem Reiche selbst auflöste.

Dieser Reichstag, comitia oder diaeta Imperii, wurde nicht mehr, wie das früher üblich gewesen war, von den Fürsten in Person besucht, sondern durch Gesandte beschickt. Er bestand aus drei Kollegien: das erste und vornehmste bildeten die Kurfürsten, Electores Imperii, von denen schon das nötige mitgeteilt ist. Das zweite Kollegium war der Fürstenrat, Senatus Principum; dies war die Versammlung und Vertretung des hohen Adels von Deutschland. Er zerfiel in zwei Bänke, die geistliche Bank, scamnum ecclesiasticum, und die weltliche Bank, scamnum saeculare. Die erstere zählte siebenunddreißig Stimmen, nämlich fünfunddreißig Virilstimmen und zwei Kuriatstimmen; die beiden Kurien waren die schwäbische Prälatenbank mit zweiundzwanzig, und die rheinische Prälatenbank mit achtzehn Stimmen, im ganzen vierzig Stimmen. Die weltliche Fürstenbank zählte fünfundsechzig Stimmen, einundsechzig Viril- und vier Kuriatstimmen. Die vier Kurien wurden gebildet durch die Collegia Comitum, die wetterauische Grafenkurie mit siebenundzwanzig, die schwäbische mit sechsundzwanzig, die fränkische mit sechzehn und die westfälische mit vierunddreißig Stimmen, zusammen hundertunddrei Stimmen.

Das dritte Kollegium war das der Reichsstädte, welches erst durch den westfälischen Frieden Sitz und Stimme auf Reichstagen erlangt hatte. Die beiden andern Kollegien hießen daher auch: ambo superiora collegia Imperii. Die Reichsstädte teilten sich in die rheinische Städtebank mit vierzehn, und die schwäbische Städtebank mit siebenunddreißig, zusammen einundfünfzig Stimmen. Im ganzen hatten also zweihundertsechsundneunzig Reichsstände, die Mitglieder der beiden geistlichen und vier weltlichen Kurien einzeln gezählt, Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage.

Der Kaiser war zu Regensburg vertreten durch den Prinzipalkommissarius, dem in der Regel ein Konkommissarius zur Seite zu stehen pflegte. Der Kurfürst von Mainz war Direktor des Reichstages; sein Gesandter hieß daher der Direktorialgesandte. Kam jedoch bei irgendeiner Angelegenheit die Konfession in Frage, so trat die sogenannte itio in partes ein, und der Reichstag trennte sich in ein corpus evangelicorum oder evangelicum und ein corpus catholicum. Der Direktor des ersteren war der Kurfürst von Sachsen, während letzteres von Mainz geleitet wurde.

Näher auf die Geschäftsordnung, die Abstimmungsweise u. s. w. einzugehen, würde wiederum zu weit führen. Daß es fast unmöglich war, eine Beschlußfassung im Plenum herbeizuführen, ergiebt sich schon aus der Zusammensetzung der Versammlung. Man denke, welche Zeit dazu gehörte, bis diese Gesandten Instruktionen eingeholt hatten! Wenn es aber wirklich gelungen war, einen von den drei Kollegien in Übereinstimmung gefaßten Entschluß zu stande zu bringen, so war das immer erst ein Reichsgutachten, suffragium Imperii. Gesetzeskraft erhielt es erst durch das kaiserliche Ratifikationsdekret und die darauf folgende Veröffentlichung. Dann endlich kam ein Reichsschluß, ein conclusum Imperii, heraus.

Wenn wirklich etwas geschaffen werden sollte, z. B. die Vollziehung von Friedensschlüssen, die Visitation der Reichsgerichte u. s. w., so half man sich mit sogenannten Reichsdeputationen, deren Beschlüsse dann allgemein giltig waren. Aber viel nützte das auch nicht. Kurz, es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß in den fast anderthalb Jahrhunderten seines Bestehens der Regensburger Reichstag überhaupt fast niemals etwas Wesentliches, Wichtiges und Förderliches für die deutsche Nation zu stande gebracht hat.

Dagegen wurde mit der ernstesten und wichtigsten Miene um die thörichtsten und lächerlichsten Kleinigkeiten gestritten, z. B. über Titulaturen, ob nur den kurfürstlichen oder auch den fürstlichen Gesandten der Titel Exzellenz zustünde, welche Gesandten das Recht hätten, auf roten, welche nur auf grünen Sesseln zu sitzen, welchen ein Sitz auf dem Teppich zukäme, welche dagegen außerhalb desselben sitzen müßten, oder schließlich, welche ihre Sessel wenigstens auf die Fransen desselben setzen dürften, wie viele Schritte ein kurfürstlicher Gesandter einem fürstlichen entgegenkommen müsse u. s. w. Man stritt mit größtem Ernste darüber, wie viele Maien den Gesandten zu stecken seien, in welcher Reihe bei Festmahlen die Gesundheiten ausgebracht werden müßten, über den Tafelrang, über das Recht auf goldene und auf silberne Bestecke, über die Menge des Ehrenweines, den die Stadt Regensburg bei festlichen Gelegenheiten zu liefern hatte.

Kann man sich da wundern, daß die fremden Nationen, namentlich die Franzosen, über diese querelles allemandes spotteten und die Deutschen einfach als têtes carrées bezeichneten, daß dieser Reichstag, dem man schon lange den Beinamen la Sorbonne diplomatique de l'Europe gegeben hatte, der Hohn und das Gelächter von ganz Europa geworden war? In welchem Ansehen er im eignen Lande stand, kann man daraus ersehen, daß es in dem größern Teile von Deutschland hellen Jubel erregte, als der Gesandte Friedrichs des Großen, der Freiherr von Plotho, den Reichsboten, der ihm den Beschluß der Reichsexekution gegen seinen Herrn überbrachte, einfach die Treppe hinunterwerfen ließ.

Von den übrigen Reichsbehörden sollen hier nur noch zwei kurz erwähnt werden, damit das Bild von der Verfassung des alten Reiches nicht unvollständig bleibe.

Das Reichskammergericht, camera imperialis, hatte zu allererst seinen Sitz in Frankfurt, dann längere Zeit in Speier, und nach dessen Verwüstung durch die Franzosen, seit 1689, in Wetzlar. Es bestand aus einem Präsidenten (dem Reichskammerrichter), zwei Vizepräsidenten und fünfundzwanzig Assessoren, die teils vom Kaiser, teils von den Kurfürsten, teils von den Kreisen ernannt wurden. Der Beiname dieses höchsten Gerichtshofes der deutschen Nation, die „Reichsrumpelkammer,“ kennzeichnet zur Genüge seine segensreiche Wirksamkeit. Über die wahrhaft ungeheuerliche Verschleppung der Rechtsstreite dort trösteten sich unsre Altvordern mit dem Scherzworte: Spirae lites spirant, non ex-

spirant. Kam aber wirklich einmal ein rechtskräftiges Urteil heraus, so pflegten sich in der Regel auch nur einigermaßen starke Reichsstände diesen Entscheidungen einfach nicht zu fügen.

Eine ähnliche Einrichtung war der Reichshofrat in Wien, consilium aulicum, dessen Mitglieder vom Kaiser nach Belieben ernannt wurden. Auf seine Entscheidungen namentlich bezieht sich das bekannte Wort: Vienna vult expectari.

Auf die Verfassung der einzelnen Reichskreise, von denen jeder wieder ein Bild des ganzen Reiches darbot, einzugehen, würde wieder zu weit führen.

Dagegen ist es unumgänglich notwendig, noch einen Blick zu werfen auf die beiden Säulen, auf denen das Wesen des Staates, die Macht, hauptsächlich beruht, nämlich auf die Reichsfinanzen und das Reichsheerwesen. Geld und Soldaten, der letzte Thaler und der letzte Mann, nach einem bekannten Ausspruche des großen Friedrich, sind es, die dem Staate Halt und Macht geben, und nach denen sein Ansehen und seine Bedeutung zu bemessen sind. Hier ist nichts mit prunkenden Titeln, mit übermäßigen Ansprüchen, mit trödelhaftem Flitterkram zu machen. Hier offenbart sich daher auch am deutlichsten die Erbärmlichkeit und Hohlheit aller Reichseinrichtungen.

Betrachten wir zunächst das Einkommen des Kaisers aus dem Reiche, was man jetzt seine Zivilliste nennen würde. Früher war dieses sehr bedeutend gewesen, namentlich durch den Ertrag der ungeheuern Reichsgüter. Zu den Zeiten Friedrich Barbarossas schätzte man es auf nahezu sechzig Tonnen Goldes, jede zu 100 000 Goldgulden. Die Staatsrechtslehrer Spittler und Meiners aber berechneten es im Jahre 1784 auf 18884 Gulden 32 Kreuzer, sodaß, wie man wohl beizufügen pflegte, ein kurhannoverscher Kammerpräsident ein größeres Einkommen hatte als der Kaiser als solcher. Und in welch erbärmlicher Weise wurde diese erbärmliche Summe zusammengebettelt! Es verteilte sich nämlich auf die folgenden „Titel“: 1. Die Geldstrafen, auf welche die Reichsgerichte erkannten; 2. der Opferpfennig der Juden in Frankfurt (3000 Gulden) und Worms (100 Gulden); 3. einige reichsstädtische Abgaben; 4. die Lehnsgelder; 5. die Krönungsgeschenke.

Das Geld für die gemeinsamen Reichsausgaben wurde durch Reichssteuern aufgebracht. Von der ersten Klasse derselben, den sogenannten ordentlichen Reichssteuern, gab es im vorigen Jahrhundert nur noch den „Kammerzieler,“ eine Abgabe, welche in halbjährlichen Raten nach der „Usual-Matrikel“ von 1720, zuletzt umgearbeitet 1757, erhoben wurde. Der Ertrag dieser Steuer, der sich auf etwa 39000 Thaler belief, war bestimmt zur Deckung der Kosten des Reichskammergerichtes.

Bei den außerordentlichen Reichssteuern unterschied man regelmäßige und unregelmäßige. Von den ersteren war die einzige, die noch erhoben wurde, der sogenannte „gemeine Pfennig“ oder der „Römer-Monat,“ für dessen Bei-

treibung in gewissen Orten des Reiches, den „Legestädten," Reichs-Pfennigmeister angestellt waren. Der wunderliche Name rührte von dem unter Karl V. beabsichtigten Römerzuge her, und die Steuer wurde berechnet nach der Wormser Matrikel von 1521, in welcher die Kosten für einen Reiter auf zwölf Gulden, für einen Fußknecht auf vier Gulden monatlich festgestellt waren. Diese Summen mußten für jeden Kopf des Kontingents eines Reichsstandes so oft gezahlt werden, wie der Reichstag Römer-Monate bewilligt hatte.

Nach dem Staatsrechte von Schmalz belief sich der ganze Römer-Monat auf 88 464 Gulden, eine erbärmliche Summe, die überdies niemals vollständig einging. Hieraus bildete man dann die Reichs-Operationskasse, aus der die ganzen Kosten eines Reichskrieges bestritten werden sollten, während die Kosten für Aufstellung und Ausrüstung der einzelnen Truppenteile von den Kreisen getragen wurden. Wie es also mit dem, was nach dem bekannten Ausspruche von Montecuccoli zum Kriegführen am nötigsten ist, bei einem Reichskriege aussah, kann man sich leicht vorstellen. Noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts mußte der Bundestag zu Frankfurt sich mit Forderungen an die Reichs-Operationskasse aus dem Jahre 1793 befassen.

Von unregelmäßigen Reichssteuern hatte in früheren Jahrzehnten die Türkensteuer eine große Rolle gespielt; im vorigen Jahrhundert sind jedoch solche Steuern nicht mehr vorgekommen.

Im engsten Zusammenhange mit den Reichs-Finanzen stand das Reichs-Heerwesen, und es befand sich selbstverständlich in einem ebenso verrotteten und verwahrlosten Zustande wie jene.

Durch einen Reichstagsbeschluß vom Jahre 1681 war das ganze Reichsheer auf 12 000 Reiter und 28 000 Fußgänger, also auf rund 40 000 Mann, festgestellt worden. Hierzu mußte jeder der zehn Reichskreise eine bestimmte Anzahl stellen, welche dann wieder auf die einzelnen Stände des Kreises verteilt wurde. Die Mannschaft, welche einem Kreise zufiel, nannte man sein Kontingent.

Um ein Bild von der wunderlichen Verteilung jener 40 000 Mann auf die Kreise zu geben, seien folgende Ziffern angeführt. Der österreichische Kreis stellte 8028 Mann, der baierische 800 Mann zu Roß, 1494 Mann zu Fuß, der schwäbische 1231 Reiter, 2707 Fußgänger, der fränkische 980 zu Pferde, 1902 zu Fuß. Im Jahre 1733 stellte der oberrheinische Kreis an dreifacher Anzahl 200 Reiter, 6023 Fußgänger; der niederrheinische oder Kurkreis wurde dem oberrheinischen gleich gerechnet. Das Kontingent des westfälischen, des burgundischen, des ober- und niedersächsischen sollte dem des schwäbischen gleich sein und etwas weniger als ein Neuntel und mehr als ein Zehntel der gesamten Streitmacht betragen. Wurde nun der Anteil eines Kreises auf die einzelnen Stände desselben verteilt, so führte das dazu, daß einzelne unter ihnen einen, drei oder fünf Mann stellen mußten, oder daß gar z. B. ein hochwürdiger

Prälat und eine Äbtissin zusammen drei Krieger aufbringen mußten; für den halben Mann wurde dann natürlich Geld bezahlt.

Diese Kriegsmacht von 40 000 Mann nannte man die armatura ad simplum; doch wurde auch wohl eine armatura ad duplum oder ad triplum beschlossen; im Jahre 1793 sollte sogar das Fünffache der einfachen Armatur aufgeboten werden.

Die bekannteste Mobilmachung der Reichsarmee ist die vom Jahre 1757. Am 17. Januar 1757 wurde zu Regensburg auf Antrag des kaiserlichen Prinzipalkommissarius gegen den „in Empörung begriffenen Kurfürsten von Brandenburg" (Friedrich den Großen nämlich) Reichsexekution beschlossen, und zwar sollte eine armatura ad triplum auf die Beine gebracht werden, um dem angeblich vergewaltigten Kurfürsten von Sachsen „eilende Reichshilfe" zu senden. Daß der Volkswitz, und zwar nicht allein in Preußen, hieraus sofort „elende Reichshilfe" machte, ist bekannt.

Ein Reichsheer in der dreifachen Stärke hätte eigentlich 120 000 Mann stark sein sollen. Davon mußten jedoch zunächst die Kontingente der preußischen Lande und der mit Preußen verbundenen Staaten, wie Hessen-Kassel, Braunschweig und Gotha, abgerechnet werden. Aber man war weit davon entfernt, so viele Mannschaft aufzustellen, wie dann übrig geblieben wäre. Den wirklichen, vollen Bestand bezeichnete man origineller weise als den „Idealfuß," da ja bekanntlich Ideale hienieden niemals erreicht werden. Den Gegensatz dazu bildete der „Usualfuß"; dieser wurde vielfach dadurch hergestellt, daß die Ständeversammlungen der einzelnen Kreise auf eigne Faust einige tausend Mann von dem Idealfuße strichen. Für den schwäbischen Kreis war der Idealfuß auf 3963 Reiter und 8121 Fußsoldaten festgesetzt, der Usualfuß aber nur auf 1184 Reiter und 6760 Fußsoldaten, d. h. man hatte einfach etwa 2800 Reiter und 1260 Fußgänger gestrichen. Aber auch das konnte nicht durchgeführt werden; manche Stände konnten wegen übermäßiger Verschuldung überhaupt nicht einen Mann auf die Beine bringen. In Wirklichkeit stellte der Kreis nur 734 Reiter und 4766 Fußsoldaten, d. h. über 3200 Reiter und über 3350 Fußgänger weniger, als er nach dem Idealfuße hätte stellen sollen. Wie wunderlich die Zusammensetzung war, davon nur ein Beispiel: bei dem zweiten Regimente des baierischen Kreises ernannte Salzburg den Obersten, Pfalz-Neuburg den Oberstleutnant, und Passau den Oberstwachtmeister. Und was waren das für Offiziere und Mannschaften! Wie buntscheckig die Uniformirung und Ausrüstung, wie jammervoll die Bewaffnung! Von 100 Gewehren gingen durchschnittlich 75 nicht los. Statt der Flintensteine, die noch fehlten, hatten manche Truppenteile Holzstückchen, die Feuersteinen ähnlich gemacht waren, an ihren Gewehren. Von den 2199 Reitern des Reichsheeres hatten 149 überhaupt keine Pferde, 125 solche, die gänzlich dienstunfähig waren, 219 solche, die mit groben Fehlern behaftet waren. Von den Kavalleristen hatten viele überhaupt noch

nie zu Pferde gesessen. Die Artillerie war meist gebildet aus den Büchsenmeistern der Reichsstädte, die zwar oft genug mit den Donnerbüchsen auf den Wällen blinden Lärm gemacht, aber mit bespannten Geschützen noch niemals exerzirt hatten. Schlecht war die Verpflegung, unzulänglich und unregelmäßig die Besoldung, Zuchtlosigkeit oben und unten, und daher wahrhaft ungeheuerlich die Fahnenflucht.

Einzelne größere Reichsfürsten hatten zwar Truppenteile gestellt, die allen Anforderungen entsprachen, und um dem Ganzen etwas Halt zu geben, hatte man ein österreichisches Korps beigefügt. So hatte denn der Reichsfeldherr, Josef von Hildburghausen, etwa 34000 Mann in der Nähe von Fürth zusammengebracht und trat mit ihnen den Marsch nach Thüringen an, um „mit dem bösen Fritzen anzubinden." Dieser brannte schon lange darauf, den Reichsvölkern, wie er sich ausdrückte, das consilium abeundi zu erteilen. Er verwandelte es bei Roßbach in ein consilium currendi; die Reichsarmee erwarb sich den Namen „die Reißausarmee," und die Preußen sangen:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

So weit war es also gekommen, daß sogar das Heer des Reiches, dessen Bevölkerung doch von jeher die kriegstüchtigste und die waffenfrohste Europas gewesen war, dastand als Spott und Hohn des Inlandes und Auslandes.

Wenn man so überblickt, in welch elendem, verrottetem Zustande sich die Verfassung des alten Reiches und alle seine Einrichtungen befanden, so ist es fast als ein Wunder anzusehen, daß das deutsche Volk das wieder hat werden können, was es heute ist, daß Deutschland nicht ebenfalls ausgeschieden ist aus der Reihe der großen Nationen, wie jenes große Slawenreich im Osten von uns. Der polnische Reichstag ist sprichwörtlich geworden; aber war der deutsche Reichstag zu Regensburg etwa besser? Daß die Gesandten des deutschen Reichstages jemals mitten in der Sitzung die Schwerter gezogen und im Versammlungssaale förmliche Gefechte geliefert hätten, wie das bei jenen heißblütigen und tollköpfigen Sarmaten mehrfach vorgekommen ist, kann man den Perücken von Regensburg zwar nicht nachsagen. Aber gewirkt und geschafft zum Nutzen des Reiches und der Nation hat der deutsche Reichstag nicht mehr als der polnische.

Wenn dennoch das deutsche Volk vor dem schrecklichen Geschicke Polens bewahrt geblieben ist, so beruht das hauptsächlich auf zwei Ursachen. Zunächst steckte, trotz all des politischen Jammers, in der Gesamtheit des deutschen Volkes immer ein tiefer und tüchtiger sittlicher Kern. Gegenüber der Verschwendung, der Lüderlichkeit, dem Wankelmute, der Treulosigkeit, die bei den Polen herrschten, hatten sich die Deutschen Sparsamkeit und Arbeitsamkeit, Einfachheit und Sittlichkeit im Familienleben, Standhaftigkeit und Treue bewahrt.

Aber so hohen Wert wir auch diesem gesunden sittlichen Kerne des deutschen Volkes beilegen wollen, den Untergang unsrer Nation hätte er allein nicht verhindern können. Jene Franzosen- und Rheinbundsschmach im Anfange unsers Jahrhunderts haben die guten Eigenschaften des deutschen Volkes thatsächlich nicht verhindert. Daß unter der eisernen Rute der Fremdherrschaft unsre Nationalität nicht zu Grunde gegangen ist, daß Deutschland zu nie geahnter Größe, Macht und Herrlichkeit wieder emporgestiegen ist, das verdanken wir einem deutschen Herrschergeschlechte, das in Jahrhunderte langem Ringen und Kämpfen Polen, Schweden, Dänen und Franzosen vom Boden des Vaterlandes hinweggefegt, allen ausländischen und undeutschen Einfluß ausgetilgt hat, die zerrissenen Glieder des deutschen Volks- und Reichskörpers zusammengefaßt, geeinigt und gekräftigt hat, wir verdanken es, nächst Gott, nur den Hohenzollern und ihrem Staate.



Freiwillige Krankenpflege im Kriege.



Zu den schönsten Früchten patriotischer Humanität gehören die Leistungen der freiwilligen Fürsorge für die kranken oder verwundeten Opfer des Krieges. Während man noch bis über die Mitte unsers Jahrhunderts hinaus diejenigen, welche für die Gesamtheit ihres Volkes ihr Leben in die Wagschale geworfen hatten, vom Augenblicke der militärischen Unbrauchbarkeit an fast ausnahmslos ihrem Schicksale, d. h. dem Wundfieber, dem Durst, dem Typhus, der Todesmattigkeit, überließ, ist es jetzt allgemein als sittliche Notwendigkeit anerkannt, daß dem Heere der Waffenträger eine Hilfsschar von Krankenträgern, Ärzten, Pflegern und Pflegerinnen folge. Unter dem Schutze des Genfer Kreuzes haben die Schlachtfelder der neuesten Kriege einen Eifer der Barmherzigkeit sich entfalten sehen, wie ihn keiner unsrer Väter auch nur ahnen konnte. Deutschland wird es nie vergessen, was ihm 1870/71 seine Johanniter, seine Vereine vom roten Kreuz, seine Felddiakonen, Diakonissen, barmherzigen Schwestern u. s. w. gewesen sind. Sie waren zugleich Trost derer, die draußen unter dem Kugelregen ihr Hurrah riefen, und derer, die daheim um ihre Söhne, Gatten und Brüder bangten.

Die über alles Erwarten schnelle Entwicklung der auf dem Blutfelde Solferinos zuerst von Henri Dunant gefaßten und dann mit bewundernswerter Energie von der Genfer gemeinnützigen Gesellschaft weiter verfolgten Pläne ist

eigentlich eine Folge des Grundsatzes von der allgemeinen Wehrpflicht des Volkes. So lange geworbene Soldatenhaufen für Geld sich dem blutigen Spiel entgegenführen ließen, konnte man den Mangel an Fürsorge für ihre Leiden noch etwa notdürftig damit entschuldigen, daß es dem Tode verkaufte Gladiatoren seien, die für uns kämpften. Jetzt aber stehen unsre Brüder im Felde, die denselben Anspruch auf Lebenserhaltung haben wie wir, die sich stellvertretend für uns der Gefahr weihen, und deren Tod in jedem Falle eine unersetzliche Einbuße an geistiger und körperlicher Volkskraft bedeutet. Darum ist es auch nichts andres als eine folgerichtige Weiterbildung des Gedankens der allgemeinen Kriegspflicht, wenn man alle geeigneten Leute, die aus irgend einem Grunde nicht mit der Waffe dienen können, dem Sanitätswesen im wesentlichen unter denselben Bedingungen zurechnet, unter denen das aktive Militär steht.

Daraus würde folgen, daß das ganze Kriegssanitätswesen eine öffentliche obligatorische Einrichtung sei und für Freiwilligkeit in ihm ebensowenig eine Stelle sei, wie eine solche etwa für freiwillige Artillerie zu finden sein dürfte. In der That ist man besonders in zuständigen militärischen Kreisen nach 1871 wiederholt in der Bahn dieser Gedanken gegangen. Zwar erwies es sich als unmöglich, die Mitarbeit der freiwilligen Krankenpflege zu verbieten, da man schlechterdings in die Armee nicht die erforderliche große Masse nichtkämpfender Glieder aufnehmen konnte, auch gern die pekuniäre Fürsorge für die Heilung der Leiden des Krieges wenigstens zu einem großen Teile der privaten Gabenfreudigkeit überlassen wollte. Aber man wollte doch um der strengeren Disziplin und der größeren taktischen Beweglichkeit willen im Heere alles vermeiden, was nicht selbst Heer sei. So kommt es, daß die jetzt maßgebende Kriegssanitätsordnung von 1878 bestimmt, die freiwillige Krankenpflege sei kein selbständiger Faktor neben der staatlichen, und eine Mitwirkung könne ihr nur insoweit „eingeräumt werden," als sie dem staatlichen Organismus eingefügt und von der Staatsbehörde geleitet werde. Diesen Hauptsatz führt sie weiter dahin aus, daß freiwillig künftig nur der Eintritt in das Sanitätskorps sein wird, daß aber vom Augenblicke des Eintrittes alle Organe der privaten Hilfsbereitschaft unter dem Zwange der Kriegsgesetze stehen, ferner, daß das Personal der freiwilligen Krankenpflege ein sittlich hochstehendes und technisch schon hinreichend geschultes sein soll. Schlechte Erfahrungen, welche man 1870 mit großen Scharen schnell zusammengeraffter, sittlich zweifelhafter, praktisch fast unbrauchbarer Helfer gemacht hatte, legten es nahe, diese Gesichtspunkte besonders scharf gesetzlich festzustellen.

Auf Grund dieser Kriegssanitätsordnung wird nun von den Zentralorganen der freiwilligen Krankenpflege unablässig auf den nächstfolgenden Krieg gerüstet, und zwar hat sich im allgemeinen die Arbeitsteilung derart gestaltet, daß die Johanniter während des Friedens mehr für die Bereitstellung des weiblichen, die Landesvereine vom roten Kreuz mehr für Auswahl und Schulung des männ-

lichen Pflegepersonals sich bemühen. Jenes ist um vieles leichter als dieses, da einesteils Diakonissenhäuser und Klöster schon eine bedeutende Anzahl bewährtester Helferinnen bereit haben, anderseits eine halbjährige Ausbildung geeigneter Mädchen, auf die man für den Kriegsfall rechnen kann, nicht allzugroßen Schwierigkeiten zu begegnen pflegt. Männer ausfindig zu machen, ist ungeheuer schwer, weil von vornherein von allen denen abgesehen werden muß, die in irgend einem unmittelbaren Militärverhältnis stehen, und weil eine zeitweilige Unterbrechung des Berufswirkens bei vielen willigen und tüchtigen Kräften geradezu unmöglich erscheint. Auch sind sehr viele nicht militärpflichtige Männer während eines Krieges im Staatsdienst oder im Handel als unabkömmlich zu betrachten.

Es ist daher gar nicht verwunderlich, daß auf den Vereinstagen der deutschen Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger, öfter fast im Tone der Resignation über die Hemmnisse, welche der Ausbildung von Männern entgegenstehen, geklagt worden ist. Man konnte wohl Anfänge von Krankenträgerkolonnen aufweisen, aber keine Pfleger. Drei Vorschläge sind in dieser Hinsicht gemacht worden: entweder man wollte vonseiten der Vereine vom roten Kreuz die in Privatkundschaft arbeitenden Berufskrankenpfleger sittlich heben und so organisiren, daß sie für den Krieg eine regelmäßige Sanitätstruppe zu bilden imstande wären, oder man wollte Angehörige andrer Berufe auf ein oder zwei Jahr in Lazarete einstellen, dann aber wieder in ihren bürgerlichen Kreis zurückkehren lassen, oder man wollte die Brüderhäuser und Diakonissenanstalten veranlassen, ihr Personal, ähnlich wie es nicht wenige Diakonissenhäuser thun, für den Kriegsfall dem roten Kreuz zur Verfügung zu stellen. Von diesen Vorschlägen kann der zweite deshalb am wenigsten in Frage kommen, weil sich ohne Zweifel fast nur verfahrene Existenzen zu längerer Berufsunterbrechung bereit finden ließen, der erste und der dritte aber sind darum unpraktisch, weil die Zahl und der Wert frei praktizirender Krankenwärter verhältnismäßig gering ist, die evangelischen Brüderhäuser aber die Krankenpflege nur als Nebenarbeit ansehen und infolgedessen kaum mehr als siebzig geschulte Pfleger aufweisen, von denen etwa ein Drittel selbst militärpflichtig, ein andres Drittel unabkömmlich sein dürfte. Alle drei Vorschläge haben außerdem den Fehler, daß sie der geistig und sittlich befähigtsten Helfer, d. i. der Angehörigen der Bildungsstände, nicht gedenken. Wer aber weiß, wie unbeschreiblich großen Wert es hat, wenn der Helfer des Verwundeten in allen Beziehungen sein Freund, Ratgeber und Tröster werden kann, wird sich von den Leistungen der freiwilligen Krankenpflege in dem Maße mehr versprechen, als er Einsicht, Thatkraft, Takt und Sittlichkeit in ihr vereinigt sieht.

Endlich seit dem Frühjahr 1886 scheint ein Weg gefunden zu sein, auf dem sich die Aufgabe der männlichen Pflegkräfte lösen läßt. Das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz wandte sich nämlich mit der Aufforderung, eine freie Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger zu bilden, an das größte und

weitaus leistungsfähigste der evangelischen Bruderhäuser, das Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg. Dieses hat in seinem mehr als fünfzigjährigen Wirken hinreichend bewiesen, daß es mit seiner jetzt etwa 450 Männer umfassenden Bruderschaft großen christlich-humanen Aufgaben gewachsen ist; es hat an der Organisation der deutschen evangelischen Rettungshäuser, der Herbergen zur Heimat, der Arbeiterkolonien den wichtigsten Anteil. Auch war die von dem nun verstorbenen Gründer der Anstalten des Rauhen Hauses, Dr. theol. Wichern, 1866 und 1870 ins Leben gerufene Felddiakonie von militärischen und medizinischen Autoritäten aufs freundlichste anerkannt worden. Hatte nun auch zuerst die Direktion des Rauhen Hauses (Prediger J. Wichern) das Bedenken, ob es möglich sein werde, den streng evangelisch-konfessionellen Charakter der Anstalt mit dem allgemeineren patriotisch-humanen Geiste des neuen Unternehmens so zu vereinigen, daß beides gedeihen könne, so überwand doch die Größe und Wichtigkeit der Aufgabe die vorhandenen Zweifel, und eine in den Räumen des königlichen Hausministeriums zu Berlin Ende Mai vorigen Jahres abgehaltene Versammlung der Verbandsvorsteher und Vertrauensmänner der Bruderschaft stellte die Grundsätze fest, nach denen man arbeiten wollte.

Das Wesentlichste an den Einrichtungen der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege ist dieses. Sie wendet sich in erster Linie an militärfreie Studenten aller Fakultäten, dann aber auch an jeden deutschen Mann, welcher die nötigen Bürgschaften für verständnisvolles, treues Wirken zu bieten imstande ist, und sammelt ihre Mitglieder zu Ortsgruppen, welche ihre eigne verwaltende und technische Leitung haben. In der Ortsgruppe macht nun zunächst der künftige Krankenpfleger einen sechswöchentlichen vorbereitenden Kursus durch, der, in den Abendstunden abgehalten, ihn in seiner sonstigen Thätigkeit möglichst wenig hemmen soll. In diesen Kursen erhält er auf Grund eines kleinen Leitfadens der Chirurgie theoretischen Unterricht und wird an gesunden Personen (bezahlten Handwerkern u. s. w.) in den einfachsten Handreichungen seines Dienstes unterwiesen. Dann tritt er zu einem einmaligen vierwöchentlichen Kursus in ein Lazaret oder öffentliches Krankenhaus ein und wird hier in Theorie und Praxis der Wundenbehandlung und der im Kriege häufigeren pathologischen Aufgaben von besonders hierfür gewonnenen Ärzten eingeführt. Hat er diesen Hauptkursus mit Erfolg beendet, so sorgen von Zeit zu Zeit Wiederholungskurse in der Art der Vorbereitungskurse dafür, daß das Gelernte nicht in längerer Friedenszeit der Vergessenheit anheimfalle.

Ein unvermeidlicher Mangel dieser Einrichtung ist es freilich, daß solche Leute, welche nicht in den Mittelpunkten der Ortsgruppen wohnen, sich nur schwer beteiligen können, und es ist doch nur zu hoffen, daß die Zahl der Ortsgruppen beständig wachse. Bis jetzt giebt es im preußischen Bereich, auf welchen (mit Einschluß des hamburgischen Gebiets) sich die Genossenschaft des Rauhen Hauses beschränkt, thätige Mittelpunkte in Berlin, Halle, Greifswald, Breslau,

Hamburg, Stettin, Flensburg, Guben und Halberstadt. Am eifrigsten wird in Berlin gearbeitet. Die Zahl derer, welche sich bis zum 30. Juni 1887 zur Teilnahme überhaupt gemeldet hatten, betrug 425. Von diesen wurden angenommen 204, und zwar allein 108, welche in Berlin wohnhaft sind. Den Lazaretkursus haben bis jetzt 100 Pfleger in 27 verschiedenen Krankenhäusern durchgemacht. Am Vorbereitungskursus nehmen z. B. in Berlin 25 Herren und am Wiederholungskursus 36 teil.

Diese Zahlen zeigen, wie sehr alles noch in den Anfängen ist, denn was sind 204 Pfleger bei einem Massenkriege, wie er uns vielleicht bevorsteht? Aber uns scheint, als sei das Unternehmen zugleich so praktisch und so ideal aufgefaßt, daß es eine Zukunft haben muß. Vor kurzem hatten wir Gelegenheit, einem Übungsabende des Vorbereitungskursus in Berlin beizuwohnen. In dem geräumigen Saale des ersten Berliner Jünglingsvereins, Oranienstraße 105, versammelten sich etwa fünfzig junge Leute, offenbar meist Studenten, zerteilten sich in sechs oder acht Gruppen und begannen unter Leitung eines Assistenzarztes erster Klasse vom zweiten Garderegiment zu Fuß die in ihrer Mitte halb entkleidet sitzenden Scheinverwundeten vorschriftsmäßig zu verbinden. Hier wurde ein gebrochenes Bein in Metallschienen gelegt und zart umwickelt, dort ward ein Verband für eine Achselwunde hergestellt; die einen beschäftigten sich mit Anfertigung einer Kompresse auf einem angeblich von der Kugel gestreiften Kopfe, die andern suchten einen Leidenden richtig zu lagern. In allen Gruppen war ein Eifer, als ob es wirklich gälte, den geduldigen, stummen Objekten das Leben zu retten. Im Laufe des Abends erschien Generalarzt Dr. Mehlhausen zur Inspektion und sprach von Gruppe zu Gruppe gehend mehrfach seine Anerkennung aus. Auch hören wir, daß der vortragende Rat im Kriegsministerium Generalarzt v. Coler am 19. Juli einer von Direktor Wichern veranstalteten Prüfung beigewohnt und seiner Freude Ausdruck gegeben hat.

Was die nichtpreußischen Teile Deutschlands betrifft, so beginnt man auch in diesen mehrfach, der Angelegenheit sein Interesse zuzuwenden. Es wäre zu wünschen, daß dies im engsten Anschluß an die Organisation des Rauhen Hauses und mit demselben Eifer geschähe, der diese beseelt. Wir Deutschen haben wahrlich jetzt nicht Zeit, mit Kriegsrüstungen irgend welcher Art zu zögern. Wie die aktive Armee jeden Tag benutzt, um fertig zu sein, sobald die Trompete klingt, so muß auch die Schar der freiwilligen Hilfe lieber heute als morgen sagen können: Wir sind bereit.



Kleine und große Schulplagen.


eder die Berechtigungsfrage noch der Streit zwischen realistischer und humanistischer Bildung, weder die sogenannte Überbürdung noch andre hygieinische Fragen drücken mir die Feder in die Hand. Einem Vater von drei Kindern, deren ältestes erst acht Jahre zählt, liegen kleinere Sorgen näher am Herzen. Auch denke ich heute weniger an das, was die Kinder, als an das, was die Eltern zu den Schulplagen rechnen.

Jeder Lehrer ist ein Autokrat auf seinem kleinen Gebiete, und er soll es sein. Sein Machtwort verlangt unbedingten Gehorsam. Wo bliebe auch die Disziplin, wenn die Schule nicht von der Herrschaft dieses unbeschränkten Regiments durchdrungen wäre! Verständige Eltern werden denn auch stets dafür sorgen, daß der Lehrer diese volle Autorität in den Augen der Kinder behält, sollte dafür auch gelegentlich das Opfer der eignen Einsicht gebracht werden müssen. Der Glaube der Kinder an die Unfehlbarkeit der Eltern wird auf dem Altar der Schule niedergelegt, der Lehrer tritt für einige Zeit die Erbschaft an.

Wie es Salvatore Farina vor einiger Zeit in der Deutschen Rundschau höchst ergötzlich schilderte, so geht es auch uns: „Lieber Vater, heißt es Abwechselung oder Abwechslung?" „Abwechselung, mein Junge." „Aber Herr Richter sagte heute, es hieße Abwechslung." „Dann schreibe nur so, wie Herr Richter sagt." Oder: „Vater, wie schreibt man denn Eichamt?" „Mit einem ai, mein Junge," antworte ich, noch stolz auf dieses seltene ai, das ich so oft auf dem Schilde unsers Aichmeisters hatte prangen sehen, und an dessen Richtigkeit zu zweifeln ich für eine Beleidigung meiner Erzieher gehalten haben würde. Mittags kommt mein Otto nach Hause und zeigt mir sein Schreibheft. Er hatte geschrieben: Der Aichmeister aicht auf dem Aichamte die Gewichte. „Herr Richter sagt, das würde alles mit ei geschrieben, so habe ich in diesem Satze drei Fehler und bin einen heruntergekommen." Entrüstet rufe ich aus: „Ach, Herr Richter ist wohl nicht ganz ...," verschlucke aber noch rechtzeitig den unpädagogischen Schluß. Ich stürze mich auf den kleinen Puttkamer in der Überzeugung, daß er mir Recht geben werde; aber ich erbleiche, denn nach der neuen Orthographie wird eichen wahrhaftig mit ei geschrieben. Duden bestätigt meine Schande, und Wilmanns beweist mir umständlich und haarklein, warum ich entschieden im Unrecht war. Wie konnte ich auch Herrn Richters Korrektur einen Augenblick beanstanden! Kleinmütig kehre ich zu meinem Söhnchen zurück: „Wir alten Leute (ich mache mich zum Greise, um meines Kindes

Achtung vor meiner Schulbildung nicht ganz zu verlieren) schreiben noch immer aichen, aber wenn man jetzt eichen schreibt, so hättest du das wissen sollen, sonst hätte dir Herr Richter keinen Fehler angerechnet. Künftig frage mich nach dergleichen nicht mehr!"

Am nächsten Tage kommt Otto harmlos vergnügt aus der Schule zurück. Im Aufgabenbuch steht: Aus dem Gedächtnis je fünfzehn Wörter mit ih, mit ie und mit ieh und fünfzehn Eigenschaftswörter mit der Endung ern ins „gute Heft" schreiben. „Gut — sage ich —, gleich nach dem Essen kannst du in meiner Stube arbeiten, nachher gehen wir zusammen schwimmen." Ich dachte mir gar nichts Arges dabei. Mit dem ih und ie war der Junge auch bald fertig, dann aber stutzte er bei den Wörtern mit ieh und ern und rief mich zu Hilfe, und da merkte ich erst, wie wenig Wörter der Art es überhaupt giebt. Wir suchten gemeinschaftlich, ich zermarterte mein Gehirn, blätterte in allen möglichen Büchern aufs Geratewohl, um passende Beispiele herauszufischen, aber nach zweistündiger mühevoller Arbeit hatten wir doch erst acht iehs und fünf erns zusammengetragen. Ich lief zu meiner Frau, die fand aber auch nur, was wir schon hatten. Nun hielt ich es für das Beste, abzubrechen. „Vielleicht fällt uns unterwegs noch etwas ein," trösteten wir uns gegenseitig und gingen schwimmen. Aber auch hier war die Ernte kläglich genug. Am Abend war die Schularbeit mein letzter Gedanke, und als ich eben einschlafen wollte, ging mir noch das Wort „Überzieher" durch den Kopf; ich weckte meine Frau und sagte es ihr, um es vor der Vergessenheit zu retten. Als mein Junge am nächsten Tage aus der Schule kam, erwartete ich die Zensur seiner Arbeit mit begreiflicher Neugierde. „Nun?" „Herr Richter hat meine Arbeit heute gar nicht gelesen." „Nicht einmal gelesen!" Diese Klage der Gräfin Orsina wollte sich von meinen Lippen lösen, aber ich fragte nur: „Hatten denn die andern Jungen mehr Wörter als du?" „Nein, noch weniger, aber Herr Richter meinte, es wäre schon gut, wenn wir so viel Wörter schrieben, als wir wüßten." Schon gut, Herr Richter, Sie hatten aber fünfzehn von jeder Sorte gefordert, und da wäre es mir doch sehr lieb gewesen, wenn ich Sie gestern — vielleicht auf der Schwimmanstalt — getroffen hätte, um Sie zu fragen, ob Sie selbst möglicherweise noch einige seltene Exemplare in Ihrer Brust verschlossen hätten. Sie hätten uns damit einige bange Stunden erspart; aber ich bin überzeugt, auch Sie hätten die verlangten fünfzehn nicht zusammengebracht.

Doch das alles sind ja Schwierigkeiten, aus denen Kinder und Eltern schließlich immer noch wieder herauskommen. Weit ernster ist eine andre Frage, nämlich die des Religionsunterrichtes in den Vorschulen. In der Septima, welche mein Sohn besucht, dient ein 327 Seiten langes Buch „Zahns biblische Geschichten" als Grundlage. Auf dem Titelblatt steht die empfehlende Bemerkung „Neue Orthographie," und ich will, ohne es gerade selbst festgestellt zu haben, gern glauben, daß in dem Buch keinerlei Verstöße gegen den kleinen

Puttkamer vorkommen. Umso mehr Verstöße finden sich darin gegen den gesunden Menschenverstand, gegen den guten Geschmack und gegen meine pädagogische Anschauung. Da drängt sich gleich in der Geschichte vom Paradiese die für achtjährige Kinder gewiß recht entbehrliche Belehrung auf, daß die vier Hauptwasser im Paradiese „Pison, Gihon, Hidekel und Phrat“ hießen. Ferner erfährt das Kind, daß mitten im Garten der Baum des Lebens stand. Auf der nächsten Seite aber wird es darin wieder schwankend gemacht, denn bei der Erzählung des Sündenfalls heißt es, daß der Baum der Erkenntnis und nicht der Baum des Lebens den oben bezeichneten Platz inne gehabt habe. Wer eine Ahnung davon hat, wie feinfühlig gerade Kinder im Auffinden von selbst scheinbaren Widersprüchen zu sein pflegen, dem wird ein Widerspruch in diesem Punkte umso bedenklicher sein, als der Erzähler bei weniger wichtigen Gegenständen, z. B. bei der Beschreibung der Arche Noahs, durch peinliche Genauigkeit dem Bedürfnisse eines kindlichen Gemütes über und über Genüge leistet. Durch den Druck ganz besonders hervorgehoben und außerdem noch durch eine ausgestreckte Hand gekennzeichnet ist folgende Stelle: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ Ich frage: Was soll sich ein Kind bei diesem Ausspruch denken, der doch entschieden weit über sein Verständnis hinausgeht, und über dessen Sinn selbst die Theologen vielleicht heute noch nicht im klaren sind? Ich meine, es kann sich eben gar nichts dabei denken, und das wird am Ende noch das Beste sein. Dasselbe gilt wohl auch von den bekannten Worten: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären.“ Oder erwartet Herr Zahn etwa, daß die Mutter ihrem kleinen Sprößling zu diesem Text einige nähere Erläuterungen geben werde? Ferner heißt es: „Und Moses ward gelehrt in aller Weisheit der Ägypter und ward mächtig in Werken und Worten. Aber durch den Glauben wollte er nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao, und erwählte viel lieber, mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben.“ Ein Geistlicher mag hieran im Konfirmandenunterricht oder auf der Kanzel erbauliche Erörterungen knüpfen, aber ich frage immer wieder: Was soll das einem Kinde?

Ich will hier nicht weitere Beispiele häufen, obwohl sich deren noch mehrere von jeder Seite des Buches hinzufügen ließen. Ich will einmal annehmen, daß das alles Wort für Wort in der Bibel stehe, und daß die Bibel Wort für Wort objektive Wahrheit enthalte. Ich kenne aber auch eine gute Regel, die freilich nicht gerade in der Bibel steht: „Alles, was du sagst, soll wahr sein, aber du sollst nicht alles sagen, was wahr ist.“ Wird man behaupten wollen, daß eine wortgetreue Wiedergabe aller dieser Geschichten aus dem Alten Testament mit ihren sittlich doch oft wenig hochstehenden Helden, mit ihren Anstößigkeiten, ihrem Wust von unvermittelten und widerspruchsvollen Sätzen für

die Kindererziehung unentbehrlich sei? Ich glaube im Sinne von tausenden gebildeter christlicher Eltern zu sprechen, wenn ich vielmehr behaupte, daß hier der Weizen mit einer ganz ungebührlichen Menge von Spreu belastet ist, und daß es ein Segen für die Kinder wie eine Herzenserleichterung für die Eltern wäre, wenn man sich endlich dazu entschließen könnte, solche Unterrichtsbücher einer gründlichen Durchsicht und Verbesserung zu unterwerfen, wobei alles auszumerzen wäre, was nicht zur Bildung des Kindes in geschichtlicher, religiöser oder sittlicher Richtung beiträgt. Für den Rest würde sich dann freilich dringend eine Form empfehlen, welche sich nicht nur durch die neue Orthographie, sondern im ganzen sprachlichen Ausdruck, in Grammatik und Satzbildung mehr als jetzt der im übrigen Leben anerkannten Denk- und Sprechweise näherte, sodaß nicht mehr eine eben der biblischen Geschichte entnommene Konstruktion in dem darauf folgenden deutschen Unterrichte als Fehler gerügt zu werden brauchte. Oder meint man, auch an diesem Widerspruche im kirchlichen Interesse festhalten zu müssen? Wie die Dinge jetzt liegen, bleiben die biblischen Geschichten den Kindern seitenlang ein völlig unverstandenes und unverständliches Gedächtniswerk. Bei der öffentlichen Prüfung wissen sie freilich auf bestimmte Fragen des Lehrers die ihnen in den Mund gelegte Antwort zu geben. Daheim aber merken die Eltern, wie die Sache steht. Der Junge soll das Kapitel „Abrahams Berufung“ durchlesen und am nächsten Tage in der Klasse erzählen können. Er kommt zum Überhören zu mir und erzählt, ist aber nicht imstande, mit seinen eignen Worten zu erzählen, sondern verfällt ungeachtet wiederholter Mahnungen immer wieder in ein wörtliches Aufsagen des Gelesenen. Er lernt eben leichter und lieber seitenlang auswendig, als daß er den Inhalt sich so zu eigen machte, daß er ihn wiedergeben könnte wie irgend eine andre Geschichte aus seinem Lesebuch.

Das einfache Gefühl sträubt sich dermaßen gegen diese ganze Art des Unterrichts, daß von der Beaufsichtigung der häuslichen Arbeiten die biblischen Geschichten der unerquicklichste Teil bleiben, welchen die Eltern sich am liebsten gegenseitig zuschieben, wenn nicht ganz abwälzen möchten. Die Lehrer denken zum Teil ähnlich. In dem genannten Buche, welches eigens für die betreffende Klasse bestimmt ist, klammern sie einzelne Stellen und anstößige Ausdrücke mit Bleistift ein, wodurch sie doch stillschweigend zugeben, daß das gar nicht erst hätte gedruckt werden sollen. Aber wie lange kann solches Feigenblatt für Kinderaugen undurchsichtig bleiben? Lehrer, mit denen ich darüber sprach, sagten mir achselzuckend, sie selbst wären in einer Zwangslage, das Provinzialschulkollegium wache mit Strenge über dem starren Festhalten an der gegebenen Norm. Dich also, hohes Provinzialschulkollegium, bitten wir in dem drückenden Gefühl einer gewissen Vergewaltigung inständigst, Fühlung zu gewinnen mit der ehrlichen Anschauung so vieler Eltern, die doch auch, sozusagen, Menschen sind und gern etwas mehr Einfluß auf die Ausbildung ihrer Kinder haben

möchten. Und kannst du ohne Voreingenommenheit dich überzeugen, daß in dem, was ich hier gesagt habe, etwas Wahres liege, so schaffe Wandel! Du kannst ja viel.

Und weil du so mächtig bist, hohes Provinzialschulkollegium, so komme ich noch mit einer andern Bitte. Vor Jahren gab es in Berlin eine Schule, in welcher die bekannten Leßhaftschen Schreibhefte eingeführt waren. Wöchentlich ein- oder zweimal wurden da Übungen im Schnellschreiben abgehalten, und wer am schnellsten, d. h. in der gegebenen Zeit die meisten Seiten voll geschrieben hatte, der wurde Erster. Im Umsehen war so ein Heft vollgeschrieben, und der Vater mußte ein neues Heft kaufen, wobei natürlich Herr Leßhaft den meisten Vorteil hatte. Derartiges ist mir zwar aus neuerer Zeit nicht wieder zu Ohren gekommen; aber wenn ein Schüler bei Versetzung in eine höhere Klasse sein eben begonnenes Heft nicht weiterführen darf, wenn ferner ein neues Heft gekauft werden muß, weil ein Mitschüler sein Tintenfaß über den Umschlag des alten ausgegossen hat, so kostet auch dies unnützes Geld.*) Welcher Vater endlich hätte nicht über die endlosen Ausgaben für gedruckte Schulbücher zu klagen! Sie sind ja zum Teil unerläßlich, zum Teil aber auch sehr wohl zu vermeiden. Als ich kürzlich mit meinen drei Geschwistern in meinem alten Vaterhause zusammentraf, fanden wir in einer Ecke des Bücherschrankes noch unser altes „Lesebuch für preußische Schulen," herausgegeben von den Lehrern der höheren Bürgerschule zu Potsdam. Obgleich wir als Kinder verschiedene Schulen unsrer Vaterstadt besucht hatten, waren wir doch alle mit demselben schönen Lesebuche groß geworden. Nach vielen Jahren war es jetzt für uns eine ordentliche Erbauung, gemeinschaftlich die lieben alten Geschichten noch einmal durchzulesen und uns in unsre Kinderzeit zurückzudenken.

Jetzt ist das alles anders; in jeder Stadt andre Lehrmittel, in verschiednen auf gleicher Stufe stehenden Schulen der nämlichen Stadt verschiedne Schulbücher. Mir ist eine Familie bekannt, in welcher in Zeit von zwei Jahren für vier Kinder an demselben Orte nicht weniger als fünf neue Atlanten haben angeschafft werden müssen! Für kinderreiche Eltern, welche noch obendrein Versetzungen aus einer Stadt in die andre unterworfen sind, ist das eine harte Ausgabe. Auf die in manchen Schulen vorhandenen, nur für gänzlich Unbemittelte bestimmten Büchervorräte zurückzugreifen, steht doch nicht jedem an. Dabei schwellen in den höhern Klassen die für einen Tag erforderlichen Bücher

*) Noch ärger wird in dieser Beziehung auf Gymnasien in den Geldbeutel der Eltern gewüstet. Hier besteht die Einrichtung, daß Pensa und Extemporalia nur auf die linke Seite des Heftes geschrieben werden dürfen, die rechte für das sogenannte Emendatum (die Fehlerverbesserung) freigelassen werden muß. Diese Fehlerverbesserung beschränkt sich aber oft seitenlang auf zwei, drei Wörter auf der Seite. Über solche Papierverschwendung beklagen sich nicht bloß die Eltern, sondern die Jungen selbst sind unwillig darüber.

D. Red.

bisweilen zu solchen Massen an, daß schon ihr viermaliger Transport auf dem Schulwege eine gehörige Arbeitsleistung beansprucht. Möchten doch die maßgebenden Behörden auch dieser Angelegenheit einmal ernste Fürsorge widmen. Ihre Erledigung im Sinne der vorstehenden Erörterungen scheint mir nicht gar zu schwierig zu sein.

Wie kommt es aber, daß ein Nichtlehrer sich gedrungen fühlt, diese Dinge zu beleuchten? Giebt es hierfür nicht berufene Organe? Gewiß, aber quandoque dormitat bonus Homerus, und da mag es einem Vater wohl anstehen, die Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Punkt zu lenken, wo seiner Meinung nach etwas nicht in Ordnung ist, oder die notwendige Abgrenzung der Pflichten zwischen Schule und Haus nicht innegehalten wird. Was hat die Schule vom Hause zu fordern? Daß die Kinder in Hochachtung vor der Schule erzogen und bestärkt, daß sie zum regelmäßigen Schulbesuch und zum ordnungsmäßigen Anfertigen ihrer Schularbeiten angehalten und vor Zerstreuung bewahrt werden. Nicht aber sollen die Eltern, sei es unmittelbar oder mittelbar, genötigt werden, der Schule vorzuarbeiten oder nachzuhelfen, so lange es sich um Kinder durchschnittlicher Begabung handelt. Der Schulzwang legt den Zwang, Schule zu halten, auf die Schultern der Lehrer, nicht der Eltern. Ich denke dabei natürlich nicht an die allerdings in der überwiegenden Mehrzahl befindlichen Eltern, welche der Schule mehr oder weniger gleichgiltig gegenüberstehen und sie womöglich nur als eine die freie Verfügung über die Kinder beschränkende Last, oder im günstigeren Falle als eine gute Einrichtung, um die Kinder für einige Stunden los zu sein, ansehen, sondern an diejenigen, welche den Absichten des Lehrers und den Bildungsfortschritten der Kinder mit liebevoller Aufmerksamkeit nachgehen. Aber auch von diesen darf ein eigentliches Mitarbeiten an dem täglichen Pensum nicht gefordert werden, weil sie keine Zeit dazu haben, ohne andre Pflichten zu versäumen. Verstimmung und Überbürdung der Eltern ist die Folge einer derartig unrichtigen Arbeitsteilung zwischen Schule und Haus. Die Lehrer werden erwiedern: „Ja, das wollen wir auch gar nicht, die Kinder sollen ihre Aufgaben allein erledigen.“ Gewiß; wenn diese Aufgaben aber über Verständnis und Leistungsfähigkeit der Kinder hinausgehen, so tritt jene Nötigung zur Hilfe der Eltern ein. Und dies liegt in vielen Fällen nicht an mangelhaftem Fleiß und Auffassungsvermögen der Kinder, sondern — ganz offen gesagt — an einer unzureichenden Befähigung der Lehrer, den Kleinen Verständnis und Liebe zur Erfüllung ihrer Aufgaben beizubringen. Gewiß ist das nicht immer leicht, es ist oft eine große Kunst, aber ich meine, dazu eben haben wir unsre Lehrer, wie wir einen Rechtsanwalt auch nicht nur zur Erledigung zweifelloser juristischer Fragen und einen Arzt nicht nur zur Behandlung solcher Krankheiten herbeirufen, die auch ohne seine Hilfe einen glücklichen Verlauf zu nehmen pflegen.

Den Mut zu dieser Aussprache finde ich einerseits in dem Bewußtsein,

in meiner Hochachtung vor der mühevollen und segensreichen Arbeit des Lehrers hinter niemand zurückzustehen, anderseits in der Überzeugung, daß die erwähnten Übelstände zwar nicht die Regel bilden, aber doch recht häufigen Erfahrungen entsprechen.

Am wenigsten möchte ich den einzelnen Lehrer für den Unverstand im Religionsunterricht verantwortlich machen: hier walten höhere Mächte, denen Lehrer und Eltern meistens machtlos gegenüberstehen. Wie bedenklich es ist, durch einseitige Betonung eines religiösen Standpunktes im Schulunterricht kleiner Kinder den überzeugten Widerspruch der Eltern herauszufordern, liegt auf der Hand. Es ist natürlich nicht leicht, diese Klippe zu vermeiden, denn auch hier heißt es: So viel Köpfe, so viel Sinne, und es wird unmöglich sein, es allen recht zu machen. Der richtige Weg scheint mir in einer weisen Beschränkung gegeben zu sein. Jedenfalls sollten Einseitigkeiten und Ausschreitungen unterbleiben, wie ich sie oben in einigen Beispielen angedeutet habe.

Jedes Staatsgesetz hat Anspruch auf unsern vollen Respekt. Wo es aber mit zwingender Gewalt uns Lasten auferlegt, wird es nur dann seine segensreiche Wirksamkeit ganz entfalten können, wenn es sich dauernd auch der Sympathie des Volkes zu erfreuen hat. Dies gilt vom Heere und — von der Schule.



Zur Ästhetik des Naturalismus.



Es ist vielleicht ein gutes und günstiges Zeichen, daß der Naturalismus, obgleich er nach wie vor mit dem ganzen Fanatismus eines neuen Glaubens auftritt, und zwar eines solchen, der die Welt mit Feuer und Schwert unterwerfen und hundert alexandrinische Bibliotheken für eine verbrennen möchte, doch für notwendig oder wenigstens ersprießlich erachtet, an die Stelle der bloßen Drohungen und prahlerischen Zukunftsverheißungen einige Auseinandersetzungen, ja eine Art von Verständigung treten zu lassen. Und auch das kann als charakteristisch gelten, daß diejenigen, welche diese Auseinandersetzungen unternehmen, den Gebrauch des Wortes „naturalistisch“ scheuen und von einer realistischen Ästhetik, einer realistischen Poesie sprechen. Gemeint ist aber damit, wenigstens bei dem ersten Schriftsteller, der, wie von vornherein zugestanden sei, mit anständiger Polemik, in anständigem Vortrag über diese Dinge spricht, nicht das, was wir poetischen Realismus nennen, was alle große und echte Poesie längst besessen

hat, was keine, auch bei den kühnsten Flügen des Gedankens und dem höchsten Schwunge der Stimmung, je entbehren kann; gemeint ist in der Schrift, welche wir hier im Auge haben: Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie, Prolegomena zu einer realistischen Ästhetik von Wilhelm Bölsche (Leipzig, Carl Reißner, 1887), sobald man genauer zusieht, nur das, was als „naturalistische" Richtung in Zola und Ibsen, in den Goncourts und ihren nordischen Schülern zu Tage tritt.

Als wir diese „Prolegomena" einigemale durchgelesen hatten (sie verdienen es wohl), fühlten wir uns lebhaft an eine Stelle Macaulays erinnert. Sie findet sich im siebzehnten Kapitel seiner Geschichte von England und erörtert, daß der Gründer der Quäker, George Fox, einige Konvertiten gemacht habe, „denen er mit Ausnahme der Kraft seiner Überzeugung in allen Dingen unermeßlich untergeordnet war. Durch diese Neubekehrten wurden seine rohen Lehren in eine Form gefeilt, welche etwas weniger abschreckend für den gesunden Verstand und den guten Geschmack war. Keiner der von ihm aufgestellten Sätze ward widerrufen, keine unschickliche oder lächerliche Handlung, welche Fox vollbracht oder gebilligt hatte, ward verurteilt; aber was an seinen Theorien und Handlungen in plumper Weise abgeschmackt war, ward gemildert oder wenigstens nicht dem Publikum aufgedrängt."

Sollen wir diese Charakteristik ohne weiteres auf den naturalistischen oder, wie er sich selbst nennt, realistischen Ästhetiker anwenden, welcher mit so edler Pietät für unsre große Literatur, mit so reinem Wunsche, aufklärend, verständigend, versöhnend zu wirken, vor dem Publikum erscheint? Wer auf gut Glück gewisse Sätze der Schrift „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" herausgreift, wie: „Eine realistische Dichtung ganz ohne Ideal, das ist mir etwas Unverständliches. Im Märchen mag gelegentlich alles schwarz sein. Im Leben giebt es dunkle Sterne und dunkle Menschenherzen. Aber um den finstern Bruder, mit dem ihn am Himmel das Gesetz der Schwere verkettet, kreist der helle Sirius — neben den kranken Seelen wandeln gesunde. Wer die Welt schildern will, wie sie ist, wird sich dem nicht verschließen dürfen" oder: „Gerade den jüngeren, die jetzt so viel Lärm schlagen, kann nicht genug ans Herz gelegt werden, daß Realisten sein nicht heißen darf, die Fühlung mit den großen Traditionen unsrer Literatur verlieren. Vor allem: vergeßt nicht, daß ihr der deutschen Literatur angehört, daß hinter euch Goethe und Schiller stehen" — dem lacht vielleicht das Herz, und jedenfalls hat er zunächst die Genugthuung, daß gesundes Gefühl und gesunde Einsicht nicht überall vom sensationshungrigen Humbug aufgefressen worden sind.

Leider aber sind Sätze wie die angeführten keine Gewähr für den Geist und Inhalt der „Prolegomena." Wir glauben dem Verfasser aufs Wort, daß diese und ähnliche Darlegungen keine Aushängeschilder, sondern seine — ja wie sollen wir's nennen — seine Nebenbeimeinung, seine Supplementärüberzeugung

sind. In der Hauptsache erweist sich aber die Schrift als ein neuer Versuch, den Begriff einer nicht wissenschaftlichen, aber von der Wissenschaft abhängenden Poesie unserm Publikum geläufig zu machen und Herrn Emil Zola (vor dessen künstlerischen und bessern literarischen Eigenschaften wir unsre Hochachtung oft genug bezeugt haben, um uns dies hier ersparen zu dürfen) als den maßgebenden, auf dem besten Wege befindlichen Schriftsteller der Zeit hinzustellen. W. Bölsche ist ein zu gebildeter Mann, um nicht zu wissen, daß der Aberglaube, die „naturwissenschaftliche Bildung" werde an sich große Dichter und Dichterwerke hervorbringen, ungefähr auf gleicher Linie mit dem Aberglauben unsrer gelehrten Schlesier des siebzehnten Jahrhunderts steht, die von einem, der „in der griechischen und lateinischen Sprache wohl durchtrieben" war, erstaunliche poetische Leistungen erwarteten. Der Verfasser der „Prolegomena" gesteht zu, daß seine „Prämissen," von denen gleich noch zu sprechen sein wird, nicht die Naturgeschichte des poetischen Genius selbst umschließen. „Geniale Anlage muß der Mensch besitzen, um überhaupt als Dichter auftreten zu können, und zwar eine ganz bestimmte Form genialer Anlage, die sich von der für andre Geistesgebiete individuell unterscheidet." Diese Anlage, die spezifisch dichterische Begabung vorausgesetzt, die, Herr Bölsche und hunderttausend Naturalisten mögen sagen, was sie wollen, mit der schöpferischen Phantasie und der erhöhten Teilnahme an den Erscheinungen, an der Fülle des Lebens zusammenfällt, ist es nun die wohl erwogene Meinung des Verfassers, daß die Poesie vom Schatz sicherer Erkenntnisse über Menschen und Naturerscheinungen, den die neueste Naturwissenschaft darbiete, sich das Beste aneignen und frühere irrige Grundanschauungen fahren lassen müsse. Es kann, nach Herrn Bölsche, nicht mehr ungerügt hingehen, wenn die Poesie eine Psychologie bei den lebendigen Figuren ihrer Erzeugnisse verwertet, die durch die Fortschritte der modernen wissenschaftlichen Psychologie entschieden als falsch dargethan sei. Er erhebt die Forderung, daß alle ernste Poesie, die mehr als Fabulirkunst für Kinder sein wolle, sich fortan auf Grund des psychologischen Experiments erheben müsse, daß sie hinter sich werfen müsse die alte Idee der Willensfreiheit, des willkürlichen Handelns und Denkens (als ob die echte Poesie, die immer aus dem Leben geschöpft hat, je irgendwie und irgendwann dem Begriffe der Gesetzmäßigkeit alles Lebens, aller Handlungen und psychischen Vorgänge widersprochen hätte), abrechnen müsse mit dem Phantom der persönlichen Unsterblichkeit (während Herr Bölsche ein paar Seiten weiter bereitwillig einräumt, daß hinter der physischen Welt eine andre, wenn auch unbekannte, stehe, von welcher der scharfsinnigste Naturforscher so viel wisse wie ein Bergmann oder Köhler), sich entwinden müsse dem sentimentalen, nervös überspannten Liebesbegriff, der alles Normale, Natürliche, Gesetzmäßige aufhebe, sich hingeben müsse an das „realistische Ideal," welches die seitherige historische Dichtung nur als berechtigte Pionierarbeit ansehen könne. „Größer und glänzender als sie,

folgt ihr freilich jetzt die Aufgabe, das Geschichtliche nicht darzustellen in künstlich belebten Bildern des Vergangenen, sondern in seiner lebendigen Bethätigung mitten unter uns, in seinen fortschwirrenden Fäden, in seiner Macht über die Gegenwart."

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum,
Denn

das ist keine Poesie oder vielmehr nur ein Bruchteil derselben, die sämtlichen Darlegungen des Verfassers beruhen auf einer großen Überschätzung des Gewinnes, den die moderne Spezialwissenschaft der lebendigen, das Leben notwendig in seiner Ganzheit erfassenden Poesie bringen kann, sie beruhen auf einer Kritik der Literatur vergangener Jahrtausende, die schlechterdings unberechtigt ist, sie beruhen auf einem völligen Ignoriren der Thatsache, daß der darstellende Dichter und jeder Künstler überhaupt es ebenso mit der Erscheinung als mit dem Wesen der Dinge zu thun hat, daß er also, welche wissenschaftlichen Erkenntnisse oder Thatsachen der Erscheinung auch zu Grunde liegen mögen, in seiner Wiedergabe der Erscheinung gebunden ist und sich all der veralteten unwissenschaftlichen Bilder und Redensarten zu bedienen hat, welche Homer, Sophokles, Shakespeare, Cervantes und Goethe eben auch anwenden mußten. Die moderne Wissenschaft weiß uns sehr viel von der Sonne zu sagen, und für sie schirrt allerdings Helios die Rosse nicht mehr an. Aber die Sonne steigt für Millionen Augen noch immer im Osten empor und sinkt im Westen ins Meer, und ihre Wirkungen auf Thun und Lassen, Lust und Unlust des einzelnen Menschen sind die gleichen wie in Homers Zeiten, auch wenn der moderne Dichter noch so gut über Sonnenferne, Sonnendurchmesser, Sonnenflecke und Protuberanzen unterrichtet wäre. Der Mond wird durch die sämtlichen Forschungen Schröders und Mädlers, ja selbst durch das leidenschaftlichste Interesse eines modernen Dichters für Mondgebirge und Mondkrater in seiner Erscheinung nicht verändert, sein Licht füllt noch immer Busch und Thal, und die Stille einer schönen Mondnacht wird fortfahren, hier und dort eine Seele ganz zu füllen. Die Beispiele ließen sich vertausendfachen, und der Verfasser der „Prolegomena" würde es sicher mit uns für eine Albernheit erklären, wenn irgend ein Dichter den Versuch machen wollte, die mittelst Fernröhren, Spektralanalysen und astronomischen Berechnungen gewonnenen Ergebnisse in die poetisch unerläßliche Wiedergabe von Naturbildern und aus der Natur empfangener Stimmungen zu verweben. Für den rechten Dichter giebt es in diesem Betracht kaum Unterschiede zwischen alt und neu, die Linden rauschen über Turgenjews düster sinnenden modernen Menschen noch ebenso wie über Meister Gottfrieds Tristan und Isolde.

Aber — sagt unser naturalistischer oder, wie er will, naturwissenschaftlicher Realist — die Menschen haben sich geändert, der Mensch ist ein andrer ge-

worden, jedenfalls hat die moderne Wissenschaft Dinge ergründet, von denen Shakespeare und Goethe vielleicht etwas geahnt, sicher nichts „gewußt" haben. Der Verfasser folgert daraus fröhlich, daß die Wissenschaft vorangegangen, die Literatur zurückgeblieben sei. Obgleich er weiß, daß das poetische Talent von der wissenschaftlichen Begabung so charakteristisch verschieden ist, daß, wenn sich beide Anlagen in ein und derselben Menschennatur vorfinden, die geistige Arbeit beider eine so getrennte sein muß, als die Ergebnisse verschiedne sind, obgleich er zugesteht, daß in all den Dingen, welche dem Dichter nützen können, die moderne Naturwissenschaft der Dichtung noch herzlich wenig geboten hat, obgleich er wissen müßte, daß beinahe jedes Drama und jeder Roman wirklich gestaltungskräftiger Dichtung, nach den strengsten Forderungen seiner naturwissenschaftlichen realistischen Ästhetik durchkorrigirt, nur gewisse einzelne Züge, einzelne Sätze verlieren könnte, obgleich er nicht verschweigt, daß die wissenschaftliche Psychologie und Physiologie durch Gründe, die jedermann kennt, gezwungen sind, ihre Studien überwiegend am erkrankten Organismus zu machen, sich fast durchweg mit Psychiatrie und Pathologie decken und die psychiatrischen und pathologischen Gaben an die Dichtung selbst für Danaergeschenke erklärt, zieht er frischweg gegen das zu Felde, was er idealistische Poesie tauft und was in neun Fällen unter zehn lebendiger, natürlicher, gesetzmäßiger, also dem, womit die Poesie am meisten zu thun hat, entsprechender ist, als jene äußersten Krankheitsfälle, welche die Wissenschaft wohlweislich als äußerste Konsequenzen, als seltene, abnorme Erscheinungen betrachtet und bespricht und welche durch die neueste naturalistische Dichtung mit einemmale zu Typen des Menschlichen gemacht werden sollen. Er selbst räumt ein, daß durch die Welt, die Natur wie ein roter Faden „der fortwirkende Hang zum Glück und zur Gesundheit" hindurchgeht, „an allem Vorhandenen haftet"; mit dieser unbestrittenen Wahrheit aber ist die Poesie gerechtfertigt, welche diesem fortwirkenden Hange folgt und auf ihre uralten Gerechtsame, Menschenglück und -Leid unmittelbar nach lebendigen Eindrücken darzustellen, nicht verzichtet. Daß sie bei innerlich wahrhafter Darstellung, der lebendige Anschauung und lebendige Empfindung zu Grunde liegt, mit den wahren Erkenntnissen der Naturwissenschaft gar nicht in Widerspruch geraten kann, ist für uns ebenso gewiß, als daß sie, mit aller gebührenden Hochachtung vor den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, tausend Dinge nicht brauchen kann, welche für die Wissenschaft sehr wichtig sind. Wenn der Verfasser der „Prolegomena" sagt, daß Wasser für jeden vernünftigen Menschen „das Produkt zweier Elemente, des Wasserstoffs und des Sauerstoffs, bleibt," so hat er natürlich Recht. Aber er soll erst beweisen, welcher Unterschied sich für die dichterische Darstellung der Erquickung eines brennend Durstigen nach langer Wanderung daraus ergiebt, daß an dem einen Quell ein verschmachtender Mensch trinkt, der nie eine Ahnung davon hatte, daß man das Wasser noch wieder in seine Elemente teilt, und am andern Quell ein verschmachtender junger

Doktor der Philosophie, der bei Dubois-Reymond in Berlin und bei Haeckel in Jena gründlichst Naturwissenschaft studirt hat.

Denn, um gleich das letzte zu sagen, auch dieser formvolle und scheinbar besonnene Vorfechter einer realistischen Ästhetik bedient sich des alten Kunstgriffs, den Dichter zu treffen, indem man seinen Narren, den hohlen Dichterling, an seiner Statt dem Publikum vorführt. Wenn Herr Bölsche ausruft: „Eine echte realistische Dichtung ist kein leichter Scherz, 's ist eine harte Arbeit. Einen Menschen bauen, der naturgeschichtlich echt ausschaut und doch sich so zum Typischen, zum Allgemeinen, zum Idealen erhebt, daß er imstande ist, uns zu interessiren aus mehr als einem Gesichtspunkte, das ist zugleich das Höchste und das Schwerste, was der Genius schaffen kann," wer wird ihm widersprechen wollen? Die echte Dichtung, die wahre Menschenschöpfung, das literarische Kunstwerk waren nie ein Scherz, der wahre Dichter, nicht bloß der große, sondern jeder wirkliche, der wahren dramatischen oder epischen Darstellung fähige Dichter hat den Ernst der Arbeit erfahren. Was Herr Bölsche „die ungeheure Masse der kleinen Dichter" nennt, ist der Hauptsache nach die Masse der Dilettanten, der bloßen Nachstammler vorgestammelter Phrasen, der überlieferten Wiederholung abgestandener Redensarten. Was geht das die Literatur im höheren Sinne an? Und glaubt unser Realist wirklich, die Herren würden verschwinden, wenn die Poesie in seinem Sinne umgestaltet wäre? So viel sich jetzt übersehen läßt, würde an die Stelle einer blöden, verhältnismäßig aber harmlosen Wiederkäuung für poetisch geltender Situationen und Phrasen eine blöde und unter Umständen gefährliche Wiederholung für realistisch geltender häßlicher Situationen und halbverstandener Kraftworte aus dem anatomisch-physiologischen Lexikon treten.

Wie dem auch sei: wir protestiren aufs schärfste wider Gegenüberstellungen wie die folgende: „Der stillvergnügte Poet, der im einsamen Kämmerlein von Sinnen und Minnen träumt, hat für gewöhnlich nur sehr problematische Kenntnisse davon, welcher Riesenarbeit sich der dichtende Genius unterzieht, der im treibenden Banne seiner Gedanken bis zum Unschönsten, was die Welt im gebräuchlichen Sinne hat, dem Krankensaale, vordringt." Der also verherrlichte naturalistische Poet steht in Wahrheit nicht dem harmlos pfeifenden Minnelyriker gegenüber, sondern dem lebendigen, schaffenden Dichter, der aber die Freude am jungen Leben, den „Trieb nach Glück, Frieden, Wohlsein, harmonischem Ausleben des Zuerkannten" noch nicht verachten gelernt hat, weil er nicht roh sensationell ist. Mit dem Wahrheitsdrange des Dichters, der tief ins Leben eindringen, aus dem Leben herausschaffen will, hat die rohe Effektlust, welche die Gier nach dem um jeden Preis Neuen, und dabei doch nur scheinbar Neuen, befriedigen will, nichts, gar nichts zu schaffen. Wir protestiren ferner gegen die falschen Konsequenzen, die der Herr Verfasser der „Prolegomena" aus an sich richtigen Prämissen zieht. Wenn er dem Publikum erzählt, daß die Dichter den Begriff

der Liebe durch Hypersentimentalität, künstliche Gefühle, moralische Unnatur in Grund und Boden hinein verfälscht hätten, wenn er andeutet, daß es in der Poesie üblich sei, lauter Jammer und Träume darzustellen, die ersten Regungen des Wohlgefallens an einer schönen Erscheinung, die individuelle Sympathie (ohne die es im Leben nicht abgeht und also wohl auch in der Dichtung der Zukunft nicht abgehen wird) zu „vergöttlichen," die bräutliche und eheliche Liebe als „gemein" darzustellen, wenn er versichert, daß „nur die strenge Beobachtung der Gesetze und Erscheinungen des Körperlichen in seinen verschiednen Phasen" zu neuen Zielen führen könne, so hören wir wohl die Botschaft, allein uns fehlt der Glaube. Wo ist die echte Poesie, die vergißt, daß die Spitze von Amors Pfeil mit Verlangen gesalbt ist, wo sind die deutschen gestaltenden Dichter, die zu allen Sorten abnormer Liebe erziehen? Was hat unsre große, ernste, lebendige, lebenswarme Literatur im höhern Sinne mit Gouvernantenromanen, in denen sich die Liebespaare nur heiraten, um mit einander und einigen guten Freunden Thee zu trinken, mit Backfischlyrik oder mit den Fratzen impotenter Anbetungslust zu schaffen? Wer will uns anderseits aufreden, daß das gemeinsame Leben von Mann und Weib in dem Zeugungsakte erschöpft sei? Die „Begleitphänomene" gesteht Herr Bölsche zu; auf die eben kommt es an, die entscheiden für den Dichter, womit und mit wem er zu thun hat. Herr Bölsche nimmt die großen Dichter unsers Volkes aus und beschuldigt nur die „Kleinen," das „nervöse Hungergefühl" über die gesunde Befriedigung des Appetits gesetzt zu haben. Wir wissen nicht, ob er je das leuchtend schöne letzte Gespräch zwischen der blonden Lisbeth und der Baronin Clelia in Immermanns „Münchhausen," ob er eine Reihe der köstlichsten Novellen von Gottfried Keller oder Theodor Storm gelesen hat. Wir dächten aber, für jede gesunde Empfindung wäre es klar genug, daß diese „Kleinen" die Liebe in keiner Weise gefälscht und leidlich Bescheid von ihr gewußt haben.

Auch hier wirft der realistische Ästhetiker die Begriffe wunderlich durcheinander. „Der vermessene Ausspruch muß mit Macht widerlegt werden, das Gewöhnliche, jene Liebe, die der einfache Spießbürger auch erlebt, wenn er gesund ist, sei zu gering für den edeln Schwung der Poesie," lesen wir bei Bölsche. Wenn er gesund ist. Gesund in dichterischem Sinne ist nur ein Mensch, der einer starken, warmen, treuen, wahrhaften Neigung fähig ist. Ist er dies, so giebt es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Herrn und Knecht. Der Spießbürger, von dem sich der Poet abkehrt, mit allem Recht abkehrt, kann die „gesunde," normale Liebe eben nicht erleben. Ohne das freudige Gefühl der Sympathie, ohne die Regungen des Gemütes, ohne „Begleitphänomene" heiratet er die Häßliche, die Unliebenswürdige, die Keifige und die Essigsaure, weil sie zehntausend Thaler oder einen Seifensiederladen besitzt. Wenn es Hypersentimentalität ist, dergleichen nicht als das Gesunde und Gesetzmäßige anzusehen, so hoffen wir, die deutsche Literatur behält diese Sentimentalität. Um die Streit-

frage an einem Beispiel zu verdeutlichen, sei an Hermann und Dorothea erinnert. Hermann ist kein Spießbürger, weil er die Neigung zu Dorothea zu fassen, zu behaupten, zum glücklichen Ende zu führen weiß. Er wäre in unsern Augen nicht ein einfacher, sondern ein kläglicher Spießbürger, wenn er sich ohne den leisesten Zug der eignen Natur die zweite Kaufmannstochter aufreden ließe.

Doch genug von alledem, die „Prolegomena“ haben uns eben wieder gezeigt, daß die realistische und die spezifisch naturalistische Anschauung von und in der Literatur sich zunächst noch nicht begegnen können, selbst wo es einem Vermittler so ernst um die Versöhnung ist, wie Herrn W. Bölsche nach seiner Versicherung.



Noch einmal die Tonleiter.



Meine Laiengedanken darüber in Nr. 22 d. Bl. sind in Nr. 26 zweier Erwiderungen von Fachmusikern gewürdigt worden. Ich fühle mich als Laie damit geehrt und habe daran gelernt. Eine dritte Erwiderung ist leider ihres gar nicht musikalischen Tones halber nicht zum Druck gekommen, ich weiß davon auch nur, daß da von „Sonntagstonleiter“ die Rede gewesen, also dabei das Spottregister gezogen worden ist, und möchte schon wissen, wie die musikalisch-harmonischen Dinge in der Spottregion geklungen haben mögen.

Was ich an den beiden gedruckten Erwiderungen für mich gelernt habe, hat vielleicht auch allgemeinen Wert, sodaß ich es wohl kurz vorbringen darf, zugleich als Ausdruck meines Dankes. Einmal bin ich erstaunt zu sehen, wie die Kleinigkeit, als die ich sie bei mir immer behandelt habe, bei allem beiläufigen Ärger darüber, doch eine weiter tragende Bedeutung hat, als ich wußte, und wie sie noch andre musikalische Grundfragen anregt, als ich Laie gesehen hatte. Ich hatte alles Gewicht auf den Rhythmus gelegt, und daraus die musikalische Unmöglichkeit der gewöhnlichen überlieferten einfachen Tonleiter abgeleitet, nein, bewiesen, glaub ich, und muß leider dabei bleiben. Aber die harmonische Seite der Frage, welche in der ersten Erwiderung so gründlich und geistvoll in den Vordergrund gezogen wird, ist mir als Ergänzung meiner privaten Gedanken hochwillkommen, zumal das längst in mir arbeitenden Ahnungen zur Klarheit verhilft, wofür ich herzlich dankbar bin.
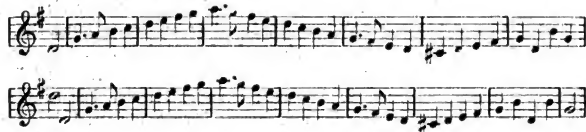
Ich habe daran nun klar gelernt, daß zu dem Tonraume, der für das natürlichste Tongebilde, die einfache Melodie, gegeben ist als Geburts- und

Wohnstätte, das obere c (um bei C-dur zu bleiben) gar nicht mit gehört, und auch sein dienstbarer Anhang, das h nicht, daß beide vielmehr der grundlegende Ansatz zu dem höheren Tonraume und seiner Tonbewegung sind, die über dem ersten liegen, daß dagegen zu dem naturgegebenen ersten Tonraume zwischen c und g mit seinen beiden Stufen auch darüber hinaus das a und das untere h noch mit gehören als notwendige Anhänge für die melodische Bewegung auf und ab, um dieser oben und unten gleichsam die Tritt- oder Antrittstelle zu geben zu neuem Anlauf auf und ab. Das war mir längst still aufgefallen an den Tongängen des echten Volksliedes mit seiner wunderbaren einfach tiefen Wirkung, an dem ich viel herumgesonnen habe in stillen Augenblicken, um möglichst hinter das Geheimnis der großen Wirkung mit so einfachen Mitteln zu kommen, immer fern von aller musikalischen Wissenschaft, nur mit dem Privatgefühl und nur für mich. So ist mirs nun eine lebhafte Freude, mein stilles Gefühl von seiten musikwissenschaftlicher Erkenntnis bestärkt und erhellt zu finden. Auch die Lücke zwischen a und h oder der Sprung an dieser Stelle ist mir nun deutlich, wie ich denn an seiner grelleren Darstellung in der Molltonleiter, wo die Lücke sogar bis zur kleinen Terz oder übermäßigen Sekunde auseinandergezogen erscheint (as-h), schon vor langen Jahren (noch vor Mendelssohns Wirkung) viel mit Verwunderung herumgeklügelt oder gehorcht und gefühlt habe, wenn ich mirs endlos wiederholt auf- und absteigend vorspielte.

So bin ich denn auch mit der Gestaltung der Tonleiter von Herzen einverstanden, wie sie Herr F. D. giebt in rhythmisch harmonischer Herstellung, indem er sie nur bis zu a aufsteigen läßt und da herabschwenkt nach c, das aber mit seinem h und einem wiederholten c zu einer Schleife (mir gefällt das Bild nun einmal) ausgestaltet wird und damit dem Tongange einen trefflichen Abschluß giebt, bei dem auch das liebe h an seiner rechten Stelle und in seinem wahren Werte mit auftritt, sodaß alle Töne zu ihrem natürlichen Rechte kommen. Freilich muß man dabei vom Standpunkt der Schulüberlieferung aus auf die Anklage gefaßt sein, daß ja damit der eigentlichen Tonleiter der Kopf abgeschnitten sei, da oben h und c fehlen, als wollte man aus dem A B C das X Y und Z ausmerzen und doch sagen, man lehre die Schüler das wahre A B C. Aber der Vergleich ist hinkend wie je einer, er stammt aus bloßen engen Schulgedanken. Übrigens habe ich selbst am Schlusse meiner Auslassung, allerdings nur beiläufig in Parenthese, weil ich auch noch an der überlieferten vermeintlichen Vollständigkeit hing, einen Tongang angegeben, bei dem das obere h und c mitklingen und doch das Ganze rhythmisch wird, indem am Schlusse eine Schleife c-d-c angesetzt ist, die einen melodisch-rhythmischen Abschluß giebt; es ist aber dazu hüpfender Rhythmus nötig, also:



Vielleicht darf ich da auch einen Tongang mit vorbringen, den ich mir lange schon gern klimpere, ohne irgend an die Tonleiter zu denken, der aber nichts ist als die Tonleiter in ähnlicher Weise rhythmisch-melodisch ausgestaltet, was mir erst durch Herrn F. D. klar geworden ist; es ist aber auch die ganze Tonleiter im alten Sinne, dabei mit Zuziehung des Tonraumes vom Grundton bis zur untern Dominante, die ja auch als Ansatz oder Antrittsstelle dient für den Tonverlauf einfacher Melodien mit Benutzung der Stufentöne und als Unterbrechung des eintönigen Auf und Ab der Leiter; die vorletzten vier Töne werden mir beim Spielen von selbst gewöhnlich zu etwas länger angehaltenen, was ein angenehmes getragenes Ausklingen giebt, auch an der entsprechenden Stelle des ersten Satzes schon anwendbar:



Die linke Hand kann dazu den harmonischen Hintergrund leicht belebend andeuten. Ich schlage da gewöhnlich bei dem g des ersten Taktes das nächste untere g an, bei dem d des zweiten Taktes das entsprechende h, bei dem a des dritten das c, bei dem d des vierten das untere e, womit die Stelle der beiden Takte auch harmonisch, nicht bloß melodisch der Mittel- oder Knotenpunkt des kleinen Ganzen wird; beim fünften Takte schlage ich d, beim sechsten fis an, beim siebenten und achten aber als dem Abschluß des ersten Satzes mit den Tönen oben einklingend g, h und d. Im zweiten Satze ebenso, nur daß am Schlusse dreimal unten g sich wiederholt, sodaß von der rechten Hand noch einmal das harmonische Grundgewebe anklingt, mit der Dominante unter und dem ersten Stufenton über dem Grundton, mit der linken aber zugleich der allbeherrschende Grundton in der Tiefe. So ist mir das kleine Ganze wahrhaft behaglich und beruhigend oder abspannend nach angestrengter Kopfarbeit.

Was mich aber in der ersten Erwiderung am meisten erfreut und bereichert hat, das ist die Stelle, die darin der Natur eingeräumt wird als einer Macht, die mitzusprechen, ja das letzte Wort zu sprechen habe, wenn da von einer „von der Natur gegebenen," ja „von der Natur gewollten Tonleiter" geredet wird. Das schlug bei mir in alte stille Lieblingsgedanken ein wie ein belebender und beleuchtender elektrischer Funke. Denn mir leuchtete schon lange bei meinem privaten Grübeln wie ein fernes Licht der stille Gedanke, daß hinter dem ganzen Tonwesen eigentlich ein großer stiller Wille steht, dessen Weisungen oder Wünsche man zu erlauschen und zu befolgen hat, auch wo man seine Gründe noch nicht erkennt. Da kommt mirs nun vor, als ob dieser musikalische Wille, die Natur

im Tonwesen, gewisse Dinge gebiete oder fordere, andere erlaube oder zulasse, noch andere aber verwehre und verbiete.

Sie fordert vor allem andern gegliederte Bewegung, d. h. Rhythmus (der mir immer wie ein geistiges oder seelisches Schreiten oder Tanzen erscheint), und wie sehr diese Forderung als allererste voransteht, sieht man daran, daß dazu nicht einmal die gewöhnliche Bewegung auf und ab durchaus nötig ist, denn auch die Bewegung auf einer Linie, das Verharren auf einem Tone kann aus dem unendlichen Bereich der bloßen Geräusche schon über die Schwelle in den Garten des musikalischen Klangwesens eintreten, sobald der eine Ton in Absätzen gegliedert auftritt. Eine Dampfpfeife, die ihren einen Ton langhin klingen läßt, ist noch fern vom Klangreiche, so fest auch der Ton in sich auftrete und auf bestimmter Stelle der Tonleiter stehe; sobald aber die Pfeife einmal wie ermüdet atmend Absätze macht, kommt sie auf den Weg zum Klangreiche wie durch einen unbewußten und ungewollten Versuch einer Gliederung des einen Tones. Was aber ein Ton durch kunstgerechte Gliederung Musikalisches vermag, das zeigt die Trommel; wenn da der eine Ton durch die Macht des wechselnden und gemischten Rhythmus schon den Eindruck einer Melodie macht, ob auch nur als schattenhafte Skizze, so kann da, wenn die beiden Klöppel verschieden arbeiten in kunstgerecht verschiedenem Rhythmus, wobei zwei rhythmische Bewegungen sich widersprechen und gleichsam bekämpfen und doch eben dadurch ein höheres, schönes Ganze herstellen — da kann mit der Trommel für das Ohr sogar schon ein Vorgefühl von Harmonie und Fugenkunst gegeben werden, alles in und mit einem Tone. So entschieden und unausweichlich ist der Rhythmus der erste und oberste Maßstab alles Tonlebens nach dem Willen der Natur, und mit diesem Maßstabe habe ich die alte Tonleiter gemessen, anfangs im Gefühl (in dem die Natur zu uns spricht oder flüstert), später zugleich mit wissenschaftlicher Erkenntnis. Gerade das aber ist es, was bei meinen Herren Erwiderern doch nicht zu ganzer Geltung gekommen ist und was ich deshalb schärfer dargelegt wiederholen muß oder müßte. Aber Freunde, die auch in der Musikwissenschaft genügend eingeweiht sind, haben mir daneben in der Sache vollständig Recht gegeben, das beruhigt mich.

Mutter Natur ist übrigens auch hier in gewissen Grenzen gar mild und nachsichtig gegenüber der Freiheit des Menschenwillens, die ihren Kindern nun einmal notwendig ist, damit sie sich durch eignes Wollen und Erfahren in die von ihr gewollten besten Wege finden lernen. Denn wenn sie z. B. für den Verlauf der einfachen Tonreihe gewisse Abstände fest gebietet, so willkürlich diese dem Verstande angesetzt erscheinen mögen, der ganz frei nur seinem Rechnen und nicht dem Ohre folgend, die Einteilung der Tönemasse wohl ganz anders und richtiger zu machen glauben müßte, so erlaubt sie doch mancherlei Abweichungen von diesen Abständen, wenn der frei werdende Menschenwille links und rechts wegstrebt in andre benachbarte Tongänge, falls er nur am Schlusse in das von

ihr gegebene Grundgefüge wieder treulich ergeben einlenkt, also aus der gesuchten Freiheit in die strenge Ordnung fromm zurückkehrt. Und wenn sie, wo der Mensch künstlich zwei oder mehrere Töne oder Tongänge neben einander, mit oder gegen einander gehen läßt, auch da zwar gewisse wechselnde Abstände gebietet, so läßt sie doch auch hier zu, daß von diesen Abständen, an denen die tiefere Einheit der zwei Gänge hängt, abgewichen werde, so weit sogar, daß sie gegen einander gehend sich feindlich so nahe kommen dürfen, als wollten sie sich aneinander zerreiben; sie läßt es wenigstens für einen rasch vorübergehenden Augenblick zu, sobald gleich darauf das Gegeneinander wieder in ein Zusammengehen in den von ihr gegrabenen Geleisen zurückschlägt, in denen nun die Seele um so beglückter wieder den Willen der Mutter fühlt und sich ihm hingiebt nach dem kecken Versuch, ihre Geleise zerstören zu wollen. Ich habe es oft versucht, solche Gegnerschaft aufs äußerste zu treiben, aus Neugier, um zu sehen, wie weit jene Freiheit geht und an welche Bedingungen sie gebunden ist, wenn man z. B. zwei halbe Töne dicht neben einander zugleich klingen lassen will: ein Schmerz des Gefühls gebietet rasche Rückkehr in die Geleise der Natur, die sich in dem Schmerze ausspricht, die Grenze ihres Zulassens ist erreicht.

Über diese Grenze hinaus aber liegen Dinge, die sie geradezu verbietet oder verwehrt. So z. B. das Zusammenklingen von drei halben Tönen dicht neben einander, das ich naseweis auch wiederholt versucht habe: mit keinen künstlichsten Mitteln, welche man in vorbereitenden oder begleitenden Tongängen oder Verbindungen ausklügeln kann, wird es möglich, die drei Töne, die nach einander ganz wohl und schön klingen können je nach der Umgebung, mit einander erklingen zu lassen, daß daraus nur eine sogenannte Dissonanz würde, dieses Pfefferkorn an das musikalische Gericht (es giebt auch überpfefferte Musik für überreizte Gaumen), der Schmerz für das Gefühl ist dabei so grell, für die Seele so quälend, wie ein versuchtes Zerreiben oder Zermalmen, daß man willig und froh das Verbot der Natur anerkennt und gut heißt.

Unter das von ihr Verbotene oder Verwehrte muß ich nun aber auch die einfache Tonleiter in ihrer gewöhnlichen Gestalt rechnen und kann nicht anders. Das Verbot geht da vom verletzten Rhythmus aus: daß der Grundton, vollends als befriedigender und zusammenfassender Abschluß eines Tonganges, nicht auf herrschender Stelle in der gegliederten Bewegung stehe, sondern auf einer untergeordneten, dienenden (guter und schlechter Taktteil verhalten sich wie Herr und Diener), das verbietet oder verwehrt Mutter Natur, und es ist nirgends möglich, außer etwa wo man Spaß treiben wollte; wie soll es das hier sein können? Wenn daher der zweite Herr Erwiderer ihr sogar die Ehre anthut, ihr eine musikalische Individualität zuzuschreiben, so kann ich das schon begreifen aus langem gemütlichen Umgang damit, aber ein Individuum kann sie doch nicht sein und nur durch leichte Änderung werden. Ein Individuum ist ein gegliedertes Naturganze, aber jene Tonleiter ist kein Ganzes, da ihr der rhythmische Kopf

fehlt, und ist nicht gegliedert, da zu der Gliederung nur der Anlauf genommen ist, der aber vor der Krönung durch den Kopf traurig abbricht, und eben deshalb wendet sich die Natur davon ab, es ist Menschenmache aus falschen Schulgedanken kommend, von der Vergleichung mit dem A B C. Man denke sich z. B. nur bei diesem am Schlusse das A wiederholt, um den Irrtum in der Gleichstellung beider zu sehen. Vielleicht ist auch ein dunkler Gedanke an die Zahlenreihe im Spiele: 1 bis 8, wie beim Zählen 1 bis 10, und mein Vorschlag, die 3 und 5 zu wiederholen, um die Gliederung in den melodischen Stufen oder Absätzen fühlbar zu machen, kann wohl da wie eine Art Rechnungsbetrug erscheinen.

Die Streitfrage kann aber wohl einen gemütlichen und beruhigenden Abschluß finden durch eine Antwort, die mir nur auf Umwegen und durch Zufallsspiel zugekommen ist. Ein Freund von mir fand sie in der betreffenden Nummer d. Bl., die in seinem Lesekreise umging, meinem grollenden Aufsatze in aller Stille beigeschrieben. Da hat mit Bleistift einfach dabei gestanden:



Das ist wirklich wie ein Ei des Columbus. Da ist die ganze Tonleiter da, und jeder Ton doch nur einmal, daß der Lernende ja nicht getäuscht werde, und sie hat rhythmische Bewegung bekommen mit kunstgerechtem Kopf und Fuß, durch das kleine Mittelchen, daß das, was am Abschluß dort als Lücke gähnt, dem ersten Grundton beigelegt ist, sodaß der Grundton oben und unten nun seiner Würde entsprechend wichtiger und herrschender auftritt und den übrigen Tongang hübsch in die Mitte nimmt. Mir scheint es, als könnten alle Beteiligten damit zufrieden sein, wenn jeder in der Strenge seiner Forderungen ein Pflöckchen zurücksteckt, meine beiden Erwiderer von ihren so verschiedenen Standpunkten aus, meine Wenigkeit und wohl auch — Mutter Natur. Ich bedaure, dem Tonleiter-Columbus nur auf diesem Umwege und ins Ungewisse danken zu können.

Der musikalische Laie.





Elisabeths Erinnerungen.

(Schluß.)



olches Stillehalten war keine leichte Aufgabe. Täglich steigerte sich mein Wunsch, ein Scherflein zur Lösung der sozialen Frage beizutragen, und immer mehr wurde ich von der Überzeugung durchdrungen, daß meine Lieblingsidee richtig sei und zu verwerten sei.

Meine Erfahrungen erweiterten sich durch meine praktische Armenpflege in ergiebiger Weise. Ich that Einblicke in Verhältnisse, welche für meine allgemeine Lebensbeurteilung von großer Bedeutung waren. Dabei gab es viel zu denken, zu beten, zu schreiben und zu rechnen. Fortwährend befanden sich mein Geist und mein Körper in der größten Thätigkeit. Im Verkehr mit den Armen gewannen meine Betrachtungen allmählich eine immer festere Gestaltung. Ich will versuchen, einige derselben zu Papier zu bringen.

Die Triebfeder des natürlichen Menschen ist der Egoismus. Jeder sucht das Seine. Hierin liegt die Hauptursache des Elends und Jammers auf Erden. Diesem Gebahren widersetzt sich das Christentum. Es packt die seufzende Menschheit in ihrem Kernpunkt, und während es sich bemüht, den Egoismus wie ein Unkraut auszujäten, sucht es der selbstlosen Liebe Eingang in die Herzen der Menschen zu verschaffen. Nach christlicher Weltanschauung soll das ganze Leben von einem strahlenden Mittelpunkte aus durchleuchtet und erfüllt werden — von der Sonne der Liebe.

Langsam, aber sicher erobert das Christentum die Welt. Nach den Prophezeiungen sollen im tausendjährigen Reiche Liebe und Friede schon hier auf Erden zur Herrschaft gelangen; dann wird der alte Drache, der das Seine sucht, gebunden sein. Wann dies eintreten wird, wissen wir nicht; daß aber diese Zeit einmal kommen muß, liegt im Wesen des Christentums selbst begründet. Die

Periode der Glückseligkeit wird anbrechen, sobald aller Menschen Thun und Lassen ausschließlich von der Liebe beseelt wird.

Die alten Völker erlangten eine Zeit der größten Blüte, dann sanken und versanken sie. Schwarzseher wähnen, demnächst werde auch das deutsche Volk, nachdem es jetzt den höchsten Gipfel erreicht habe, seinem Untergange entgegengehen. Es sind Unken, und ihre Rufe Unkenrufe. Sie ahnen nichts von jenen ewigen Kräften des Christentums, welche die Völker fortdauernd verjüngen und immer wieder neue Blüten treiben lassen. O mein geliebtes, deutsches Volk, vertiefe dich in deinen Glauben, du Volk, das reich an Liebe und Gemüt, so recht zum Glauben geschaffen ist!

Neben dem Christentume zieht sich durch das Leben der Völker die Verirrung der roten Fahne. Die Farbe weist auf das Blut der Besitzenden hin. „Von unten nach oben — zwingen und nehmen" heißen die Stichworte der Sozialdemokratie, während die christliche Weltordnung das Herabsteigen der Reichen und Großen zu den Armen und Niederen erheischt. Die Sozialdemokratie sagt: Du sollst; die freiwillige Liebe spricht: Ich will. Hinter diesem Liebeswillen steht aber dennoch ein Muß. Die Liebe kann nicht anders; sie muß durch Geben und Helfen aus sich heraustreten, wenn sie Liebe sein will. Es ist ein freiwillig erwähltes Müssen. Ist der Glaube das innere Erlebnis eines Menschen und die Religion der Liebe die seinige geworden, so muß er Werke der Liebe verrichten. — Dessen war ich mir bewußt.

In gleicher Weise hatte ich aber auch die Notwendigkeit erkannt, daß gerade von diesen Ideen eine richtige Armenpflegerin beseelt sein müsse. Ich sagte mir, daß die Schwere des ganzen Berufs eine mächtige Grundlage erfordere, eine feste innere Überzeugung, nicht aber nur die Aufwallung einiger erregten Augenblicke. Ferner war mir aus eigner Erfahrung klar geworden, daß eine Armenpflegerin auch von Krankenpflege mindestens so viel verstehen müsse, um, wenn Gefahr im Verzug sei, selbst Hilfe leisten zu können. Die Ansicht, daß es zur Armenpflege nur einer Portion gesunden Menschenverstandes bedürfe, ist unrichtig. Die Armut ist eine soziale Krankheit, welche bald dieser, bald jener Ursache zuzuschreiben ist und zu deren Heilung in ähnlicher Weise bestimmte Kenntnisse erforderlich sind, wie zur richtigen Behandlung eines körperlichen Leidens.

In diese Zeit stillen Nachdenkens und innerer Betrachtungen fiel das äußere Ereignis, daß wir unsre bisherige Wohnung verlassen mußten. Unser Direktor, an welchen die Mutter und ich uns immer vertrauensvoller angeschlossen hatten, gab aus persönlichen Gründen seine Stellung auf, und gemeinsam mit ihm mußten wir zu Ostern die Dienstwohnung räumen. Er beabsichtigte, seine Muße zunächst zur Verwirklichung eines lange gehegten Wunsches zu verwenden und Holland zu bereisen. Seit Jahren hatte er sich mit Vorliebe für holländische Literatur und Kunst interessirt. So ähnlich dem Deutschen und doch so verschieden! pflegte er auszurufen, wenn die Rede darauf kam.

Beim Abschied waren wir alle drei tief bewegt. Als ich jedoch ein gewisses Naß aus Mutters Augen und aus denen des lieben Mannes perlen sah, faßte ich mich schnell und mußte lachen. Weichheitsthränen andrer bringen mich leicht zum Lachen. Als dies der Direktor bemerkte, streichelte er mir Scheitel und Schläfe unter dem Ausruf: Du ewiger Frühling, Gott behüte Sie! Ich glaube, daß ich errötete. Jedenfalls fühlte ich mich dadurch beschämt, daß er meinen Übermut so gütig aufgefaßt hatte. Dann gingen wir auseinander.

Nach dem Umzuge nahm ich meine unterbrochene Arbeit wieder auf. Fünfundzwanzig Familien hatte ich mit Lebensmitteln und gutem Rat zu versorgen. Beim Erteilen des letztern vermißte ich oft schmerzlich, daß ich in der Krankenpflege selbst nicht besser geschult war, und daß mir häufig die Kenntnisse über milde Stiftungen, Freistellen und sonstige Armenvergünstigungen im engern Vaterlande fehlten. Zusammenstellungen darüber gab es nur bei den Ministerien, wenigstens vermutete ich das. Jeder Armenpfleger war mithin in die Notwendigkeit versetzt, mühsam und allmählich aus der Praxis sich selbst zu unterrichten, und hiervon hing wieder in hohem Maße der Erfolg seiner Wirksamkeit ab. Daß aber niemand darauf verfallen war, seine Erfahrungen im Interesse der guten Sache und zur Orientirung andrer an einer Zentralstelle, wenn auch nur handschriftlich, niederzulegen, das entzog sich damals meiner Beurteilung.

Eine neue Unterbrechung erlitt mein Leben durch eine Reise nach dem Bodensee. Es würde mir ein großer Genuß sein, bei dieser Reise in der Erinnerung etwas zu verweilen; aber ich fürchte, die Aufmerksamkeit des Lesers zu weit abzulenken. Hätte er mich erst in das Land begleitet, von dem Scheffel einst sang:

> Das Land der Alamannen mit seiner Berge Schnee,
> Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
> Mit seinen gelben Haaren, dem Ährenschmuck der Auen,
> Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen,

wer weiß, ob er sich dann noch von mir über das soziale Elend und über berufsmäßige Armenpflegerinnen etwas vorsummen ließe. Ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, daß, wo ich gestanden oder verweilt habe, auf der Maien-Au, im Lorettowalde, „uf dem Rif," an den Gräbern von Mesmer und Annette von Droste-Hülshoff, auf der Dagobertsburg, in Lindau, in Bregenz und St. Gallen, sich überall nur die Überzeugung in mir befestigte, daß ich fortfahren müsse, für meine Idee zu wirken und Anhänger dafür zu werben. Mit diesem Gedanken kehrte ich in die Heimat zurück und begann von neuem zu grübeln.

Da ereignete es sich, daß mir für die erste praktische Ausführung meiner Idee ein kleines Kapital zur Verfügung gestellt wurde. Diese angenehme Über-

raschung ermutigte mich wesentlich. Durch Geld wird das Sicherheitsgefühl in merkwürdiger Weise erhöht. Dies ist aber unbedingt notwendig, um in einer Sache handelnd auftreten zu können.

Das mir anvertraute Kapital verpflichtete mich, auf die Ausführung meiner Idee mit noch größerem Eifer bedacht zu sein. Bisher war ich überall auf Widerspruch gestoßen. Das Endergebnis der meisten Urteile hatte gelautet, daß die Idee höchst schätzenswert, aber unausführbar sei. Wenn ich um Begründung bat, wurde ich vielfach mit Achselzucken abgefertigt. Dies veranlaßte mich, meinen ganzen Plan zunächst einmal einer namhaften Autorität zur Beurteilung vorzulegen.

Eine glückliche Fügung führte mich zu einem Gelehrten, der als Bahnbrecher in der praktischen Staats- und Kameralwissenschaft Weltruf besaß und damit ein warmes Herz für das Elend und die Leiden der Menschheit verband.

Der große Mann empfing mich aufs freundlichste und besaß die Geduld, mich wirklich anzuhören. Ich durfte mich gründlich aussprechen, ohne durch kleine Unzweideutigkeiten ermahnt zu werden, mich kurz zu fassen. Ich hebe dies mit aufrichtiger Dankbarkeit hervor. Dann wurde mir eine schriftliche Begutachtung meiner Idee in Aussicht gestellt und die Erlaubnis erteilt, von dieser im Interesse meiner Sache Gebrauch zu machen.

Das Schreiben, welches ich nach einigen Tagen erhielt, lautete:

Was Sie, gnädiges Fräulein, die Güte hatten, mir von Ihrem Plane auseinanderzusetzen, hat mich in hohem Grade interessirt; und ich trage nach reiflicher Prüfung kein Bedenken, diesen Plan, wenn ich ihn recht verstanden habe, als einen durchaus praktischen zu bezeichnen, welcher dem schon bestehenden evangelischen Diakonissenwesen nicht den mindesten Eintrag thut, vielmehr eine segensreiche Ergänzung desselben für Gebiete, welche der Diakonissenanstalt selbst verschlossen sind, bilden würde.

Sie denken also an „Armenpflegerinnen," die ganz auf derselben evangelischen Grundlage stehen, wie die Diakonissen, auch in ähnlicher Weise vorgebildet sind, die sich aber durch eine losere Organisation von den Diakonissen unterscheiden, indem sie in ihrer Familie bleiben, dafür aber auch von ihrem Berufe keinen Lebensunterhalt erwarten. Bei der unermeßlichen Größe des „zur Ernte weißen Feldes" (Evang. Joh. 4, 35; Evang. Luk. 10, 2) ist eine solche Beihilfe im Interesse der Armen sicher wünschenswert. Ich bezweifle auch nicht, daß es in unsern wohlhabenderen Familien manche Frauen und viele Jungfrauen giebt, welche das edle Bedürfnis fühlen, ihren Ueberfluß an Muße durch ernstlich betriebene Armenpflege für sich und andre nützlich zu verwenden, die aber gleichwohl durch Familiengründe verhindert sind, einer Diakonissenanstalt beizutreten. Es wäre im höchsten Grade bedauerlich, wenn solche schöne Kräfte ganz oder aus Mangel an jeder amtlichen Organisation halb unbenutzt blieben.

Eine solche Organisation könnte man sich etwa so vorstellen. Die Frau oder Jungfrau, welche sich am Wohnort ihrer Familie der Armenpflege widmen will, meldet sich beim Vorstande einer angesehenen Diakonissenanstalt, wird von diesem geprüft und, wenn sie geeignet befunden ist, der Armenbehörde empfohlen. Sie erhält dann bei dieser eine ähnliche Anlehnung, wie es eine berufene Diakonisse

haben würde, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht besoldet wird, daß sie darum aber auch, sowohl in Betreff ihres Wirkungskreises, wie ihrer Kündigungsfrist, gegenüber der vorgesetzten Armenbehörde und gegenüber der Diakonissenanstalt freier dasteht. Solche „Armenpflegerinnen“ würden, wie ich glaube, an Orten, wo es keine Diakonissen giebt, einen vortrefflichen Ersatz derselben, vielleicht auch eine Vorstufe der Einführung von Diakonissen bilden. Sie würden, um auf die Analogie eines mir näher bekannten Gebietes zu verweisen, für das Diakonissenwesen eine ähnlich heilsame Ergänzung sein, wie die Polikliniken für ein Hospital, die Privatdozenten für eine Universität.

Die vorhin erwähnte Prüfung der Angemeldeten und die Korrespondenz, welche für die Wohlbestandenen mit den Armenbehörden u. s. w. geführt werden müßte, sind nicht ohne (obwohl nur geringfügige) Kosten möglich. Indes würde schon das beträchtliche Geschenk, welches Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie recht verstanden habe, der in Anspruch genommenen Diakonissenanstalt zudenken, hierfür eine Zeit lang aufkommen. Und ich bezweifle nicht, wenn Ihre schöne Idee breiteren Anklang findet, so würden sich auch für die alsdann natürlich wachsenden Kosten anderweitige, durch Liberalität gewährte Deckungsmittel einstellen: wie ja eine solche Hoffnung bei wahrhaft guten Werken selten getäuscht wird.

Dies Schreiben machte mich sehr glücklich. Ich empfand eine der reinsten Freuden, welche das Leben bieten kann. Von ausgezeichnetster Seite war die mir ans Herz gewachsene Idee einer Prüfung unterzogen und für gut und praktisch erklärt worden. Von neuem verkehrte ich eifrig mit dem Pfarrer, unter dessen Leitung ich Armenpflege geübt hatte. Dieser setzte sich mit dankenswerter Bereitwilligkeit mit mehreren größeren Diakonissenanstalten und mit einer Hauptstelle für die innere Mission in Verbindung. Die Ansicht der ersteren über die Sache war geteilt; einige verwarfen den ganzen Plan von vornherein, andre erklärten ihn für eine schätzenswerte Idee, zu deren Ausführung ihnen jedoch schlechterdings die Kräfte fehlten. In ähnlicher Weise begründete auch die Hauptstelle für innere Mission ihre Ablehnung.

So stand ich wieder hilfs- und aussichtslos da. Anderseits erstarkte aber mein Glaube an meine Idee mit jeder Zurückweisung, die mir zu Teil ward, mehr und mehr.

Plötzlich, nachdem ich inzwischen wieder vergeblich an verschiedne Thüren geklopft hatte, fand ich in einem Mitgliede einer städtischen Armenbehörde einen Beschützer meiner Bestrebungen. Der Mann hatte durch einen Prediger von der Sache gehört und war für meine Idee in hohem Maße eingenommen. Nachdem ich ihn über alle meine bisherigen Bemühungen gründlich unterrichtet hatte, verhieß er, den ganzen Plan den städtischen Behörden warm zu empfehlen. Gleichzeitig fragte er mich, ob ich eintretenden Falls mich bereit finden lassen würde, persönlich die Errichtung und Leitung einer Instruktionsschule für Armenpflegerinnen zu übernehmen. Ich bejahte dies.

Jahrelang hatte ich mich in Geduld gefügt. Nun aber, obgleich ich hoffte, meine Idee in kürzester Zeit verwirklicht zu sehen, regte mich das Warten derart

auf, daß ich mir Gewalt anthun mußte, um die Ruhe zu bewahren, welche Gewissen und Erziehung mir geboten.

In dieser Weise verflossen wieder Monate, und sehnsüchtig harrte ich von Tag zu Tag auf eine Berufung. Ich begriff nicht, weshalb die Entscheidung der Behörde so lange auf sich warten ließe; fehlte mir doch damals noch jedes Verständnis für büreaukratische Behandlung einer Sache.

Eines Tages hörte ich draußen sprechen. Ich erkannte schon die tiefe Baßstimme und lief mit dem Rufe: Herr Direktor, Herr Direktor! in die Vorhalle. Wie es möglich war, weiß ich heute noch nicht; als aber die Mutter gleichfalls dem alten Freunde entgegeneilte, hielt er mich mit seinen Armen umfangen. Sein Herz war mit ihm durchgegangen.

Er und ich, wir erschraken beide, während die Mutter gar nichts so Ungeheuerliches darin zu erblicken schien. Ihr Erstaunen begann erst am Tage darauf, als der Direktor um meine Hand anhielt. Hierauf war die Mutter nicht vorbereitet. Sie überließ vollständig mir die Entscheidung.

Ich erklärte dem Manne, der mich heiß und aufrichtig liebte, daß ich bereit sei, ihm vertrauensvoll die Hand zu reichen, falls ich in nächster Zeit nicht eine Berufung vonseiten der städtischen Behörde zu erwarten habe; er solle nur gütigst selbst über den Stand der Sache Erkundigungen einziehen.

Infolgedessen setzte sich der Direktor mit meinem Gönner in der städtischen Armenbehörde in Verbindung. Letzterer erklärte, daß noch Jahre vergehen könnten, bis man sich überhaupt über die Prinzipienfrage würde geeinigt haben, ob weibliche Personen in der öffentlichen Armenpflege zu verwenden seien oder nicht. Bevor dies aber feststehe, entziehe sich die Art und Weise der Ausbildung der Armenpflegerinnen selbstverständlich jeglicher Erörterung. Hierdurch wurden meine Gewissensskrupel vollständig gehoben, und ich gab dem Direktor mein Jawort.

Einige Tage später bemächtigte sich aber meiner eine gewisse Unruhe. Mein Verlobter bemerkte es wohl, war aber zu zartfühlend, mich zu erforschen. Mich quälte die Frage, wer zukünftig für meine Idee Propaganda machen würde. Bald verfiel ich auf diesen, bald auf jenen, aber ich fand niemand, dem ich volles und aufrichtiges Vertrauen hätte schenken mögen.

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Konnte ein Mensch meine Idee besser und schöner zu der seinigen machen, als mein geliebter zukünftiger Eheherr? Und zwar umsomehr, als er aus vollster Seele mit meinen sozialen Anschauungen übereinstimmte?

So ist es denn auch gekommen, und ihm verdanke ich zunächst die Anregung und Vermittlung zur Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen.

Zum Schluß sei es mir nur noch vergönnt, einer Überzeugung Ausdruck zu leihen, die sich durch meine Erfahrungen zu großer Bestimmtheit in mir gefestigt hat: die evangelische Kirche in ihrer bisherigen Entwicklung gebietet

nicht über Kräfte, welche weltlichen, berufsmäßigen Armenpflegerinnen (im Gegensatz zu Diakonissen) Anleitung und dauernde Anlehnung gewähren könnten, und städtische Behörden sind wegen der überall sich gleichbleibenden Besonderheit ihres Geschäftsganges keine geeigneten Organe, um die Tausende von gebundenen, zur segensreichsten Wirksamkeit befähigten weiblichen Kräfte frei zu machen und in ihren Diensten zu verwenden. Da bleibt denn nichts andres übrig, als den Staat in dem Sinne zu Hilfe zu rufen, daß für die Zukunft bei Abfassung von Synodalordnungen, sowie bei Erteilung von Direktiven an städtische Armenbehörden auf die Verwertung freiwilliger weiblicher Kräfte von ihm Rücksicht genommen werde. Mit diesem Wunsche schließe ich meine Erinnerungen.



Kleinere Mitteilungen.

Mors imperatrix. Von schriftstellernden Damen muß sich die Welt viel gefallen lassen, aber malende Damen scheinen uns noch mehr bieten zu wollen. Alles was bisher nach männlichen Begriffen in dem Zwischengebiete zwischen den unverrückbaren Gesetzen der Moral und den aus den Lebensregeln des gebildeten menschlichen Zusammenlebens stammenden Gewohnheiten Rechtens war, stellt der Fall Schmidt von Preuschen auf den Kopf. Daß dabei der Tod, der lateinisch eine Frau ist, mit einem männlichen Beiworte zusammengekoppelt wird und in dieser seltsamen Verbindung durch die Zeitungen läuft, nimmt uns weiter nicht mehr Wunder; denn jede Dame hat einen unüberwindlichen Haß gegen die pedantischen Vorschriften der Grammatik, und daß die Tagespresse an irgend welchem Unsinn, der ihr mit dem nötigen Selbstvertrauen aufgetischt wird, Kritik üben sollte, wird heutzutage schwerlich noch jemand erwarten.*)

Frau Schmidt geb. von Preuschen war bisher als Malerin von Stillleben und Blumenstücken bekannt; vor einiger Zeit wandte sie sich höheren Zielen zu und malte einen Tod als Kaiser. Die Aufnahme-Jury der Berliner Kunstausstellung weist das Bild zurück. So weit ist die Sache außerordentlich einfach: wie unzähligen bedeutenden und unbedeutenden Malern ist dergleichen Mißgeschick begegnet! Was thut aber ein Mann dabei? Er schimpft vielleicht über die Richter, klagt sie der Voreingenommenheit u. s. w. an, ist einige Wochen oder Monate lang trübe gestimmt, endlich aber beruhigt er sich und fängt ein neues Bild an, von dem er hofft, daß es ihm mehr Beifall eintragen werde.

Ganz anders die Künstlerin. Das erste ist, daß sie nach Berlin reist und auf ein müßiges Gerede hin, wonach nur der Gegenstand des Bildes den Grund der Zurückweisung bilden soll, dem Präsidenten der Akademie zu Leibe geht. Was

*) Inzwischen haben vereinzelte Stimmen in der Tagespresse auf den groben grammatischen Schnitzer aufmerksam gemacht. D. Red.

soll der Unglückliche thun? Erzürnte und besonders in ihrem Künstlerstolze beleidigte Damen sind furchtbar und werden von der schwachen Männerwelt gern möglichst zart angefaßt. Er wird ihr also, um die Pille zu versüßen, zu verstehen gegeben haben, der Gegenstand des Gemäldes sei die Ursache der Zurückweisung. Daraus entnimmt die Künstlerin die beruhigende Gewißheit, daß das Bild vortrefflich gemalt und nur in seiner Tendenz mißverstanden sei.

Was hätte nun ein Mann gethan? Die Frage, ob er die Verzuckerung der Abweisungspille für baare Münze genommen hätte, lassen wir beiseite; gesetzt, er hätte es wirklich gethan, so wäre er nach Hause gegangen, hätte sich darüber geärgert, in seinem Streben, etwas recht „Sensationelles“ zu malen, einen so unpassenden Vorwurf gewählt zu haben, hätte vielleicht auch über die Jury geschimpft, aber — er hätte den Gegenstand einer Privatunterredung nicht durch die Zeitungen gezerrt, um für sich und die künftige Privatausstellung seines Bildes Reklame zu machen.

Ganz anders die Malerin. Erstens wird dem Unglück, von dem die künftigen Besucher der Ausstellung betroffen werden sollen, die denkbar größte Verbreitung gegeben, und zweitens schreibt Frau Schmidt geb. von Preuschen an den deutschen Kaiser! Etwas ärgeres ist wirklich kaum denkbar. Die Entscheidung des Kaisers in einer Sache anzurufen, die erstens so unbedeutend ist wie nur denkbar, von der das Oberhaupt des Reiches keine Kenntnis hatte, und über die ihn zu informiren sich Frau von Preuschen — in ihrer eignen Sache — herausnahm!

Dank dem unendlichen Wohlwollen des Monarchen erreichte sie ihren Zweck; der Jury wurde die Weisung, der Gegenstand sei für den Kaiser kein Grund zum Anstoß. Selbstverständlich mischte er sich sonst nicht in die Sache.

Bei dem Zeitungslärm, der nun wieder anfing, indem die Malerin möglichst viel Kapital aus dem kaiserlichen Bescheide zu schlagen versuchte, konnte die Jury nicht mehr schweigen, und der Telegraph meldete am 6. August: „Gegenüber der von den Blättern veröffentlichen Erklärung der Malerin Schmidt von Preuschen wegen Ablehnung ihres Gemäldes Mors Imperator von der Ausstellung teilt der Präsident der Akademie, Becker, das Votum der Ausstellungskommission mit, also lautend: »Nicht der Stoff an und für sich, sondern der unkünstlerische Ausdruck eines schiefen Gedankens ist der Grund der Ablehnung.«“ Dieses einstimmig abgegebene Urteil sei dem Kaiser berichtet worden.

Bis jetzt sind die Mitglieder der Jury für Ehrenmänner gehalten worden, die ihr schweres Amt gewissenhaft verwalten; dieser Gedanke kommt aber der Malerin ebenso wenig in den Sinn, wie der, daß der Mensch sich manchmal ein kompetentes Urteil über seine Leistungen gefallen lassen muß. Erstens nämlich sagt sie in ihrer, wie die Nationalzeitung sagt, „ruhig und sachlich gehaltenen“ Erklärung, unterzeichnet „im August 1887,“ kaltblütig: „Trotz dieser Allerhöchsten Kundgebung hat die Jury auf der Zurückweisung des Bildes beharren zu sollen geglaubt, und zwar nicht mehr aus dem anfänglich mir unter andern als einzigen angegebenen Ablehnungsgrund, sondern, wie nunmehr verlautet, aus dem neuentdeckten Grund „unkünstlerischer Behandlung eines unkünstlerischen Gegenstandes“ — mit andern Worten, sie wirft der Jury vor, die Unwahrheit gesagt zu haben. Zweitens behauptet sie, sie müsse gegenüber dem neuen, angeblich mit künstlerischen Motiven belegten Verdikt der Jury, das geeignet sei, ihre künstlerische Ehre zu verletzen, entschiedene Verwahrung einlegen.

Damit sollte man glauben, sei die Sache zu Ende — denn die „künstlerische Ehre“ kann man wohl auf sich beruhen lassen —, aber nein, die Hauptsache kommt

noch; denn der Schlußsatz der „ruhig und sachlich gehaltenen“ Erklärung lautet: „Es handelt sich hier nicht, wie ich ohne Unbescheidenheit wohl sagen darf, um die Arbeit eines namenlosen Anfängers, und daher hätte die Jury füglich das Urteil über den künstlerischen Wert meines Bildes der Kritik der Presse und des Publikums überlassen können. Ich werfe getrost meinen künstlerischen Ruf gegen das Urteil der Jury in die Wagschale! Für eine demnächst zu erfolgende Separatausstellung von Mors Imperator rufe ich das gesunde Urteil des Publikums zum Richter auf in meiner ehrlichen Sache!“

Dies ist wohl das Ungeheuerlichste, was selbst eine weibliche Feder jemals geschrieben hat. Die Jury, welche die geschworene Pflicht hat, unvollkommene Bilder zurückzuweisen, soll füglich die Kritik über den Kaiser Tod — so weit sich eine so unsinnige Benennung überhaupt übersetzen läßt — der Kritik der Presse und des Publikums überlassen!

Doch es ist unnütz, näher auf diesen Gedankengang einzugehen; der Zweck liegt ja auf der Hand. Das Bild wird privatim ausgestellt, das gute Publikum strömt massenweise hin, und ein Kunstwerk, welches in der Ausstellung wahrscheinlich kaum angesehen worden wäre, gewährt der bisherigen Schöpferin von Stillleben und Blumenstücken den Ruf einer großen Geschichtsmalerin. Wer klug ist, bleibt zu Hause.

* * *

Zu den obigen Bemerkungen wird uns von unserm geschätzten Mitarbeiter Herrn Dr. Adolf Rosenberg in Berlin noch folgendes geschrieben: „Nach den Versicherungen der mit dem Vertriebe der Zeitungsinserate beauftragten Agenten ist die Ausstellung des Bildes, die übrigens in einem Teppichbazar stattfindet, in den ersten beiden Tagen »von weit über tausend Personen« besucht worden. Da überdies die Photographie des Bildes in den Schaufenstern der Kunst- und Buchhandlungen zu sehen ist, dürfte der Neugier und Sensationslust des Publikums genügt sein. Die Folge ist: überall Kopfschütteln und Enttäuschung! Auch der Laie sieht die groben Verstöße gegen Perspektive und Zeichnung, die namentlich an dem von der Estrade herabstürzenden Thronsessel und an dem Knochengerüst des Todes auffallen, und findet das Urteil der Jury, die sich auch auf die technischen Mängel des Bildes berufen hat, nur gerechtfertigt. Die malerische Durchführung übersteigt nicht das Durchschnittsmaß, welches ähnliche Dekorationsstücke der Ausstellung kennzeichnet. Die Dame ist nur das Opfer einer starken Selbsttäuschung geworden, indem sie einer sehr unfruchtbaren Arbeit eine Bedeutung beigelegt hat, welche ihr vollkommen abgeht. Schlimmer ist, daß sie sich zur Begründung einer neuen Gattung der Malerei, des »historischen Stilllebens,« berufen glaubt, ohne zu bemerken, daß diese Bezeichnung widersinnig ist. Was sie selbst unter »historischem Stillleben« versteht, ist ein Allegorie, ein Spiel mit Symbolen und Emblemen, welches an den schlechtesten Geschmack des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erinnert und nur mit einem neuen koloristischen Mäntelchen behängt worden ist. Dieses Urteil wird manchem hart und ungalant erscheinen; aber es ist notwendig, einen entstehenden Unsinn im Keime zu ersticken, ehe er um sich greift und gedankenlose Nachahmer findet.“

Lipsia vult expectari. In unsrer letzten Besprechung der neuen Ausgabe von Büchmanns Geflügelten Worten war unter den vermißten auch das in Leipzig viel gebrauchte Wort angeführt: Lipsia vult expectari — zu Deutsch: Leipzig läßt gern auf sich warten, oder freier angewendet: In Leipzig muß man Geduld haben,

da geht alles etwas langsam. Zugleich war bemerkt, daß über die Entstehung dieses Wortes bisher nicht das geringste bekannt geworden sei.

Der in der vorliegenden Nummer abgedruckte Aufsatz von Pape über die Verfassung des deutschen Reiches im vorigen Jahrhundert bringt unerwartet die richtige Erklärung des Wortes. Wenn es wahr ist, daß man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von dem schleppenden Geschäftsgange des Reichshofrates sagte: Vienna vult expectari — und dies wird sich ja wohl nachweisen lassen —, dann liegt in diesem Spruche unzweifelhaft nur eine in Juristenkreisen vorgenommene Uebertragung von Leipzig auf Wien vor. Von Leipzig ist das Wort zuerst gebraucht worden. Leipzig hatte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert einen städtischen Schöppenstuhl, der in Mitteldeutschland ein vielbefragtes Rechtsorakel war. Durch die lange Verschleppung der ihm zum Verspruch eingesandten Rechtsfragen wurde aber dieser Schöppenstuhl im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts so berüchtigt, daß Kurfürst August wegen der vielfachen Klagen, die darüber laut geworden waren, endlich im Jahre 1574 eingriff, den städtischen Schöppenstuhl aufhob und durch einen kurfürstlichen ersetzte. Von den jahrelang ausbleibenden Urteln dieses städtischen Leipziger Schöppenstuhles hat man zuerst gesagt: Lipsia vult expectari.



Literatur.

Die volkstümliche Regierung. Von Sir Henry Sumner Maine. Autorisirte deutsche Ausgabe von Paul Friedmann. Berlin, J. Springer, 1887.

Der Verfasser hat sich durch seine Werke über die Anfänge des Rechtes und der Gesetzgebung bekannt gemacht, und ist als Mitglied des indischen Rates auch praktischer Staatsmann gewesen. Die hier zusammengestellten vier Abhandlungen, die ursprünglich im Quarterly Review erschienen, setzen ein englisches Publikum voraus, enthalten aber in ihren Ergebnissen vieles, was sie auch dem unsern als beachtenswert empfehlen läßt. Unter volkstümlicher Regierung begreift der Verfasser die Demokratie in ihren verschiednen Gestalten, und seine Schrift besteht in einer Untersuchung des Wesens und Wirkens derselben nach den Gesetzen und Erfahrungen des Völkerlebens, mit denen er wohlvertraut ist, und aus denen er nüchtern und ruhig seine Schlüsse zieht. Der erste Abschnitt handelt von den Aussichten der volkstümlichen Regierungsweise und zeigt, daß Regierungen dieser Art stets auf sehr schwachen Füßen gestanden haben. Der zweite betrachtet das Wesen der Demokratie und giebt einige Gründe an, nach denen man erkennt, daß die äußerste Form, zu der sie hinneigt, von allen Arten zu regieren die meisten Schwierigkeiten bietet. Der dritte, „Das Zeitalter des Fortschritts" überschrieben, kommt zu dem Schlusse, daß ein fortwährender Wechsel, wie ihn in der Gegenwart viele verlangen, mit den normalen Kräften, welche das menschliche Dasein beherrschen, nicht übereinstimmt, und daß die volkstümliche Regierung, vorzüglich, wenn sie sich rein demokratisch gestaltet, der größten politischen Weisheit bedarf, wenn sie den Staat nicht ins Unheil stürzen soll. So scheint dem Verfasser vieles gegen ihren Erfolg und ihre Dauer zu sprechen, aber er meint schließlich doch hoffen zu dürfen, es werde dem menschlichen Verstande möglich sein, Mittel gegen die Fehler der Demokratie zu erfinnen, und um dies zu beweisen, betrachtet er im letzten Abschnitte die

Verfassung der Vereinigten Staaten, in welcher er das Problem wenigstens annähernd gelöst findet. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe auseinanderzusetzen, aus denen wir ihm hierin nicht beipflichten können. Desto mehr können wir uns viele andre von seinen Urteilen aneignen.

Ein Martyrium in Genf. Kulturhistorisches Zeitbild aus dem sechzehnten Jahrhundert von W. Andrae (Romanek). Berlin, Wiegand und Grieben, 1887.

Wieder einmal einer jener historischen Romane, die gleich in der Vorrede unbefangen einräumen, daß der poetische Zweck in ihnen das untergeordnete, nebensächliche sei. „Ein längerer Aufenthalt in Genf — erläutert der Verfasser — gab mir Gelegenheit, an der Universitätsbibliothek einen Einblick in die Akten zu thun, welche den berühmten Prozeß des spanischen Arztes Michael Servetus behandeln. Je mehr ich mich in dieselben vertiefte, desto mehr wuchs meine Teilnahme, desto mehr der Wunsch, die sehr wenig bekannten, höchst interessanten begleitenden Thatsachen in die Oeffentlichkeit zu bringen und häufig verbreiteten falschen Anschauungen damit entgegenzutreten. Die bloßen Aktenstücke dem Druck zu übergeben, wäre nicht zweckentsprechend. Nur wenige würden sich entschließen, diese trockene Speise zu versuchen; deshalb habe ich die Geschichte des Spaniers in die Form einer Erzählung gekleidet, die manches Beiwerk enthält, in der Hauptsache aber auf voller, aktenmäßig verbürgter Wahrheit beruht." Wollte man kurz sein und hätte der Verfasser nicht schon durch den Ernst, mit dem er die Sache anfaßt, durch die klare Darstellung einen Anspruch auf mehr erworben, so könnte man sagen, daß alle Kritik seines Zeitbildes (das er freilich nicht ausdrücklich als „Roman" bezeichnet, wie viele andre gethan haben würden) schon in seiner Vorrede liegt. Unumwundener kann der außerpoetische Zweck einer Erzählung nicht zugestanden werden, als es durch Herrn Andrae geschieht, und so ist denn die alte Frage auch hier wieder angeregt, welchen Sinn und Zweck es hat, die poetische Form für eine Arbeit zu wählen, welche „die damaligen Verhältnisse, die Lage der Parteien verdeutlichen, Recht und Unrecht auf beiden Seiten klarlegen soll" — alles Absichten, die ganz gewiß gut, klar, lebensvoll, selbst farbig in einer rein historischen Darstellung auch ausgeführt und erreicht werden können. Die Antwort dürfte wie immer lauten, daß eine Erzählung denn doch noch mehr Leser habe als der vortrefflichste historische Versuch, und wir können das nicht widerlegen, lediglich beklagen. Denn eben dadurch erhält sich jene Zwittergattung, welche den wahren, nach jeder Seite hin vollberechtigten historischen Roman mit in Verruf bringt, welche die Anschauungen des Publikums und auch eines Teiles der Kritik fortgesetzt verwirrt, welche die wunderliche Vorstellung, als ob es ein besondres Verdienst sei, historische Kenntnisse durch Romane zu verbreiten, bei Schriftstellern und Lesern immer aufs neue wachruft. Keine Kraft ist nutzloser verbraucht als die, welche an solches Zwitterwerk und -Wesen gesetzt wird. Und doch geschieht es immer von neuem, nur weil sich die Vorstellung als unausrottbar erweist, daß es dem großen Publikum ein für allemal nicht gefallen werde, von historischen Vorgängen in einfacher, rein historischer Form Kenntnis zu nehmen.

Nur in diesem Sinne kann auch der Verfasser des „Martyriums in Genf" davon sprechen, daß sein Stoff unbekannt sei. Allen denen, welche die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mehr als oberflächlich kennen, ist er leider nur zu bekannt. Die Leiden des spanischen Arztes Servet, den Jean Calvin, der Reformator Genfs, bei langsamem Feuer verbrennen ließ, gehören zu den schwärzesten Schatten, welche über das Bild des großen Reformators fallen, der Name Miguel

Servet erklingt, wo katholische Historiker und Kritiker den Vorwurf blutiger und erbarmungsloser Unduldsamkeit von ihrer Kirche auf die evangelische herüberzuwälzen suchen, an Servets Geschichte haben schon einzelne Dichter angeknüpft, welche den Kampf zwischen Calvins herbem Rigorismus und den natürlichen Lebensregungen darzustellen unternahmen. Die Darstellung der Vorgänge, durch welche Servet auf den Scheiterhaufen geführt wurde, hat ihre besondern Schwierigkeiten. Wenn es einen Stoff giebt, der die Belebung und Beleuchtung durch unsre Empfindungen und Gesinnungen nicht verträgt, so ist es der Kampf zwischen Servet und Calvin. Es sind in diesem ganzen Stück Geschichte beinahe keine von denjenigen Fäden vorhanden, welche unser Innenleben mit dem vergangner Tage verknüpfen. In diesem Prozeß erscheint uns schlechthin alles starr, dumpf, ohne einen Hauch menschlichen Gefühls; die Ueberhebung des Mannes, der selbst im Kampfe wider die alte Kirche steht und einen in diesem Kampfe von ihm abweichenden aus der Welt hinwegtilgt, macht uns das Blut gerinnen. Bestenfalls können wir uns in die Verhältnisse und den Widerstreit der Empfindungen zurückversetzen, können uns aus den Aktenstücken der Zeit belehren, wie unselig sich die Dinge damals verkettet hatten und wie weit der Verfasser des Buches De Christianismi restitutione durch ein unseliges dämonisches Selbstvertrauen sein grausames Schicksal heraufbeschworen hat. Wir vermöchten allenfalls auch dichterisch klar zu machen, daß die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts gerade darum so fanatisch und unbarmherzig gegen Schwarmgeister und skeptische Sektirer auftraten, weil sie selbst einen geheimen Stachel empfanden, sich mit blutendem Herzen der Zerstörung des Glaubens und der Kirche Christi angeklagt hörten. Aber viel würde die mögliche poetische Belebung dieser Seite der Sache auch nicht helfen; gegenüber den brutalen Mißhandlungen, die Servet im Genfer Kerker erfuhr, gegenüber dem Scheiterhaufen, zu dem man absichtlich feuchtgrünes Holz verwendete, um die Qual des armen Zweiflers zu verlängern, wallt doch ein Gefühl leidenschaftlichen Mitleids und zornigen Abscheus in uns auf, und alle Berufung auf den Geist und die Härte der Zeit, „das starre Formenwesen derselben,“ wie Herr Andrae sagt, erweist sich als nutzlos.

Ohne darum behaupten zu wollen, daß eine poetische Behandlung dieser Vorgänge, die schließlich licht und versöhnend wirkte oder die wenigstens ebenso tiefes Mitleid mit Calvin einflößte als mit seinem Opfer, geradezu zu den Unmöglichkeiten gehöre, würde doch eine Dichterkraft ersten Ranges dazu gehören, um uns die Zeit, die Männer, die Stimmungen, um die es sich handelt, die Zustände, welche auf Entschließungen und Empfindungen derselben einwirkten, einigermaßen nahe zu bringen. Von außen her und ohne Verwandlung des historisch Ueberlieferten in Fleisch und Blut, ohne innerste Belebung der Prozeßakten geht es nicht. Der Verfasser hat einen glücklichen Gedanken gehabt, er giebt Servet einen Schüler an die Seite, welcher demselben persönlich treu bleibt, aber sich von seinen „Irrtümern“ über die heilige Dreieinigkeit gleichfalls abwendet. In dessen Seele hinein könnten alle innern Erlebnisse verlegt werden, um welche es sich hier handelt, aus dessen Seele heraus vermöchten wir vielleicht den wahren lebendigen Anteil an den Vorgängen zu gewinnen, denen wir jetzt zwar nicht anteilslos, aber mit einer Mischung von Grauen und Abscheu gegenüberstehen. Der Verfasser ist darauf nicht ausgegangen — er hat offenbar geglaubt, daß ein Stück Reformationsgeschichte an sich, eines von denen dazu, in welchem sich das Gewoge und der Fanatismus der Geister und Parteien so deutlich malt, ein Vorgang, bei dem sich obenein Gottes unerforschliches Walten kundgiebt — „denn die Verbrennung des Servetus hat es nicht gehindert, daß das junge Samenkorn der Reformation stets

reicher und voller emporblühte" — an sich genügen müsse, Interesse zu erregen. Der Einzelne kann für den weitverbreiteten Irrtum nicht besonders verantwortlich gemacht werden. Gewiß bleibt, daß mit Büchern wie diesem „Martyrium in Genf" weder dem Geschichtssinn gedient wird (denn wer von Servet, seinem Leben und Ende erst durch die Erzählung Kenntnis erhält und sich mit dieser Kenntnis begnügt, der wird kaum für gut unterrichtet gelten können), noch dem Bedürfnis nach poetischem Genuß Befriedigung wird (denn die Erzählung wandelt sich nicht in jenes warme und unmittelbare Leben, das uns unwiderstehlich in seine Kreise hineineinzieht). Bücher wie dies, das übrigens in gutem Deutsch geschrieben und in seiner Weise durchaus achtbar ist, rufen immer wieder Kämpfer gegen das Lebensrecht einer ganzen Kunstgattung, gegen das Recht des historischen Romans, in die Schranken. An ihnen wird zu erweisen versucht, daß der historische Roman nicht sein könne, was er sein muß: in erster Linie eine Dichtung. Der Fehler liegt aber offenbar nicht in der Gattung, sondern in dem falschen Begriff, den Schriftsteller und Leser von der Gattung mitbringen. Wenn, wie es hier geschehen ist, von vornherein auf die Arbeit des Dichters verzichtet wird, so kann natürlich auch keine rein dichterische Wirkung eintreten.

Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam. Von Theodor Löwe. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden, 1887.

Auf dem Titel steht auch noch „zweite Auflage"; aber darauf legt man ja bei einem neuen Opus kein Gewicht mehr, seit es allgemein bekannt ist, wie heutzutage nicht selten zwei und mehr Auflagen zugleich das Licht der Welt erblicken, oder wie man umgekehrt ein älteres Opus ohne weiteres mit einem neuen Umschlage bekleidet. Die vorliegende Erzählung könnte selbst mit der zwanzigsten Auflage zu glänzen suchen, sie würde doch kein besonderes ästhetisches Wohlgefallen erzeugen. Der Held ist ein Schuster, Leonhard Labesam genannt. Er hantiert mit Pech und hat auch in seinem Leben allerhand Pech. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn er nur nicht gar so ein Alltagsmensch wäre, und wenn sein Lebenspech das Interesse des Lesers festzukleben vermöchte. Leonhard hat einmal in seiner Jugend Talent und Lust zum Studium verspürt. Allein Vater und Mutter und die „schlechten Zeiten" waren dagegen, und so blieb der Ast beim Baume, Leonhard beim Vater auf dem „Schusterthrone." Es dauert nicht lange, so stirbt die Mutter, sozusagen „plötzlich." Der junge Schuster trauert sehr, der alte noch mehr; denn Seraphine (so ist ihr Name) war eine sehr brave, aber auch eine tapfere Frau gewesen, welche gern das große Messer geführt hatte. Der Vater bringt den Verdruß nicht mehr aus dem Leibe und beginnt ihn im Wirtshaus mit Wein und Bier zu ertränken. Das scheint allmählich zu gelingen, hat aber natürlich „angeheiterte Zustände" im Gefolge, und in einem solchen fällt er einmal in einen Bach, stirbt daselbst ebenfalls plötzlich und folgt so seiner schönen Hälfte aus dieser bald zu trocknen, bald zu nassen Welt in ein besseres Jenseits nach. Man sieht: das ist ebenso erhaben wie erbaulich. Hier sollte in der Erzählung ein Kapitel schließen. Allein wozu eine Einteilung in Kapitel, in Bücher oder dergleichen, wozu eine Gliederung des Stoffes? Hören wir weiter.

Den Verlust des Vaters erträgt der Sohn viel leichter als den der Mutter. Das kann man ihm nicht übel nehmen; denn erstens hat der Vater nichts mehr arbeiten mögen, sondern nur vom kargen Schusterverdienste des Sohnes weggegessen und abgetrunken; alsdann fühlt Leonhard, obwohl erst achtzehnjährig, um diese Zeit eine trostsame Liebesneigung in seinem Herzen keimen. Cilli heißt sie, die er sich, oder richtiger, die ihn gleich bei der ersten Rede, welche sie selbander thun,

mit einem Kusse erkoren hat. Sie passen recht gut zusammen: sie ist lang und er nicht kurz; sie ist dünn wie eine „Hopfenstange“ und wird daher gemeiniglich der „lange Stecken“ zubenannt, wie sie selbst dem Geliebten zögernd mitteilt; er ist nicht dicker und hat einen „Buckel,“ über den die Leute lachen. Beide nähen: sie mit Zwirn und er mit Schusterdraht; beide meiden die Leute, sind gern allein, aber noch lieber zu zweien. Beide sind auch sonst ein Herz und eine Seele, und so zwei wie die zwei müssen natürlich einander heiraten. Da die tugendsame Cilli dem einsamen Leonhard zuvor schon einige Zeit das Hauswesen geführt hat, so ist es immerhin erklärlich, wenn auch nicht gerade erbaulich, daß sie bereits einen „Prinzen“ (so nennt ihn der entzückte Vater) als „Brautschatz“ mit in die Ehe bringt. Es ist nur so aus „Dummheit“ geschehen, läßt der Verfasser später seinen Helden sagen.

Aber das Kind stirbt rasch, und die Mutter hinterher langsam. Der Nährvater ist wieder allein. Und da ihm auch ein reicher Nachbar in der Schusterei Fabrikkonkurrenz macht, erinnert er sich an die Wanderlust seiner Jugend, die er jetzt befriedigen kann, und macht sich alsbald auf die Socken. Von wo er weg reist und wohin er reist, erfahren wir nicht; allein der Leser braucht ja nicht neugierig zu sein, und für den Verfasser ist es ohne Zweifel bequem, wenn er sich die Lokalfarben ersparen kann. Auf der Reise bettelt Leonhard nicht, arbeitet auch nicht, hat aber doch zu essen: wenn das Brot ausgeht, stehen gleich Haselnüsse da, die er verspeisen kann und die ihn sättigen; alsdann hat er das Glück, ein Wirtshaus zu finden, wo „Milch und Wein“ ausgeschenkt wird und eine junge Wirtin ihn ohne weiteres mit Milch und Brot, mit einer wunderschönen Fernsicht und ihrer Lebensgeschichte traktirt, überdies ihm noch einen guten Rat erteilt, wie er fürderhin ein neues Leben und ersprießliche Thätigkeit entfalten könne: zwei Stunden entfernt wohne eine Schusterswitwe; sie sei ohne Erwerb, doch wären die „Kundschaften“ für ihn in ausreichender Anzahl vorhanden. Sie Schusterin, er Schuster; sie Witwe, er Witwer: da liegt natürlich wieder nichts näher, als daß sie sich „gegenseitig zu gefallen thun und zusammen wirtschaften.“ Gesagt, gethan. Da sie bereits in Jahren, kommt auch dem genügsamen Labesam nie ein Gedanke, welcher über die Wirtschafterin hinausginge, und so lebt er in friedsamer Schusterthätigkeit fort bis zu seinem Greisenalter. Da stirbt wieder die Hausgenossin plötzlich, und Labesam ist wieder allein. Er fühlt, daß seine Hände alt und „zittrig,“ aber seine Füße noch gut und kräftig sind; darum fällt ihm jetzt ein: „Muß es denn das Schustern sein? ich will noch wandern.“ Er steigt nun von dem Bergland in die Ebene und wird da Schäfer: „So hab' ich mir geholfen, und die Schafe sind's zufrieden,“ sagt Leonhard, um sich selbst über diesen plötzlichen Standeswechsel zu beruhigen. Auch daran darf sich der Leser nicht stoßen, daß in jenem Irgendheim die Menschen auf den Bergen und die Schafe in der Ebene wohnen. Warum auch nicht? In der Ebene kann Leonhard den Schafen viel leichter nachkommen als im Geschröfe, und das ist ausreichender Grund genug, daß es so und nicht anders ist.

Also hütet Leonhard in der Ebene von Irgendheim die Schafe und hat keine andre Not, als daß ihm nach einander die guten Zähne ausfallen. Doch auch gegen dieses Uebel ist in der allheilenden Natur Linderung geboten: kann er Hartes nicht mehr beißen, so ist er Weiches. An Stelle der trauten Cilli und der guten alten Witwe findet Leonhard einen neuen Lebensgefährten an einem lieben Hündlein namens „Pintsch.“ Dieser war „nicht bissig, denn er war alt und hatte gleichfalls keine Zähne mehr.“ Die beiden lebten noch eine Zeit lang vergnügt und fröhlich beisammen, bis Leonhard eines schönen Herbstabends sanft entschlief.

Mit der Geburt Leonhards hat die erste Seite des Buches begonnen, mit dem Tode desselben schließt die letzte. Die Erzählung zeigt, wie wenig ein gesund angelegter Mensch braucht, um glücklich und zufrieden zu sein: der arme Schuster Labesam redet sich allen Ernstes ein, daß er „der Welt den Rahm abschöpfe.“ Aber zu einer kunstmäßigen Ausführung dieses trefflichen Grundgedankens finden sich nur vereinzelte Anläufe. Von sittlichen Konflikten, die geschlichtet werden, von psychologischen Problemen, die gestellt und gelöst werden müßten, von einer äußeren und inneren Motivirung der Handlung scheint der Verfasser kaum eine Ahnung zu haben; Skizze reiht sich an Skizze, wie in einem Guckkasten; einzelne davon sind hübsch entworfen, andre aber machen entschieden mehr einen komischen oder parodistischen Eindruck, obgleich es dem Verfasser damit schrecklich ernst gewesen ist. Wo Labesam über die Dinge in sich oder außer sich nachzudenken sucht, entpuppt er sich als Salonschuster — die Bezeichnung in dem Sinne genommen, welchen Defreggers Salontiroler in Umlauf gebracht hat.

Wahrscheinlich soll diese Erzählung als eine Frucht der neuesten „realistischen Kunstanschauung“ gelten; „realistisch“ nennt man sie, aber die einzelnen Bestandteile sind banal, ihre Zusammenwürfelung phantastisch.

Neue Jugend. Novelle in Versen von Ludwig Fulda. Frankfurt a. M., C. Koenitzer, 1887.

In einem warm empfundenen Sonett ist dieses Gedicht dem Meister der Novelle in Versen, Paul Heyse, zugeeignet:

Errötend trat ich ein in deine Sphäre,
Ein unberatner Pilger, scheu beklommen;
Du aber hießest gütig mich willkommen,
Als ob die Sehnsucht schon Erfüllung wäre.

Heysesche Anmut in der Führung der Handlung, verbunden mit spielend leichter Herrschaft über die schwierige Form der Ottave rime und einer nicht gewöhnlichen Tiefe der sittlichen Weltanschauung zeichnet die Dichtung aus. Romantik und Realismus sind geistreich vereinigt, im Ton des Vortrages die Art Byrons in seinem „Don Juan,“ durch allerlei Seitensprünge und Glossen den Leser zu spannen und zu necken, glücklich nachgeahmt; und zuweilen sind die Seitenhiebe auf das Leben und die Literatur der Gegenwart witziger als die Handlung selbst. Der Dichter stellt seinen Helden selbst, nachdem er die der Moderomane an uns hat vorüber ziehen lassen, in folgender Weise vor:

Mein Held ist alles, und mein Held ist nichts.

Ich wähl' ihn aus dem weitverzweigten Orden
Der Weltenbummler, die durch's Leben schlendern,
Als wär's ein Boulevard zum Stundenmorden,
Ein Maskenscherz, ein Spiel mit Liebespfändern,
Die an des Meeres flutumrauschten Borden,
Im Hochgebirg, in allen Wunderländern
Niemals entgehn trotz redlichem Versuch
Der Langenweile fürchterlichem Fluch.

Gaston heißt dieser Held. Er ist seines Zeichens Architekt und ist bei einer Preiskonkurrenz durchgefallen. Darüber weltschmerzlich gestimmt, hat er die Kunst an den Nagel gehängt und müßig Europa und Amerika durchbummelt, ohne Befriedigung zu finden. In Heidelberg, „wo auf schroffem Fels sich zeigt, ein Greuel stilgerechten Sinnen, der plumpe Backsteinbau des Schloßhotels,“ an der Table d'hôte lernt er die adliche Witwe Konstanze kennen: die gefährliche Frau von dreißig Jahren, die noch immer mädchenhaft schön und anziehend ist und doch von des

Lebens Ernst gekostet hat. Sie ist in der glücklichen Lage, von dem Joch einer verhaßten Vernunftehe befreit aufzuatmen. Sofort ist Gaston in die schöne Witwe verliebt. Allein seine voreilige Liebeserklärung stimmt sie ironisch; lachend enteilt sie seinen Werbungen. „Was haben Sie gethan, mich zu erringen?“ fragt sie spöttisch und stolz, und stellt als Preis ihrer Hand dem müßigen Weltschmerzler die Bedingung:

Froh dürfen Sie und ehrlich
Nach meiner Hand an jenem Tage trachten,
An dem Sie Ihre erste That vollbrachten.

Nun stürzt sich Gaston ins volle Leben, um die erlösende und gewinnende „That“ zu vollbringen. Er geht nach Berlin, und wir machen mit ihm eine stürmische Wahlversammlung mit, bei der er enttäuscht wird. Schließlich, nach mancherlei Versuchen, erkennt er die Wahrheit, welche die Wittwe selbst kaum geahnt haben mag: daß „Thaten lebendig aus dem Innern quellen“ müssen. Der Zufall verhilft ihm endlich zu einer solchen: Gaston rettet, ein neuer Tempelherr, ein Mädchen aus brennendem Hause. Allein nun liebt er Gertrud, diese Liebe macht ihn wieder künstlerisch produktiv, die schöne Witwe hat inzwischen ihren ersten, dem Willen der Eltern geopferten Geliebten, den Maler Beranger, wiedergefunden und geheiratet.

Daß diese so hübsch entworfene Handlung schließlich doch mit den anfänglich bespöttelten konventionellen Motiven weitergeführt wird, auch die Klippen der Sentimentalität nicht ganz umschifft, und in der Charakteristik der wenigen Figuren nicht viel über die geistreiche Abstraktion hinauskommt — soll nicht geleugnet werden. Aber der Autor ist jung, zeichnet sich durch literarischen Geschmack aus, und darum verdient sein Streben Aufmunterung.

Käthchen. Eine Herzensgeschichte erzählt von Kurt Delbrück. Bremen, C. Rocco, 1887.

Man kann hundert gegen eins wetten, daß sich hinter diesem „Kurt Delbrück“ eine Dame verbirgt. Diese Geschichte kann nur eine Frau geschrieben haben. Harmlos in der Erfindung und Darstellung, mädchenhaft im Empfinden, zugeschnitten für den Geschmack und Horizont der reiferen weiblichen Jugend, und doch keineswegs ganz der Poesie des kleinbürgerlichen Alltagslebens entbehrend, weil es in seiner beschränkten Sphäre spiegelklar und wahr angeschaut und wiedergegeben ist, säuberlich, sogar auffallend säuberlich in der äußeren Sprachform, die ängstlich jeden Hiatus vermeidet — so stellt sich dies Gedicht unzweifelhaft als Frauenarbeit dar. Wir wollen sie keineswegs gering schätzen, erkennen vielmehr bereitwillig die Begabung dieses verdächtigen „Kurt Delbrück“ an, der ganz das Zeug in sich hätte, die Lücke der seligen Marlitt mit Anstand auszufüllen; ja wir stehen nicht an zu sagen, daß uns diese in den Grenzen der Häuslichkeit verharrende Individualität sympathischer ist; sie ist ein Beweis für die Gesundheit unsers kleinbürgerlichen Lebens, trotz aller störenden Bewegungen der Zeit. Nur halten wir es nicht für ein Zeichen guten Geschmacks, Urteile, sei es noch so angesehener Männer, über die Dichtung, die ihnen im Manuskript vorlag, derselben als Motto vorzudrucken, wie es hier geschehen ist. Das erinnert an die bischöflichen Erlaubnisscheine zur Drucklegung von Werken, wie sie katholische Geistliche brauchen und in früheren Zeiten ihren Büchern vordruckten. Gegen das wohlwollende Urteil selbst haben wir nichts einzuwenden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Ranke als Tagespolitiker.



Nicht jeder berühmte Gelehrte ist „populär," d. h. der großen Masse bekannt; ja nach den Beispielen, die wir selbst erleben, kann man sogar behaupten, daß die „Popularität" eines Gelehrten meistens mit seiner Wissenschaft nicht zusammenhängt und daß die Wissenschaft durch die Popularität nicht selten leidet. In den Tagen des Göttinger Universitätsjubiläums ist von Professor Weber weniger als Erfinder des Telegraphen, mehr als gesinnungstreuem Staatsmann gesprochen worden, der zu den sieben von Ernst August wegen ihrer Verfassungstreue gemaßregelten Göttinger Dozenten gehörte. Chevreuil ist in Frankreich erst populär geworden, als man sein hundertjähriges Geburtstagsfest zu einer öffentlichen Feier benutzte. Dem Berliner Fortschrittswähler ist Virchow nicht sowohl wegen seiner Cellularpathologie als wegen seiner Phrasen und Tiraden auf Tivoli und im Parlament der berühmte Gelehrte, und sein Hauptverdienst wird von der gedankenlosen großen Menge nach den Reden geschätzt, die er gegen den Reichskanzler gehalten hat; selbst die vielen nicht eingetroffenen Prophezeiungen auf dem ihm fremden Gebiete der hohen Politik sind nicht imstande gewesen, seine Berühmtheit als Staatsmann in den Augen der Fortschrittswähler herabzusetzen. Daß das gleiche genus hominum Mommsen als populären Historiker feiert, rührt sicherlich nicht daher, daß seine Wähler seine Verdienste um die Herausgabe der römischen Inschriften und seine Auffassung von der römischen Geschichte kannten; seine Leidenschaftlichkeit als oppositioneller Abgeordneter — eine Eigenschaft, die gerade dem Historiker fern bleiben sollte — hat Mommsen in der Presse und in den Versammlungen fortschrittlicher Wähler zum Geisteshero s gestempelt. In den Zeiten des Antisemitismus wurde es

Mommsen nachgesehen, daß er die Juden als ein zersetzendes Element im Volke bezeichnet hatte. Bei seinen Beleidigungen gegen den Reichskanzler pries man seine vom Heroenkultus freie Gesinnung und vergaß seinen Dithyrambus auf Cäsar.

Ganz anders Ranke; er hat sich niemals in die Arena begeben, um den Beifall des süßen Pöbels zu erringen, und so kam es, daß der größte Historiker, den Deutschland besessen hat, der Menge unbekannt blieb. Während für Virchow und Mommsen lärmende politische Demonstrationen in Szene gesetzt wurden, blieb Ranke Jahrzehnte lang von seinen Mitbürgern unbeachtet. Seine Lehren und seine Schriften wirkten nur auf den großen Kreis seiner Schüler und auf den kleinern der Gebildeten in der Nation, welche ebenso Belehrung wie Genuß aus der vornehmen Objektivität schöpften, die für Rankes Arbeiten charakteristisch ist.

Ranke hat sich zwar nicht immer von der Tagespolitik fern gehalten, aber sein Eintreten war wiederum nur das des Gelehrten, der innerhalb seines eignen Feldes und allein mit den ihm eignen Waffen der wissenschaftlichen Überzeugung seine Meinung darlegt. Diese bisher nicht völlig bekannte Thätigkeit Rankes ist jetzt in dankenswerter Weise in dem von Alfred Dove herausgegebenen (bei Duncker und Humblot) erschienenen Bande nachgelassener Schriften: Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert im Zusammenhang der Öffentlichkeit übergeben worden.

Der größte Teil des Inhalts dieses Bandes war allerdings schon bekannt. Diejenigen Aufsätze, welche sich auf die deutsch-französischen Verhältnisse beziehen, sind in den beiden Bänden der von Ranke 1832 bis 1836 herausgegebenen „Historisch-politischen Zeitschrift“ erschienen. Damals war die Absicht der Mittelpartei, durch Herausgabe einer solchen Zeitschrift in allgemeinen Aufsätzen klärend und belehrend für die von rechts und links bekämpfte preußische Politik einzutreten. Von beiden Seiten wurde diese Zeitschrift heftig angegriffen, und es zeigte sich nur zu bald, daß die vornehme Höhe, auf der sie sich hielt, keine populäre Wirkung äußern konnte. Es zeigte sich aber auch, daß Ranke selbst nicht der Mann war, um in die Tagespolitik herunterzusteigen; die von ihm der Zeitschrift überlieferten Aufsätze sind wesentlich historische und betreffen die äußern politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, für welche damals bei dem Drange nach einer Lösung der innern Verfassungsfragen nach dem beliebten französischen Muster nicht viel Anklang zu finden war.

Auch der zweite Teil des Bandes, welcher den Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen betrifft, ist schon 1873 veröffentlicht worden und sollte als Vorstudie zu dem Leben des vielgeprüften Königs dienen.

Zum erstenmale dagegen werden hier acht politische Denkschriften aus den Jahren 1848 bis 1851 veröffentlicht, welche für Friedrich Wilhelm IV. bestimmt und an dessen Flügeladjutanten, den nachmaligen Statthalter in Elsaß-Lothringen, Freiherrn von Manteuffel, gerichtet waren. Diese Denkschriften beziehen

sich sowohl auf die innere Verfassungsfrage Preußens wie insbesondre auf sein Verhältnis zu dem nach Einheit ringenden Deutschland. Mit ihnen berührt Ranke die brennendsten Fragen der Tagespolitik, aber auch hier zeigt sich der Meister, der von dem geschichtlichen Boden aus nicht zögert, seine Meinung über die Gestaltung der politischen Dinge von ebenso großer Tragweite als Verantwortlichkeit abzugeben. Nach beiden Richtungen zieht sich ein Grundgedanke durch alle diese Schriften; das preußische Königtum und die preußische Armee sind die Grundpfeiler jeder Neuordnung in Preußen wie in seinen Beziehungen zu Deutschland. Ranke rät dazu, daß Preußen eine Verfassung erhalte, aber er will, daß das Königtum wie bisher in Preußen das Ureigne, Unabgeleitete und Ursprüngliche bleibe und nicht auf dem Boden der Volkssouveränität umgewandelt werde. Mit einem Schlagwort wird dieses moderne auf der Volkssouveränität beruhende Königtum gekennzeichnet; es ist eine „Unehrlichkeit.“ Da es auf dem Volkswillen beruht, so macht es alle Schwankungen desselben durch. Es ist eine „Unwahrheit,“ denn dieses moderne Konstitutionswesen hat eine natürliche republikanische Tendenz und behält das Königtum nur als den Notbehelf bei, unter dessen Deckmantel die Parteien abwechselnd den Staat bequemer regieren können. Wenn man die Verhältnisse in den romanischen Staaten seit den Tagen betrachtet, wo Ranke diesem Gedanken Ausdruck gab, so wird man von der Richtigkeit desselben betroffen werden. Man wird aber noch mehr die staatsmännische Weisheit des Mannes bewundern, wenn man sich in die Erinnerung zurückruft, daß sein Programm von der selbständigen Stellung des Königtums innerhalb des Verfassungsrahmens in schweren Zeiten vom Kaiser Wilhelm und seinem mutigen Minister Bismarck verwirklicht worden ist. Noch die Botschaft, in welcher den Bestrebungen der Fortschrittspartei gegenüber König Wilhelm hervorhebt, daß in Preußen der Herrscher auch thatsächlich regiert und seinen Willen zur Geltung bringt, hat diesem Rankeschen Standpunkte volle Anerkennung widerfahren lassen.

Eine weitere höchst interessante Beleuchtung erhält die soziale Frage in diesen Rankeschen Denkschriften. Der große Geschichtsforscher weiß, daß die Massen eigentlich nur von den Führern zu deren eignen politischen Zwecken gemißbraucht werden. Er hat nicht nötig, um die Stimmen der Wähler zu werben, und darf deshalb mit der ihm eigentümlichen Offenheit aussprechen, daß die Massen glücklicherweise kein politisches, sondern nur ein soziales Interesse, die Erleichterung ihres Zustandes haben, wodurch ihr Lebensunterhalt gesichert werde. Dieses Interesse hielt Ranke für ein durchaus berechtigtes, zumal in Preußen wegen der allgemeinen Dienstpflicht. Hier kommt Ranke zu dem bemerkenswerten Satz: „Wer mit seinem Leben dem Staat dient, hat auch für seinen Unterhalt ein Anrecht an denselben.“ Aus diesem Gedanken folgert er dann weiter, „daß der Staat unter gewissen Bedingungen, namentlich mit Wahrung der privaten Thätigkeit, die Arbeit organisiren und viel-

leicht das Recht auf Arbeit anerkennen sollte." Es ist in der That staunenswert und mehr als Zufall, daß sich auch auf dem schwierigsten Gebiete der sozialen Frage Deutschlands größter Historiker und größter Staatsmann begegnen, daß ihren Gedanken sogar dasselbe Schlagwort „Recht auf Arbeit" entspringt. Freilich geht Ranke nicht näher auf diesen inhaltreichen Satz ein. Die „Regularisirung der Thätigkeit der Handarbeiter" hat er noch nicht völlig durchdacht; er spricht nur von einer Organisirung der dienstpflichtigen Arbeiter in Friedenszeiten bei öffentlichen Bauten u. dergl. Aber sein Gedanke enthält das großartige sozialpolitische Programm, welches der Reichskanzler in eine Wirklichkeit gebracht hat, wie sie Ranke kaum in seinen kühnsten Erwartungen für möglich gehalten hat.

Auch Rankes Ansicht über die deutsche Frage ist eine ganz besondre und eine solche, wie sie sich nachträglich verwirklicht hat. Es sind nicht billige Prophezeiungen, die à la Virchow ebenso kühn ausgesprochen werden, als sie nicht eintreffen. Es ist die Überzeugung des prüfenden Historikers, der die Aufgabe Preußens begriffen hat. In jener Zeit, wo die Reaktion des Jahres 1851 in dem Anschluß an Österreich das einzige Heil Deutschlands sieht, ist es Ranke, der eine solche Verbindung bekämpft; in seiner Ansicht über den Ausschluß von Österreich und über die Unterordnung der kleinen deutschen Fürsten unter preußischen Oberbefehl begegnet sich wiederum Ranke mit der Politik Bismarcks am Bundestage.

Es würde zu weit führen, hier die einzelnen Stationen zu beleuchten, die Ranke bei den wechselnden Phasen der preußischen Politik durchmachte, um seinem Könige die erbetene Beleuchtung der politischen Verhältnisse zu geben. Es ist aber herzerfreuend, aus seinen Denkschriften zu sehen, wie er nicht einen Augenblick den preußischen Beruf in Deutschland verkannt, nicht einen Augenblick die unveräußerlichen Rechte Preußens dem Drange der Verhältnisse geopfert hat.

Diese Denkschriften bilden einen lebendigen Kommentar zu einer Äußerung des Reichskanzlers, die er den Erben Rankes gegenüber gethan hat. Wenn er nach dem Tode des großen Historikers den Söhnen desselben schrieb: „Ich bin mit Ihrem Herrn Vater aufs innigste verbunden gewesen durch die Gemeinsamkeit der politischen Gesinnungen," so erhält dieser Ausspruch durch die jetzt veröffentlichten Denkschriften eine bisher nicht bekannte Grundlage.

Für uns aber ist es eine ganz besondre Genugthuung, diese Übereinstimmung zwischen dem größten Geschichtschreiber und dem größten Staatsmanne, die das deutsche Volk besessen hat, auch urkundlich bestätigt zu sehen. Diese Genugthuung ist umso größer, je seltener in der Geschichte und der Politik Theorie und Praxis sich begegnen. Hat Alexander der Große den Achill beneidet, weil er in Homer den Herold seiner Thaten gefunden hatte, so darf Fürst Bismarck Befriedigung empfinden, daß das, was er für Preußen und Deutschland, für die

soziale Frage und die Neuordnung der Erwerbsverhältnisse gethan hat, sich in Übereinstimmung mit den geschichtlichen Grundlagen befindet, wie sie in objektiver Würdigung von Ranke erkannt worden sind.



Die Bedeutung des Religionsunterrichts

in den oberen Klassen des Gymnasiums.



Die Aufgabe, über die Bedeutung des Religionsunterrichts in den oberen Klassen des Gymnasiums zu sprechen, ist, wenn doch eine bestimmte Klassengrenze festzustellen ist, dahin zu verstehen, daß dieser Unterricht in seiner Bedeutung für die Klassen von Obersekunda an ins Auge zu fassen ist. Bis zur Untersekunda einschließlich ist die Bedeutung des Religionsunterrichts für das Gymnasium dieselbe, wie in allen Schulen ohne Ausnahme, wenigstens im wesentlichen, nämlich die Einpflanzung der elementaren Grundlehren der christlichen Religion in die Seele der heranwachsenden, kirchlich noch unmündigen Glieder der Gemeinde. Dieser Unterricht erhält mit der Konfirmation seinen Abschluß. In unsern Gymnasien geht aber der Religionsunterricht fort, und so ist es von selbst verständlich, daß er entsprechend dem höheren Bildungsstande der oberen Klassen sich in seinem Unterrichtsstoffe erweitere und nach seiner Methode vertiefe. Wie diese Erweiterung und Vertiefung stattzufinden habe, das ist als eine Frage von technisch-schulmäßiger Art für die vorliegende Betrachtung auszuschließen; hier handelt es sich nur um die Bedeutung eines solchen erweiterten und vertieften Unterrichts.

Da liegt denn nun die Frage so: Hat der Religionsunterricht in den höheren Klassen des Gymnasiums eine Bedeutung, und welche hat er? Denn es sind auch Stimmen genug dahin laut geworden, daß dieser Unterricht ohne Bedeutung für das Gymnasium und darum als überflüssig zu betrachten sei. Also, hat er eine Bedeutung, und welche? Und da kommen wir freilich, um das gleich im Anfange zu sagen, zu einem ganz andern Ergebnis, als die Gegner dieses Unterrichts.

Denn wenn es wahr ist, was Goethe einmal sagte, daß Frömmigkeit zu allen Zeiten das Mittel gewesen sei, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen, und wenn wiederum die Religionslehre keinen

andern letzten Zweck haben kann als den, Frömmigkeit, d. h. Sinn für das Ewige im Zeitlichen zu erzeugen, so ist es keine Frage, daß keine andre Disziplin, zumal heutzutage, eine größere Bedeutung beanspruchen darf als die Religionslehre. Denn nächst den Zeiten, welche dem Auftreten des Christentums unmittelbar vorausgingen, hat es keine Zeit wieder gegeben, die so darauf angelegt gewesen wäre, den Menschen nicht zur „reinen Gemütsruhe“ kommen zu lassen, wie die unsre. Der Grund hiervon ist das Unfertige der modernen Verhältnisse, denen das Unfertige unsrer modernen Anschauungen entspricht.

Dieser Charakter des Unfertigen, der einerseits die Möglichkeit neuen Wachstums und damit neuer Lebensfülle in sich birgt, anderseits aber viel wirkliches Unheil in sich schließt, viel bereits verbreitet hat und noch viel verbreiten wird darum, weil die heutigen Menschen im ganzen sich keine Zeit nehmen, oft auch nicht nehmen können, im Betrachten wie im Handeln zur Reife zu kommen, dieser Charakter des Unfertigen, des Nichtgegohrenseins und Nichtausgährenlassens findet seine heilsame Gegenwirkung in der Religionswissenschaft und Religionslehre.

Wenn, soweit vom Christentum die Rede ist, zu allen Zeiten das Verhältnis der Religion zum Leben ein und dasselbe gewesen ist, nämlich daß der Mensch das Licht des Lebens habe, wenn weiter dieses Licht des Lebens erfahrungsmäßig bis auf diesen Tag nur der Abglanz einer Gerechtigkeit, einer *δικαιοσύνη* ist, die ihre Vollendung in der historischen Erscheinung Christi zeigt, eine religiöse Vollendung, die, wiederum erfahrungsmäßig, bis jetzt nicht übertroffen worden ist und denkbar auch nicht übertroffen werden kann, wenn endlich in der religiösen Erleuchtung und Stärkung, die von ihm als dem Mittelpunkte der Geister ausgeht, ebenfalls erfahrungsmäßig jene „reinste Gemütsruhe“ möglich ist gegenüber einer falschen Gemütsruhe, der Apathie und Gleichgiltigkeit, also, wenn in der christlichen Welt das Verhältnis der Religion zum Leben zu allen Zeiten ein und dasselbe gewesen ist — das Verhältnis der Religionswissenschaft und damit der Religionslehre ist nach dem Inhalte des verschiedenen Zeitalters, dem „Zeitgeist,“ ein stets verschiedenes.

Dieser Zeitgeist selbst ist heutzutage das Suchen, der Zeitcharakter, wie gesagt, das Unfertige, das Unreife und Unruhige. Und wie das Gemüt dieser Welt, so ist ihre Spekulation. Der theoretische Ausdruck dieser unfertigen Spekulation ist der Materialismus, eine so unfertige Theorie, daß sie, diese materialistische, diese sogenannte moderne Weltanschauung eigentlich gar keine Theorie ist, also auch kein Ausdruck eines bestimmten Geistes sein kann. Ja der Materialismus verzichtet selbst auf alle Theorie, er stellt sich, als hätte er die Theorie überhaupt überwunden. Aber dieses Verzichten ist doch nur, wie es im Altertum bei den Skeptikern war, ein Mangel der Spekulation selbst, der den Mangel des Geistes schlecht verdeckt. Warum, wenn der Materialismus

keine Theorie braucht, warum sucht er noch nach einem Prinzip? Freilich, so lange er dieses, sein eignes Prinzip, noch nicht gefunden hat, so lange thut er gut, die Theorie selbst zu verneinen. Und dieses Prinzip hat er bis jetzt nicht gefunden. Er hat lauter Fragezeichen dafür, keine einzige Antwort auf die für ihn doch wichtigsten, weil, wofür sie ihm doch gelten, letzten Fragen nach den Begriffen von Kraft, Stoff, Atom, auf die Frage nach den elementaren Bestandteilen der Welt, nach dem Begriff der Bewegung, ja nach dem der Materie selbst. Der Materialismus kann wohl sagen: das und das und das ist Materie, aber sagen, was die Materie ist, das kann er nicht. Auch für ihn ist das ein Rätsel. Nur weiß er das nicht, und das unterscheidet den Materialismus, diese falsche Spekulation, von der echten, der wahrhaft philosophischen, die gegenüber den Rätseln der Welt das Bekenntnis des Sokrates hat, wodurch er sich von den Sophisten zu unterscheiden behauptete, *οἶδα, ὅτι οὐδὲν οἶδα*, ich weiß, daß ich nichts weiß.

Ist nun diese moderne und, wie sie sich besonders seit Haeckels Auftreten gern nennt, diese monistische Weltanschauung auf den untersten Stufen schon unfertig, so sehr, daß nicht einmal in den allerersten Elementen der Erkenntnis eine Übereinstimmung stattfindet, wie wird's erst, sobald sie sich zu höheren Fragen versteigt, wenn sie hinantritt an den Schöpfer des organischen Lebens, wenn sie eine Erklärung sucht für die in lebendiger Mannichfaltigkeit dahinfließende und doch immer sich stetig gleichbleibende Kette der Erscheinungen? Wie, wenn sie von der doch untergeordneten Frage nach der Art der Zusammensetzung der Körper aus Elementen sich zu der Frage verliert nach der beständigen Thätigkeit, welche in der organischen Materie wirkt, mit Zweckmäßigkeit und nach Gesetzen eines vernünftigen Planes wirkt, kurz, wenn sie, diese moderne, materialistische und monistische Weltanschauung, den eigentlich organischen Begriff, den Zweckbegriff sucht? Da ist der heutige Materialismus so ratlos, wie er immer gewesen ist (denn neu ist er nicht, sondern sehr alt); er ist so ratlos, daß er das alles, den Begriff der wirkenden Thätigkeit, den der bewußten Zweckmäßigkeit, ja den des Organischen selbst lieber für ein Phantom, für eine Gespenstererscheinung ausgiebt, alle wahre Wissenschaft allein in das Mikroskop und in das Messer verlegt und vor lauter Analyse keine einzige Synthese mehr besitzt, ja daß ihm die letzte Synthese, der Begriff des Lebens selbst, etwas, weil von ihm Unbegriffenes, darum Zufälliges ist, d. h. etwas Verstandloses. Bei dem Verstandlosen aber anzukommen, dazu bedarf es keiner Kunst; man braucht nur alles zu analysiren und die Synthese, als wäre sie nichts, liegen zu lassen. Das nennt dann diese sogenannte exakte Wissenschaft „mikroskopisch denken.“ Dieses Denken ist aber Negiren des Lebens, der Tod:

Du hast die Teile in der Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Nun ist darüber wohl bei allen Sachkundigen kein Streit, daß es die Aufgabe des Gymnasiums in dieser Zeit ist, das „geistige Band" in der Hand zu behalten, die Synthese und gegenüber dem mikroskopischen Denken dasjenige Denken zu pflegen, das, wie Hermann Lotze sagt, Rechenschaft zu geben sucht von einer Welt der Werte und des Guten. Nicht als ob damit Abstand genommen werden sollte von der Betrachtung der natürlichen Weltordnung, von dem nachzuweisenden Zusammenhang in ihr und den Gesetzen, nach welchen die Kette der sich bedingenden Ereignisse sich bildet, aber indem das Gymnasium die einseitige Kenntnis des Naturzusammenhanges, selbst wenn sie, was doch die Schule nicht kann, in umfassender Weise geboten werden könnte, als nur fragmentarisch und darum für eine harmonische Ausbildung als mangelhaft betrachtet, hält es dies vielmehr als sein schönes Erbe fest, die Erkenntnis zu fördern, daß „der göttliche Gedanke, der die Gestaltungsformen der Welt wirkt, in unauflöslicher Verkettung mit dem Reiche der Wertbestimmungen und des Guten steht." Für das humanistische Gymnasium wird die Frage: was die allgemeinen Gesetze des Naturlaufes sind, immer mit der höheren zugleich zu stellen sein, wie diese natürlichen Gesetze mit der auch sie wirkenden sittlichen Weltordnung, dem göttlichen Gedanken, zusammenhängen, und in welcher Beziehung sie zu dem ewig Wertvollen, dem Guten und Schönen stehen. Die Gesetze dieses Reiches des ewig Wertvollen, d. h. das Gesetz der Freiheit gegenüber dem Gesetze der Notwendigkeit, das Gesetz des Geistes gegenüber dem Gesetze der Natur in die denkende Betrachtung zu erheben und damit zum freien Besitze einer edeln, über das Gemeine und den Stumpfsinn alles bloß Irdischen hinausgehobenen Persönlichkeit zu machen, das ist vorzugsweise die Aufgabe des humanistischen Gymnasiums, wenn wir diese Aufgabe prinzipiell, also vom philosophischen Gesichtspunkte aus, erfassen. Ein solches sittliches Denken setzt Goethe dem mikroskopischen gegenüber und nennt es das plastische.

Dieses plastische Denken nun finden wir zunächst in allen bedeutenden Erzeugnissen des antiken Geistes. Darum lesen wir im Gymnasium die Klassiker und bestimmen sie zum Hauptmittel aller freien Menschenbildung, aller liberalen Erziehung, zum Bildner des homo liberaliter educandus, ganz allein darum, weil in den Produkten ihrer Bildung die Plastik des sittlichen Geistes in menschlich vollendeten Formen auftritt. Hier wirkt diese sittliche Plastik, wie sie besonders bei den Griechen zum Ausdruck kommt, ordnend, mäßigend, reinigend, befreiend. Und zwar ist es nicht der sittliche Gedanke allein, dem die reinigende und befreiende Macht zukommt, es sind diese bestimmten in klarer Größe und maßvoller Schönheit sich gebenden Persönlichkeiten, diese schönen, reinen Menschenkunstwerke, deren eigenster Abdruck nur die durch ihren Meißel oder ihr Wort geschaffenen Kunstwerke sind.

Aber es ist doch nur die eine Seite echten, wahren Menschentums, diese Ausbildung zu freier Humanität, die den Geist aus seinen eignen Tiefen herauf-

zieht, ihn vom Drucke und der Dienstbarkeit dunkler Leidenschaft befreit und den Menschen sich selber giebt, es ist das nur die eine Seite der Erziehung und Bildung zu höchster Kultur, und falsch ist es, wie es so oft geschieht, sie in dieser Einseitigkeit fest zu halten.

Denn alles, was den Menschen befreit, ohne ihn zugleich an eine höhere Welt zu knüpfen und damit zugleich weltfrei, d. h. erst wahrhaft frei zu machen, mit andern Worten, alles, was den Menschen nicht zugleich heiligt, kann ihm verderblich werden und wird es oft. Von diesem Gesichtspunkte aus aufgefaßt und cum grano salis verstanden, ist das Paradoxon des alten Kirchenvaters Augustinus richtig, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster sind, und die alte Kulturwelt mußte in ihrem eignen Ruin zusammenstürzen, weil diese Kultur nur eine menschliche war, ohne die befruchtenden Kräfte einer höheren Welt. Das wolle man ja nicht vergessen. Diese rein menschliche Kultur der Alten hatte in sich selbst keinen festen Stützpunkt und hatte auch in ihren edelsten Geistern, in Sophokles wie in Plato, in Seneca wie in Tacitus, das Gefühl davon. Je mehr sie fortschritt, desto mehr zehrte sie sich auf in Sehnsucht und Verlangen nach einem solchen Stützpunkte, im Verlangen nach einer andern Welt. Dieser Prozeß geht von Plato an und endigt mit Plotin. Zuletzt verzweifelt der Geist an sich selbst, findet nur in dem Heraustreten aus sich, in der Ekstase, die Wahrheit und sucht damit sein andres, die Befruchtung von einer andern Welt.

Und diese befruchtenden Kräfte einer andern Welt, diese Geburt aus dem neuen Geiste, die Geburt von oben, ist gekommen und kommt fort und fort mit der Verkündigung des Gottesreiches. Darum ist uns der Träger dieses Reiches der Ewiggesegnete und Ewigsegnende. „Ist jemand in Christo, sagt der Apostel, so ist er eine neue Kreatur"; und das Johannesevangelium giebt der Bedeutung dieser in der Geschichte einzigartigen Persönlichkeit Christi ihren wahren Ausdruck, wenn es ihn das Wort sagen läßt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Er ist es, und er bleibt es. Denn wir alle, die in seine Gemeinschaft getreten sind, wir haben keinen beliebigen Weg durch diese Welt, wenn wir nicht verderben wollen, mögen wir es zugestehen oder nicht, sondern nur den einen Weg nach oben, d. h. den engen Weg, den opferreichen, den arbeits- und dornenvollen, den Kreuzes- und Leidensweg, und doch den einzig schon hier beglückenden und beseligenden. Auf ihm hat Christus selbst, man mag seine Persönlichkeit nehmen, wie man will, er hat auf ihm die Welt überwunden, auf dem Wege des Opfers, nicht auf dem der Selbstsucht, d. h. der Leidenschaft und Gier, der Sucht nach Herrschaft und Lust. Nach diesem Wege schaut der Sozialismus aus, der wohl auch schon sich hie und da in Parallele mit der ersten Christenheit gestellt hat und eine neue Ordnung der Gesellschaft bringen zu können vermeint, wie jene sie einst brachte. Er ist dazu aber nicht imstande, weil er das Opfer, das Gebet und die Arbeit miß-

achtet. Denn auch das letztere thut er. Ich ging einmal, ehe das Sozialistengesetz die Wut der Geister gebändigt hatte, ich glaube, es war im Jahre 1873, an einem Bau vorüber, um meine Schulstunde, griechische Formenlehre, zu geben. Da wollte eben ein Steinträger mit seiner Schicht Ziegelsteine die Leiter betreten; das Gesicht voll Verbissenheit nach mir gewendet sprach er laut: „Vieharbeit!“ Gewiß wollte er mir, dem Lehrer mit den Büchern unter dem Arme, zu verstehen geben, welch großer, nicht von Gerechtigkeit in der gesellschaftlichen Ordnung zeugender und darum zu beseitigender Unterschied zwischen meiner und seiner Thätigkeit sei. Ob der Mann wohl nicht zufriedener gewesen wäre, wenn er begriffen hätte, daß es der Sinn ist, der die Arbeit adelt, und daß mit dem entsprechenden Sinne auch das Steinetragen eine edle Arbeit, umgekehrt auch die griechische Formenlehre, ja auch Homer und Sophokles „Vieharbeit“ werden kann! Wer diesen Sinn hat, nach protestantisch-evangelischer Lehre kann ich auch sagen: wer den Glauben hat, der darf auch in jedem Beruf und bei jeder Arbeit „den Trotz behalten,“ wie Luther sagt, und soll wissen, „daß die noch so heiligen . . . Werke der Mönche und Priester in den Augen Gottes gar nicht höher stehen als die Werke eines auf dem Felde arbeitenden Bauern oder einer in ihrem Hause arbeitenden, sorgenden Frau, sondern daß bei ihm alles nur nach dem Glauben gemessen wird.“ (Luther, Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche.) Diesen, alle Arbeit adelnden und den Menschen erst beglückenden Sinn giebt allein das Evangelium, den Sinn, zu welchem der Apostel die Korinther auffordert mit dem Worte: „Murret nicht, gleichwie jener etliche murrten,“ und den Jesus selbst verlangt, wenn er zu den Mühseligen und Beladenen sagt: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Es giebt also keinen beliebigen Weg durch diese Welt.

Es giebt auch keine beliebige Wahrheit, das Wort in seiner höchsten, uns über Gott und das eigne Menschenwesen aufklärenden Bedeutung genommen; da giebt es keine beliebige Wahrheit, etwa des oder jenes philosophischen Systems, des oder jenes sozialistischen Schriftstellers und Zeitungsliteraten, sondern die eine Wahrheit, daß „Gott war in Christo,“ d. h., wenn wir wissen wollen, was Gottes Wesen ist, sein Wille, seine Stellung zu uns, sein Ratschluß mit uns, den von ihm Getrennten und doch zu ihm Bestimmten, so müssen wir uns zu den Füßen dessen setzen und in sein Angesicht schauen, von dem das Johannesevangelium, dieses Evangelium, das, mag es verfaßt sein von wem es will, dem Bewußtsein der Erlösten seinen angemessenen Ausdruck giebt, den Satz aussagt: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“

Und auch vom Leben haben wir uns nicht diesen oder jenen beliebigen Begriff zu machen, dies oder jenes Leben für gut und wertvoll oder für elend und

armselig zu halten; wir haben vielmehr einen ganz bestimmten Inhalt, dessen Vergegenwärtigung allein das Leben wertvoll, dessen Mangel es allein elend macht. In Gott leben, mit dem Herzen im Himmel sein und mit Kopf und Händen auf Erden schalten und walten, das ist es, was Menschenwerk segnet, der Seele Freiheit bringt und ewigen Genuß. Denn hier giebt es keinen Tod. Das Geheimnis des Sterbens wird offenbar als ein neues Werden, und damit wird das Dunkel der Erde Licht. Im andern Falle gilt das Wort Goethes:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Das haben freilich schon die Alten in ihren edelsten Geistern gewußt. Was Demokrit sagt: *θεοῦ ἄξιόν σε ποιήσει τὸ μηδὲν ἀνάξιον αὐτοῦ πράττειν*, „es wird dich Gottes würdig machen, wenn du nichts seiner Unwürdiges thust," das könnte mit so mancher Stelle aus Plato oder Epiktet auch im Evangelium stehen. Die Lehre ist da. Aber den selbst, der „nichts Gottes Unwürdiges" gethan hat, an dem, wie der Apostel es meint, „keine Sünde erfunden" ward, diesen einen Freien und sittlich Vollendeten unter den Menschenkindern, durch dessen von ihm ausgehende Geisteskraft auch wir frei werden können von den Banden eines gottentfremdeten Lebens, den haben sie nicht gekannt. Sie haben ihn nur ersehnt, so viele ihrer in der Selbsterkenntnis standen, und ihre höchsten Geister, die Propheten unter den Juden und unter den Heiden, haben ihn geahnt. Man vergleiche nur, was Plato im zweiten Buche seiner Republik von dem Gerechten, dem *δίκαιος*, sagt.

Dies, diese Bedeutung des Christentums wie für alle, so auch für unsre Zeit, in einer dem Bildungsstande der Klasse entsprechenden Weise den Schülern des oberen Gymnasiums klar zu machen und damit ihnen, wenn sie die Schule verlassen und in die Welt eintreten, ein Urteil für die großen Fragen der Gegenwart zu ermöglichen, das giebt auch dem Religionsunterrichte in den oberen Klassen des Gymnasiums gerade heutzutage seine große Bedeutung.

Wie dieser Unterricht gestaltet sein müsse, das ist, wie gesagt, eine Frage für sich. So viel steht fest, daß der, welcher ihn recht geben soll, nicht im Sattel eines toten, archaistischen Systems sitzen darf; er würde damit nur ein lahmes Roß vorreiten, was am wenigsten Eindruck macht bei jungen Leuten, die sich die nächste Stunde schon im reinen Äther platonischer Schönheit oder thukydideischer Wahrheitsstrenge baden. Der Lehrer für diesen Unterricht muß einerseits in der Theologie historisch-kritisch gut geschult sein, um eine sichere und unbefangene Stellung gegenüber der heiligen Schrift und dem Bekenntnis behaupten zu können, anderseits muß er die Höhe der philosophischen Bildung einnehmen, die ihn zur Behandlung der höchsten Lebensfragen befähigt. Was den Unterricht in diesem Fache besonders schwer macht, ist, daß die Stunde alles geben

muß, die häusliche Arbeit wenig oder nichts zu leisten hat. Wo aber dieser Unterricht die Höhe einnimmt, die er einnehmen kann und soll, da ist er, was seinen Wert anlangt, nichts Nebensächliches, sondern von der größten Bedeutung. Er steht als Bildungsmittel geradezu neben den alten Sprachen. Man weist vielfach jetzt der Mathematik diese Stellung zu; aber das entspricht nicht dem innersten Wesen des Gymnasiums. Für dieses sind nur die mathematischen Grundlagen, weil und soweit sie zur allgemeinen Bildung gehörig sind, zu geben, mehr nicht. In Prima sollte darum der mathematische Unterricht nicht mehr „obligatorisch," sondern nur „fakultativ" sein. Denn erstens hat die Bemerkung, die der große Geschichtsschreiber Gibbon in seinem Life über seine mathematischen Studien machte, wenn er sagt: „Ich kann keineswegs beklagen, daß ich von den mathematischen Studien abstand (etwa im siebzehnten Jahre), bevor meine Seele durch die Gewohnheit strenger Beweisführung verhärtete, die so gefährlich für die feineren Gefühle moralischer Evidenz ist, welche doch die Handlungen und Meinungen unsers Lebens bestimmen müssen" — diese Bemerkung hat insofern eine für die Erziehung allgemeine Giltigkeit, als ja die Mathematik auf dem Gymnasium überhaupt nur eine formal bildende Kraft hat und haben soll; und sodann sind, wie die Erfahrung lehrt, die meisten von den Schülern, die das Gymnasium bis zur Prima gefördert hat, gerade nicht sonderlich mit der Anlage für das mathematische Fach ausgerüstet. Die mathematisch begabten Schüler suchen meist die Realschule auf. Wegen dieses häufig vorkommenden Mangels an mathematischen Anlagen bei den sonst tüchtigsten Schülern tritt oft das manchen verblüffende, aber im Grunde sehr erklärliche Ergebnis zu Tage, daß, je weiter in der Prima mit der Mathematik fortgeschritten wird, desto verwirrter die Köpfe vieler auf diesem Gebiete werden. Erklärlich ist das. In dem Alter, in welchem die größere Anzahl der Primaner steht, taugt es nicht mehr, den Geist mit einer Arbeit zu beladen, die heterogen mit der Anlage ist. Es wird das aber vielfach verkannt oder nicht zugestanden, besonders von den mathematischen Lehrern selbst. Sie empfinden bei diesem Urteil so, als ob darin für ihre Wissenschaft eine Geringschätzung läge, woran kein Mensch denkt und denken kann. Denn die Mathematik und die Naturwissenschaften, die ohne sie nichts sind, sind in unsrer heutigen Welt die signatura temporis. Wer wollte da so thöricht sein und gering von einer Wissenschaft denken, die die Zeit beherrscht! Er spräche sich selbst das Urteil. Aber etwas andres ist die Frage, ob sie in die oberste Klasse des Gymnasiums als „obligatorischer" Unterrichtsgegenstand paßt. Das ist zu bestreiten. „Fakultativ" aber muß sie allerdings gelehrt werden in der Prima des Gymnasiums. Denn das Gymnasium muß denen, die dieses Fach und was damit zusammenhängt, das Gebiet der Naturwissenschaften, später zum Berufsstudium erwählen wollen, die für die Universität nötige Vorbereitung bieten, gerade so, wie es sie dem Theologen mit dem Hebräischen, dem Neuphilologen mit dem Englischen bietet.

Daß es mit dem Religionsunterricht anders steht, hoffe ich in dem Gesagten nachgewiesen zu haben. Ich will aber, um die Bedeutung desselben nachzuweisen, noch einen Punkt erwähnen, der von dem größten Gewicht für unser Volksleben ist.

Unser Volk trennt eine tiefgehende, alte Glaubensspaltung. Man darf nicht denken, daß man diese beseitige durch Nichtberücksichtigung des religiösen Gebietes. Die liberale Partei hat seit fast zwei Geschlechtern den großen Fehler begangen, daß sie die Kirche sich selber überlassen wollte, weil sie damit den Staat von ihrem Einfluß frei zu machen glaubte. Das ist die unheilvollste politische Lehre gewesen, die seit 1848 befolgt worden ist. Die Kirche wird für den Staat stets eine ungeheure Bedeutung haben, und eine Bedeutung, die umso unheilvoller werden kann, je mehr der Staat sie frei läßt. Denn die Kirche giebt mit ihrer Lehre ein bestimmtes System, und für viele Millionen, für die Masse des Volkes ist das das einzige System, das sie in sich aufnehmen; darum hängen sie mit allen Fasern der Seele daran, und je mehr sie daran hängen, desto mehr werden sie im Streitfall für die Kirche gegen den Staat Partei nehmen. Kritik, die das Urteil geschärft hat, kennen sie nicht. Nehmen wir nun auch den Gebildeten unsers Volkes, denen, die einst seine Führer werden sollen, den zukünftigen Richtern, Verwaltern, Staatsmännern, Abgeordneten, Ärzten, ja selbst den Lehrern an höheren Anstalten, die für viele einzige Gelegenheit, wo sie mit einer genauen Kenntnis der Bibel, und zwar auch einer literarhistorischen, und mit einer genügenden Kenntnis der Geschichte und besonders der Lehren der Kirche in deren Werden und Gewordensein ausgerüstet werden, so nehmen wir ihnen die beste Gelegenheit, sich ein selbständiges Urteil in Fragen zu bilden, über deren Belang ich heutzutage wohl nicht zu sprechen brauche. Damit sind dann auch diese einst, wie gesagt, zu Leitern des Volkes bestimmten jungen Männer für ihre weitere Entwicklung dem Zufall preisgegeben. Ob sie je zu solcher Kenntnis kommen, die sie auf dem Gebiete der Religion orientirt, ob sie urteilslos in diesen Dingen sich einer fanatischen Partei ergeben — die Partei empfängt aber heutzutage die jungen Leute schon bei ihrem Eintritt in das akademische Leben —, ob sie also, bald zu Fanatikern geworden, in deren Fahrwasser dahin segeln, oder ob sie mit Einsicht und Weisheit sich zurecht finden, dafür ist dann keine Gelegenheit geboten. Gerade die tüchtigsten, die energischsten Naturen verfallen dann der Partei der Entschiedenen, d. h. der Fanatiker. Daran denken die Liberalen nicht, die für Abschaffung des Religionsunterrichts in den oberen Klassen des Gymnasiums sprechen. Diese Liberalen arbeiten für die Klerikalen. Unserm modernen, unserm deutschen Staate zumal kann an solcher Urteilslosigkeit seiner einstigen Diener gar nichts gelegen sein. Sein erster Gedanke muß auf die Einheit der Geister gerichtet sein, die die Grundlage des Volkstums ist. Die Kirche, die katholische wie die protestantische, wenigstens soweit sie konfessionell gerichtet ist, wird nie etwas

dazu beitragen, den Riß zu heilen, der unser Volk teilt. Damit ist es von selbst als eine dauernde Aufgabe unsers Staates hingestellt, daß er „eine stete Wacht hält gegen klerikalen Einfluß." Diese geistige Einheit aber, die zu erstreben im höchsten Interesse des Staates liegt, wird, wie bei uns nun einmal die Dinge liegen, nur eine Einheit sein können, die trotz der getrennten Kirche besteht, also eine sittliche, gebaut auf die Erkenntnis der ewigen Werte, und das Wirken für eine solche Einheit wird nur zugleich ein Wirken für die Kirche vonseiten des Staates sein, soweit diese selbst sittliche Werte vertritt und befördert. Darum darf auch der Religionsunterricht in den obern Klassen des Gymnasiums kein einseitig kirchlicher sein; wie er im Auftrage des Staates zu leiten ist, so ist er auch im Sinne des Staates zu geben, das will hier heißen, so zu geben, daß er auf die sittliche Einheit des Volkes zustrebt. So ist er zugleich wahrhaft friedenschaffend und im Sinne der Bergpredigt, welche die Friedfertigen, den Frieden schaffenden, die *εἰρηνοποιοί*, als Kinder Gottes preist. Und so hat denn dieser Religionsunterricht auch abgesehen von der religiösen eine hervorragende politisch-sittliche Bedeutung und steht darum als Bildungsmittel, welches den Menschen an Geist und Herz ergreift und für seine ganze Auffassung des bürgerlichen und staatlichen Lebens entscheidend wirkt, unendlich hoch.

Allerdings, wo er unter dieser Höhe bleibt, und das wird besonders da sein, wo er einseitig kirchlich und beschränkt konfessionell betrieben wird, da kann man fragen, ob er nicht besser wegfalle. Da aber gerade in dem Fache des Religionsunterrichts der Kreis, aus dem die Auswahl der Kräfte frei steht, sehr groß ist, insofern, wenn anders ihnen die Stellung darnach geboten wird, aus dem ganzen Bestande der gereiften und durchgebildeten Theologen, nicht etwa selbst noch unfertiger und unerfahrener Kandidaten, diese wohl frei steht, und da sich gerade im Hinblick auf die Bedeutung und Wichtigkeit der Sache die wissenschaftlich Tüchtigsten bei entsprechender Stellung zum Eintritt in den Schuldienst am Gymnasium werden bereit finden lassen, so hat die Behörde es mehr oder weniger in ihrer Hand, gerade dieses Fach auf diejenige Höhe zu erheben, die ihm zukommt.



Zwei Schriftstücke von Friedrich Rochlitz.



Der Name Friedrich Rochlitzens (geb. in Leipzig den 12. Februar 1769, gest. daselbst den 16. Dezember 1842) wird den meisten Lesern in doppelter Beziehung vertraut sein: der Freund der Literaturgeschichte, insbesondre der Goethefreund, kennt und verehrt Rochlitz um der herzlichen Freundschaft willen, in der er zu Goethe stand und die ebenso durch die mannichfachsten literarischen und Kunstinteressen wie durch die Ähnlichkeit mancher ihrer Charakterzüge genährt wurde; der ernstere Musikfreund schätzt ihn und wird ihn noch lange schätzen als den Begründer, langjährigen Herausgeber und thätigsten Mitarbeiter der ehemals berühmten „Allgemeinen musikalischen Zeitung" — sie erschien bei Breitkopf und Härtel von 1798 bis 1848 und wurde von Rochlitz von 1798 bis 1818 geleitet —, als hervorragenden Musikschriftsteller und Musikkritiker, der seiner Zeit eine ähnliche, ja eine noch bedeutendere Stellung eingenommen hat, als sie gegenwärtig etwa Hanslick einnimmt, vor allem als den Verfasser des klassisch gewordenen Buches „Für Freunde der Tonkunst," in dessen vier Bänden (1824—1832) Rochlitz ein gutes Teil dessen, was er früher in die Musikalische Zeitung geschrieben hatte, vereinigt hat, endlich als Herausgeber einer auch heute noch nicht veralteten großen, historisch geordneten Sammlung vorzüglicher Gesangstücke (3 Bände, 1838—1840).

Seine Beziehungen zu Goethe hat Biedermann im zweiten Bande seines bekannten Werkes „Goethe und Leipzig" (Leipzig, 1865, S. 229—264) dargestellt, nachdem die Briefe Goethes an ihn, 62 an der Zahl, aus den Jahren 1800 bis 1831 stammend, schon von O. Jahn in seiner Sammlung „Goethes Briefe an Leipziger Freunde" (Leipzig, 1849) mitgeteilt worden waren (in der zweiten Auflage von 1867 um einen vermehrt). Seine Bedeutung als Musiker und Musikschriftsteller hat A. Dörffel gewürdigt in einer biographischen Skizze, die der vierten Auflage des Buches „Für Freunde der Tonkunst" (Leipzig, 1868) beigegeben ist, begleitet von vollständigen Verzeichnissen der Schriften und Kompositionen Rochlitzens und einer Zusammenstellung seiner Kritiken über die Symphonien Beethovens, wie er sie bei Gelegenheit ihrer ersten Aufführungen im Leipziger Gewandhauskonzert für die Musikalische Zeitung geschrieben hat (Mitteilungen aus diesen für ihre Zeit sehr wichtigen Kritiken in Dörffels Geschichte der Gewandhauskonzerte).

Die mannichfachen dichterischen Versuche Rochlitzens sind vergessen, und wohl mit Recht, obwohl ihnen Goethe — freilich immer auf freundliche Wiedervergeltung rechnend — viel Teilnahme widmete und z. B. manchen seiner

Theaterstücke in Weimar und Lauchstädt zur Aufführung verhalf. Nur der Oratorientext: „Das Ende des Gerechten" hat sich durch Schichts Komposition lange erhalten; der schöne und noch heute gern gehörte Grabgesang: „Wir drücken dir die Augen zu" stammt daraus.

Weniger ist bisher darüber bekannt geworden, daß Rochlitz auch der bildenden Kunst das lebhafteste Interesse zuwandte. Zwar fehlt es weder bei Biedermann noch in Goethes Briefen an Rochlitz an Hinweisen darauf; viel deutlicher aber tritt — neben manchem andern — gerade diese Seite seiner Persönlichkeit zu Tage aus zwei Schriftstücken von ihm, die bisher unbekannt gewesen sind: 1. aus seiner Einladung zur Gründung eines Kunstvereins in Leipzig vom Jahre 1826, die sich in den Akten des Leipziger Kunstvereins befindet, und 2. aus seinem Testament vom Jahre 1839, das im Archiv des Leipziger Amtsgerichts aufbewahrt wird. Zum Verständnis beider Schriftstücke wird es nur weniger einleitender Bemerkungen bedürfen.

1. Seine Einladung zur Gründung eines Kunstvereins in Leipzig. 1826.

Die erste Anregung zur Gründung eines Kunstvereins in Leipzig ging von dem allen Kunstforschern durch sein grundlegendes Werk über die Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen wohlbekannnten Dr. Puttrich aus. Dieser hatte sich bereits 1824 mit dem Buchhändler Weigel wiederholt darüber besprochen, „ob es nicht möglich sei, in Sachsen, und namentlich in Leipzig, eine Vereinigung von Künstlern und Kunstliebhabern zu treffen, welche denselben Zweck beabsichtigten, als der ihnen nur vom Hörensagen bekannte Kunstverein zu München." Um die Bestrebungen des Münchner Vereins kennen zu lernen, hatte er sich durch den Hofmaler Quaglio in München einen Abdruck der dortigen Satzungen (von 1824) kommen lassen. Im Oktober 1825 kam der Buchhändler Ambrosius Barth unabhängig von den Genannten auf denselben Gedanken und machte Puttrich davon Mitteilung, und da um dieselbe Zeit auch der Maler Börner aus München nach Leipzig gekommen war und ihnen über die Verhältnisse des Münchner Vereins manches mitgeteilt hatte, so lud Puttrich die beiden andern zu einigen Vorbesprechungen ein, bei denen die Münchner und auch die inzwischen noch bekannt gewordenen Berliner Satzungen zu Grunde gelegt und den Leipziger Verhältnissen angepaßt wurden. Ihr Plan ging dahin, „in Leipzig und Dresden zwei Hauptbranchen des Kunstvereins zu bilden, welche ein Corpus ausmachen und gleiche Gerechtsame haben, jedoch jederzeit vereint agiren sollen." Die erste Zusammenkunft fand am 15. Oktober 1825 in Puttrichs Wohnung statt; es hatten sich Barth und Börner dazu eingefunden, und man besprach die Münchner Satzungen. Am 18. Oktober nahm man die Berliner Statuten vor. Zu weitern Beratungen wurden noch die bekannten Kunstfreunde Quandt und Dr. Hillig zugezogen, und auf Quandts Rat ließ man den Gedanken, einen Doppelverein

zu schaffen, wieder fallen. Man stellte nun eine Liste von Personen auf, die zu einer größern Versammlung eingeladen werden sollten, im ganzen 151. Um jedoch den Plan vorher noch einem engern Kreise vorzulegen, veranstaltete man am 3. November und am 18. Dezember zwei Versammlungen, an denen nunmehr vierzehn Personen teilnahmen — unter andern auch der Universitätsbaumeister Geutebrück, der Kunstakademiedirektor Schnorr von Carolsfeld, der Domherr Stieglitz und Rochlitz. Puttrich hatte die Priorität des Gedankens an Barth abgetreten und sich ausbedungen, daß sein Name „seiner sonstigen Geschäftsverhältnisse halber“ dabei nicht genannt werde. Doch lag der Statutenentwurf Puttrichs zur Beratung vor, ebenso sein Entwurf eines Schreibens an den sächsischen König, worin dieser gebeten wurde, den Verein zu „bestätigen.“ Man wünschte eine Art von königlicher Protektion, weil man dadurch mehr Leute zum Beitritt zu bewegen hoffte. Bei diesen mündlichen Beratungen konnte man sich aber, wie es scheint, nicht über alle Punkte einigen, nicht einmal über die Frage, ob Leipzig überhaupt der geeignete Boden für einen Kunstverein sei. Daher beschloß man, den Statutenentwurf in Umlauf zu setzen und von jedem eine kleine schriftliche Meinungsäußerung einzuholen. Unter diesen kleinen Gutachten fand das Rochlitzsche so sehr den allgemeinen Beifall, daß man ihn ersuchte, nunmehr das Einladungsschreiben abzufassen, mit dem man sich an weitere Kreise wenden wollte. Dieses Einladungsschreiben ist es, welches im nachfolgenden mitgeteilt wird. Es lautet:

Seitdem in den letzten Dezennien die Ansichten und Urteile unterrichteter Freunde der bildenden Kunst sich so sehr verändert, höher und fester gestellt haben, seitdem auch die Bessern der Meister dieser Kunst, und die Deutschen vornehmlich, in den bedeutendern ihrer Werke offenbar eine höhere Richtung des Geistes, einen reinern Sinn und auch einen treuern Fleiß darlegen, als (mit sehr wenigen Ausnahmen) früher eine lange Zeit geschehen ist: seitdem hat sich auch die Achtung und der Anteil, wie für diese Kunst in ihren Werken überhaupt, so für die vorzüglichern ihrer jetzigen Meister und deren Werke im allgemeinen gemehrt, und man darf, in Hinsicht auf alles dies, mit weniger Verlegenheit als in Deutschland seit fast zwei Jahrhunderten, auf das zurückblicken, was man in der Geschichte früherer Zeiten aufgezeichnet findet, denn man siehet hier und da jetzt etwas, jenem ähnliches sich regen, und erfährt es, wenngleich nur noch vereinzelt, wohl auch an sich selbst. Da es etwas Gutes und Schönes ist, so schließt sich an diese Bemerkung und Erfahrung der Wunsch, daß jenes noch Vereinzelte sich ausbreiten und zu etwas Gemeinsamen, allmählich vielleicht zu etwas Allgemeinen, werden möchte; und da kein rechtlicher Wunsch ein leerer bleiben soll, so gehet er über in den Versuch, etwas, wie wenig es auch den Umständen nach sein möge, hierzu beizutragen. Dergleichen Versuche sind nun auch, und, wie es scheint, nicht ohne erwünschten Erfolg, in einigen der Hauptstädte Deutschlands seit kurzem gemacht worden. In Leipzig noch nicht. Gleichwohl könnte ein solcher Versuch, obschon nach anderm Maßstabe, auch hier gemacht werden, da diese Stadt, wenngleich nicht durch Umfang und Volkszahl, noch auch durch Reichtum an Hülfs- und Erleichterungsmitteln mancher Art, doch aber durch andere Eigenschaften und Vorteile,

die wir einander nicht vorrühmen wollen, und die zugleich als Hülfs- und Erleichterungsmittel andrer Art dienen können, neben jene größern Städte wohl treten darf. Soll irgend etwas Gesamtes oder Gemeinsames versucht werden, so müssen einige den Anfang machen: und so machen wir — da wenigstens uns die Gegenstände nicht fremd und wir uns des uneigennützigsten Willens bewußt sind — hiermit diesen Anfang. Soll irgend ein Versuch gelingen, so müssen die Anfangenden mit etwas Bestimmten, Wohlerwogenen, dem Zwecke, den Kräften, den Mitteln und den örtlichen, wie andern speziellen Verhältnissen angemessenem hervortreten: und so treten wir hervor mit folgendem Entwurfe zu einem

Vereine
der Freunde der bildenden Kunst in Leipzig
zur Förderung dieser Kunst
im sächsischen Vaterlande,
durch lebende, zunächst sächsische Künstler.

Wir hoffen, unserm Entwurfe jene notwendigen Eigenschaften beimessen zu dürfen. Wir legen ihn vor zur Prüfung und, findet man ihn zu billigen, zur Aufnahme, welche dann ohne allen guten Erfolg gar nicht bleiben kann.

So weit es von uns abhängt, wird mithin künftig in Leipzig ein solcher Verein bestehen. Er täuscht sich nicht mit hochfliegenden, allgemeinen Ideen, noch mit Erwartung großer Opfer zu seiner Unterstützung oder eines weiten Ausgreifens in den Gang der Dinge im allgemeinen. Er fängt klein an; er thut das Nächste, das Erste und Nötigste: doch thut ers nach Grundsätzen und in einer Verfassung, die jede Erweiterung, wenn sie nötig und ratsam werden sollte, zulassen. Er verspricht den teilnehmenden Kunstfreunden nichts, als was aus der Sache selbst hervorgehen oder unmittelbar sich an sie schließen wird: er verspricht den Künstlern nichts, als was ein guter, geordnetthätiger Wille, bei mancherlei Beschränkungen von außen und sehr mäßigen Mitteln, ihnen sicher leisten kann.

Der Zweck des Vereins ist mit seiner Benennung ausgesprochen, und bedarf es dabei nur noch folgender Erläuterungen. Wir verstehen unter dem sächsischen Vaterlande nicht bloß das königliche, sondern das gesamte Sachsen, unter welchen Regierungen es stehe; wir denken bei der bildenden Kunst zuvörderst (aus leicht zu entdeckenden Ursachen) an Malerei, Zeichnungskunst, Kupferstecherei, Lithographie, Stein- und Stahlschneidekunst, ohne darum die andern Zweige derselben ausschließen zu wollen; wir nennen sächsische Künstler die in Sachsen jetzt lebenden, woher sie auch gebürtig, und die in Sachsen geborenen, wo auch eben jetzt ihr Aufenthalt sei; wir laden ein die Freunde der bildenden Kunst in Leipzig, weil wir diese zunächst kennen, auf sie zunächst zu wirken vermögen, wir ihres Beitritts am gewissesten sind, und weil sie, der Sache nach, den eigentlichen Stamm des Vereins bilden müssen; erklären aber ausdrücklich, daß wir den Beitritt Auswärtiger dem Verein selbst für ehrenvoll, nützlich und erfreulich erachten. Daß, wenn von Künstlern die Rede ist, nicht Anfänger oder andere Personen gemeinet sind, die etwas, gemeinhin wohl gleichfalls zur Kunst Gezähltes und an sich nicht Uebles, Artiges, oder zu besondern Zwecken Brauchbares liefern, sondern Meister oder die ihnen an die Seite zu stellen; und wenn von Werken gesprochen wird, nicht Arbeiten jener Art mit eingeschlossen sind, auch nicht Copieen im allgemeinen und gewöhnliche Porträts: dies braucht wohl kaum erklärt zu werden.

In dieser Maßgabe will nun der Verein die bildende Kunst fördern, dadurch, daß er

1. solchen vorzüglichen Künstlern erleichtert, ihre bedeutendern Arbeiten von ihrer Seite ohne alle Weitläufigkeiten und mit den geringsten oder gar keinen Kosten bekannt zu machen, gesunde Urteile über sie, und Nachricht über ihren Eindruck auf Kenner und Nichtkenner, doch gebildete, zu erfahren, und auch — so weit das nämlich vom Vereine abhängt — sie zu verkaufen;

2. den am Vereine teilnehmenden (aber unter gewissen Bedingungen, auch jedem andern, der es wünscht) anständige und bequeme Gelegenheit giebt, dergleichen neue Werke kennen zu lernen; sich darüber mit Kunstverständigen zu besprechen; was sie zu besitzen wünschen, ohne alle Weitläufigkeit und ohne das geringste Zwischeninteresse, von den Künstlern zu kaufen, und auch auf andre, hernach anzugebende Weise, ihre Kenntnisse und ihren Geschmack in der bildenden Kunst, so wie ihre Freude an ihr zu nähren.

Das erste (die Erleichterung des Künstlers) wird der Verein dadurch bewirken, daß er für ein sehr anständiges und in jeder Hinsicht zum Zwecke geeignetes Locale sorgt, wo die ihm anvertrauten Werke, sicher vor jeder Beschädigung, vorteilhaft für ihre Wirkung, und ohne alle Kosten für die Meister, mit den Namen der letztern und den von ihnen bestimmten, äußersten Verkaufspreisen aufgestellt werden; daß er dies Locale zu festgesetzten Tagen und Stunden wöchentlich für die Mitglieder, und monatlich einmal für jedermann, eröffnet; daß er nur die Kosten der Zusendung den Künstlern zumutet: die der Zurücksendung, wenn das Werk nicht verkauft wird, selber trägt, ja, im Fall der Künstler es verlangt, für diejenigen Werke, die in ihrer Art wirklich trefflich befunden, aber nicht verkauft werden, ihm auch die Kosten der Zusendung erstattet; und endlich dadurch, daß er, der Verein, so weit sein Fonds reicht, von Zeit zu Zeit einiges des Vorzüglichsten, was ihm zugesendet worden, selbst erkauft — welches dann angesammlet wird als ein Eigentum, nicht der einzelnen, derzeitigen Mitglieder, sondern des Vereins als Körperschaft für jede Zukunft; weshalb es auch für immer in seinem Locale, und damit zugleich zur Betrachtung und zum Genusse des gesamten Publikums, aufgestellt bleibt. (Nur während der akademischen Ausstellungen wird die unsrige ausgesetzt.)

Das zweite (die Erleichterung des Kunstfreundes) wird der Verein bewirken — zunächst schon durch das meiste von dem, was so eben angeführt ist: der Kunstfreund wird auf eine bequeme und angenehme Weise mit den besten sächsischen (aber auch manchen fremden) Künstlern unsrer Tage durch vorzügliche ihrer Arbeiten, und sonach mit dem jedesmaligen Stande der Kunst in diesem Bereiche, bekannt; er kann sich leicht mit andern darüber besprechen; bekömmt darüber, und über verwandte Gegenstände, briefliche oder andre Nachrichten, Urteile pp. mitgeteilt u. dergl. m. Aber es wird auch — zuweilen durch wissenschaftliche Vorträge einzelner Mitglieder über die bildende Kunst überhaupt, ihre Geschichte, ihre größten Meister voriger Zeit, deren Hauptwerke pp., und immer durch die nähere Verbindung der Teilnehmenden unter einander, sein Interesse an dieser Kunst im allgemeinen vermehrt, durch gegenseitige Mitteilung manche Ansicht, manches Urteil berichtigt oder befestigt, und selbst der Genuß, wie bei jedem gemeinschaftlichen geschieht, erweitert, gesteigert und was sonst natürliche Folge jedes Zusammentretens Gebildeter und Wohlgesinnter zu einem gemeinsamen, löblichen Zwecke zu sein pflegt.

Das Speziellere, sowohl der Organisation und Verfassung als der Verwaltung des Vereins, wird jedem Mitgliede vorgelegt werden, wenn es sich für ein solches erklärt hat. Bis dahin kann den Eingeladenen, wie uns scheint, folgendes hierüber genügen.

Wir Unterzeichneten, die wir den Verein zu stiften und zu begründen wünschen, machen darum, wenn er nun ins Leben tritt, nicht auf den geringsten Vorzug in ihm, in welcherlei Hinsicht es sei, Ansprüche; sondern wir stellen uns jedem andern Mitgliede vollkommen gleich: nur daß wir, zur unumgänglich nötigen weitern Vorbereitung und Einleitung des Vereins und seiner Angelegenheiten, für dieses sein erstes Jahr die Beamten aus unsrer Mitte wählen.

Es wird nämlich die Verwaltung der Geschäfte des Vereins von Vieren seiner Mitglieder — allerdings freiwillig und ohne alle Rücksicht auf eignen Vorteil, bloß in Ueberzeugung, für etwas Gutes und Schönes thätig zu sein — besorgt. Die Anteile dieser Männer an der Verwaltung gehen aus ihren Benennungen hervor: ein Vorsteher leitet das Allgemeine; ein Sekretär besorgt die Korrespondenz; ein Kassirer steht dem Oekonomischen vor und legt davon Rechnung ab; und ein Konservator übernimmt die Zu- und Zurücksendungen, die Ausstellung und Aufbewahrung der eingesandten Kunstwerke. Die drei ersten werden durch Stimmenmehrheit sämtlicher Mitglieder des Vereins stets auf ein Jahr gewählt, sind aber wieder wählbar. Konservator ist und bleibt Herr Professor Schnorr, Direktor der hiesigen Malerakademie, als hierzu vor allen geeignet. Zur Erleichterung dieser Männer, oder für Vorfälle, wo sie sich mit noch einigen Mitgliedern vertraulich zu beraten wünschen, wählen sie selbst von Jahr zu Jahr noch vier Mitglieder, mit welchen vereint sie nun, und für solche Fälle, einen Ausschuß der Gesellschaft bilden. Zu Geschäften eines Syndikats, wenn sie nötig werden sollten, bevollmächtigt der Sekretär im Namen des gesamten Vereins.

Die notwendigen Ausgaben des Vereins werden bestritten von den jährlichen Geldbeiträgen der Mitglieder und vom Ertrage der Eröffnungen des Locale für jedermann, wo jede Person, die nicht Mitglied ist, vier Groschen für den Eintritt zu zahlen hat. Der jährliche Beitrag jedes Mitgliedes wird von ihm selbst bei Unterzeichnung seines Namens zum Beitritt in dem ihm zugesandten Protokoll freiwillig, nach seinen Verhältnissen und seiner Liebe zur Sache, bestimmt; doch darf dieser Beitrag nicht geringer als jährlich vier Thaler sein.

Da es eine der Hauptabsichten des Vereins ist, achtungswürdigen Künstlern zum Verkauf ihrer Arbeiten behülflich zu sein, so muß er wünschen, daß die ihm eingesandten nicht schon verkauft seien. Doch ist er weit entfernt, solche, bei denen letztes der Fall ist und die ihm der Künstler oder Eigentümer zusendet, bloß, damit sie selbst oder ihre Urheber bekannter werden, nicht mit Vergnügen aufnehmen zu wollen: doch hat dann der Einsender die Transportkosten zu tragen, ohne jedoch für die Aufstellung und sorgfältige Aufbewahrung etwas zu entrichten zu haben.

In der Regel bleibt jedes dem Vereine anvertrauete Kunstwerk drei Monate demselben zur Aufstellung in seinem Locale überlassen: doch werden Ausnahmen zugestanden, sowohl für kürzere, als für längere Zeit. Die letztere kann, wenn der Künstler es wünscht, nach den ersten drei Monaten noch drei dauern; vorausgesetzt, daß der Verein nicht selbst Gründe hat, es nach den ersten dreien zurückzusenden. Käufer der im Locale des Vereins aufgestellten Werke können zwar allerdings dieser Zeitbestimmung nicht unterworfen werden: sie werden aber ersucht, sich ihr, wo möglich, zu Gunsten der Künstler selbst, wie des Instituts, freiwillig zu unterwerfen.

Künstler, die Werke anderer als der oben vorzugsweise angeführten Kunstzweige, z. B. Bildhauerarbeiten, Bossirungen pp. oder auch vorzüglich gelungene Copieen ganz ausgezeichneter Werke und Porträts einzusenden wünschen, haben deshalb zuvor beim Sekretär anzufragen, können aber schneller Antwort gewärtig sein. Die-

jenigen, welche entweder einen höhern jährlichen Beitrag als vier Thaler oder besondere Schenkungen dem Institute zuwenden, werden, so wie diese ihre Gaben, im Protokolle des Vereins, das stets zu jedermanns Durchsicht offen daliegt, besonders aufgezeichnet; auch wird ihrer und ihrer Gaben bei den jährlichen Berichten über den Fortgang des Instituts besonders gedacht.

Der verwilligte Beitrag jedes Mitgliedes wird gegen Quittung des Kassirers jedes Jahr zu Anfange desselben abgeholt.

Die sämtlichen Vorarbeiten zur Stiftung und Eröffnung des Vereins werden von uns Unterzeichneten ununterbrochen fortgesetzt. Findet das Unternehmen — wie wir glauben voraussetzen zu dürfen — eine nur einigermaßen günstige Teilnahme und eine nur nicht allzugeringe Unterstützung, so kann, allem Ansehen nach, das erste Zusammentreten, und damit die feste Begründung des Vereins selbst, bald zu stande kommen. Bestimmtere Nachricht hierüber wird den Mitgliedern bekannt gemacht, sobald sie gegeben werden kann.

Mögen diese unsre einfachen Worte mit denselben freundlichen, rücksichtlosen Gesinnungen aufgenommen und gedeutet werden, mit welchen wir sie aussprechen!

Leipzig, im Januar 1826.

Wie es kam, daß diese Bestrebungen doch zunächst keinen Erfolg hatten, und daß der beabsichtigte Verein dann erst elf Jahre später, 1837, aus neuen Anfängen heraus zu stande kam, soll demnächst an andrer Stelle gezeigt werden; der Verein feiert in diesem Jahre sein fünfzigjähriges Bestehen.

(Schluß folgt.)



Zum Kapitel der Friedhofsdenkmäler.



In Walter Scotts Old Mortality wird von einem Manne erzählt, der auf einem alten Klepper jahraus jahrein im Lande umherreitet, um auf den Friedhöfen die Grabsteine der Puritaner von Moos zu reinigen und die verwitterten Inschriften wieder leserlich zu machen. Ein Buch, das über die Inschriften auf den Grabsteinen der verschiednen Völker und Zeiten gewissenhaft berichtete, soll noch geschrieben werden, und da diese Denkmäler verdämmernder Sitten und Gebräuche im Laufe der Zeit entweder völlig untergehen — z. B. beim Bebauen eines Friedhofes — oder doch früher oder später ihre Lesbarkeit einbüßen, wäre es gut, die Arbeit würde bald in Angriff genommen.

Nicht minder verdienstlich würde eine ästhetische Friedhofsstudie sein, deren Gegenstand also vorwiegend der Kunstsinn sein dürfte, der aus den Grabmälern der verschiednen Völker und Zeiten spräche, seien diese Grabmäler nun gigantisch

wie die Hünengräber des Nordens, wie die Steinbauten des Orients oder winzig wie die gemalten Bildnisse der Verstorbenen auf einigen Schweizer Kirchhöfen und wie die nüchtern anmutenden Photographien auf dem übrigens so schönen Halleiner Friedhofe. Gerade diese bürgerliche oder bäuerliche Kleinseite der Kunst auf den Gräbern ist neben den zahllosen Untersuchungen, die den Pyramiden, Kolumbarien ꝛc. gelten, bisher als kulturgeschichtlich beachtenswert so gut wie nicht ins Auge gefaßt worden.

Eine Wanderung über den alten und den neuen Münchner Friedhof bietet nun zwar nach dieser Richtung auch bei mußevollem Umschauen nichts Erhebliches. Sie sei aber immerhin als Anlaß zu der eben vorgetragenen Anregung benutzt; nimmt das Besprechen von Bilder- und Skulpturausstellungen doch nachgerade ein so beträchtliches Heer von Federn in Anspruch, daß es hohe Zeit ist, den unzweifelhaften Überschuß an flüssigem ästhetischen Urteil auf ein weniger dicht umlagertes Gebiet hinzulenken. Ausdrücklich bemerkt sei hierbei in Bezug auf die weiter unten zu erwähnenden Denkmäler, Inschriften u. s. w., daß ich nicht in der Lage bin, die darüber von mir mitgeteilten Daten, Namen u. s. w. nochmals auf ihre genaue Richtigkeit zu prüfen, was aber nicht hindert, daß meine ihnen zu Grunde liegenden Taschenbuchnotizen in der Hauptsache von Irrtümern frei sein dürften.

München, als Kunststadt ersten Ranges, hat durch diese seine Eigenschaft wenn nicht die Verpflichtung, so doch das Recht, das Laisser faire und das Laisser aller nicht in uneingeschränktem Maße gelten zu lassen, wo es sich um Schöpfungen handelt, die dem Bereiche der Kunst angehören oder angehören sollten.

Wie allerorten, wird auch in München nach dieser Richtung auf öffentliche wie auf Privatbauten ein im ganzen verdienstlicher und anerkennungswürdiger Einfluß geübt. In geringerem Grade kann ein solcher selbstverständlich da sich geltend machen, wo mit Gefühlen zu rechnen ist, und nirgends möchte die fremde Einmischung minder am Platze sein als auf dem Gottesacker; über eine gewisse äußere Anordnung in Bezug auf die Raumverhältnisse, auf die zum Bepflanzen der Gräber geeigneten Bäume, auf den Unterhalt und die Pflege des Gräberschmucks — über diese und ähnliche meist schon herkömmliche Anordnungen hinauszugehen, ist unratsam, auch vom ästhetischen Standpunkte aus; überflutet doch schon aus ökonomischen Gründen von selbst der fabrikmäßig auf Vorrat hergestellte Gräberschmuck das individuell dem einzelnen Falle angemessene, und widerstrebt doch dem in Trauer versenkten Empfinden mit Fug und Recht jede Maßregelung, die sich als solche ihm in den Weg stellt. Also, wenn dies noch ausdrücklich betont werden muß: Vorschriften, Verbote, Gebote haben sich auf den Friedhöfen nicht fühlbarer zu machen, als dies die allgemeinen örtlichen Bedingungen erheischen; mit dem Einlaufen in den letzten irdischen Ruhehafen hat die Ungleichheit unter den Menschen ihr Ende er-

reicht; jeder richte den Raum, wo er sein Liebstes bestattet hat, so ein, wie es seinem Herzen Bedürfnis ist.

Und doch nicht in solcher Weise, daß etwas dagegen einzuwenden ist? Das scheint ein Widerspruch. Ohne allen Zweifel. Damit aber dieser Widerspruch als solcher verschwinde, bedarf es eben der Erweckung des Interesses der ästhetisch Empfindenden für die Friedhöfe und der Verbreitung der dann aus solchem allseitiger werdenden Interesse sich nach und nach herausarbeitenden Grundsätze. Somit soll im Nachstehenden die Wiedergabe einiger wenigen Umblicke unter den Grabmälern der erwähnten beiden vielbesuchten und mit Recht oft gepriesenen Friedhöfe zum Nachdenken über den Gegenstand anregen. Dabei verbietet sich's, Namen zu nennen, es sei denn im Zusammenhange mit Grabmälern, auf welche die Aufmerksamkeit im günstigen Sinne zu lenken ist, und welche daher öfter betrachtet und in ihrem Gegensatze zu den verfehlteren Arbeiten dieser Art gewürdigt werden sollten.

Um mit dieser angenehmeren Seite der Aufgabe zu beginnen, hebe ich aus der Reihe umfangreicher Denkmäler dasjenige hervor, welches einer jungen Mutter gewidmet ist, der Frau Charlotte Sager geb. Könick, geb. 1842, gest. 1874. Es ist in weißem Marmor ausgeführt und stellt eine weibliche Gestalt dar, die schon mit der einen Hand die Klinke der schwarzen Grabthür berührt und sich dabei schmerzensvoll von einem sie zurückhaltenden Töchterchen losmacht, während ein am Boden sitzendes nacktes Kindchen vergebens die Füße der Scheidenden zu umklammern sucht. Die Ausführung ist in hohem Grade löblich, die Wirkung des Ganzen tief ergreifend. Eine nicht minder beachtenswerte Arbeit, in großen Verhältnissen ausgeführt, ist eine Bronzegruppe: eine Knieende, welche ein herabschwebender Engel küßt. Ob in der Auffassung des Künstlers die Knieende abgerufen wird, oder ob es eine Trauernde ist, welcher aus seligen Höhen ein Trostgruß wird, blieb mir zweifelhaft, da sich wegen örtlicher Hindernisse die Grabschrift zur Zeit nicht prüfen ließ. Weiter verdient ein im Jahre 1882 errichtetes Denkmal mit Muße betrachtet zu werden: ein trauerndes junges Mädchen, das sich auf eine trümmerhafte Säule stützt; die Inschrift gilt der im sechzehnten Jahre aus dem Leben abgerufenen Emilie Aline Merole. Wiederum von edler Wirkung ist eine wie im Schlummer ruhende weibliche Gestalt. Das Grabmal ist dem Andenken der im Alter von vierundzwanzig Jahren verstorbenen Frau Antonie Sutner geb. Vogel gewidmet, gest. 1820. Auch einer im neunzehnten Jahre Entschlafenen — Magdalene Beckers — ist durch eine schwebende weibliche Gestalt (Relief) mit dem Mohnstengel in der Hand ein künstlerischer Nachruf von schöner Einfachheit geworden. Minder einfach, aber nicht ohne Schönheit und Würde, ist das der Rieslerschen Familiengrabstätte zugehörige Marmorrelief: ein ungeflügelter Engel hebt eine weibliche Gestalt, deren einer Fuß noch den Sarg berührt, gen Himmel. Aus den Wolken ruft ihr eine Posaune den Willkommengruß entgegen. Hoch darüber das Jesuskind mit dem

Kreuze. Unter den zahlreichen Kindergräbern fesselt den Kunstfreund dasjenige des im Jahre 1834 in zartem Alter verstorbenen Söhnchens von Franz Hanfstängel: ein nacktes schlafendes Kind, ein überaus liebliches Skulpturwerk in Bronze; darüber in angemessener Höhe Christus am Kreuze. Schlechtweg an biblische Motive knüpfen andre Kinderdenkmäler an, besonders freundlich ansprechend verschiedne „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ unter ihnen sehr lieblich ausgeführt das den Kindern eines Münchner Buchbindermeisters gewidmete: Christus heißt zwei Kinder willkommen. Günstig in jeder Beziehung wirkt das Grabdenkmal Wilhelm Kaulbachs, ein in edeln Verhältnissen gehaltenes und von einem bestrickend malerischen Zuge erfülltes Werk: eine schwebende weibliche Figur von dunkelm Metall, niederblickend auf das Grab des Meisters, in der Linken Palette und Pinsel, in der Rechten den Kranz haltend; die Vortragsweise ganz im Sinne des Schöpfers der Berliner Treppengemälde.

Mit diesem Denkmal sei die Reihe der hier zu erwähnenden freier gestalteten Bildhauerwerke der beiden Münchner Friedhöfe abgeschlossen. Es würden sich ihnen bei eingehenderer Musterung sicherlich noch manche nicht minder verdienstliche anfügen lassen. Für den Zweck der gegenwärtigen Zeilen mußte es genügen, durch Herausheben einiger wirklich künstlerisch gelungenen Lösungen der immerhin nicht leichten Aufgaben dem Gegenstande selbst eine etwas allgemeinere Beachtung zuzuwenden.

Eine andre Gattung von Denkmälern hat sich's angelegen sein lassen, die äußere Erscheinung der oder des Verstorbenen festzuhalten. Möglich, daß ähnliches auch bereits bei einzelnen der vorhin besprochenen der Fall war. Näherten sich die Gesichtszüge der entschlafenen Person im Leben dem idealen Typus, den die übrigen Seiten des Werkes zur Voraussetzung hatten, so durfte sich der Künstler die Benutzung dieses glücklichen Anklanges wohl gestatten. Wie weit in dieser Richtung die Ähnlichkeit wiedergegeben werden darf, dafür bietet das Rietscheldenkmal auf der Brühlschen Terrasse in Dresden ungefähr einen Maßstab. Der Schöpfer desselben, Professor Schilling, hat einem der Schüler, welche unterhalb der Kolossalbüste des Meisters sitzen und die Technik der Bildhauerei in werkthätigen Hantirungen veranschaulichen, die Züge eines früh verstorbenen Rietschelschülers geliehen; es ist die Figur auf der Rückseite, der sogenannte Kohlenspitzer. Man erkennt auf den ersten Blick, daß es ein Porträt ist. Aber die Züge des Verstorbenen waren für die bildnerische Wiedergabe auch neben Idealgestalten unbedenklich verwendbar, und so freut sich der Beschauer an dem wohlgelungenen, pietätvollen Wagnis.

Man wird nun hin und wieder unter den porträtartigen Werken der beiden Friedhöfe solche finden, die stimmungsvoll wirken, aber auch andre, die verstimmen, obwohl beide Gattungen aus tüchtigen Künstlerhänden hervorgegangen sind. Zu den ersteren zählt vor allem die dunkle Erzbüste des Malers Flüggen, gestorben 1859. Sie steht auf einem mäßig hohen roten Obelisk.

Die Ähnlichkeit gilt für groß. Hier kam die Natur dem Bildner durch Gesichtszüge, deren entschlossene Klarheit und Festigkeit weit über das Leben hinausblicken, auf halbem Wege entgegen. In anderm Sinne ansprechend ist ein dem Oberstallmeister Freiherrn von Kesling gewidmetes und ihn in ganzer Figur darstellendes Denkmal in dunkelm Metall, eine gewissenhafte und ernst stimmende Arbeit. Dann ist als ein tüchtiges Werk die auf dem Paradebett ruhende Gestalt des Generalleutnants Freiherrn von Leistner zu nennen, des ersten Adjutanten des Prinzen Karl von Baiern, der dem Verstorbenen auch das Denkmal errichten ließ. Um großartiger zu wirken, müßte es freilich etwas mehr für sich allein aufgestellt sein, nicht im Gedränge der übrigen Gräber.

Auch Bernhard Rütlings dunkle Erzbüste (vom Jahre 1881), durch die Attribute von Lorberkranz und Maske deutlich als der Öffentlichkeit angehörend charakterisirt, erfüllt ihren Zweck aufs beste. Ebenso wird wohl in den meisten Fällen dem Helfer so mancher Kranken eine Büste auf seiner letzten Ruhestätte geziemen; in dieser Eigenschaft lebt das Bild des im Jahre 1866 verstorbenen Hofrats Professor Dr. Jakob Braun mit Fug und Recht auf seinem Grabe fort. Nicht minder erinnert man sich gegenüber der Büste des im Jahre 1826 verstorbenen trefflichen Optikers Josef Frauenhofer und des ihr gesellten Attributs, des Teleskops, dankbar seiner Verdienste um unsre Kenntnis der Himmelskörper. Gewidmet wurde sie ihm von Josef von Utzschneider, und auch die Marmorbüste dieses „edelsten Vaterlandsfreundes," wie die Inschrift des für ihn im Jahre 1840 errichteten Denkmals ihn preist, würde man auf dem Grabe des trefflichen Mannes nur ungern vermissen. Als Vertreter der öffentlichen Meinung eines großen Teiles der Münchner Bevölkerung hat auch Julius Knorr, der Verleger der Münchner Neuesten Nachrichten, denen zugezählt werden dürfen, deren Andenken nicht einzig durch eine Grabschrift äußerlich festzuhalten war. Seine Büste trägt aber vielleicht für die Stille der Umgebung einen zu lebhaften Ausdruck und würde an einem andern Platze besser ihren Zweck erreichen. Das bescheidene Profilrelief des als Greis verstorbenen Buchhändlers Lindauer hat, damit verglichen, etwas wohlthuend harmonisch wirkendes. Nicht minder bescheiden ist der Platz, den ein Bildhauer von ansehnlichem Rufe auf dem seiner verstorbenen Mutter gewidmeten Idealdenkmal dem sorgfältig in Marmor ausgeführten Kopfe der Verewigten angewiesen hat, nämlich unterhalb des Hauptwerkes selbst. Die liebevolle Ausführung dieses Hauptwerkes wie jenes Porträtzusatzes erregt wirklich Bewunderung. Daß diese Bewunderung aber nicht rein ist, erklärt sich leicht. Wir können an jedem Porträtdenkmal die Probe machen, daß die ungeschmeichelte Porträttreue, also der Schein der Wirklichkeit, daß dieser genrehafte Teil des Kunstwerkes den allegorischen Teil desselben überragen muß. Beethoven sagt einmal: „Eine Dissonanz muß stark auftreten." Die gebrechliche Wirklichkeit, das auf Ähnlichkeit abzielende Bildnis, ist, verglichen mit der Harmonie der Idealgestalten,

die Dissonanz. Sie muß sich stark und mutig durchsetzen. Man stelle sich irgend ein Denkmal vor, bei welchem die Figur oder die Büste dessen, dem es gewidmet ist, nicht oben thront, sondern sich dem frei und ideal gestalteten allegorischen Teile des Werkes unterordnen muß: schon in der bloßen Vorstellung wendet man sich von einer solchen Schöpfung ab.

Es wäre hier nun der Platz, an den Denkmälern von Personen, welche nicht eigentlichen Anspruch auf ein tiefgehendes allgemeineres Interesse erheben konnten, den Nachweis zu führen, daß ihnen durch entsprechend bescheiden gehaltene Monumente der bessere Dienst erwiesen worden wäre. Aber die Achtlosigkeit, mit welcher bisher die monumentale Seite unsrer Friedhöfe dem Zufall einer mehr oder minder verständigen Beratung der Denkmalbesteller überlassen worden ist, trägt denn doch an den allerorten sich dem Beschauer aufdrängenden Geschmacklosigkeiten die Hauptschuld, und so wäre es unbillig, Werke, welche der gute Wille, häufig mit erheblichen Opfern, stiftete, einer strengen Prüfung mit Namennennung zu unterziehen. Dahin ist, wie allerorten, auch auf den Münchner Friedhöfen eine nicht geringe Anzahl größerer, ideal gehaltener Marmorskulpturen zu zählen, welche die Grabstätten von Brauereibesitzern, Gußwerkinhabern und Männern ähnlicher ehrenhafter, aber von idealen Zielen weitabliegender Betriebe zu verherrlichen bestimmt sind. Ein sinnreicher Künstler wird auch für die Ruhestätten solcher Verstorbenen monumentale Pläne vorzulegen imstande sein, die den Überlebenden zur Befriedigung gereichen, zumal da die christliche Kunst, wie für deutsche Gemüter ja schon die Votivbilder Hans Holbeins und andrer heimischer Meister beweisen, das bürgerliche Leben in mannichfacher Weise mit den heiligen Gestalten aus dem Jenseits künstlerisch zu verknüpfen weiß. Nach dieser Richtung empfiehlt sich eine Betrachtung der „August Stürzerschen Familiengrabstelle,“ welche durch ein Votivdenkmal mit knieenden Familienangehörigen geschmückt ist, vor allem inmitten einer überwiegend katholischen Bevölkerung immer noch eine mit Recht sich behauptende Überlieferungskunstform. Auch das Grab von Josef Görres mag man sich darauf in ruhiger Sammlung ansehen, indem man sich in das Wesen dieses merkwürdigen Mystikers hineindenkt. Unter Glas erblickt man hoch oben in den Wolken die Mutter Gottes mit dem Christuskinde, zu ihr aufblickend den Apostel, dessen Attribut das Schwert ist, und ihm gegenüber einen Knieenden im geistlichen Ornat, das Gebetbuch in der Linken. Etwa ein Dutzend Namen der Familien Görres, Jochner und Steingau bekunden darunter ohne weitere Zusätze, daß die Familienglieder hier beisammen ruhen. Solche Arbeiten sind auch für den Andersgläubigen ein wahres Labsal, verglichen mit jenen großen klagenden allegorischen Gestalten, wie die fabrikmäßig arbeitenden Steinmetzwerkstätten sie für jedermann feil haben, handle sich's nun um einen Helden, der den Tod fürs Vaterland auf dem Schlachtfelde fand, um einen Liebling der Musen, der in den Herzen unzähliger die veredelnde

Flamme der Kunstbegeisterung entzündete, oder aber um einen beliebigen Privatmann.

Man wird diesen Äußerungen, wenn man den ästhetischen Standpunkt fest hält, ihre Berechtigung nicht wohl versagen können. Wir haben in der Poesie ja auch sehr scharf sich sondernde Formen, wenn nicht für die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, so doch für die Begebenheiten höheren oder minder hervorragenden Ranges, und wo das Gefühl für diese Unterschiede nicht zu seinem Rechte gelangt, ist die Wirkung verstimmend. Wie sollte es in der Skulptur anders sein, in derjenigen Kunst, die am wenigsten vom Hauch des bloß Flüchtigvorübergehenden weiß, die vielmehr in ihrer wuchtigen Schwere die Forderung an den Beschauer richtet, sie ernsthaft beim Worte zu nehmen und sich ihr gegenüber selbst zu sammeln.

Der im Vorstehenden mehrfach betonte Unterschied zwischen öffentlicher und privater Lebensstellung wird verständigerweise auch auf dem Friedhofe nicht verwischt werden dürfen, und vielleicht wäre vor allem die landläufige Meinung zu berichtigen: was man einem geliebten Toten an künstlerischem Schmuck angedeihen lasse, stehe auf der nämlichen privaten Stufe wie eine auf dem Grabe gepflanzte Trauerweide oder ein Blumenflor, in dessen Betrachten man in liebendem Heimgedenken sich oft und gern vergangener freundlicher Zeiten erinnert. Allerdings wird die Mehrzahl der Gräber auch in Zukunft nicht aus dem Rahmen dieses letztern tröstlichen Pflegeschmuckes und dessen, was an hölzernem Kreuz oder steinerner Schriftplatte zu ihm gehört, hinaustreten, und innerhalb dieses bescheidenen Kreises bleibt die einzelne teure und den Überlebenden geheiligte Stelle ausgeschlossen von dem Zusammenhange mit den übrigen. Was aber ihre Unscheinbarkeit diesen Gräbern sichert, geht jenen andern Gräbern verloren, welche mit weithin der Menge ins Auge fallenden Monumenten ausgestattet werden. Sie wollen gesehen sein, ihr Schmuck ist eine vor andern dargebrachte Huldigung oder eine pietätvolle Leistung, deren Erfüllung öffentlich geschieht, weil eine solche erwartet wird oder erwartet werden kann. Und sind selbst, wie es ja oft genug vorkommen mag, die Beweggründe zu solcher hervorragenden Ausstattung eines Grabes bloße Eingebungen persönlicher Empfindungen, so ändert dieses private Verhältnis heraustretender Monumente doch nichts an dessen thatsächlichem Verhältnis zur Öffentlichkeit. Dieses besteht und stellt das Werk unter die Kontrole ihrer mehr oder weniger anspruchsvollen ästhetischen Forderungen.

Zum Schluß sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß für die zahlreichen Büsten verdienter Männer, für welche die Münchner Kirchhofsarkaden zu einer Art Ruhmeshalle werden sollen, eine bessere Unterkunft gefunden werden möge. Schwanthaler, Franz Brulliot, Heinrich Klee, Ignaz von Reisach und die vielen sich ihnen anreihenden Männer, welche man auf diese Weise zu ehren gedenkt, konnten keinen unerfreulichern, aber auch keinen für die Beschauung ungeeignetern

Platz zugewiesen erhalten, als dies hier geschehen ist. Schon weil die Büsten viel zu hoch angebracht sind, mehr noch weil der Verkehr in den Arkaden fast nie ruht, kann kaum irgend jemand anders als im Vorübergehen ihnen Beachtung schenken. Was hat man sich überhaupt dabei gedacht, als man eine solche Menge von Marmorbüsten ohne alle Nötigung in Reih und Glied gerade an einem Orte versammelte, wo doch immer nur der Einzelne Anspruch auf unsre Teilnahme hat, nie und nimmer die Korporation? Man baue für sie eine eigne Ruhmes- oder Dankbarkeitshalle, fern von den Schauern der Gräbernähe, und noch künftige Geschlechter werden den Tag segnen, wo die Übersiedelung an eine minder an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnende Weihestätte ins Werk gesetzt wurde.



Geflügelte Worte.



Vor kurzem ist in diesen Blättern eine neue Ausgabe — die fünfzehnte — von Büchmanns „Geflügelten Worten" besprochen worden. Die Besprechung hob hervor, daß, trotz des Reichtums des in diesem Buche enthaltenen Zitatenschatzes, doch eine Menge üblicher Redeweisen darin nicht zu finden sei. Es führt uns dies zu der Frage: Was sind denn eigentlich geflügelte Worte? Sind es wirklich nur diejenigen in unsrer Sprache heimischen Redeweisen, deren Entstehung man kennt?

Allerdings hat Büchmann nur dies unter seinen „geflügelten Worten" verstanden. Er bestimmte den Begriff derselben dahin, daß es „allgemein angewendete Worte" seien, deren Verfasser sich angeben läßt. Damit war von vornherein einem Vorwurf der Unvollständigkeit der Sammlung begegnet, insofern nicht derjenige, welcher die Unvollständigkeit rügen wollte, zugleich anzugeben wußte, wie die von ihm vermißte Redeweise entstanden sei. Der gegenwärtige Herausgeber (Robert-tornow) bemerkte in der Einleitung der früheren Ausgaben, daß die Büchmannsche Begriffsbestimmung nicht ganz passe, weil darnach eine Menge Bibelworte, alle homerischen und viele andre gebräuchliche Zitate aus der Sammlung wegfallen müßten. Er selbst bestimmte den Begriff dahin: „Ein geflügeltes Wort ist ein landläufiges Zitat." In der Einleitung der neuesten Ausgabe geht er davon aus, daß diese Begriffsbestimmung bereits vollständig gesiegt habe. „Hieran ist nicht zu rütteln, weil der Gebrauch Tyrann der Sprache ist."

Nun ließe sich ja vielleicht diese Begriffsbestimmung auch von einem objektiven Standpunkte aus verteidigen, wenn wir wirklich die „geflügelten Worte“ Büchmanns immer nur im Bewußtsein eines Zitates gebrauchten. Ist denn das aber wirklich der Fall? Wenn jemand sagt: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende,“ so mag er ja wohl daran denken, daß er sich Worte aus Don Carlos aneignet. Wer aber davon spricht, daß man nicht „eine Katze im Sack kaufen“ solle, wer von „frommen Wünschen“ redet, oder wer sagt: „Der Teufel ist los,“ wird in den seltensten Fällen sich bewußt sein, mit diesen Worten ein Zitat zu gebrauchen, obgleich Büchmann nachgewiesen hat, woher jene Redeweisen stammen. Im Volksmunde unterscheiden sie sich nicht im geringsten von andern, deren Ursprung bisher noch kein Gelehrter nachzuweisen vermocht hat.

Es würde daher für die Begriffsbestimmung der geflügelten Worte vom Büchmannschen Standpunkte nichts andres übrig bleiben, als daß es Redeweisen seien, deren Ursprung die Gelehrtenwelt oder, um es noch bestimmter auszudrücken, deren Ursprung Büchmann und sein Nachfolger nachzuweisen vermögen. Daß dies kein objektiver Begriff des geflügelten Wortes ist, liegt auf der Hand. Es ist ein subjektiver, zufälliger äußerer Umstand in die Begriffsbestimmung hineingetragen.

Offenbar geht der objektive Begriff des geflügelten Wortes viel weiter. Es bedeutet eine Redeweise, die, von einem Einzelnen ausgehend, Verbreitung im ganzen Volke gefunden hat. Daß für eine erhebliche Anzahl solcher Redeweisen Büchmann die Urheberschaft nachgewiesen und dadurch der Vergessenheit entrissen hat, ist ein unzweifelhaftes Verdienst. Aber die so entstandene Sammlung erschöpft bei weitem nicht die geflügelten Worte, die in unsrer Sprache lebendig sind. Bei unzähligen Redeweisen läßt sich, wenn wir auch ihre Entstehung nicht kennen, doch schon a priori nicht bezweifeln, daß sie die Geistesschöpfung einzelner, von da aus aber Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind. Die Annahme dieser Entstehung rechtfertigt sich dadurch, daß sie ein durchaus individuelles Gepräge tragen. Es sind das nicht allein Sprichwörter, d. h. Lebensregeln und Lebenswahrheiten, die in einer volkstümlich gewordenen Form aufgestellt sind, sondern es sind vor allem auch bildliche Ausdrücke, von denen unsre Sprache geradezu wimmelt. Sie leben im Munde des Volkes mehr noch als in unsrer Schriftsprache. Manche gelten nicht einmal für salonfähig. Viele sind aber auch in unsrer Schriftsprache verwendbar, und sie dienen unsern Schriftstellern dazu, ihren Gedanken einen kräftigeren, volkstümlichen Ausdruck zu geben.

Aus dem überreichen Bilderschatze, den unsre Sprache aufweist und der ohne Zweifel aus „geflügelten Worten“ hervorgegangen ist, wollen wir hier nur eine kleine Blumenlese zusammenstellen.

Ganz im Volksmunde zu Hause sind die Redeweisen: sich den Kopf zer-

brechen; den Kopf verlieren; seinen Kopf auf etwas setzen; mit dem Kopfe wider die Wand rennen; es brannte ihm der Kopf; jemand vor den Kopf stoßen; Hals über Kopf; ein Auge auf etwas haben; es sticht einem etwas ins Auge; ein Auge zudrücken; die Augen verdrehen; ein Dorn im Auge; einem Sand in die Augen streuen; es paßt etwas wie die Faust aufs Auge; mit blauem Auge davon kommen; wie aus den Augen geschnitten; einem den Staar stechen; die Ohren spitzen; die Ohren steif halten; die Ohren hängen lassen; sich hinter den Ohren kratzen; es hinter den Ohren haben; sich etwas hinters Ohr schreiben; einen übers Ohr hauen; einem das Fell über die Ohren ziehen; jemand einen Floh ins Ohr setzen; eine feine Nase haben; in etwas seine Nase hineinstecken; die Nase hoch tragen; die Nase rümpfen; einem etwas an der Nase ansehen; einem eine Nase drehen; an der Nase herumführen; mit langer Nase abziehen; eine Nase (Verweis) bekommen; ein großes (böses) Maul haben; den Mund voll nehmen; Maulhelden; einem nach dem Maule schwätzen; einen das Maul stopfen; sich den Mund verbrennen; einem die Worte im Munde herumdrehen; sich den Mund wischen; die Zunge im Zaum halten; einem um den Bart gehen; Haare auf den Zähnen haben; jemand auf den Zahn fühlen; einem die Zähne weisen; sich selbst ins Gesicht schlagen; jemand auf den Händen tragen; im Handumdrehen; die Hand im Spiele haben; die Hände in den Schoß legen; einem auf die Finger sehen; lange Finger machen; sich etwas an den Fingern abzählen; eine Faust in der Tasche machen; wenn einem das Feuer auf den Nägeln brennt; auf großem (vornehmem, gespanntem) Fuße leben; einem auf den Fuß treten; auf Freiers Füßen gehen; einem ein Bein stellen; einem Beine machen; die Beine unter die Arme nehmen; aus der Haut fahren; seine Haut zu Markte tragen; kein gutes Haar an jemand lassen; sich keine grauen Haare über etwas wachsen lassen; etwas an den Haaren herbeiziehen; frisch von der Leber weg sprechen; es lief ihm eine Laus über die Leber; sein Herz ausschütten; sein Herz auf der Zunge haben; das Herz fiel ihm in die Kniekehlen; Sitzfleisch haben; einen hohen Gaul reiten; vom Pferd auf den Esel kommen; wo sich der Esel gewälzt hat rc.; wenn dem Esel zu wohl ist rc.; man schlägt auf den Sack, und den Esel meint man; da stehen die Ochsen am Berge; den Stier bei den Hörnern fassen; etwas auf seine Hörner nehmen; eine melkende Kuh; auf den Hund kommen; kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz; da ist der Hund an den Knüppel gebunden; da liegt der Hund begraben; da ist der Hund erfroren; damit lockt man keinen Hund vom Ofen; ein blöder Hund wird selten fett; wie ein begossener Pudel; Hundehaare hineinhacken; wie Hund und Katze leben; einen Katzenbuckel machen; um etwas herumgehen, wie die Katze um den heißen Brei; er ging weg wie die Katze vom Taubenschlag; er spielt wie die Katze mit der Maus; der Katze die Schellen anhängen; naß wie eine Katze; keine Katze im Hause; wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische; mit Speck fängt man Mäuse; da beißt keine Maus einen Faden davon ab; arm wie eine Kirchenmaus; Hahn im Korbe; ein Haupthahn; da kräht kein Hahn darnach; auch ein kluges Huhn legt in die Nesseln; mit jemand ein Hühnchen zu pflücken haben; das Ei will klüger sein, als die Henne; es schwillt ihm der Kamm; ein weißer Rabe; er läuft wie ein Wiesel; er ergriff das Hasenpanier; man will erst sehen, wie Hase läuft; da liegt der Hase im Pfeffer; das Karnickel hat angefangen.

Es liegt auf der Hand, daß diese Zusammenstellung bildlicher Ausdrücke

(welche wir hier nur der Bildersprache, die sich an die Teile des menschlichen Körpers und die bekanntesten Tiere anknüpft, entnommen haben) noch unendlich vermehrt werden könnte. Manche solcher Ausdrücke reichen weit in die Jahrhunderte zurück. Wir finden sie z. B. schon in den Schriften Luthers, der sie aber ohne Zweifel auch schon als bestehendes Sprachgut vorgefunden und benutzt hat. Manches Wort dieser Art, das wir in alten Schriften finden, ist auch im Laufe der Zeit wieder verloren gegangen und der Volkssprache fremd geworden. In ihrer Bedeutung für die Sprache sind diese bildlichen Ausdrucksweisen verschieden. Manche haben keinen neuen Begriff der Sprache zugeführt, dienen vielmehr nur zur Steigerung des Ausdruckes für bereits gegebene Begriffe. So die Steigerung vieler Beiwörter durch ein hinzugefügtes Bild. Wir sagen z. B.: leichenblaß, puterrot, pechschwarz, hundeelend, fuchswild, saugrob, aalglatt, spinnefeind, knochenhart, windelweich, nagelneu, steinreich, blutarm (= sehr arm), freßdick, kanonenvoll u. s. w. Andre Ausdrücke dieser Art haben wirklich unsre Sprache um einen bisher fehlenden Begriff bereichert. Das Wort „Katzenjammer," das einmal irgend jemand als Scherzwort gebraucht hat, ist die allgemein übliche Bezeichnung des betreffenden Zustandes geworden, für den wir sonst keine einfache Bezeichnung haben. In ähnlicher Weise haben sich auch folgende Worte ganz in unsre Sprache eingebürgert: Treppenwitz, Knittelverse, Eselsbrücke, Güterschlächter, Haarspalter, Ohrenbläser, Schleppenträger, blinder Passagier, gelehrtes Haus u. s. w.

Alle solche Worte und Ausdrucksweisen sind ohne Zweifel von Einzelnen ausgegangen und dann zu geflügelten Worten geworden. Das Wunderbare dabei ist nur das, daß sie auf dem Wege vom Mund zum Ohr eine so allgemeine Verbreitung gefunden haben. Jedermann im Volke kennt sie, versteht mit der Feinheit des Sprachgefühls ihre charakteristische Bedeutung und macht von ihnen nach Umständen und persönlicher Neigung Gebrauch. Das Entstehen solcher geflügelten Worte aus dem Volke heraus hat auch heute noch nicht aufgehört. Wer hat nicht einmal im Laufe der letzten Jahre von einem „faulen Zauber" gehört? Bis vor kurzer Zeit kannte man diesen Ausdruck noch nicht. Im Kreise der Biertrinker heißt seit einiger Zeit der auf dem Bierseidel stehende Schaum „der Feldwebel"; ohne Zweifel in Erinnerung an die breite weiße Borte, die den Kragen des Feldwebels ziert. In Leipzig nennt man das einfachste Gericht, das man sich in einer Bierwirtschaft bestellen kann: Butterbrot und gewöhnlichen Kuhkäse, scherzweise einen „Truthahn," im Erzgebirge einen „Schieböcker" (d. h. Schiebeböcker); Geld nennt man in Sachsen gern „Asche," Geld bezahlen „Asche abladen." Wer hat diese Ausdrücke erfunden? Niemand weiß es. Es sind geflügelte Worte, mitten aus dem Volke. So findet also auch auf diesem Lebensgebiete ohne Unterbrechung ein Vergehen und Entstehen statt.

Betrachten wir die ungeheure Menge fliegender Worte, die unsre Sprache beleben, so erscheint uns die von Büchmann veranstaltete Sammlung solcher Worte, deren Urheber man kennt, nur als ein geringer Teil des Gesamtbestandes. Sie bildet gewissermaßen, wenn man anders unsre Sprachgeschichte mit der Geschichte unsers Erdballs vergleichen darf, nur das Alluvium, welches obenauf liegt, während zahlreiche weitere Schichten noch darunter liegen. Man kann sagen, daß gerade diese geflügelten Worte, bekannten und unbekannten Ursprungs, in ihrer steten Bereitschaft, unsern Gedanken einen charakteristischen Ausdruck zu leihen, einen Hauptbestandteil der Sprache bilden, von welcher Schiller sagt, daß sie für uns dichtet und denkt.



Aus den hinterlassenen Papieren
eines preußischen Staatsministers.

Mitgeteilt von Gerhard von Amyntor.



Der Mann, aus dessen Aufzeichnungen das hier folgende Bruchstück mitgeteilt wird, ruht schon in kühler Erde. Er ist lange Zeit preußischer Staatsminister gewesen. Ein alter pommerscher Aristokrat im besten Sinne des Wortes, hielt er es stets mit der politischen Rechten und erwartete nur von ihr das Heil des Vaterlandes. Wer objektiv genug ist, zu begreifen, daß allen Bäumen nicht ein und dieselbe Rinde wachsen kann, wird, auch wenn er von einer andern politischen Überzeugung geleitet wird, doch nicht ohne Interesse auf diese Aufzeichnungen blicken, deren Verfasser jedenfalls von edelstem Streben beseelt und jederzeit bemüht war, den Aufgaben seines schwierigen und verantwortungsvollen Amtes mit der Gewissenhaftigkeit eines deutschen Mannes von echtem Schrot und Korn gerecht zu werden. Wie ernst er es mit seiner einstigen Stellung als Landrat nahm (er war, als er zur Paulskirche abgeordnet wurde, Landrat des L.schen Kreises), mag folgende schriftliche Äußerung von ihm bezeigen: „Bei der Verwaltung des Kreises gewahrte ich sehr bald, daß es bei einem Landrat weit mehr auf einen ehrlichen und festen Charakter, als auf ein hohes Maß positiver Gelehrsamkeit ankomme. Ohne Scheu und ohne Rücksicht das Schlechte offen verdammen, das Gute unterstützen, ohne Ansehen der Person Unparteilichkeit und Gerechtigkeit üben, gegen alle Eingesessenen ohne Ermüdung bei Tage wie bei Nacht gefällig sein, die Not der Nebenmenschen immer viel höher anschlagen als die eigne Lage, mit ihnen gemeinsam um Regen und Sonnenschein bitten, mit ihnen leben und sorgen und, wenn es gilt, auch gelegentlich essen, trinken und jagen, im gesellschaftlichen Verkehr immer erhorchen, wo den einzelnen der Schuh drückt, und ihm dann beispringen, das aber, was man einmal für

recht und gut erkannt hat, mit unerschütterlicher Konsequenz festhalten und, wenn nötig, mit eiserner Faust durchführen, das scheint mir die Aufgabe eines tüchtigen Landrates zu sein. Aber niemals vergesse derselbe, daß polizeiliche Maßregeln nur dann wirksam sind, wenn sie sofort auf frischer That exekutirt und nicht wie gerichtliche Verhandlungen in die Länge gezogen werden. Dabei muß sich jedoch der Landrat vor einer Täuschung hüten. Er ist ständischer Beamter; er ist vom Kreise, von seinen Mitständen, zum Oberhaupte des Kreises, zu dessen Vertreter gewählt. Gleichzeitig aber ist er auch Beamter der Regierung, er hat sie im Kreise zu vertreten, er ist ihr commissarius perpetuus im Kreise. Das ist scheinbar, aber auch nur scheinbar eine Doppelstellung. Die alte Aristokratie hält leider noch immer an dem Grundsatze fest: „Der beste Landrat ist der, welcher in Vertretung der Rechte seines Kreises stets der Regierung mit blanker Degenspitze entgegentritt." Das ist eine Täuschung, das ist grundfalsch. Der Kampf des ständischen Wesens mit der Büreaukratie ist uralt. Man kann ihn aufwärts verfolgen bis in die Zeiten, wo die Hohenzollern in unser Land kamen. Möglich, daß dieser Kampf vor Jahrhunderten seine Berechtigung hatte, heute hat er sie nicht mehr. Heute hat jede Regierung — und ich kenne deren viele — das Bewußtsein, daß es ihre Pflicht ist, dem Lande zu dienen; so denkt jeder Oberpräsident, so jeder Minister. Jeder gebildete junge Mann, der heute bei einer Regierung eintritt, weiß, daß er dazu da ist, dem Vaterlande zu dienen, und er spottet der alten zopfigen Auffassung, daß das Land dazu da sei, sich von den büreaukratischen Gelüsten einer Regierung tyrannisiren zu lassen. Wenn er von diesem Bewußtsein nicht durchdrungen ist, so trägt die Schuld sein Präsident, der ihn hätte richtiger erziehen und leiten sollen. Ein tüchtiger Landrat soll die guten Absichten der Regierung seinem Kreise verdolmetschen, sie in ihrer Anwendung richtig formen, d. h. den Eigentümlichkeiten des Kreises anpassen, und wenn sie je von oben in unverdaulicher Form kommen sollten, soll er rückhaltlos die vorgesetzten Behörden darauf aufmerksam machen. Dadurch gewinnt er die richtige und ehrenvolle Stellung des Vermittlers und wird mit der Regierung so wie mit seinem Kreise in Eintracht leben und beider Achtung gewinnen. Mich hat diese Auffassung des landrätlichen Berufes durch alle höhern Stellen, die mir später anvertraut wurden, stets begleitet; immer habe ich die Aufgabe des Landrats unter diesem Gesichtspunkte betrachtet und mich dabei wohl befunden, in keiner Stellung mich aber so vollkommen glücklich gefühlt, als gerade in der landrätlichen."

Diese Auffassung von den damaligen Aufgaben des Landrats charakterisirt hinlänglich den Mann, dessen Aufzeichnungen aus einer bewegten Zeit uns hier vorliegen; man mag zu einer Partei gehören, zu welcher man wolle, immer wird man zugeben müssen, daß dieser Landrat und spätere Minister ein ganzer, gewissenhafter und zielbewußter Mann war. Das Bruchstück, das wir dem geneigten Leser vermitteln, bezieht sich auf die Zeit von 1848 und 1849; nur solche

Stellen, die uns für ein größeres Publikum unwesentlich erschienen, haben wir ausgeschieden, und nur hie und da ist eine kleine formale Änderung der flüchtigen, ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Niederschrift vorgenommen worden.

Wir lassen nun den Verfasser selbst erzählen.

* * *

Im April 1848 hatte der König befohlen, daß ein aus allgemeinen Volkswahlen hervorgegangener Reichstag in Frankfurt a. M. zusammentreten sollte; die dort zu beratende Verfassung für Deutschland sollte später mit den deutschen Regierungen vereinbart werden. Um diese allgemeinen Volkswahlen zu ermöglichen, wurde das System der Urwahlen eingeführt und so die unterste Volksschicht in den Kreis der Wähler hineingezogen. Die diese Schicht bildenden Elemente hatten bisher der Politik so fern gestanden, daß sie sich auch nicht annähernd eine richtige Vorstellung von der Aufgabe der Versammlung zu machen imstande waren, für welche sie wählen sollten. Sie glaubten fest, es handle sich um eine Gesetzgebung, wonach jeder Besitzlose ein Stück Land erhalten solle. So wenigstens im L.schen Kreise, wo das Volk von dieser tollen Idee auf keine Weise abzubringen war — ich fürchte, in vielen andern Kreisen des Landes wird es nicht besser ausgesehen haben. Aus einem solchen Wahlkörper ist meine Wahl hervorgegangen. Zwar war ich bereits von dem Vereinigten Landtage in Berlin, welcher zuerst mit der Wahl beauftragt war, für diese Mission gewählt worden; allein alle diese Wahlen wurden für ungiltig erklärt, denn nicht privilegirte Körperschaften, sondern das Volk selbst sollte fortan wählen. Mich traf das Schicksal, auch von dieser Seite gerufen zu werden. Die auf solche Weise zu stande gekommene Versammlung in Frankfurt nannte sich selbst das „Reichsparlament,“ wurde aber vom Publikum nach ihrem Versammlungsorte kurzweg die „Paulskirche“ genannt. In diese Paulskirche sollte ich nun eintreten und einen Kreis verlassen, den ich bisher mit Liebe verwaltet hatte. Über elf Monate lang habe ich dem Reichsparlament angehört; nur von dem, was mir persönlich begegnet oder aufgefallen ist, soll hier flüchtig die Rede sein.

Es war an einem Sonntage des Monats Mai, als ich vormittags in Frankfurt eintraf. Ein bescheidenes Quartier war schnell beschafft. Nachmittags sollte eine Art Eröffnungsfeierlichkeit stattfinden. Man versammelte sich im alten Römersaale, an dessen Wänden die Bilder aller deutschen Kaiser seit Karl dem Großen hingen. Hier hielt Soiron, ein badischer Abgeordneter, auf einem Stuhle bequem ausgestreckt, in einem abgetragenen Überrocke mit schwarz-weiß-goldener Schleife und bunten Beinkleidern eine Ansprache an die Versammlung, die jedes preußische Herz zuschnüren mußte. Dann ging es unter Glockengeläut in feierlichem Zuge in die Paulskirche, wo ein jeder nach Belieben — ich etwas

rechtsweg — Platz nahm. Ein Antrag, unsre Thätigkeit mit Gebet zu beginnen, wurde in wahrhaft höhnischer Weise verworfen, und nun ging es an endlose Debatten über die leersten und nichtsnutzigsten Formalitäten; erst die Nacht machte den Redeübungen ein Ende.

Am folgenden Vormittage begannen die Verhandlungen. Erst mußte aber ein Präsident gewählt werden. Die Wahl fiel auf den darmstädtischen Minister Heinrich von Gagern; erster Vizepräsident wurde obengenannter Herr Soiron. Gagern, ein großer, schöner, echt deutscher Mann, etwa fünfzig Jahre alt, verstand gut und würdevoll zu repräsentiren, er besaß entschiednes Präsidialtalent, imponirte der Versammlung und dem Publikum, und seine Wahl mußte nach allen Seiten hin als eine glückliche angesehen werden; denn, wenngleich er in meinen Augen ein unpraktischer Schwärmer war, so muß ich doch zu seiner Ehre bekennen, daß er alle Ungehörigkeiten, die von seinen Gesinnungsgenossen ausgingen, mit vollster Unparteilichkeit und guter Energie zurückwies.

Überhaupt läßt sich nicht leugnen, daß in der Paulskirche recht bedeutende, vielleicht die bedeutendsten Männer des damaligen Deutschlands saßen. Ich erinnere an Radowitz, Vincke, Schwerin, E. M. Arndt, Uhland, Graf Arnim; selbst Robert Blum, Franz Raveau u. a. muß ich trotz ihrer extremen Richtung als bedeutend anerkennen.

Nachdem wir uns während der nächsten Tage flüchtig mit einander bekannt gemacht hatten, fingen wir an, uns in Fraktionen zu sondern. Radowitz gründete eine äußerste Rechte, welcher ich mich anschloß. Die Versammlungen fanden zuerst in dem sogenannten „Steinernen Hause“ statt. Radowitz war streng katholisch; er hatte sich zunächst mit einigen katholischen Geistlichen umgeben. Außerdem waren vorzugsweise Preußen in dieser Fraktion; ich nenne v. Treskow-Grocholin, welcher bis zum letzten Augenblicke am treuesten zur preußischen Fahne hielt, v. Schlotheim, zuletzt Präsident in Potsdam, Schultz, damals Oberregierungsrat in Potsdam, Tamm, damals Gerichtsdirektor in Zielenzig, v. Boddien, damals Rittmeister, Deetz, Hauptmann; später traten auch Schwerin, Vincke, Flottwell für einige Zeit zu uns über. Von Ausländern erinnere ich mich außer an einige katholische Geistliche nur noch an Detmold und v. Bothmer aus Hannover, Rothenhan aus Baiern, Arneth aus Wien.

Der Aufenthalt in Frankfurt war in der ersten Zeit recht ungemütlich. Wenn sich das Leben auch für einige Stunden des Tages durch die Fraktionsbildung etwas gebessert hatte, so blieb unsre Stellung in der Paulskirche doch immer eine trostlose. Nicht nur daß unsre Partei in allen wichtigen Fragen ohne Ausnahme überstimmt wurde, auch der Preußenhaß, der sich bei den Abgeordneten aus den süddeutschen Staaten kundgab, und das Mißtrauen der Österreicher verstimmten uns und bereiteten uns mancherlei Widerwärtigkeiten. Dadurch wurde unsre Stellung mit jedem Tage schwieriger. Ich habe unter allen Österreichern damals nur einen einzigen Abgeordneten kennen gelernt, mit

dem es möglich war, einen Gegenstand in Ruhe und objektiv zu besprechen; das war Herr v. Arneth, ein feiner, liebenswürdiger Mann aus Wien. Dabei litt die Versammlung sogar an übergroßer Gelehrsamkeit. Es war beschlossen worden, vor der Verfassung zunächst die Grundrechte des deutschen Volkes zu beraten, welche das Fundament der Verfassung werden sollten. Wenn nun ein deutscher Professor irgend einen nichtssagenden Gemeinplatz (wie z. B. „die Wissenschaft ist frei") als sein Thema verarbeiten konnte, dann fühlte er sich so recht behaglich und heimisch und konnte stundenlange, einschläfernde Reden halten, die unsre Geduld auf eine harte Probe stellten, uns aber gleichzeitig überzeugten, daß auf diesem rein theoretisirenden Wege das eigentliche Ziel niemals erreicht werden würde. Diese Überzeugung drückte denn wie ein Alp auf uns; mir wurde immer klarer, daß bei den sich so vielfach widersprechenden Interessen der einzelnen deutschen Staaten eine so bunte, teils doktrinäre, teils unerfahrene Versammlung eine Verfassung für das gesamte Deutschland niemals zu stande bringen würde und daß sich ein solches Ziel wohl nur auf dem Schlachtfelde würde erreichen lassen. Zwischenein wurden dann gelegentlich unsre Schlafanwandlungen verscheucht, wenn Robert Blum, Schlöffel, Franz Raveau, Simon von Trier und Genossen ihre staatsmännische Weisheit zum besten gaben, und man die Ziele erkannte, auf welche diese Herren eigentlich lossteuerten. Sie erklärten ganz offen, daß es durchaus notwendig sei, alle Monarchien zu beseitigen; ganz Europa müsse eine einzige große Republik werden, Adel und Orden seien abzuschaffen; selbst die Familiennamen seien überflüssig, ja öfters schädlich, weil z. B. eine Familie, die wiederholt hervorragende Männer geliefert habe, sich leicht einbilden könnte, sie wäre etwas besseres als eine andre; statt der Familiennamen würden europäische Nummern genügen. Man erkannte zwar an, daß die Verwirklichung dieses Ideales auf Schwierigkeiten stoßen würde. So würde Rußland, dieser unheilvolle Koloß, gewiß den meisten Widerstand leisten; aber man dürfe nicht müde werden, dort eine Umsturzpartei zu gründen und in Thätigkeit zu setzen, und wenn es derselben erst gelänge, den Kaiser und das ganze Fürstenhaus zu beseitigen (man sagte: zu zermalmen), so würde man mit dem Volke schon fertig werden und der Zarenthron würde fallen. Die spätern Ereignisse haben mich belehrt, daß man in der That nicht müde geworden ist, an diesem Plane weiter zu arbeiten.

Es ist wohl natürlich, daß man sich nach dem Genusse so vieler und teilweise so abenteuerlicher Reden nach einer Auffrischung unter Gottes freiem Himmel sehnte. Als daher die Pfingstfeiertage nahten und mit ihnen eine Unterbrechung unsrer Verhandlungen eintrat, machte ich mit dem Landrat Grafen Goltz aus Chodziesen, dem Landrat Brescius aus Züllichau und dem Oberförster von Massow aus Schlesien (später Oberforstmeister in Potsdam) einen Ausflug nach der Schweiz. Eine Beschreibung dieser Reise unterlasse ich, will aber eines Zwischenfalles Erwähnung thun. Wir fuhren in einem Fischerboote

in der Richtung nach Luzern über den Vierwaldstätter See. Bei heiterm Himmel und völliger Windstille hatten wir unser Fahrzeug bestiegen. Wir sprachen gerade über den Wechsel der Witterung und daß doch wohl ein urplötzlicher Orkan kaum zu erwarten sei, als unsre Schiffer erschreckt riefen: „Der Föhn von Uri kommt!" Wir entdeckten denn auch sofort, anfänglich noch in großer Entfernung, mächtig aufgetürmte Wellen, welche durch einen aus den Schluchten des Rigi kommenden Orkan aufgepeitscht und uns immer näher getrieben wurden. Schon hatten sie unser Fahrzeug erreicht, als wir dasselbe erst näher betrachteten und von seiner Zerbrechlichkeit eine etwas beängstigende Überzeugung gewannen. Selbst die Besitzer des Bootes erklärten, daß es einen besonders heftigen Wellenstoß nicht aushalten könne. Keiner von uns glaubte mehr an die Möglichkeit einer Rettung. Der Schiffsführer lag der Länge nach auf dem Fußboden und geberdete sich wie ein Verzweifelnder. Auf der Bank mir gegenüber saß Graf Goltz; obgleich er so korpulent war, daß man ihn in der Paulskirche scherzhaft den „Reichsschwerpunkt" nannte, konnte er doch nicht schwimmen. Er klammerte sich daher an meine Kniee und drückte dabei seine Finger mir mit solcher Kraft ins Fleisch, daß ich noch lange die Erinnerung an jene Szene in Gestalt bläulicher Flecke am Leibe getragen habe. Wir drängten zum Landen. Die Ruderer fürchteten zwar die felsigen Uferhöhen, doch endlich gelang es uns, auf der Westküste, nördlich vom Pilatus, eine Bucht zu gewinnen, wo dann ein jeder von uns durch einen kühnen Tellssprung den festen Erd- oder Steinboden erreichte. Wir eilten nach Luzern und unterhielten uns dort des Abends beim Schoppen sehr gemütlich über das eben überstandene Abenteuer. Dasselbe kam uns so merkwürdig vor, daß wir verabredeten, so lange noch zwei von uns lebten, alljährlich an diesem Gedenktage zusammenzukommen und uns mit Dank gegen Gott der wunderbaren Errettung aus Gefahr zu erinnern. Dieser schöne Vorsatz ist denn auch in der That nicht ein einzigesmal zur Ausführung gekommen.

Nach achttägiger Abwesenheit trafen wir wieder in Frankfurt ein, wo die alte Melodie unverdrossen weiter gesungen wurde; es war entsetzlich langweilig.

Im Laufe des Sommers überzeugte sich die Versammlung von der Notwendigkeit, dem deutschen Reiche ein Oberhaupt zu geben. Es wurde der Erzherzog Johann von Österreich zum „Reichsverweser" gewählt. Man war auf diesen hohen Herrn gekommen, weil er bei Gelegenheit einer größern Festtafel am Rhein, der auch unser König beigewohnt hatte und die mit verschiednen Toasten auf Preußen und Österreich gewürzt worden war, ausgerufen haben sollte: „Nicht Preußen, nicht Österreich, Deutschland sei unser Panier!" Dies war also unser Mann. Er zog mit seiner Gemahlin, die er aus niederm Stande gewählt hatte, in Frankfurt ein und fing an, dort zu regieren. Dies Regiment war aber ein kläglich schwaches und gab zu allerlei geflügelten Worten Veranlassung, in denen sich die Unzufriedenheit und die Enttäuschung

der wahren Reichsfreunde in herbster Weise aussprach. Er umgab sich sofort mit einem zahlreichen Ministerium, Unterstaatssekretären ꝛc., die alle der Mittelpartei der Paulskirche angehörten und sich sehr gern in diese hohen Ämter berufen ließen. Gagern wurde Premierminister, legte daher sein Präsidium nieder, welches nun Simson aus Königsberg übernahm und mit anerkennenswertem Takt und Geschick weiterführte. Von dem neuen Regimente merkte man nichts, in der Paulskirche blieb alles beim Alten, und die Verhältnisse bewahrten denselben Fortgang oder vielmehr Stillstand. Nur in der Mitte des September unterbrach sie ein interessantes, aber freilich wenig erfreuliches Ereignis. Der Wahnsinn des Volkes hatte in diesen Tagen seinen Höhepunkt erreicht und konnte bei einer so schwachen Regierung ziemlich ungehindert walten. Unserm Jahrhundert wird es schwerlich, der Nachwelt sicher nie gelingen, die Beweggründe für das damalige Verhalten des deutschen Volkes klar zu erkennen; was ich darüber weiß oder mir kombinire, will ich hier niederschreiben.

Preußen hatte sein Gardekorps nach Schleswig geschickt, um diese Provinz für Deutschland zu retten. In Berlin schien man zu der Überzeugung gelangt zu sein, daß sich ohne ein starkes stehendes Heer der Thron nicht schützen lasse. Einzelne Linienregimenter waren dorthin gezogen worden. Aber solche Besatzungen waren zu schwach für die große Stadt; sie hatten es nicht verhindern können, daß sogar das Zeughaus geplündert wurde. Die Regierung wollte sich ermannen, konnte das aber nur, wenn sie einen festen Rückhalt hatte. Man sah daher sehnsüchtig nach den Garden, die sich unter Wrangels Führung glänzend geschlagen, das ihnen gesteckte Ziel aber noch lange nicht erreicht hatten. Man wollte den Frieden. Es wurde ein Waffenstillstand zu Malmö geschlossen, und dieser sollte von der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche ratihabirt werden. Die Demokratie wollte das nicht, ja die ganze liberale Partei war diesem Ansinnen entgegen. Man fürchtete offenbar, daß sich wieder ein starkes Königtum in Deutschland erheben würde, schützte aber als Grund der Weigerung die Ausrede vor, daß Schleswig ja noch nicht deutsch wäre. Die eigentliche Demokratie hatte indessen noch viel weiter gesteckte Ziele im Auge. Durch einen gewaltigen Stoß, der von Frankfurt aus die Welt erschüttern sollte, hoffte man die europäische Republik vorzubereiten. Die demokratischen Mitglieder der Versammlung zogen die Fäden, welche sie über den ganzen Süden Deutschlands gesponnen hatten, so stark wie möglich an. In jeder kleinen Stadt, in jedem Dorfe war eine Art Bürgerwehr errichtet, die man „Turner“ nannte. Alle diese Massen, denen es nicht an Bewaffnung fehlte, wurden von nah und fern nach Frankfurt herangezogen.

Schon am 16. September, als die Frage des Malmöer Waffenstillstandes zum erstenmale zur Beratung, aber noch nicht zum Abschlusse kam, war eine ungeheure Menge dieser Turner in den Straßen Frankfurts und auf der obersten Galerie der Paulskirche zu sehen. Um die Leute kennen zu lernen, welche für

die Berliner Regierung stimmen würden, und um sie demnächst als Missethäter brandmarken zu können, fanden über sehr viele Amendements namentliche Abstimmungen statt. Während dieser namentlichen Abstimmungen (es waren deren vierzehn; jede dauerte ungefähr eine halbe Stunde, in welcher Zeit man nur einmal, wenn der Name verlesen wurde, ein Ja oder Nein zu rufen hatte) benutzte ich meine Muße, um Briefe zu schreiben. Diese Briefe trug ich dann in einer Pause selbst zur Post. Auf dem Rückwege zur Paulskirche fand ich aber den Platz vor derselben von einer solchen Menschenmenge angefüllt, daß mir das Durchdrängen schon schwer wurde. Die Sitzung, welche, wie gewöhnlich, um zehn Uhr vormittags begonnen hatte, währte bis in den dunkeln Abend; das Lokal war auf Erleuchtung nicht eingerichtet, und die provisorische Erleuchtung durch einige Stearinkerzen auf dem Präsidententische genügte gerade, um zu erkennen, wie finster es war, und um den Helden der obersten Galerie ihr Spiel zu erleichtern, wenn sie im Zwielicht ihre Knüttel auf die Köpfe der Rechten herabwarfen, so oft ein Ja oder Nein der Abstimmung ihren Beifall nicht fand. Nach dem Schluß der Sitzung, etwa um sieben Uhr abends, begaben sich die meisten Mitglieder der Rechten nach dem „Englischen Hofe," um dort zu speisen. Ich selbst hatte an diesem Tage einen Besuch, den ich als Gast mit dorthin nahm. Unser Hunger war noch nicht gestillt, als plötzlich ein Stein auf den Tisch flog. Vor den Fenstern wütete ein großer Volkshaufe, der das Haus angriff, weil es notorisch der Versammlungsort der Rechten war. Wir verteidigten die Festung, so gut wir konnten. Die Fensterladen wurden geschlossen, die Thüren verrammelt, und an jedes Fenster stellten sich zwei Mann mit Flaschen oder Stühlen bewaffnet; der heftige Steinhagel aber zertrümmerte bald die Fensterladen, und durch diese Breschen steckten schon einige „Turner" ihre wutverzerrten Gesichter. Ich erinnere mich, daß ich einem derselben mit einer Flasche so kräftig entgegenfuhr, daß er sich schnell zurückzog und es mir zweifelhaft blieb, ob ihn nicht der bloße Schreck vom weitern Vordringen abstehen ließ. Endlich meldeten uns die Kellner, daß sie auf dem Hofe eine Thür geöffnet hätten, durch welche wir in ein Hintergäßchen entkommen könnten. Dringend forderten sie uns zu dieser Flucht auf, die dem tobenden Volke das Ziel seiner Wut entziehen und so das Haus außer Gefahr setzen würde. Wir folgten widerwillig. Ich darf nicht verschweigen, daß mich beim Hinaustreten ins Freie ein Gefühl beschlich, wie es ein Kommandant haben mag, der seine Festung aufgiebt. Ich mischte mich nun selbst unter den Volkshaufen und habe mehrere Nachtstunden hindurch mich mit demselben auf dem Frankfurter Straßenpflaster herumgetrieben, immer hoffend, ich würde endlich doch noch erfahren, was die Leute eigentlich wollten. Aber nein! Niemand in der wüsten Menge schien dies selbst zu wissen. Skandal machen, Fenster einwerfen, Laternen zertrümmern und recht viel Branntwein saufen war offenbar der einzige Zweck; an Branntwein trug jedes Mitglied dieser souveränen Menge eine wohlgefüllte

Flasche bei sich. Die Anstifter des Unfugs ließen sich nirgends sehen; sie allein werden genau gewußt haben, zu welchem Zwecke das widerliche Treiben dienen sollte. Mir erschien das Ganze als eine Art Vorübung, um die Truppe für größere Unternehmungen schlagfertig zu machen und ihr die Lust an solchen zu reizen. Die Bürgerwehr erschien in dieser Nacht ebenso wenig, wie an den folgenden Tagen des Aufstandes, obgleich Frankfurt ein gut ausgerüstetes und gedrilltes Bataillon besaß; „aber — so sagte mir einige Tage später ein mir bekannter Weinhändler — wir wußten ja gar nicht, auf welcher Seite der Sieg sein würde, darum blieben wir noch zu Hause.“ Ab und zu begegneten wir starken Patrouillen der österreichischen Garnison. Sie begrüßten sich jedesmal mit unserm Haufen unter dem gegenseitigen Zurufe: „Gute Kameraden!“ und schienen gern die ihnen gastfrei gebotene Flasche anzunehmen. Bei solchem Verhalten war von jener Seite im Fall eines ernstern Zusammenstoßes kaum auf Schutz zu rechnen. (Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Johann Georg Kastner. Die Mehrzahl unsrer Leser wird diesen Namen mit einem Fragezeichen begrüßen: Wer war, wer ist Johann Georg Kastner? Ein von deutschen Eltern in Straßburg entstammter (geb. den 9. März 1810) Musiker, welcher seit 1835 in Paris wirkte und daselbst (19. Dezember) 1867 gestorben ist. Um die Musik in Frankreich hat sich Kastner mannichfache Verdienste erworben. Sein Name ist mit der neuesten Geschichte der Militärmusik, des Schulgesangs, der Männerchöre in diesem Lande eng verknüpft. Die von dem Instrumentenmacher Sax erfundenen Verbesserungen der Blasinstrumente, welche mittlerweile in allen musikalischen Ländern angenommen, nachgeahmt oder wenigstens in einzelnen Teilen benutzt worden sind, wären ohne das Eingreifen Kastners kaum zur Geltung gekommen. Der musikalische Unterricht verdankt Kastner eine Reihe von Lehrbüchern, in denen ein reiches, vielseitiges Wissen und eine außerordentlich feine Beobachtung in sehr eingänglicher und fördernder Form niedergelegt sind. In Deutschland ist er innerhalb der Fachkreise wenig, außerhalb derselben wohl gar nicht bekannt geworden. In unsern musikalischen Wörterbüchern wird er ziemlich kurz behandelt; die gleichzeitigen Zeitschriften enthalten in der Periode, wo er als Opernkomponist nach einer Stellung rang, spärliche Notizen; deutsche Musiker, welche sich in Paris aufhielten, widmen ihm anerkennende Zeilen, die mehr dem liebenswürdigen Menschen als dem Künstler gelten. Die ausführlichste Skizze Kastners, der wir in der deutschen Literatur begegnet sind, giebt Hanslick in seinem Berichte über die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867, und in ihr ist die Lebensarbeit und das künstlerische Wesen Kastners als das eines interessanten Sonderlings aufgefaßt.

Ueber diesen J. G. Kastner nun hat kürzlich Hermann Ludwig, der geschätzte, auch den Lesern der Grenzboten als Mitarbeiter bekannte Straßburger Philolog, eine Biographie veröffentlicht, die drei starke Bände umfaßt.*) Auch wir sind hierüber erstaunt gewesen. Die zwei Bände, in denen Spitta einen J. S. Bach behandelt hat, wenn sie auch einige hundert Seiten mehr haben, sehen gegen diesen dreibändigen Kastner kümmerlich aus. Monumentale Ausstattung mit Kopfleisten, breiten Rändern, größtem Buchstabenformat, reichliche Facsimiles von Künstler- und Ministerbriefen, prachtvolle photographische Drucke, eine Notenbeilage in Satz und Papier gleich elegant! Doch man kommt schließlich über eine solche Nebensache hinweg, zumal da der sachlich ganz unpassende Anhang über Kastners Sohn, den früh verstorbenen Physiker Friedrich Kastner, die deutliche Erklärung abgiebt, daß diese Biographie in erster Linie aus dem Wunsche der Familie hervorgegangen ist, und daß die liebevollen Angehörigen die Größe dieses literarischen Denkmals nicht nach dem Gegenstande, sondern nach dem Maße des eignen Herzens bestimmten. Es wäre aber doch Schade, wenn die Bekanntschaft mit der Biographie, welche H. Ludwig von Kastner gegeben hat, bloß auf den engen Kreis der Familie und der persönlich Bekannten beschränkt bliebe. Auch das Gehege der großen Bibliotheken, in welches sie augenblicklich der Kostenpreis verweist, ist für sie zu eng. Das Buch verdient eine weitere Beachtung, nicht bloß die von Musikern und Musikfreunden; es ist für die ganze gebildete Welt interessant, und deshalb fühlen wir uns veranlaßt, es an dieser Stelle zur Anzeige zu bringen.

Ihre Bedeutung verdankt diese Biographie dem Biographen, seiner weitblickenden Auffassung und seiner ebenso geistvollen Behandlung des Stoffes. Hermann Ludwig betrachtet das Leben und Schaffen des elsässischen Musikers als einen Fall, welcher in allgemein belehrender Weise das Zusammentreffen und gemeinschaftliche Wirken deutschen und französischen Geistes zeigen kann. Seine Arbeit hat ein friedliches Ziel und führt aus der augenblicklichen Erregung und Spannung, welche zwischen zwei begabten Völkern besteht, den Blick auf ein ideales Bild: auf eine Nachbarschaft der beiden Länder, in der das eine das andre fördert, wo der Austausch des geistigen Erbgutes und der geistigen Arbeit den Halt und den Mittelpunkt des freundschaftlichen Zusammenlebens bildet. Ein solches Verhältnis ist keine bloße Zukunftsphantasie, sondern seine Möglichkeit zu beweisen findet der Verfasser die Mittel in der Geschichte seines Kastner und in der Geschichte des Elsaß. Wir können ihm hier seinen langen historischen Weg nicht im einzelnen nachgehen, aber wir dürfen den Lesern empfehlen, dies zu thun. Der erste Band der Biographie enthält in der gegen sechzig Seiten betragenden Einleitung eine Schilderung von dem Geschick und dem Wesen elsässischen Volkes und Landes, welche auch neben und nach dem bekannten Werke von Scherer und Martin ihren selbständigen Wert behauptet. Sie übertrifft und ergänzt jene vorzügliche Arbeit in der lebendigen und liebevollen Darstellung des geistigen Lebens in dem alten allemannischen Stamm. Der Gottfried, der den Tristan schrieb, Sebastian Brant, Erwin von Steinbach — man braucht kein Eingeborner zu sein, um sich über die stattliche Reihe stolzer Namen zu freuen, die das Land unter den Vogesen deutscher Kunst und Wissenschaft gestellt hat. Wie schön, daß wir das Elsaß und das reiche Stück bedeutender Vergangenheit, das in seiner Geschichte liegt, wieder unser nennen können, daß wir uns nicht mehr zu schämen brauchen, wenn wir den Namen

*) J. G. Kastner. Ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Von Hermann Ludwig. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1886.

hören! Der Verfasser teilt uns nichts neues mit, wenn er den Umschlag im Denken und Fühlen in den geistigen Leistungen der elsässischen Bevölkerung mit dem Ende und den Wirkungen der großen Revolution und mit den Feldzügen Napoleons I. zusammenfallen läßt. Aber er zeigt diesen Wandel an sehr anschaulichen, hübsch herausgegriffenen und von fernerstehenden nicht gekannten Beispielen aus jeder Art des Volkslebens. Namentlich in der Geschichte des Straßburger Vereinswesens spiegelt sich die Größe der Veränderung wieder. Die Meistersinger und die Pompiers werden hier zeitlich zu Nachbarn! Von der Zeit ab, wo sich im Elsaß die französische Staatsangehörigkeit auch innerlich, durch Schule und Kirche, fühlbar macht, spricht der Verfasser von einer doppelten Nationalität der gebildeten Elsässer: einer nationalité politique und einer nationalité morale. Man würde das im gemeinen Leben auch so ausdrücken können: deutsches und französisches Wesen berühren sich von jener Zeit ab im Elsaß und im Elsässer, sie bedrängen sich und suchen nach Ausgleich. Freilich hat sich dieser Ausgleich thatsächlich immer sehr einseitig zu Gunsten der französischen Seite vollzogen. H. Ludwig denkt darüber wohl etwas optimistisch, hat aber wenigstens in dem Falle Kastner Recht. Denn dieser giebt ein Beispiel und einen Beweis dafür, daß sich deutsche Art bis zu einer gewissen Grenze auch im Mittelpunkte des Franzosentums bewahren und bethätigen läßt und fruchtbringend wirken kann. Kastner blieb in Paris ein deutscher Idealist und verwendete als solcher einen beträchtlichen Teil seiner besten Zeit und seiner besten Kraft an Aufgaben, welche als unproduktive außer dem Gesichtskreise der Durchschnittsfranzosen gelegen hätten. Allerdings ohne Schule zu machen! Die merkwürdigsten Früchte dieser deutschen Richtung in Kastner sind seine livres-partitions. Das sind Abhandlungen halb geschichtlicher, halb philosophischer Natur über Themata, die entweder so nah oder so fern liegen, daß kein Mensch daran denkt, sie zum Gegenstande eingehender Betrachtung zu machen. Wir führen von jedem Extrem ein Beispiel an: die eine von diesen sieben livres-partitions handelt über die Pariser Straßenausrufe (les voix de Paris), eine andre über die Sphärenmusik und die Aeolsharfe (la harpe d'Eole ou la musique cosmetique). Wenn der Gelehrte fertig ist, kommt Kastner ein zweitesmal als Komponist und giebt von der Sache ein musikalisches Bild, worin sich alle Farben vereinigen, über die das musikalische Paris seiner Zeit nur verfügen konnte. Kastner, dem Forscher, fehlte es freilich an Kritik, Kastner, dem Musiker, an Selbständigkeit des Ausdrucks. Aber die Mängel des literarischen Teiles werden nahezu aufgewogen durch den ganz ungeheuern Fleiß, mit dem alles Material, welches zur Sache in irgend welcher Beziehung steht, zusammengetragen ist. Ob diese Arbeiten durch eine korrigirende Hand wissenschaftlich vollbürtig gemacht werden können, lassen wir dahingestellt; aber wer sich mit denselben Fragen zu thun macht und weiß nichts von Kastner, ist zu bedauern. Der Schwäche im musikalischen Teile dieser livres-partitions steht die Klarheit und der poetische Gehalt der Intentionen gegenüber und stärker als diese Vorzüge eine wirkliche Ursprünglichkeit in der Instrumentation. Wie Kastner die Aeolsharfe und andre Klänge der Luft- und Waldmusik mit den Mitteln unsers heutigen Orchesters nachgeahmt hat, das beruht auf einer eignen und starken Begabung, und wäre Kastner Geschäftsmann gewesen, so hätte ihm der Ruhm eines Spezialisten auf dem akustisch schaffenden Gebiet nicht fehlen können. Er ist hier Berlioz überlegen; wenn wir auch nicht mit dem Verfasser annehmen wollen, daß letzterer von Kastner seine Anregungen empfangen habe. Denn das widerspricht dem chronologischen Bestande. Die hier erwähnten positiven Seiten der livres-partitions mögen der Anlaß gewesen sein, daß Kastner für eines dieser Werke, den

Danse macabre, von Friedrich Wilhelm IV. dekorirt und zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt wurde. Auch an weitern Ehrenbezeugungen hat es ihm nicht gefehlt. Doch diese machen einen Menschen nicht bedeutend; Kastners Leistungen als Musiker sind das nicht. Seine Opern hatten kein Glück, und das war nicht bloß die Folge von äußerlichen Verhältnissen. In Berichten, die wir über Aufführungen von Kastners Werken in der Neuen Zeitschrift für Musik finden, sind die Gründe für das Fehlen des nachhaltigen Erfolges aus der Musik sehr deutlich angegeben, und wenn wir nach dem Musterbeispiel, welches Ludwig aus Kastners Hauptwerke Le dernier roi de Juda mitteilt, ein Urteil aussprechen dürfen, so kann das nur abfällig sein. Wie freundlich sich auch Meyerbeer über dieses Werk ausgesprochen haben mag, was wir hier als Probe zu sehen bekommen, ist nichts als eine zu jener Zeit landläufige Nachahmung des Rossini-Stils. Kastners Kompositionen lassen wir fallen. Es sind hübsche Sachen darunter, namentlich unter seinen Männerchören; aber das Feld, wo er hätte allein stehen können, hat er nicht gefunden.

Trotz dieses Abzuges bleibt eine originale Natur stehen, deren Pläne und Thaten zu übersehen sich verlohnt. Zur Hauptfigur für ein Historienbild reicht er nicht aus, aber er ist eigenartig, reich und liebenswürdig genug, um die Mitte eines bewegten Genrebildes einzunehmen. Die Kunst und die Fülle des Inhaltes, welche im Hintergrunde des von H. Ludwig gegebenen Gemäldes liegt, ist so bedeutend, daß man nicht stark genug darauf verweisen kann: Bilder aus der elsässischen und der Pariser Musikgeschichte, aus dem Volksleben und dem Familienleben, die man zu Genuß oder zu Belehrung immer wieder gern aufschlagen wird. Welch prächtige Leute, diese Boursaults, die Schwiegereltern Kastners, und wie bedeutend ihr Salon: ein kleines Pantheon! Diese Biographie, ein Werk, welches einen interessanten Gegenstand von hohen Gesichtspunkten aus meisterlich darstellt, hat allen Anspruch und alle Aussicht, eins der begehrtesten Bücher zu werden. Aber bitte: nur ja in einen Band zusammengedrängt!

Ein „neues Gebot“ ist es, das Ernst von Wildenbruch als getreuer Ritter der Frau Hermine Schmidt von Preuschen, deren Sensationsbild Mors imperator von der Hängekommission der Berliner akademischen Kunstausstellung zurückgewiesen wurde, verkündet: „Der Künstlername ist ein Recht.“ Wildenbruchs Brief, der bezeichnenderweise durch das „Berliner Tageblatt“ seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, wird seinen Anhängern und Verehrern, die seinen Bestrebungen als dramatischer Dichter mit jenem vollen Anteil gefolgt sind, den man allem ernsten Streben entgegenbringen muß, weniger Freude bereitet haben als seinen Gegnern. Die Bilderangelegenheit an sich ist es nicht, die uns besonders kümmert. Aber die eigentümliche Theorie, das „neue Gebot,“ welches der Dichter, sich mit Frau Schmidt im Schmerzgefühl über mangelnde Anerkennung — hat er dazu wohl ein Recht? — eins fühlend, aufstellt, verdient einige Worte der Erörterung. Die Kernstelle des Wildenbruchschen Briefes lautet:

„ . . . Der Vorgang ist ein neuer bedauerlicher Beweis für die Machtlosigkeit der künstlerischen Persönlichkeit in Deutschland; eine Machtlosigkeit, die der Maler gegenüber der Ausstellungsjury, der dramatische Dichter gegenüber den Bühnenverwaltungen empfinden lernt. Die einzige Waffe, die dem Künstler zu Gebote steht, die er sich selbst mit Hingabe seiner Lebenskräfte schmieden muß, ist der Name, den er sich erringt. Eine richtige Auffassung würde dahin führen, daß die Jury oder die Bühne sagte: »Ein Bild oder ein Drama, das unter diesem Namen

geht, muß unter allen Umständen der Oeffentlichkeit bekannt gemacht werden, denn nicht wir übernehmen die Verantwortlichkeit, sondern der Träger des Namens für sich selbst.« Und wie gestaltet sich die Sache in Wirklichkeit? Jury und Bühne stellen sich dem Träger des bewährtesten Namens ganz mit demselben Unfehlbarkeitsbewußtsein gegenüber wie dem namenlosen Anfänger. Davon, daß ein Künstlername ein Recht ist, wissen sie nichts. . . ."

Wenn Wildenbruch einen wohlerworbenen Künstlernamen eine Waffe nennt, die der Künstler gegenüber Hängekommissionen und Bühnenverwaltungen zu gebrauchen vermag, so ist das völlig zutreffend, und mancher namenlose und doch leistungskräftige Anfänger wird seinen glücklichen Kollegen um diese Waffe, welche das Thor der Kunstinstitute und das Herz des Publikums entriegelt, beneiden. Aus der Waffe aber im Handumdrehen ein Recht zu machen, ist eine Logik, der man aufs entschiedenste entgegentreten muß. Wir sind vielmehr der ernsthaften Meinung, daß auch der „namhafte" Künstler sich mit jedem neuen Werke Anteil und Beifall von neuem verdienen müsse. Auch bei unsern größten Geistern unterscheiden wir zwischen den Werken, durch welche sie sich auf die Höhe der Klassizität erhoben, und den minderwertigen, bei denen der Vater Homer einmal zu schlafen beliebte. Noblesse oblige! Der Besitz einer Waffe giebt in unserm vielgerühmten Zeitalter der Bildung und Gesittung dem Stärkern durchaus kein Recht gegenüber dem Schwächern, wohl aber haftet auf ihr eine hohe Pflicht: nur wahrhaft Gutes und Edles zu schaffen, daß auf Waffe und Wappen kein Tadel komme. Es ist eine alte Klage in den Vorhallen, die zu den Tempeln der Kunst führen — gleichviel, welcher Muse sie geweiht sind: daß es dem Anfänger so sehr erschwert werde, zur Geltung und zu Gehör zu kommen. Wäre es nicht die offene Verkündung der Cliquenwirtschaft, wenn vor allem die bewährten Namen das Recht hätten, die Repertoirskalender und die Saalwände zu belegen? Wie sollte es schließlich möglich sein, für den namenlosen Anfänger auch nur das bescheidenste Plätzchen herauszuschlagen?

Und wo hören die Namenträger auf, wo fangen die Namenlosen an? Wer soll die Grenze bestimmen, wenn nicht eben wieder eine verhaßte Jury, und wie soll sie bestimmt werden? Das letztere ist ebenso wenig möglich, als man bei einer Kompagnie Soldaten, die sich der Größe nach aufgestellt hat, ohne Willkür entscheiden kann: Hier, bei diesem Manne, hören die Großen auf, und bei seinem Nebenmanne fangen die Kleinen an. Und dann giebt es der Namenträger so viele, deren Namen und Berühmtheit, von der Tagesmode getragen, an sich zweifellos, aber doch von höchst fragwürdigem sittlichen wie künstlerischen Werte ist. Wir wollen nicht durch Beispiele anzüglich werden; aber wie viel Bühnendichter giebt es z. B. — Wildenbruch nehmen wir selbstverständlich aus —, die auf ein oder zwei leidliche und gefällige Stücke hin, die ihnen einen „bewährtesten Namen" gemacht haben, Winter für Winter die Bühnen mit seichten und schwächlichen Erzeugnisse überschwemmen und, für die Erstlingsaufführungen wenigstens, zutrauliche Direktionen und zutrauliches Publikum finden? Hier ist — leider! — „der Künstlername ein Recht"; da wo sich die Wildenbruchsche Forderung verwirklicht findet, ist sie meistens zu Mißbrauch und Täuschung des Publikums ausgeartet, und deshalb sollte es ein Mann wie Wildenbruch vor allem verschmähen, das Recht des Stärkern zu verkünden.

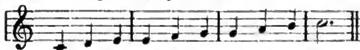
Die Tonleiter im Gesangunterricht. Erst heute kam mir der Aufsatz „Die Tonleiter im Musikunterricht. Aus Tagebuchblättern eines Sonntagsphilo-

sophen" zu Gesicht, an dessen Schluß es heißt: „Was aber zu solchem Laienvorschlage die Herren Musiker zu sagen haben? Ich möchte es schon wissen."

Nun bin ich zwar auch nicht Musiker „von Fach," habe mich jedoch theoretisch und praktisch viel mit Musik beschäftigt, habe mich, was für die angeregte Frage vielleicht ein wenig ins Gewicht fallen dürfte, gerade mit der rhythmischen Seite, zunächst der Poesie in ihrer Beziehung zur Musik, vielfach — auch schriftstellerisch — befaßt, habe endlich am hiesigen Gymnasium neben meinem Hauptberufe fast den gesamten Gesangunterricht nahezu 27 Jahre erteilt, und darum erlaube ich mir, meine Ansicht in der beregten Angelegenheit mitzuteilen.

Ich kann nur sagen, daß meines Erachtens der in dem genannten Aufsatze gemachte Vorschlag feinen rhythmischen und melodischen Sinn verrät. Der Zweck meiner Zeilen aber ist, diesen Vorschlag für die Uebung der aufsteigenden Tonleiter durch weitere Gründe zu stützen und den für die absteigende etwas umzugestalten.

1. Durch die Gliederung der steigenden Tonleiter



in dreiteiligem Takte ist nicht nur das, um was es dem Verfasser zu thun war, nämlich ein Abschluß der Tonreihe, erreicht, welcher rhythmisch und melodisch korrekt ist und darum Ohr und Gefühl vollkommen befriedigt, sondern es tritt durch die Wiederholung der Quinte oder Dominante auch das obere Tetrachord, g bis c, gegenüber dem untern C bis f bestimmt hervor,*) und der übelklingende und deshalb im älteren Gesang streng vermiedene Tritonus, d. h. die übermäßige Quart f bis h, wird dadurch weniger fühlbar.

2. Ebenso wichtig ist es, daß durch die drei „Knotenpunkte" die Tonika, die Terz und die Quinte wegen ihres zweimaligen Auftretens stärker ins Ohr fallen, wodurch das reine Ansingen der übrigen Töne erleichtert wird. Hat man es doch auch schon für natürlich erklärt, den Gesangunterricht nicht mit der Tonleiter zu beginnen, sondern mit der Uebung der Töne, die dem Stammakkord angehören: C e g c = 1, 3, 5, 8, darauf die des Quartsextenakkordes folgen zu lassen: C f a c = 1, 4, 6, 8, und dann erst zur Tonleiter überzugehen. Die Methode, für die schon längst durch gedruckte Wandtafeln gesorgt ist, die aber ohne Zeitverlust durch Anschreiben an jede mit Notensystem versehene Schultafel ausgeführt werden kann, scheint mir nach meinen Erfahrungen in der That natürlicher. Es läßt sich dann auch bei diesen Uebungen, um einen richtigen Schluß der Tonreihe zu gewinnen, dasselbe Mittel anwenden, welches in diesen Blättern für die Tonleiter empfohlen ist, nämlich die dreiteilige Taktart:

C e g | c g e | C — ‖

Daß hier eine dreigliedrige Periode herauskommt, darf kein Bedenken erregen. Denn diese Gliederung ist im Volksliede wie in der Kunstmusik nichts seltenes. Wer aber dennoch Anstoß daran nehmen sollte, der mag sich durch Weiterführung in folgender Weise helfen:

C e g | c g e | C e g | c — ‖

und umgekehrt:

c g e | C e g | c g e | C — ‖

*) Durch das große C bezeichne ich das untere C, das hier für Knaben- und Mädchenstimmen die Bedeutung des „einfach gestrichenen" c, für Männerstimmen die des „kleinen" c hat.

Ebenso ist es mit der Uebung des Quartsextenakkordes:

C f a | c a f | C f a | c — ‖

und c a f | C f a | c a f | C — ‖

Noch mehr würde es sich empfehlen, mit Uebungen nachstehender Art zu beginnen (in geradem oder zweiteiligem Takt):

C e | C e | C e | C — | e g | e g | e g | e — | g c | g c | g c | g — | c g | c g | c g | c — ‖

Aehnlich abwärts. Auch dreiteiliger Takt läßt sich leicht verwenden. Alles ähnlich bei Uebung des Quartsextenakkordes.

3. Die vorgeschlagene Gliederung für die absteigende Tonleiter halte ich auch für zweckmäßig:

c h a | g f e | d C H | C — ‖

Indessen würde ich doch einer andern, der aufsteigenden Tonleiter nachgebildeten, vom Verfasser ebenfalls gebilligten Form den Vorzug geben, nämlich dieser:

c h a | a g f | f e d | C — ‖

und zwar einmal, weil dadurch das untere Tetrachord f bis C sich bestimmt abhebt und abermals der Tritonus in den Hintergrund gedrängt wird, und ferner, weil die Wiederholung von a und f der oben empfohlenen Uebung des Quartsextenakkordes entspricht.

An die vorausgeschickten Uebungen der beiden Akkorde würde sich nun die der Tonleiter in den vorgeschlagenen Gliederungen anschließen.

Ellwangen. Albert Vogelmann.

Literatur.

Die beiden Vorkämpfer deutscher Einheit und Größe, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Dem deutschen Volke zur vierhundertjährigen Jubelfeier dargereicht von W. Schneegans. Mit fünf Original-Illustrationen. Kreuznach, R. Schmithals, 1887.

Auf wenigen Bogen stellt hier Pfarrer Schneegans zu Münster a. Stein, der beste Kenner des Nahethals und seiner Geschichte, das Leben der beiden ritterlichen Freunde dar. Er thut es kurz vor der vierhundertjährigen Jubelfeier Huttens, die auf den 21. April des nächsten Jahres fallen wird. Er thut es in einer volkstümlichen Sprache, die jedem verständlich ist, ohne diesen verständlichen Ton durch Opfer zu erkaufen. Daß trotz der vorzüglichen größern Schriften von David Strauß über Hutten und von Ulmann über Sickingen die beiden genannten Männer dem deutschen Volke nicht hinlänglich bekannt geworden sind, kann man ohne große Umschweife bei der ersten besten Rundfrage sich zur Gewißheit bringen. So war denn wirklich eine Lücke auszufüllen, und Schneegans hat einen guten Griff gethan. Beide Männer haben in nationaler Beziehung und in kirchlicher eine sehr scharfe Stellung eingenommen. In kirchlicher Beziehung besteht ja bis heute derselbe scharfe Gegensatz in Deutschland, und es ist auch nicht zu erwarten, daß er so bald verschwinden werde. Darum hat der Verfasser diese konfessionellen Gegensätze, ohne sie ganz zu übergehen, doch in den Hintergrund gedrängt. Desto mehr treten bei seinen Helden die Keime deutscher Größe und Einheit hervor, die sie zuerst in ihrem Wirken und ihren Schriften ausstreuten, und ihre damit zusammenhängenden Ahnungen höherer freierer Kultur, an der jetzt doch auch Millionen freudigen Anteil haben, die den alten Glauben festhalten. So möge denn das Büchlein wirken, was es kann, um jene deutschen Männer dem Volke wieder wert zu machen.

Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säkularfeier von Hermann Fischer. Stuttgart, Cotta, 1887.

Diese Schrift eines zweifellos begabten und belesenen jungen Gelehrten, dem es auch nicht an literarischer Gewandtheit mangelt, leidet vor allem an einem Grundfehler. Die Haltung des Essayisten zu seinem Helden ist eine apologetische. Er zürnt allen denen, die je seinem Liebling durch ein ablehnendes Urteil zu nahe getreten sind; er hat große Mühe, sich einzugestehen, daß sein Held nicht immer und überall das menschliche und künstlerische Ideal erreicht hat; grollend spricht er von jenen Gegnern, widerwillig erkennt er die Grenzen Uhlands an, und dieses gemischte Gefühl beeinträchtigt die Sicherheit des Griffels, der ein lebensvolles Bild zu zeichnen bestrebt ist, führt zu Widersprüchen und Unklarheiten und bringt einen stellenweise panegyrisch-rhetorischen Ton in die Darstellung, welcher nirgends überflüssiger ist als bei einer Biographie Uhlands. Denn welches Dichters Bild steht so makellos, so rein, so unangefochten, so allverehrt im deutschen Pantheon da als das seinige? Der apologetische Ton in der Schrift Fischers ist umso verwunderlicher, als gerade der Meister deutscher Kritik, dem diese Studie zugeeignet ist, Friedrich Vischer, in seinem Essay über Uhland (in den Kritischen Gängen) mit unübertroffener Schärfe die Grundzüge des großen Schwaben gezeichnet hat. Wenn Fischer beispielsweise alle Poesie des Weltschmerzes, wie sie sich bei Byron und Heine gestaltete, immer kurzweg als die Lyrik des eiteln, sich selbst bespiegelnden Subjekts verurteilt, so geht er doch offenbar zu weit. Freilich hat Heine Uhland angegriffen. S. 184 spricht Fischer von der verwandelten Stimmung der fünfziger Jahre und sagt: „Der freche Spötter, der einst über Uhlands Ritterromantik in seiner geistreich-liederlichen Weise gewitzelt hatte, lag zu Paris in einer jahrelang währenden Auflösung, selbst geschmäht und verlassen, fast mehr, als er's verdient hatte.“ Nun, gar so verlassen war Heine in seiner Matratzengruft nicht. Ist nicht jeder hervorragende Deutsche, der nach Paris kam, zu ihm gepilgert? Hat er nicht gerade in diesen seinen Jammerjahren durch den „Romanzero,“ wie durch seine Bekehrung die Augen der ganzen Welt auf sich gelenkt? Haben nicht Laube und Meißner für ihn Lärm gemacht? Freilich war's nicht schön von Heine, sich so gegen Uhland auszulassen, wie er es gethan hat; aber in der Art, wie Fischer jugendlich meint, ist er denn doch nicht gerade dafür gestraft worden. Auch Goethe hat bekanntlich zu Uhlands Anfängen kein entgegenkommendes Verhältnis bekundet. Fischer weist sehr hübsch die wahrscheinlichen Motive dieser Goethischen Ablehnung nach; allein ganz verzeihen kann er dem Alten das halbverstandene Urteil auch nicht. Bei der Besprechung der Unterschiede zwischen der Lyrik Uhlands und Goethes sagt er (S. 76) u. a.: „Die Natur spielt bei Uhland keine kleinere Rolle als bei Goethe; aber bei jenem finden wir nur rein stimmungsmäßige Naturbetrachtung, bei Goethe auch in den Gedichten nicht selten eine mehr spekulative Art der Versenkung in die Geheimnisse des Naturlebens.“ Goethes Gedichte und „spekulative Art“ — das ist eine Entdeckung, die dazu gemacht ist, um die minder reiche Uhlandsche Naturbetrachtung als die „reinere“ Poesie hinzustellen; denn „die spekulative Art“ ist ja, nach Fischer, jenes philosophische Ingrediens, welches zwar sehr wirksam, aber doch prosaisch zur Poesie der Klassiker hinzutritt und ihre Uebermacht begründet. Dagegen mit Mörike, dem Freunde und Landsmanne Uhlands, da ist es anders bestellt, der ist bei Fischer trotz des größeren Reichtums gleichwohl unangefochten ein größerer Dichter als Uhland! Fischer sagt (S. 83): „Uhland ist kein Pantheist und kein Mystiker; jene Liebesleidenschaft, mit der Mörike den Wogen des Flusses »den sehnsuchtsvollen

Leib« zum Kuß entgegenwirkt, jene zauberhafte Mystik, die aus seinem »Besuch in Urach« oder dem »Gesang zu Zweien in der Nacht« redet, ist ihm [Uhland] fremd. Seine Empfindung ist ruhiger, klarer, gefaßter." Hier, bei dem Goethe so verwandten Mörike ist also keine Rede mehr von der „spekulativen Art" der Naturbetrachtung; Mörikes Beseelung der Natur ist „zauberhaft" und nicht prosaisch „spekulativ" wie die Goethes! Dieser Widerspruch Fischers ist die Folge seiner Parteilichkeit für Uhland. Ein andres Urteil aber muß noch mehr Wunder nehmen, weil es den wesentlichen Charakterzug der Uhlandschen Lyrik mit Stillschweigen übergeht. Fischer verfolgt nämlich sorgfältig die Spuren, welche die Kenntnis der Lyrik Goethes und der Romantiker in Uhlands Gedichten hinterlassen hat, aber seltsam: die nächstliegende Forschung, den Vergleich mit den deutschen Volksliedern, die Uhland so leidenschaftlich studirt und gesammelt hat — diese Untersuchung hat Fischer merkwürdigerweise ganz zu machen unterlassen. Und doch hat man von jeher in Uhlands Lyrik die größte Verwandtschaft mit dem Volksliede anerkannt und auf diese Verwandtschaft vornehmlich die außerordentlichen Erfolge seiner Gedichte zurückgeführt! Fischer glaubt aber ganz im Gegenteil gegen diese Ansicht polemisiren zu müssen; ihm scheint sie wie ein Vorwurf zu klingen, und apologetisch fügt er hinzu: „Und es thut der künstlerischen Größe Uhlands keinen Eintrag, daß er ein paar Lieder gedichtet hat, die Soldaten und Mägde singen" (S. 89). Nein, wahrlich! Uhland hat sich dessen nicht zu schämen; die meisten Kritiker sind sogar der Ansicht, daß diese Volkstümlichkeit nicht bloß ein „paar Liedern" Uhlands innewohne, sondern daß sie sein herrlichster Ruhmestitel sei! An Stelle dieser Erkenntnis aber tischt uns Fischer die abgestandene Weisheit der alten schwäbischen Kritiker auf, indem er als das individuellste Kennzeichen des Uhlandschen Wesens anmerkt: „Er ist als Dichter wirklich bloß Dichter.... Uhlands Poesie ist im wesentlichen und jedenfalls da, wo sie ihre höchste Entfaltung erreicht hat, zeitlos, man könnte auch sagen kulturlos" (S. 75) Wir mißverstehen Fischer, wie er befürchtet, durchaus nicht; aber wir glauben, daß ihm der Vergleich der Uhlandschen Lyrik mit den deutschen Volksliedern schon jene Kultur offenbart hätte, die er nicht findet und die zu finden Pflicht historisch-kritischer Methode ist. Denn wenn alles vermißt wird, was von zeitgenössischer Geistesströmung in Uhlands Lyrik hätte auftreten können, so bleibt noch immer jener Reichtum allerdings zeit-, aber nicht kulturloser deutscher volkstümlicher Anschauungen und Motive, die Uhland bei seinen Studien gesammelt (vergl. Dr. Hassensteins „Ludwig Uhland," Leipzig, Reißner, 1887) und die er seinem Wesen assimilirt hat. Fischer hat demnach in seiner Charakteristik der Gedichte Uhlands das Wesentliche derselben ganz übersehen.

Dahin führte den jungen Forscher nur die ungerechtfertigte Apologie seines Helden. Scherzes halber mag eine — wir fügen hinzu vereinzelte — Stilblüte derselben hier ihre Stelle finden: „Ich wüßte keinen andern unsrer Dichter ihm in seiner Art zu vergleichen; denn er ragt um Hauptes länge empor über die, denen er seine poetischen Ideale entlehnt hat, wie über die, welche auf seinen Schultern und in seinem Sinne weiter gedichtet haben" (S. 92). Wie lang muß Uhlands Haupt gewesen sein, wenn es sogar über diejenigen emporragen soll, die auf seinen Schultern stehen!



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Staatsrechtliche Zusagen

an die deutschen Unterthanen Rußlands.



Ist Rußland nach heute geltendem Rechte oder doch nach einer herrschend gewordenen und von niemand ernstlich angefochtenen Übung berechtigt, die unzweifelhaften, feierlichen Zusagen früherer Kaiser hinsichtlich der inneren Verhältnisse der Ostseeprovinzen, ihrer Sprache, ihrer Religion, ihrer Einrichtungen rc. als nicht erfolgt zu betrachten und an die Bewohner jener Provinzen das Ansinnen zu richten, sich gutwillig oder mit roher Gewalt zu Nationalrussen machen zu lassen?

Hören wir zunächst, wie Rußland selbst dies sein Beginnen rechtfertigt. Daß die erwähnten Zusagen vorliegen, bestreitet niemand; aber russischerseits erklärt man sie für veraltet und unter heutigen Umständen nicht mehr rechtsverbindlich. Das heutige Staatsrecht, so meinen die russischen Wortführer, erkennt innerhalb eines Staatswesens keinerlei Zusagen oder Verträgen das Recht zu, der Entwicklung und Ausgestaltung eines solchen Staatswesens nach seinen besondern Bedürfnissen hindernd in den Weg zu treten; weder Verpflichtungen, die man einem Auslandsstaate gegenüber eingegangen ist, noch Zusagen, die man neu hinzugetretenen Staatsangehörigen früher einmal gemacht hat, könnten das Recht eines Staates beschränken, die zu seiner Festigung und zu seiner Sicherung gegen jetzige oder künftige Gefahren oder zu sonst einem in der Natur dieses Staatswesens liegenden Zwecke erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Um die Frage, wie die Balten zu Rußland gekommen seien und welche Versprechungen man ihnen damals — kaum ahnend, wie Rußland sich entfalten würde — gemacht habe, handle es sich heute nicht mehr; jedenfalls seien sie jetzt Angehörige des russischen Staates, hätten gewaltige Stürme mit

diesem erlebt und seien darin von Rußland beschützt worden, seien mit Rußland aufgeblüht und aller Vorteile eines sich entwickelnden großen Staatswesens teilhaftig geworden. Heute, angesichts einer Bewegung, welche Rußland zu einem gewaltigen, auf eignen und eigenartigen Ideen sich aufbauenden Nationalstaate zu machen gedenke, könne es unmöglich zulässig sein, daß diese Leute sich weigerten, hieran teilzunehmen, und daß sie ihre fremde Sprache und Sitte mitten unter russischem Wesen forterhalten wollten. Das Höchste, was sie für diese Sprache und Sitte beanspruchen dürften, sei Duldung. In allem, was das Staats- und das Kulturleben betreffe, müßten sie sich einfügen lassen nicht nur in die äußern Erscheinungsformen, sondern auch in den Geist des russischen Volkes und Staates; was sie diesem zu bringen hätten, wolle man dankbar annehmen, aber es dürfe nichts geben, was innerhalb des russischen Volkskörpers ein Sonderleben führe, sondern, was ein Glied desselben sein wolle, das müsse auch vollständig darin aufgehen. Übrigens, fügt man derartigen Gedanken stets etwas spöttisch hinzu, andre Völker und Staaten, Deutschland voran, machten es ja gegenüber den auf ihrem Gebiete lebenden Angehörigen andrer Völker genau so, und wenn es einerseits kein vertragsmäßiges Recht irgend eines Staates gebe, sich in diese innern russischen Verhältnisse einzumischen, so bestehe also anderseits auch kein moralisches Recht hierzu.

Ohne weiteres als haltlos bezeichnen kann man diesen Standpunkt nicht. Es ist wahr: für jedes Staatswesen ist sein eignes Bestehen und seine eigne Entwicklung höchstes Gesetz, und man muß ihm vom Standpunkte des heutigen Staatsrechtes aus das Recht zugestehen, sich um dieses höchsten Gesetzes willen selbst über nicht minder wohlbegründete Ansprüche, die ein Teil des jetzigen Staatsganzen erheben könnte, hinwegzusetzen. Die Umstände und Bedingungen, unter denen dies geschehen darf, können mannichfaltiger Art sein. Die Stärke der öffentlichen Meinung, die handgreifliche Notwendigkeit, zwischen Hemmnissen der einheitlichen Staatsgewalt ein Ende zu machen, die unverhältnismäßige Geringfügigkeit des im Wege stehenden Einzelrechts und der daran sich knüpfenden Interessen — das alles kann maßgebend sein; keinesfalls wird der allgemeine Satz, daß ein Staat nicht unbedingt an die Berücksichtigung innerhalb seines Gebietes bestehender Sonderrechte gebunden sei, große Anfechtung finden können. Ebensowenig wird es sich bestreiten lassen, daß es für die Russen ein berechtigter Standpunkt sein mag, das deutsche Sondervolkstum nicht nur an weiterer Ausbreitung zu hindern, sondern ihm auch für den Fortbestand in den seit sechshundert Jahren von ihm beherrschten Gebiete die Adern zu unterbinden. Die Hauptstadt Rußlands ist St. Petersburg geworden, und es läßt sich unmöglich bestreiten, daß aus der Lage dieser Stadt in der Nähe deutscher Ostseeprovinzen dem russischen Staatswesen große Gefahren erwachsen könnten; dann mögen die Balten sich mit noch so großem Rechte ihrer stets an den Tag gelegten loyalen Gesinnung rühmen: daß in ihnen eine starke Hinneigung zu Deutsch-

land halb unbewußt vorhanden ist, und daß der Drang, in Deutschland den eigentlichen Schwerpunkt für ihr politisches und nationales Empfinden zu sehen, selbst in ihren Zeitungen einen sehr deutlichen Ausdruck findet, das läßt sich unmöglich in Abrede stellen. Wer weiß, welche Zeitverhältnisse eintreten können, unter deren Einfluß diese Stimmung der baltischen Deutschen vielleicht eine größere Bedeutung gewönne? Dazu kommt die ungeheure Wichtigkeit, welche die baltischen Häfen als solche für Rußland besitzen. St. Petersburg könnte kein so wirksames und für Rußland so nützliches Organ für die Berührung des russischen Staates und Volkstums mit dem Westen sein, wenn nicht in seiner Nähe eine gewaltige Handelsbewegung sich vollzöge, für welche Rußland selbst das Hinterland bildet; und mögen die baltischen Handelsstädte noch so viele Klagen haben, so können sie doch schließlich nicht bestreiten, daß Rußland sich bemüht hat und noch fortwährend bemüht, durch Eisenbahnbauten (deren gegenwärtig wieder eine im Bau und eine zweite beabsichtigt ist), Hafenanlagen u. dgl. den Handel der baltischen Städte, mit andern Worten seinen eignen Handel, zu fördern. Die baltischen Städte können nicht gedacht werden ohne das innere Rußland, und ebenso sind sie für dieses von höchster Bedeutung. Wenn nun schon der einzelne Mensch immer sich selbst der nächste ist, so noch mehr ein Volk. Der Einzelne kann großmütig auf seinen Vorteil verzichten, ein Volk kann und darf dies nicht, und es ist von einem geschichtsphilosophischen Standpunkte aus immer nur zu loben, wenn ein Volk entschlossen ist, um jeden Preis die seinem Staatswesen drohenden Gefahren aus dem Wege zu räumen oder schon im Keime zu ersticken. Endlich ist auch das nicht zu leugnen, daß die Russen in andern europäischen Staaten Beispiele für ihr Verfahren die Hülle und Fülle finden. Die edeln Magyaren mit ihrem Vorgehen gegen die Deutschen und insbesondre gegen die Siebenbürger Sachsen, der von der heutigen österreichischen Regierung begünstigte Ansturm der Tschechen, Polen, Slowenen ꝛc. gegen die deutschen Mitbewohner der betreffenden Provinzen, die langjährige, jetzt freilich in ihr Gegenteil umschlagende Unterdrückung der Flamänder in Belgien durch die wallonisch-französische Minderheit, die frühere, in ihren Wirkungen noch lange nicht wieder gut gemachte Behandlung Irlands — das alles sind Dinge, die Rußland gegenüber der österreichischen oder englischen Regierung durchaus rechtfertigen würden, wenn es Vorstellungen derselben mit dem Rate begegnete, sich doch um ihre eignen Angelegenheiten zu bekümmern. In Deutschland, denkt wohl mancher gute Reichsbürger, käme etwas derartiges nicht vor, und es ist ja gewiß wahr, daß Gewaltsamkeiten, Sprachenzwang und ähnliches von uns niemals ausgeübt worden sind und nicht in unsrer Natur liegen. Dennoch sind wir gegenwärtig an der Arbeit, zu dem bewußten Zwecke der Germanisirung einen großartigen Enteignungsprozeß in gewissen Provinzen durchzuführen, und auch das ist richtig, daß für Deutschland oder Preußen dem Polentum gegenüber wirklich internationale Verpflichtungen bestehen, die

immerhin ohne Zwang so ausgelegt werden können, daß unsre Regierung einer solchen Auslegung gegenüber als rechtsbrüchig erschiene. Ohne weiteres läßt sich also das russische Verfahren nicht als unzulässig bezeichnen, mag man unserseits auch noch so viel sittliche Berechtigung besitzen, es ein rohes, gewaltthätiges, die persönliche und Gewissensfreiheit unterdrückendes zu nennen, und mag es noch so richtig sein, daß die Russen sehr thöricht handeln, sich eines solchen Organes für die Aneignung westeuropäischer Kultur, wie es z. B. die Universität Dorpat in ihrem jetzigen Bestande ist, zu berauben. Das wäre ja schließlich Sache der Russen, und wenn sie sagen, die Russifikation der Ostseeprovinzen sei ihnen wichtiger als alles, was die Universität Dorpat dem russischen Staate leisten könne, so läßt sich dagegen weiter nichts einwenden. Es müßte also, um vom allgemeinen und nicht einseitig deutsch-nationalen Standpunkte aus unsre Verurteilung des russischen Verfahrens begründen zu können, eine andre Grundlage gefunden werden. Eine solche bietet sich aber in der That, wie uns scheinen will, aus einem wohlbekannten und heute noch einigermaßen giltigen Falle.

Preußen hatte Österreich gegenüber die Verpflichtung übernommen, daß den Nordschleswigern die Abstimmung darüber, ob sie zu Dänemark oder zu Preußen gehören wollten, vorbehalten werden solle, und wurde durch ausdrücklichen Staatsvertrag von dieser Verpflichtung befreit. Die Sache selbst ist damit staatsrechtlich erledigt; niemand hat ein vertragsmäßiges Recht, sich um die dänischredenden Nordschleswiger — so wenig wie um die deutschredenden Balten — zu bekümmern, und diese selbst haben keine andern Rechte als jeder andre preußisch-deutsche Staatsbürger. Es springt jedoch in die Augen, daß gerade dieser letztere Punkt den ungeheuern Unterschied darstellt, der zwischen der Lage der Nordschleswiger und der Balten besteht. Erstere mögen sich in dem ihnen aufgezwungenen neuen Staatsverbande sehr unbehaglich fühlen, aber sie teilen alle Rechte, die ihre neuen Mitbürger genießen, und diese Rechte sind von der Art, daß jedenfalls von irgend einem Gewissenszwange oder einer gewaltsamen Verdrängung ihrer Sprache und Sitte nicht entfernt die Rede sein kann. Alle übrigen etwa in Betracht kommenden Punkte sind vollends derart, daß die Härte des gegen die Balten geübten Verfahrens in der auffälligsten Weise zu Tage tritt. Nie sind die Balten dem russischen Staatswesen feindlich gegenüber getreten, nie haben sie früher die gleiche Bedrückung geübt, von der sie jetzt betroffen werden; bis heute noch ist nicht die leiseste bewußte Idee einer Losreißung von Rußland in den Kopf eines Balten gekommen, und was die eingeborne lettische und esthnische Bevölkerung betrifft, so kann man wohl von einer früheren Herrschaft der Deutschen über sie, aber nicht von einer durch die letztern geübten, über die allgemeinen Rechtsbegriffe einer früheren Zeit hinausgehenden Unterdrückung reden. Diese „Herrschaft" mag oft drückend genug gewesen sein, wenn sie auch jedenfalls nicht härter (vielmehr wohl un-

zweifelhaft weit gelinder) war als diejenige, die im übrigen Rußland über die Leibeignen geübt wurde; von derartigen Rohheiten und Quälereien aber, wie sie zur Zeit der Dänenherrschaft in den deutschredenden Teilen Schleswigs ausgeübt worden sind, ist hier sicherlich niemals die Rede gewesen. Alles spricht also dafür, daß für die deutschen Balten weit mehr, mindestens aber dasselbe gelten müßte wie für die Dänen Nordschleswigs. Dennoch sind die letztern vollberechtigte Staatsbürger, die erstern teilen höchstens die allgemeinere Rechtlosigkeit der Bewohner des russischen Reiches; die Nordschleswiger durch Gesetze und Verwaltungsmaßregeln ihrer Sprache berauben zu wollen, fällt sicherlich auch dem leidenschaftlichsten Anhänger des Germanisirungsgrundsatzes nicht ein, in den russischen Ostseeprovinzen aber ist dieser Prozeß in vollem Gange; von einem eigentlichen, die Gewissen beschwerenden und auf Übertritte künstlich hinwirkenden religiösen Drucke ist selbst während des Kulturkampfes nirgends in Deutschland etwas zu verspüren gewesen, auch in vormals französischen oder polnischen Landesteilen nicht, die evangelische Kirche der Ostseeprovinzen aber steht gegenwärtig unter einer förmlichen Verfolgung und einem, kaum die Formen des Rechts beobachtenden, in nicht seltenen Fällen aber in den schamlosesten Gewaltthaten sich kundgebenden Unterdrückungs- und Beraubungsverfahren. Freilich, es ist niemand da, der eine staatsrechtliche Befugnis hätte, diese Beschwerden von außen her geltend zu machen, so wenig wie jemand staatsrechtlich einen Einspruch gegen die Austreibung deutscher Besitzer und Beamten erheben kann, die sich gegenwärtig in den östlichen Gouvernements vollzieht. Mögen die Russen immerhin erklären, der ungeheure wirtschaftliche Nachteil, den sie mit diesen Austreibungen ihrem eigenen Staatswesen zufügen, gehe nur sie etwas an; die Rohheit, mit der z. B. die Austreibung deutscher Bauern aus Volhynien bewerkstelligt worden ist, wird sich deshalb doch die öffentliche Be- und Verurteilung ebenso gut gefallen lassen müssen wie das Verfahren gegen Kirche und Schule in den baltischen Provinzen.

Es ist einem Volke im Interesse seines nationalen Staatswesens vieles gestattet, wenn nur dem allgemeinen Kulturfortschritt damit keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Aber — ganz davon zu schweigen, daß es mit der nationalen Geschlossenheit des russischen Staatswesens sehr zweifelhaft aussieht; man denke an die Kleinrussen, die zahlreichen finnischen und tatarischen Elemente, mit denen die Bevölkerung durchsetzt ist, und vor allem an die zwar verwandten, aber doch entschieden nicht russischen Polen, Litauer und Letten — kein Volk hat das Recht, dem Wahne seiner absoluten nationalen Eigenart und hierauf gebauten hochmütigen Voraussetzungen ein anderes Volkstum zum Opfer zu bringen, und alles, was einem Volkstum ernsthaft und bleibend zu Gute kommen soll, muß doch auch einen Gesichtspunkt entdecken lassen, von dem aus es der allgemeinen Kultur, dem Fortschritte des ganzen Menschengeschlechts dient. In dieser Hinsicht aber begegnen wir unter den Verfechtern einer rücksichtslosen

nationalrussischen Politik wohl allerhand Redensarten von der angeblichen Kulturbedeutung des russischen Gemeindeprinzips, von den Elementen einer frischeren und edleren Kultur, die im russischen Volkstum lägen, im Gegensatze zu der „faulen“ des europäischen Westens, von der elementaren Kraft, welche ein noch unberührter und unverdorbener Volksgeist aus sich zu entwickeln vermöge, u. s. w. am Ende auch von der besondern Befähigung zu volkstümlicher Wirksamkeit, welche der russisch-griechischen Kirche eigen sei (dieser in der weitgehendsten Weise von dem teils bis zur Unglaublichkeit äußerlichen, teils abscheulichen Sektirertum durchwühlten und mit einer Kirchendienerschaft ausgerüsteten Kirche, welche an sich, nach dem Urteile aller Kenner, in ihrer sittlichen und geistigen Nichtsnutzigkeit zu den schwersten inneren Gefahren Rußlands gehört). Über diese im allgemeinen noch etwas mehr als bloß verschwommenen Redensarten hinaus haben wir jedoch bis heute nichts gehört. Wir können nicht wissen, ob von allen diesen schönen Dingen jemals etwas Wirkliches sein wird, wie es die Verkünder derselben ebensowenig wissen; aber das unterliegt keinem Zweifel, daß unsre Kultur, die doch immerhin manches ausgerichtet und für Rußland selbst die vielbehauptete nationale Wiedergeburt erst ermöglicht hat, mit diesen Dingen nichts anzufangen weiß. Sogar das steht uns noch nicht völlig fest, ob sie etwas andres sind als der Ausdruck bitterer Verlegenheit darüber, daß alle gegenwärtigen Erscheinungen des russischen Volks- und Staatslebens so unerfreulicher, ja trostloser Art sind, und daß man, da sich doch den Leuten nicht gut geradezu sagen läßt: man thue nur in einer gewissen Verzweiflung alles, wovon sich irgend denken lasse, daß dabei irgend etwas für eine durchgehende Besserung der russischen Verhältnisse herauskommen könne, und kümmere sich bei der im Falle des Mißglückens doch hoffnungslosen Lage Rußlands sehr wenig darum, ob andre in ihrer Art brauchbare Elemente mit zu Grunde gingen, daß man, da eine solche offene Darlegung doch gar zu barbarisch erscheinen würde, eben nur nach Erdichtungen und nach hochtönenden Worten dafür sucht, um doch irgend etwas sagen zu können. Sei es aber auch anders und gebe es wirklich eine Grundlage für jene russischen Verhimmelungen eines jetzigen oder künftigen russischen Volkstums, so sind wir doch jedenfalls berechtigt zu sagen, daß man billigerweise niemand nötigen kann, an etwas noch völlig Unerprobtem und dabei seinem eignen Wesen so tief wie nur möglich Widerstreitendem teilzunehmen, oder ihm gar dies sein eignes Wesen zu opfern. Die Kultur des deutschen Bürgertums und des deutschen Adels in den russischen Ostseeprovinzen, unvollkommen und an manchen Schattenseiten leidend, wie dies bei allen menschlichen Dingen der Fall ist, ist doch unendlich viel höher als die russische; gerade in dem rohen Ankämpfen gegen sie liegt der deutlichste Beweis, daß es sich so verhält — das ungeheure Reich fürchtet den geistigen Einfluß, fürchtet die stille Propaganda dieser paarmalhunderttausend deutschen Edelleute und Bürger und glaubt seine ersehnte oder geträumte nationale Sonderkultur nicht durchsetzen

zu können, wenn es dieses kleine, spröde deutsche Element nicht zerstört. Denn daß die Kultur der Balten mit tausend Fäden am Deutschtum hängt und aus ihm ihre Lebenskraft saugt, braucht für jeden, der einen Blick auf baltische Verhältnisse geworfen hat, nicht erst bewiesen zu werden.

Also: das Recht, alle einheimischen Verhältnisse der eignen staatlichen und nationalen Entwicklung dienstbar zu machen, hat jeder moderne Staat, und braucht sich dabei durch frühere Zusagen oder früher erworbene Rechte eines Bruchteils von Staatsangehörigen nicht beirren zu lassen. Aber er muß auch wirklich etwas bieten können — er darf seinen Angehörigen nichts nehmen, wofür er ihnen keinen Ersatz zu bieten vermag, und darf sie nicht in eine Richtung hineinzwingen wollen, an der nur eins sicher wäre, nämlich daß alle Grundlagen der bisherigen Kultur zerstört werden würden. Geschieht dies unter Umständen, wobei die Unterdrückung des Bruchteils zugleich als Aufhebung der Gewissens- und Religionsfreiheit und als grobe Vergewaltigung von Gemeinderechten und Gemeindeeigentum auftritt, so wird das Verfahren zur Barbarei. Möge es immerhin wahr sein, daß niemand das Recht hat, sich in die Art zu mischen, wie Rußland mit seinen deutschen Ostseeprovinzen und mit den verbrieften Rechten derselben umspringt: uns wird man die Berechtigung nicht absprechen können, diese russische Politik nicht nur als eine grenzenlos thörichte zu kennzeichnen, als eine Politik, die sich ohne Zweifel am russischen Volkskörper selbst bald furchtbar rächen wird, sondern auch als eine solche, die eines zivilisirten Staates unwürdig ist und durch die das wahre Wesen der angeblich sich ausbildenden besondern russischen Kultur in einer Weise enthüllt wird, die dieser „Kultur" das denkbar schärfste Urteil spricht.



Zweikampf und Strafgesetz.

Für Juristen und Nichtjuristen.



Schon wiederholt sind in Parlament und Presse Stimmen laut geworden, welche die Aufhebung der den Zweikampf betreffenden Strafbestimmungen (§§ 201 bis 210 des Reichsstrafgesetzbuches) und die Ausdehnung der gesetzlichen Bestimmungen über die „Verbrechen und Vergehen wider das Leben" und über die „Körperverletzung" (§§ 211 bis 233 des Reichsstrafgesetzbuches) auf die im Zweikampf begangenen Verletzungen verlangten. So lange es sich nur um Kund-

gebungen von Heißspornen handelt, welche mit einer solchen Maßregel nicht ein Gebot der Gerechtigkeit erfüllen, sondern lediglich eine Verschärfung der den Duellanten drohenden Strafe herbeiführen wollen, um auf diese Weise durch Abschreckung eine Abnahme der Duelle zu erreichen, haben solche Stimmen keinen Wert. Denn erstens ist die Anschauung überwunden, die im Strafgesetz nicht ein Mittel gerechter Vergeltung, sondern nur ein Mittel der Abschreckung sieht, die Anschauung, welche den Verbrecher nur gestraft wissen will, ne peccetur und nicht quia peccatum est. Und zweitens beweist die Geschichte, daß eine Verschärfung der Duellgesetze immer nur zur Verheimlichung der Duelle führt und deshalb die Gefahr der Ausartung derselben in sich birgt.

Vor kurzem aber ist ein Mann aufgetreten, der in der Beseitigung des den Zweikampf betreffenden Abschnittes des Reichsstrafgesetzbuches nicht sowohl eine Verschärfung des Gesetzes, als vielmehr eine Erweiterung desselben zu Gunsten des sittlich höher stehenden und zu Ungunsten des sittlich tiefer stehenden Duellanten erblickt. Es ist dies Herr Major a. D. Hilber, der in seiner Flugschrift: Das Duell und die Offiziere das Vorhandensein irgend eines aus der rechtlichen Natur des Zweikampfes oder aus Billigkeitsrücksichten hergeleiteten Grundes für eine besondre Behandlung des Zweikampfes durch das Strafgesetz leugnet. Für ihn, als Nichtjuristen, war es natürlicherweise ein Wagnis, sich auf eine nähere juristische Ausführung dieser Ansichten einzulassen, und wir müssen dieses Wagnis denn auch für derart gescheitert erachten, daß eine Kritik jener Ausführungen für jeden überflüssig ist, der im Reichsstrafgesetzbuch Bescheid weiß. Dennoch halten wir es für angemessen, dem neuen Gesichtspunkte, von dem Herr Major a. D. Hilber ausgeht, neue Einwendungen entgegenzustellen, und anstatt, wie es bisher nur geschehen ist, jene strafrechtspolitischen Gründe zu prüfen, die Frage zu erörtern, ob die rechtliche Natur des Zweikampfes nach heutigem Recht oder Billigkeitsgründe die Aufhebung der Duellparagraphen rechtfertigen würden.

Die rechtliche Natur einer strafbaren Handlung ist entscheidend für den Platz, der ihr im System gebührt. Das entscheidende Merkmal für die rechtliche Natur ist das angegriffene Objekt. Darnach teilt man die Verbrechen*) ein in solche gegen den Staat, solche gegen die Person, solche gegen das Vermögen u. s. w. Nicht immer ist es leicht, das angegriffene Objekt zu erkennen, und so ist es gekommen, daß verschiedne Verbrechen von einigen Gesetzbüchern in diese Klassen eingereiht sind, von andern in jene. Zu diesen Verbrechen gehört der Zweikampf; bald ist er als unerlaubte Selbsthilfe, d. i. als Verbrechen gegen den Staat, bald als versuchte oder vollendete Tötung, d. i. als Verbrechen gegen die Person, aufgefaßt worden. Das Reichsstrafgesetzbuch hat

*) Unter Verbrechen ist in diesem Aufsatz stets das Verbrechen im weitern Sinne zu verstehen, d. h. Verbrechen gleichbedeutend mit strafbarer Handlung.

die einzelnen Arten strafbarer Handlungen nicht in derartige Klassen zusammengefaßt. Seine materiellen Bestimmungen allein können uns daher Aufschluß darüber geben, zu welchen von jenen Klassen nach geltendem Rechte der Zweikampf gerechnet werden muß.

Man könnte hier entgegenhalten, daß, indem das Gesetz dem Zweikampf seine Stellung zwischen der Beleidigung und den Verbrechen und Vergehen wider das Leben anweist, es mittelbar die Person als Angriffsobjekt bezeichne. Allein dies ist nicht richtig. Wie die Motive des preußischen Strafgesetzbuches, dem das Reichsstrafgesetzbuch gefolgt ist, angeben, ist man zur Einfügung des Zweikampfes hinter die „Beleidigung" lediglich durch die Erwägung veranlaßt worden, daß die Hauptbedeutung des Duells in seinem Zwecke, die gekränkte Ehre herzustellen, liege. Hier ist ein doppelter Fehler begangen worden. Erstens nämlich hat man nur den Zweck der einen der beiden gleichbedeutenden Parteien im Zweikampfe, nämlich den des Forderers, berücksichtigt. Sodann hat man den Nachdruck auf einen Umstand gelegt, der bei der Einordnung der strafbaren Handlungen überhaupt nicht in Betracht kommen darf. Wäre der Zweck eines Verbrechens für seine rechtliche Natur maßgebend, so müßte man den Raubmord zu den Eigentums-, den politischen Mord zu den Staats- und den Lustmord zu den Fleischesverbrechen zählen. Die vom Reichsstrafgesetzbuch beliebte Einfügung des Zweikampfes zwischen Verbrechen gegen die Person beruht also auf falscher Grundlage und bietet für unsre Untersuchungen keinen Anhalt.

Was ist nun aus den materiellen Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches herauszulesen? § 205*) stellt den Zweikampf schlechthin unter Strafe ohne Rücksicht darauf, ob dabei etwas herauskommt oder nicht. Legt es somit kein Gewicht darauf, ob einer der Duellanten verletzt wird — nur für Tötung hat es eine besondre Bestimmung —, so kann es auch füglich kein Gewicht darauf legen, ob auf seiten der Parteien auch nur die Absicht vorliegt, den Gegner zu verletzen. Aber, könnte man sagen, wer diese Absicht beim Duell nicht hat, der kämpft auch keinen Zweikampf; schießt jemand im Duell absichtlich vorbei, so kann § 205 auf ihn keine Anwendung finden. Dieser Ansicht gegenüber weisen wir auf § 201**) hin, welcher schon die Herausforderung zum Zweikampf und deren Annahme mit Strafe bedroht. Ist kein Zweikampf bei derjenigen Partei vorhanden, welche den Gegner schont, so ist doch auch keine Herausforderung und keine Annahme bei derjenigen Partei vorhanden, welche den Gegner zu schonen beabsichtigt. Soll etwa § 201 auf denjenigen keine Anwendung finden,

*) § 205 lautet: „Der Zweikampf wird mit Festungshaft von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft."

**) § 201 lautet: „Die Herausforderung zum Zweikampf mit tötlichen Waffen, sowie die Annahme einer solchen Herausforderung wird mit Festungshaft bis zu sechs Monaten bestraft."

welcher mit der Herausforderung oder Annahme nur dem herkömmlichen Befehl seiner Standesgenossen Folge leisten und sich vor dem Vorwurf der Feigheit schützen will? Diese Folgerung hat doch gewiß nicht in den Absichten des Gesetzgebers gelegen.

Mithin ist die Absicht, den Gegner zu verletzen, für die Beurteilung der Schuldfrage unerheblich. Der Zweikampf ist daher kein Verbrechen gegen die Person.

Eine zweite Erwägung führt uns nicht nur zu diesem negativen Satze, sondern zugleich zu einem positiven Ergebnis. Kartellträger werden nach § 203*) des Reichsstrafgesetzbuches bestraft, dagegen Sekundanten und zum Zweikampf zugezogene Zeugen, zu denen der Unparteiische zu rechnen ist, nach § 209**) nicht. Unzweifelhaft sind die Sekundanten und der Unparteiische in höherem Grade als Teilnehmer bei dem Akt des wechselseitigen Angriffs der Parteien auf einander, d. i. bei der gegen die Person gerichteten Thätigkeit derselben, zu betrachten, als die Kartellträger, die bei dem Ausfechten der Forderung gar nicht zugegen zu sein brauchen. Warum gehen nun jene straflos aus, während diese bestraft werden? Der Grund kann nur darin liegen, daß nicht die gegen einander gerichteten Handlungen der Parteien, sondern die durch die Vorbereitungshandlungen verabredete, von beiden Parteien gemeinsam unternommene Ausschließung der über Leben und Tod allein zuständigen Staatsgewalt das Strafbare am Zweikampf ist; d. h. der Zweikampf ist kein Verbrechen gegen die Person, sondern ein solches gegen den Staat. Den Heroismus, durch Schonung des Gegners die eigne Lebensgefahr im Zweikampf zu erhöhen, verlangt das Gesetz von niemand, wohl aber verlangt es Achtung vor der Staatsgewalt. An der Ausschließung der letzteren haben die Sekundanten und die Zeugen keinen Anteil. Sie ersetzen im Gegenteil in gewisser Hinsicht die Staatsgewalt, indem sie dafür sorgen, daß sich der Zweikampf wenigstens innerhalb der herkömmlichen oder vereinbarten Regeln vollziehe. So liegt in ihrem Vorrecht der Straflosigkeit nicht mehr als eine logische Folgerung.

An dem nunmehr gewonnenen Ergebnis kann auch der Umstand nichts ändern, daß § 206***) dem, der seinen Gegner im Zweikampf tötet, eine weit höhere Strafe androht, als § 205 für den Zweikampf schlechthin festsetzt. Auf

*) § 203 lautet: „Diejenigen, welche den Auftrag zu einer Herausforderung übernehmen und ausrichten (Kartellträger), werden mit Festungshaft bis zu sechs Monaten bestraft."

**) § 209 lautet: „Kartellträger, welche ernstlich bemüht gewesen sind, den Zweikampf zu verhindern, Sekundanten, sowie zum Zweikampf zugezogene Zeugen, Ärzte und Wundärzte sind straflos."

***) § 206 lautet: „Wer seinen Gegner im Zweikampf tötet, wird mit Festungshaft nicht unter zwei Jahren, und wenn der Zweikampf ein solcher war, welcher den Tod des einen herbeiführen sollte, mit Festungshaft nicht unter drei Jahren bestraft." Die höchste Strafe beträgt in diesen Fällen nach § 17 fünfzehn Jahre.

den ersten Anblick scheint es allerdings, als ob hier in der Tötung im Zweikampf ein besondres Verbrechen gegen die Person dem Zweikampf gegenübergestellt würde. Allein der Gesetzgeber drückt sich nur ungenau aus. § 206 will nichts weiter, als eine schwerere Form des Zweikampfes aufstellen; er richtet sich nicht gegen die Tötung im Zweikampf, sondern gegen den Zweikampf mit tötlichem Erfolge. Weil bei einem solchen die Ausschließung der Staatsgewalt ganz besonders schlimme Früchte gezeitigt hat, deshalb muß er auch eine schwerere Strafe nach sich ziehen. Ja wenn der Getötete noch bestraft werden könnte, so müßte folgerichtig auch ihn die schwerere Strafe treffen, da sein Verbrechen dasselbe ist, wie das des Töters: Zweikampf mit tötlichem Erfolge. Hier wird es auch klar, wodurch der Gesetzgeber zu der ungenauen Fassung des § 206 verleitet worden ist. Wegen Zweikampfes mit tötlichem Erfolge kann eben nur der bestraft werden, der seinen Gegner im Zweikampfe getötet hat. Eine Erstreckung der Straferhöhung auf den Mitthäter des Verbrechens wäre ebenso ein Schlag in die Luft, wie etwa eine Strafandrohung auf Selbstmord.

Die Richtigkeit dieser Auffassung des § 206 ergiebt sich schlagend bei Anwendung desselben zur Entscheidung der Frage, ob ein Versuch aus diesem Paragraphen möglich ist. Diese Frage zu verneinen haben diejenigen keinen Grund, welche die Tötung im Zweikampfe nicht als erschwerten Zweikampf, sondern als ein selbständiges Verbrechen betrachten; und bejaht der Richter die Frage, so muß er sich für berechtigt halten, auf Grund des § 44*) denjenigen Duellanten, welcher versucht hat, den Gegner im Zweikampf zu töten, mit einer weit über die Grenze des § 205 hinausgehenden Strafe zu belegen. Daß diese Folgerung völlig der Absicht des Gesetzgebers widerspricht, liegt auf der Hand, ist wohl auch allgemein anerkannt. Wer dagegen in dem Thatbestande des § 206 nicht ein neues Verbrechen, sondern nur eine schwerere Form des bereits im § 205 behandelten Verbrechens erblickt, gelangt zu einer den Absichten des Gesetzgebers entsprechenden Handhabung des Gesetzes. Nach dieser Auffassung stellt sich die Tötung im Zweikampf nicht als Verbrechen, sondern nur als strafschärfender Umstand dar. Die Folge ist, daß der oben als für den Zweikampf giltig erwiesene Satz von der Straflosigkeit der Angriffe der Parteien gegen einander und der durch diese Angriffe herbeigeführten Verletzungen, auch auf die Tötung im Zweikampf erstreckt werden muß; und was für die Tötung selbst gilt, kann für den Versuch derselben nicht ausgeschlossen sein. Es ist

*) § 44 lautet: „Das versuchte Verbrechen oder Vergehen ist milder zu bestrafen als das vollendete. Ist das vollendete Verbrechen mit dem Tode oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht, so ... Ist das vollendete Verbrechen mit lebenslänglicher Festungshaft bedroht, so ... In den übrigen Fällen kann die Strafe bis auf ein Viertel des Mindestbetrages der auf das vollendete Verbrechen oder Vergehen angedrohten Freiheits- oder Geldstrafe ermäßigt werden." Darnach würde also die auf Versuch aus § 206 angedrohte Strafe sechs Monate bis fünfzehn Jahre weniger einen Tag betragen.

klar, daß der Versuch, durch ein Verbrechen einen an sich nicht strafbaren, sondern nur bei seinem Eintritt infolge des Verbrechens strafschärfender Erfolg zu erzielen, nicht an sich bestraft werden kann, sondern seine Strafe in der Strafe für jenes Verbrechen finden muß, welches den Erfolg nach sich ziehen sollte. Man braucht also nur im Auge zu behalten, daß jede im Zweikampf gegen den Gegner gerichtete Handlung straflos ist, um zu erkennen, daß, wer in § 206 nur eine schwerere Form des bereits im § 205 bezeichneten Verbrechens sieht, denjenigen, welcher seinen Gegner im Zweikampfe zu töten sucht, nicht wegen Versuchs aus § 206, sondern nur wegen vollendeten Verbrechens aus § 205 bestrafen kann.

Wir fassen zusammen: Der Zweikampf ist kein Verbrechen gegen die Person, sondern ein Verbrechen gegen den Staat; strafbar sind nicht die Angriffe der Parteien aufeinander und die durch diese Angriffe erfolgten Verletzungen, sondern die Ausschließung der Staatsgewalt aus einem Gebiet, auf dem sie allein zuständig ist. Haben nun diejenigen Recht, welche die Behandlung des Zweikampfes durch das Reichsstrafgesetzbuch in einem besondern Abschnitt als jeglicher rechtlichen Begründung entbehrend bezeichnen? Ist es richtig, daß die in diesem Abschnitt unter Strafe gestellten Handlungen auch nach andern Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches abgeurteilt werden könnten? Nein, gerade das Gegenteil ist der Fall. Die in dem in Rede stehenden Abschnitte aufgeführten Staatsverbrechen würden nach Aufhebung desselben straffrei sein, während die in jenen Handlungen enthaltenen, nach geltendem Rechte straffreien, gegen die Person gerichteten Thätigkeiten anderweitigen Strafbestimmungen unterliegen, mithin strafbar sein würden. Das Durchbrechen der Rechte der Staatsgewalten wäre gestattet, und nur gewisse mögliche Erfolge dieses Durchbruches wären verboten! Man wird zugeben müssen: Die rechtliche Natur des Zweikampfes erheischt auf das gebieterischste die Behandlung desselben als eines besondern Verbrechens.

Aber schon wiederholt — sagt man — ist aus Billigkeitsgründen von der strengen juristischen Folgerung abgewichen worden. Billigkeitsgründe erfordern die Aufhebung der Duellparagraphen. Zwischen einem Mörder und dem, welcher in leichtfertiger Weise ein Duell heraufbeschwört und dann seinen unschuldigen, friedliebenden Gegner tötet, besteht kein Unterschied der Strafwürdigkeit. Ebensowenig besteht ein Unterschied der Straflosigkeit zwischen dem, welcher einen rohen, ihn mit dem Knotenstock überfallenden Gesellen niederschlägt, und demjenigen, welcher sein durch ein leichtfertiges Duell angegriffenes Leben dadurch verteidigt, daß er seinen Gegner tötet. Wenn der Mörder mit dem Tode bestraft wird, warum nicht auch jener leichtfertige Duellant? Wenn jener Überfallene wegen Notwehr freigesprochen wird, warum nicht auch jener schuldlose Duellant?*)

Wer so spricht, hat einen wenig geläuterten Gerechtigkeitssinn. Nicht nur die strengen Regeln des Zweikampfes, sondern vor allem die vor einem solchen

*) Ich habe mich hier möglichst eng an den Gedankengang und den Wortlaut einer von einem Gegner meiner Anschauungen gemachten Ausführung angeschlossen.

von den Parteien einander stillschweigend gewährte Einwilligung, daß innerhalb der hergebrachten und der für den bestimmten Fall vereinbarten Regeln jeder den andern verletzen darf, begründen den himmelweiten Unterschied zwischen der Strafbarkeit einer im Zweikampf und einer bei andrer Gelegenheit einem Menschen beigebrachten Verletzung. Der rohe Geselle, welcher einen harmlosen Wanderer mit dem Knotenstocke überfällt, hat diesen nicht vorher gefragt, ob er mit dem Überfall einverstanden sei; er hat ihm auch nicht zur Gegenwehr einen gleichen Knotenstock in die Hand gedrückt; er hat auch keinen Unparteiischen bestellt, welcher dafür sorgen soll, daß Licht und Sonne gleich verteilt sind. Der Duellant dagegen, welcher seinen schuldlosen, friedliebenden Gegner im Zweikampf tötet, hätte diesem kein Haar gekrümmt, wenn er nicht eingewilligt und wenn nicht zuvor ein von beiden Teilen gleich anerkannter Ehrenmann für gleiche Waffen und gleiche Verteilung aller Vorteile und Nachteile gesorgt hätte. Unter Berücksichtigung dieser Umstände wird man selbst für die schwersten Fälle der „Tötung im Zweikampf" eine weit mildere Strafe, als sie dem gemeinen Mörder gebührt, für gerecht anerkennen müssen. Daß andrerseits auch derjenige, welcher zum Zweikampf ohne Verschulden gedrängt worden ist, Strafe verdient, weil er sich gegen die öffentliche Ordnung vergangen hat, daß mithin seine Freisprechung gänzlich ungerechtfertigt wäre, geht aus dem oben gesagten hervor.

Die Folgen einer Aufhebung der Duellparagraphen würden aber auch ganz andre sein, als die Vorkämpfer einer solchen Maßregel glauben. Würde den im Zweikampfe enthaltenen, gegen Leib oder Leben gerichteten Handlungen der Schutz jener Paragraphen entzogen, so würde sich der Richter genötigt sehen, sie nach den Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches über die Verbrechen gegen Leib und Leben (sechzehnter und siebzehnter Abschnitt) zu beurteilen. Dann würde er aber nur in den seltensten, und zwar keineswegs gerade in den schwersten Fällen zu einer Verurteilung kommen, da beiden Parteien fast immer der Notwehrparagraph*) zur Seite stünde.

Angriffe gegen Leib oder Leben eines Menschen sind rechtswidrig ohne Rücksicht darauf, ob sie von einem leichtfertigen oder von einem friedliebenden Menschen ausgehen, und bleiben es auch dem gegenüber, der auf die Unverletzlichkeit der eignen Person verzichtet. Denn das Gesetz erkennt einen solchen Verzicht so wenig an, daß es sogar das „ausdrückliche und ernste Verlangen" eines Menschen, getötet zu werden, nicht als Strafausschließungsgrund für denjenigen gelten läßt, welcher diesem Verlangen nachkommt (§ 216). Sobald ein Duellant die Pistole zum Schuß gegen seinen Gegner erhebt, oder sobald der

*) Die beiden ersten Absätze des § 53 lauten: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung durch Notwehr geboten war. Notwehr ist diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem andern abzuwenden."

Unparteiische das Zeichen zur Eröffnung des Zweikampfes gegeben hat — aber auch keinen Augenblick früher —, wird ferner der Angriff gegenwärtig. Von diesem Augenblicke an wird schließlich die Verletzung des angreifenden Gegners zur Verteidigung erforderlich, sei es auch, falls dem Angegriffenen zu diesem Zeitpunkte die Verletzung nach den Regeln des Zweikampfes nicht erlaubt ist, durch Übertretung derselben; denn eine andre erfolgreiche Verteidigung, als die Verletzung des Gegners, etwa der Rücktritt vom Zweikampf, ist nun nicht mehr möglich. Sämtliche Erfordernisse des § 53 sind somit von jenem Augenblicke an erfüllt.

Dies führt zu folgenden Ungeheuerlichkeiten:

1. Bei solchen Zweikämpfen, deren vereinbarte oder herkömmliche Regeln Gleichzeitigkeit der Angriffe beider Parteien vorschreiben, also namentlich bei allen Duellen mit der blanken Waffe, müssen die innerhalb jener Regeln erfolgten oder versuchten Verletzungen des Gegners, als durch Notwehr geboten, straffrei bleiben. Bei dieser Art von Duellen machen sich die Thäter also nur dann strafbar, wenn sie durch Übertretung der Regeln eine Verletzung des Gegners herbeiführen, denn da ihnen jene Regeln genügende Verteidigungsmittel an die Hand geben, so ist eine Übertretung derselben zur Verteidigung nicht erforderlich.

2. Bei solchen Zweikämpfen, in denen eine Abwechselung des Zweikampfes vorgeschrieben ist, also bei gewissen Arten von Pistolenduellen, wird die durch Gebrauch der herkömmlichen oder verabredeten Rechte des Duellanten herbeigeführte Verletzung des Gegners nach der ganzen Schwere des Gesetzes bestraft, da im Augenblicke der Herbeiführung der Verletzung nicht mit einem gegenwärtigen, sondern nur mit einem zukünftigen Angriffe des Gegners zu rechnen, daher überdies eine Verteidigung zur Abwendung desselben noch nicht erforderlich, vielmehr nur wünschenswert war. Wird dagegen von der einen Partei eine Verletzung der andern zu einem Zeitpunkte, zu welchem die letztere an der Reihe des Angriffs war, bewirkt, also mittels einer Übertretung der Zweikampfsregeln, so bleibt diese Verletzung straffrei, da sie zur Abwendung eines gegenwärtigen rechtswidrigen Angriffes, gegen welchen jene Regeln keine Verteidigung gewährten, erforderlich war.

Aus dem Gesagten wird ersichtlich, daß eine Aufhebung der Duellparagraphen keineswegs die Folge haben würde, daß der leichtfertige Duellant als Mörder oder dergleichen bestraft und der schuldlose, friedliebende wegen Notwehr freigesprochen werden würde. Sie würde vielmehr in manchen Fällen nur zur Bevorrechtung der Feigen und zur Ächtung der Ehrenhaften, in andern zur völligen Machtlosigkeit des Gesetzes den Duellanten gegenüber führen. Billigkeitsgründe erheischen daher ebenso dringend eine gesonderte gesetzliche Behandlung des Zweikampfes, wie seine rechtliche Natur.

Das Ergebnis unsrer Untersuchungen ist, daß der Zweikampf sich als besondres Verbrechen erweist, welches nach seinem besondern Maßstabe gemessen

sein will. Das Verfahren des Reichsstrafgesetzbuches, ihn in einem eignen Abschnitte zu behandeln, ist daher durchaus gerechtfertigt. Damit ist freilich noch nicht erwiesen, ob die einzelnen Bestimmungen desselben nicht verbesserungsfähig sind. Wir geben die Verbesserungsfähigkeit derselben, wenn auch im wesentlichen nur in Bezug auf die Strafandrohungen, zu, müssen aber bestreiten, daß ein dringendes Bedürfnis für Verbesserungen vorliege. Immer aber müßten bei Veränderungen des Gesetzes die Grundsätze desselben festgehalten werden, daß der Zweikampf kein Verbrechen gegen die Person, sondern ein Verbrechen gegen den Staat, daß strafbar nicht der einzelne Angriff jedes Duellanten gegen den andern ist, sondern allein ihr gemeinsamer Angriff gegen die Staatsgewalt.

Berlin. Heinrich Freih. von Zedlitz.



Goethes Frau.



Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt das Charakterbild von Goethes Frau in der deutschen Literaturgeschichte. Nur daß die Partei der Mißgünstigen erheblich überwiegt. Neuerdings mehren sich aber doch die Stimmen, welche verlangen, daß ein nun bald hundertjähriges Unrecht an dieser Frau wieder gut gemacht werde. Im Frühjahre 1888 sind hundert Jahre verflossen, seitdem der große Goethe seine „kleine Freundin“ fand, und seit diesen hundert Jahren ist dieses Wesen von Berufenen und Unberufenen, von Frommen und Weltkindern, von Männern und Frauen mit Vorwürfen und Verleumdungen überschüttet worden, so überschüttet worden, daß es schwere Mühe kostet, die Arme unter diesem Berge wieder herauszugraben. Der erste, der sich dieser Mühe in neuerer Zeit unterzog, war ein baierischer Gymnasiallehrer J. Herzfelder, der eine kleine Monographie veröffentlicht hat: Christiane Vulpius. Eine Studie zu Goethes Leben. (München, M. Rieger, 1884.) Er hat im Anschluß an die von Riemer und Keil eingenommene Stellung zum erstenmale das Thema monographisch behandelt und alle einschlägigen Beweisstellen mit großem Fleiße gesammelt. So groß dies Verdienst ist, so ist es doch von noch größerem Werte, daß sich neuerdings gerade Frauen ihrer vielverleumdeten Schwester angenommen haben: so geschah dies im vorigen Jahre durch die bekannte Romanschriftstellerin Emma Brauns in einer Reihe von Aufsätzen „Christiane von Goethe“ in der „Saale-Zeitung“ (Nr. 108 bis 115). Auch die neueste Publikation über diesen Gegenstand dürfte, obwohl der Herausgeber nicht genannt ist, von einer Frau herrühren. Die mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitete,

prächtig ausgestattete Schrift hat den Titel: Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nikolaus Meyers und Porträts. Straßburg, Karl J. Trübner, 1887. (41 Seiten Text in Quart auf Büttenpapier nebst 8 Blatt Facsimiles.)

„Briefe von Goethes Frau" — so lautet der Titel. Damit ist schon von vornherein Stellung genommen gegen die allgemein übliche Redeweise von einer „Christiane Vulpius." Diese Redewendung nimmt dieser Frau ein Recht weg, das sie durch jahrelange Prüfungen und Duldungen sich ehrlich erworben hat: das Ehrenrecht, den Ehrennamen „Christiane von Goethe" zu führen. Daß sie sich dieses Namens würdig bewiesen hat, diesem Nachweis ist auch diese neue Publikation gewidmet. Die Einleitung spricht zunächst von den Briefen und von ihrer Verfasserin. Die „freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer" sind schon im Jahre 1856 bei Hartung in Leipzig herausgegeben worden, aber, was bei der schlechten Kalligraphie und Orthographie der Verfasserin zu entschuldigen ist, ungenau, mit vielen Lesefehlern. Die beigegebenen Facsimiles zeigen allerdings eine sehr schlechte Hand und eine äußerst mangelhafte Rechtschreibung. Aber mit Recht macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß sehr bedeutende Persönlichkeiten der damaligen Zeit nicht viel besser schrieben: z. B. Blücher und Goethes eigne Mutter, die „Frau Rat." Man kann also nicht ohne weiteres sagen, schon in der Form zeige sich Christiane als ein „bloßes Naturkind" ohne geistige Bildung. Aber auch der Inhalt zeigt uns die Verfasserin nicht als eine ungebildete Person. Zwar finden wir keine geistreichen Wendungen, keine witzigen Pointen, aber neben allerlei hausbackenen Mitteilungen finden wir doch viele Nachrichten über literarische Vorgänge und Zustände, über das Kommen und Gehen berühmter Persönlichkeiten. In demselben Briefe, in dem sie um „fünfzig Pfund Butter" bittet, meldet sie auch die Aufführung der Jungfrau von Orleans und der Natürlichen Tochter; in demselben Briefe, in dem sie für „die schönen Fische" dankt, meldet sie die Ankunft der Frau von Staël; sie spricht viel von ihrer Tanzlust, aber sie meldet auch, daß Goethe den Götz für das Theater umarbeitet, daß die Vorlesungen von Gall beginnen und daß ein neues Stück von Schiller einstudirt wird. Wir erhalten aus den Briefen den Eindruck harmloser Gutmütigkeit, naiver Empfänglichkeit, treuer Anhänglichkeit, sorgsamer Hausfräulichkeit. Rührend ist die dankbare Anhänglichkeit an den Adressaten, Nikolaus Meyer. Dieser hatte den Winter 1799 bis 1800 in Goethes Hause zugebracht; die vergleichende Anatomie war das Band zwischen dem jungen Mediziner und Goethe. Die Mitteilungen über diesen Mann, welche zum Teil aus persönlichen Quellen geflossen sind — die Publikation ist der Tochter desselben gewidmet —, lassen ihn als einen liebenswürdigen und ideal gerichteten Menschen erkennen, der aus persönlichem Umgange die Vielverkannte ihrem wahren Werte nach schätzen lernte und dem sie daher in allen Dingen offenes Vertrauen schenkte, dessen Freund-

schaft ihr inmitten der vielen Anfeindungen und Anfechtungen ein Trost war. Daß diese Anfeindungen unverdient waren, wird nun immer mehr erkannt und anerkannt werden. Goethe hätte dieses Wesen nie zu seiner Frau erhoben, wenn sie es nicht verdient hätte; sie verdiente es durch ihre treue Sorge um ihn, für dessen leibliches und geistiges Wohl sie unermüdlich thätig war. Auch für sein geistiges Wohl: ihre harmonische Natur schuf ihm eine angenehme Atmosphäre im Hause; sie trug seine Launen und heiterte ihn auf. So schreibt sie am 21. April 1802: „Ich lebe wegen des Geheime Rats sehr in Sorge, er ist manchmal sehr Hypochonder, und ich stehe viel aus; weil es aber Krankheit, so thue ich alles gern." Sie konnte das nur, weil sie neben den schönen Eigenschaften ihres Herzens auch „vielen natürlichen Verstand" besaß, wie Meyer von ihr rühmt. Die Frau Rat nannte sie ihre „liebe Tochter"; alle, welche sie persönlich kannten, loben sie in jeder Hinsicht; nur diejenigen, welche sie nicht kennen und welche sie beneiden, klagen sie an und verleumden sie. Am wenigsten schön hat sich Frau von Stein in diesem Punkte benommen: wäre ihre Freundschaft für Goethe weniger selbstsüchtig gewesen, so hätte sie ganz anders gehandelt; sie hätte als erfahrene Frau Goethes Verhalten verstehen und billigen sollen — dann hätte sie sich wahrhaft als seiner Freundschaft würdig bewiesen. Goethe aber hat sich auch in diesem Punkte als der große „Lebenskünstler" bewiesen, als der er sich immer zeigte. Er verschaffte sich die Annehmlichkeiten eines häuslichen Lebens, ohne die vielen lästigen Pflichten einer „fatalen Ehe" — wie seine Mutter sagte — auf sich nehmen zu müssen, welche ihn in seinem Schaffen gehindert hätten. Daß er das weibliche Wesen, das ihm in uneigennütziger Hingebung jene angenehme Situation schuf, dann nach achtzehn Jahren zu seiner Frau erhob, zeigt, daß er bei der Wahl seiner „Hausfreundin" ein glückliches Auge bewies.

An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Aber freilich: er brachte dies „Perlchen" auf illegitimem Wege in seinen Besitz, und die Sittenrichter alter und neuer Zeit haben denn auch tausendfach die „Unsittlichkeit" des Mannes herausgestrichen, dessen geistige Größe sie nicht leugnen konnten, auch wenn sie ihnen unsympathisch und unfaßbar blieb. Über diese „Unsittlichkeit" nur so vieles. Es ist allgemein bekannt, daß das vorige Jahrhundert in diesen Dingen viel weitherzigere Anschauungen hatte, als die Zeit nach den Befreiungskriegen; Riemer sagt mit Recht: „Keine Zeit begreift die frühere, noch will sie als eine andre gelten lassen; und doch besteht in dieser verschiednen Möglichkeit des Verschiedenen alles Leben und Dasein, die Welt selbst." Wir sollen also nicht den Maßstab unsrer Zeit auf jene Zeit übertragen; wohl aber können wir Goethes Verhalten messend vergleichen mit dem Verhalten seiner Zeitgenossen. Und da sei doch daran erinnert, daß solche

Verhältnisse damals nichts besonders Anstößiges waren; so hatte z. B. Lichtenberg in Göttingen ein Blumenmädchen vom Lande in sein Haus aufgenommen. Vor allem aber sei daran erinnert, daß doch auch Hamann in einer solchen „Gewissensehe" gelebt hat; nur daß Hamann, einer der Erneuerer des religiösen Lebens in Deutschland und noch jetzt eine Leuchte der evangelischen Frömmigkeit, dasjenige nicht für notwendig gehalten hat, was Goethe that — die „Hausfreundin" zur gesetzlich anerkannten Hausfrau zu machen. Wenn nun der fromme Hamann so handelte, ohne den Ruhm seiner Frömmigkeit bis auf den heutigen Tag zu verlieren, so darf doch das „Weltkind" Goethe auf dieselbe Billigkeit Anspruch erheben, die er doch aus dem genannten Grunde noch viel mehr verdient als Hamann. Auch denke man an die Zeit, in welcher Goethe seine Christiane fand; es war, wie der Herausgeber des Briefwechsels mit Recht betont, die Zeit der Rückkehr aus Italien: „In dem wundervollen Lande, wo einerseits vom großen alten Heidentum und anderseits von ungebrochener Menschlichkeit ein kräftiger Zug durch Kunst und Leben geht, entwickelte sich in ihm mächtig der bis dahin unklare Hang zu einem freien, naturgemäßen Dasein." Und Goethe selbst erzählt: „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung." In diesem Zustande brachte ihm sein Glücksstern jene „herrliche Mädchengestalt" entgegen, von der er selbst sagt:

Lange sucht' ich ein Weib mir, ich suchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.

Aber wenn man auch geneigt ist, Goethe selbst loszusprechen und seine Handlungsweise wenigstens nach dem bekannten Satze zu entschuldigen: tout comprendre est tout pardonner, so bleibt doch in den meisten noch die Neigung übrig, Christiane selbst vom Standpunkte der Sittlichkeit aus zu verwerfen. Besonders Frauen sind mit dem Verwerfungsurteil rasch bei der Hand. Hierüber findet sich in der Einleitung zu der neuen Publikation die bemerkenswerte Stelle: „Was den sittlichen Standpunkt der Weimarer Gesellschaft betrifft, so scheint er ein etwas verschwommener gewesen zu sein. Das Verhältnis der Frau von Stein zu Goethe beunruhigte die Gesellschaft in keiner Weise. Dieses Verhältnis wurde aber von den Mitlebenden weit mehr für ein Liebesverhältnis gehalten als jetzt. Als sich Goethe Christianen zuwendete, wurde Frau von Stein aufrichtig bedauert; man kondolirte ihr förmlich. Christiane dagegen verachtete man, weil sie seine Geliebte geworden war. Eine gesunde Moral muß anders urteilen. Sollte überhaupt zu Gericht gesessen werden, so mußte das freie Mädchen entschuldbarer erscheinen, als die Frau, die ein Recht über sich nicht mehr hatte."

Die Weisheit Salomos.



Das Ringen Paul Heyses um die Palme des Dramatikers ist eine der bemerkenswertesten Erscheinungen in unserm literarischen Leben. Er begnügt sich nicht mit dem Ruhme, der Liebling unter den Novellisten zu sein. Neben seinen Novellen schafft er jahraus jahrein dramatische Dichtungen, Trauerspiele, Lustspiele, einaktige und mehraktige, die weit weniger Leser finden, die nur vereinzelt aufgeführt werden und es nur zu jenem Achtungserfolge bringen, der dem vornehmen Verfasser in jedem Falle gebührt; dann verschwinden sie wieder von der theatralischen Tagesordnung. Die dramatische Muse ist ihm bisher spröde geblieben, sie hat ihm keinen dauernden Erfolg in ihrem Bereiche gegönnt. Und dennoch läßt sich Heyse nicht abschrecken, dennoch setzt er all sein Können — und dieses ist wahrlich nicht gering — daran, ein gutes Drama von bleibendem Werte zu schaffen. Dieses hohe Künstlerstreben, diese ideale Zuversicht in sich selbst muß uns Achtung abgewinnen. Wenn für nichts andres, so kann dieses große Ringen als ein Zeugnis dafür dienen, daß selbst in unsrer Zeit, wo so viele Talente keinem andern als dem goldnen Lohne nachstreben, es doch noch Dichter giebt, die mit Hintansetzung jedes andern Vorteils der Kunst und einzig ihr allein dienen.

Allein es tritt noch etwas andres, besseres bei Paul Heyses Ringen um die Gunst der dramatischen Muse zu Tage: er bewältigt sie doch! Kürzlich hat er wieder ein Bändchen seiner dramatischen Dichtungen, das siebzehnte in der Reihe, hinausgeschickt: Die Weisheit Salomos, Schauspiel in fünf Akten (Berlin, Hertz, 1887). Wenn ihm je ein dramatischer Wurf gelungen ist, so ist es dieser. Dieses Schauspiel, so edel in seiner sprachlichen Form, so geistreich in seinem Gehalt, so kunstvoll und sicher in seiner Technik, so ergreifend und fesselnd in seiner Wirkung auf jeden verständnisvollen Leser, muß wohl die beliebte Einwendung gegen Heyses dramatische Bemühungen verstummen machen: es ist keine dramatisirte Novelle, es ist keine psychologische Filigranarbeit, sondern ein Werk großen Stils. Wenn man auch zuweilen Bedenken gegen die Wahrscheinlichkeit einer Figur oder einer Szene haben mag, so sind das dramatische Pathos und der hinreißende Zug der Handlung doch stark genug, den nüchternen Zweifel niederzuschlagen. Mit ungestörter Befriedigung genießt man dieses Schauspiel von der Weisheit Salomos, die an der treuen Liebe eines natürlichen, unschuldigen Mädchens zu ihrem Hirtenknaben, aller mächtigen Versuchung Trotz bietend, ihren Meister gefunden hat. Das schwie-

rige Problem: einen wahrhaft weisen Mann in seiner Weisheit ohne den geringsten Stich ins Predigerartige, ohne die geringste Lehrhaftigkeit, lebensvoll, unsrer menschlichen Teilnahme sicher darzustellen, ihn am Schicksal selbst noch den weiseren Meister finden zu lassen, ihm in schwerer Prüfung die gelassene Hoheit zu bewahren, daß er nicht aufhöre, der wahre Weise zu sein, dessen Pflicht es zunächst ist, Herr über seine Leidenschaften zu sein — dieses schwierige Problem, den weisen Weltmann verliebt und doch nicht unweise darzustellen, hat Paul Heyse in seinem Schauspiel mit großer Kunst bewältigt. Dabei ist es ihm gelungen, auch in den Gestalten der Mitspieler, in der anmutigen Sulamith und in der leidenschaftlichen Königin von Saba zwei überzeugende Frauenfiguren zu schaffen, jede reich im einzelnen mit Charakterzügen ausgestattet, wirksame Gegenbilder, die sich zwanglos um den Helden gruppiren und von ihm beleuchtet werden, wie sie wiederum ihn beleuchten. Und über der gesamten Dichtung, die etwa im idealen Stile des Lessingschen „Nathan“ gehalten ist, lagert ein Hauch vornehmer Lebensbetrachtung, wie es sich eben für das Grundmotiv schickt. Die Sprache ist ohne Aufdringlichkeit auf den Ton der biblischen Redeweise gestimmt, Wendungen aus den Sprüchen Salomos und aus dem Hohenliede sind kunstvoll an passenden Stellen verwoben. So ist bei allem Klassizismus des Stils doch dem historisch-realistischeren Empfinden der Gegenwart Genüge gethan. Die Gestalt des Königs Salomo, wie sie Heyse geschaffen hat, ist ein historisches Idealbild, und die Umgebung, in die er gestellt wird, ist als die biblisch-jüdische mit wenigen Andeutungen, aber unverkennbar gezeichnet; selbst die sagenverklärte Weisheit Salomos im Richteramte ist mit Geschick aufgenommen worden.

Die Handlung des Schauspiels fängt ab ovo an — auch eine Tugend desselben. Soeben ist die Königin Balkis von Saba mit reichem Gefolge zum Besuche des Königs Salomo angelangt. Die erste Szene exponirt zunächst die beiden verschiednen Volkscharaktere. Salomos Haushofmeister Abdiel macht die Dienerschaft auf die barbarischen Unarten der heidnischen Ankömmlinge aufmerksam und verbietet ihnen, darüber zu spotten. Dann erscheinen mit großem Gefolge Salomo und Balkis. Die Königin ist verstimmt, sie schweigt, sie entläßt das ganze Gefolge und will mit dem verwunderten Könige allein bleiben: ohne lärmende Musik, ohne äußerlichen Pomp. Nicht zum mächtigen Herrscher, sondern zum weisen Manne, zum Herzenskündiger, ist sie gekommen. Auch nicht, um sich von ihm die bekannten Rätselfragen beantworten zu lassen. Sie ist eine tiefere Natur, welche die Unklarheit über die letzten Lebensfragen schmerzlich bedrängt.

In dem gepriesnen Richter Israels,
Dem Herzenskünd'ger, hofft' ich den zu finden,
Der mir die bangen Rätsel lösen könnte:
Wozu wir leben? Ob es Stillung giebt
Für unsrer Seele Durst? Ob eine Rast

Im ew'gen Wechsel dieser Erdendinge?
Ob irgend eine Stunde kommen mag,
Da wir die Wahrheit schauen schleierlos,
Und tausend Fragen mehr.

Sie fragt mehr, als ein Weiser beantworten kann, und dies ist bezeichnend für ihren stürmischen Charakter wie für ihren sehnsüchtigen, unbefriedigten Zustand. Sie gesteht offen, daß sie sich gleich beim ersten Anblick Salomos enttäuscht gefühlt habe; sie hat nicht den gefunden, den sie erwartete.

Nicht ein Greis,
Dem der Erfahrung Schnee das Herz gekühlt,
Der Pflug des Denkens tief die Stirne furchte:
Ein Fürst im Flor der Jahre, dem das Auge
Gleich einer Kriegesfackel glüht, ein Held
In königlichem Prunk. Statt weiser Worte
Gesang und Harfenspiel, statt ernster Männer
Gefährten seiner Forschung, eine Schar
Von blüh'nden Jungfrauen — —

Damit fordert sie endlich ihren bis dahin lächelnd zuhörenden Gastfreund heraus. Kannst du nicht den Schein vom Wesen trennen? erwiedert ihr Salomo, und wie er als König prächtig die Königin aufnahm, so begegnet er jetzt als Weiser der Weisheit suchenden. „In wachsender innerer Erregung" schüttet er vor der immermehr überrascht aufhorchenden die Goldkörner seiner Lehre aus. Es ist die bekannte Lehre von der Eitelkeit der Welt, jener biblische Pessimismus, der sich vom modernen nur durch einen festen Gottesglauben unterscheidet.

Wozu wir leben?
Stirb, so erfährst du's; früher nicht. So lang
Im Fleisch wir wandeln, lehrt uns Tag um Tag
Nur eins: daß alles eitel. Was denn ist
Der Mensch, daß er zu dauern sich vermäße?
Das Kind der Zeit, wie faßt es Ewiges?
Was heut noch ist, schon morgen ist's gewesen.
... Denn Glanz und Macht sind eitel,
Die Lust ist eitel und der Schmerz, das Gute
So wie das Böse. Den Gerechten sah ich
Gebeugt vom Unglück und den Gottvergeßnen
In Freuden leben. Da bedünkte mich,
Es sei auch eitel, nach der Weisheit trachten,
Und schrie zu meinem Gotte: Herr mein Gott,
Ist es nicht besser, nie das Licht zu schau'n,
Als jegliches, was es bescheint, erkennen
In seiner Nichtigkeit?

Balkis (die mit steigender Spannung zugehört hat).
Und er? Gab er
Dir Antwort?

Salomo.
Nicht in Worten. Doch er hauchte
Mir plötzlich einen Mut ins Herz und kühlte

Das Fieber meiner Angst. Und aufgethan
Ward mir das Auge, daß ich klar erkannte:
Wir Menschen haben nur den Augenblick,
Das Ew'ge ist für Gott allein. Er schuf uns,
Daß wir wie Mücken in der Sonne spielen,
Am bunten Strahl uns wärmend, bis die Nacht
Den Schein verschlingt. Wir sollen fröhlich sein
In unserm Thun, uns freu'n des guten Tags,
Bemüht, den bösen auch für gut zu nehmen.
Was lieblich ist, ob es auch eitel wäre,
Genießen wir's, denn dies ist unser Teil;
Was drüber ist, hat Gott sich vorbehalten.

Dieses mächtige Heraustreten des weisen Mannes kann nicht ohne Wirkung auf die empfängliche Königin bleiben: sie verliebt sich sogleich in den König. Allein zunächst äußert sich nur ihre weibliche Natur in der Unbefriedigung von dieser Lehre des blasirten Weltmannes und „zögernd, mit leiser Stimme“ fragt sie:

Und auch, wovon die Dichter aller Zeiten
Gesungen, auch die Liebe — (stockt)
Salomo. Kennst du sie?
Balkis (halblaut). Nur aus dem Lied der Dichter. Doch sie sagen,
Sie sei unsterblich.
Salomo. Und ich sage dir,
Der ich sie wohl gekannt: auch Lieb' ist eitel
Und schwindet wie ein Feuer auf der Haide,
Vom Wind entfacht, von Regenflut gelöscht.
Wie denn? Es wandelt stündlich sich der Mensch,
Und sollte doch das Herz in seiner Brust
Beständig sein? Doch ist von allem Eiteln
Sie wohl das köstlichste. Denn Schönheit labt
Die Sinnen.

Kaum hat Salomo diesen skeptischen Hymnus auf die Liebe mit einer artigen Schmeichelei für die schöne Königin und einem höflich kühlen Kuß auf ihre Stirne, unter dem sie zusammenschauert, beschlossen, so naht auch schon das Schicksal, welches diese Lehre erproben soll.

Es ist nämlich inzwischen dennoch zu einem Zusammenstoße zwischen den Gästen und den Einheimischen gekommen. Salomos Gärtner Saphat ist ein eigentümlicher Patron: er wacht mit Argusaugen über die Frucht- und Blumenschätze des seiner Obhut überlassenen Gartens. Schon im Beginne des Stückes hat er mit Salomos Hofmeister Abdiel einen Zank deswegen gehabt. Die königliche Tafel sollte mit den schönsten Früchten reich geschmückt werden, Saphat sandte aber nur zwei bescheidene Körbchen, unter dem Vorwande, daß es bei der frühen Jahreszeit nicht mehr reife Früchte gäbe.

Hat nicht auch die edle Frucht
Gleichwie ein andres Gottgeschöpf ein Recht,
Das Licht zu trinken, bis ihr Stündlein kommt?

Murrend muß er sich endlich dazu verstehen, fünf Körbe für die Tafel zu füllen. Bei dieser Arbeit nun ist Saphat von dem Feldhauptmann der Königin von Saba, Ben Isbah, gestört worden. Der stolze, in der Gunst seiner Herrin sich sonnende Soldat hat einfach in die vollen Körbe gegriffen und nach Belieben die süßesten Früchte weggenascht. Vergebens bat, mahnte, warnte der treue Gärtner den rücksichtslosen Gast, Ben Isbah warf ihm in trotzigem Übermute die mühsam gefüllten Körbe um, Saphat wurde wild und schlug mit seinem Stabe nach Ben Isbah. Darauf zog dieser sein Schwert, und es wäre dem alten Manne übel ergangen, wenn nicht noch rechtzeitig der Hofmeister dazwischen getreten wäre und die Streitenden vor den höchsten Richter, den König selbst, geführt hätte. Diese Gruppe unterbricht nun das philosophische Zwiegespräch Salomos mit der Balkis, indem sie nicht ohne Lärm unangemeldet hereinstürzt. Halb verborgen hinter den Dienern, die Saphat führen, schleicht sich dessen siebzehnjähriges Töchterlein Sulamith, besorgt um das Schicksal ihres Vaters, mit herein. Zornig verlangt der beleidigte Feldhauptmann Genugthuung und nicht weniger als den Kopf des Sklaven, der sich ihn zu schlagen erfrechte. Allein der König läßt beide Parteien zu Worte kommen, fährt auch dem schimpfenden Fremden gelegentlich übers Maul, und entscheidet schließlich:

Jedes Land hat eigne Sitt' und Brauch.
Wir lassen nicht sofort das Haupt entgelten,
Was eine allzurasche Hand gefehlt,
Eh' noch der Kopf sich recht besinnen konnte.
Drum stelle deine Ford'rung mäßiger,
Und was du heischest, soll dir werden.

Ben Isbah fordert demnach die Hand des Gärtners, sie soll vom Rumpf getrennt und den Hunden vorgeworfen werden. Darob stößt die halb verborgene Sulamith einen Angstschrei aus. Da die Königin die Forderung Isbahs als in ihrem Lande Rechtens erklärt, so stimmt Salomo dem Urteil zu. Da schreit Sulamith ein zweites mal auf und erregt damit die Aufmerksamkeit des königlichen Richters. Nun stürzt das schöne Mädchen vor ihm auf die Kniee und fleht um Gnade für ihren alten Vater.

Herr, ich bin
Ein armes Ding, nie hätt' ich mir getraut,
Den Mund zu öffnen hier im Königssaal,
Ja wenn du nur von fern vorüberschrittst,
Da stockte mir der Atem in der Brust,
Und kaum das Auge wagte dir zu folgen.
O schilt mich nun nicht dreist und ehrfurchtslos,
Daß ich die Knie dir zu umfassen wage
Und flehend suche deines Auges Strahl
Und stammle: Gnade! Gnade!

Das Flehen des schönen Kindes verfehlt seine Wirkung nicht: Salomo nimmt die Schuld ganz auf sich. Der Diener Saphat habe unfreien Willens, als

Werkzeug eines andern, gehandelt, er habe bloß des Königs Gebot, der Unberufenen Hände von seines Gartens Früchten abzuwehren, ausgeführt.

Mein aber ist die Schuld, daß ich ihm nicht
Gesagt: die edeln Gäste meines Hauses
Sind frei, darin zu schalten nach Gelüst.

Dem Beschimpften bietet Salomo mit gut gespieltem Ernst die Genugthuung, ihn, den König, an derselben Körperstelle und mit demselben Stabe schlagen zu dürfen, wo er selbst geschlagen worden ist. Ben Isbah läßt sich von diesem Edelsinn bezwingen und bietet dem königlichen Richter versöhnt die Hand. Nun brechen sie alle zum Mahle auf. „Unser Herz soll fröhlich sein," ruft Salomo und wendet das letzte Wort an die schöne Gärtnerin: „Auch deines, Sulamith!" Und wie in Grillparzers Liebestragödie die abgehende Hero durch ihr Umwenden nach dem blitzartig liebgewonnenen Leander ihr Gefühl verrät, so dient auch hier die gleiche Bewegung dazu, den Sinn Salomos zu verraten.

Nach diesem schönen ersten Akte können wir uns kürzer fassen. Der König liebt Sulamith, Balkis liebt den König. Warum der König Sulamith liebt, erklärt er selbst im Gespräche mit ihr.

Weisheit hab' ich selbst. Am Weibe
Dünkt uns ein lieblich Schweigen tausendfach
Beredter, als eine wohlgefügte Rede. . . .
Sie [Balkis] kam in Pracht, mit ihrem Geist zu prunken,
Und ihr antwortete mein Geist, du sprachst
Zu meinem Herzen, und mein Herz vernahm
Den holden Seelenlaut und gab ihm Antwort.

Allein Sulamith liebt schon einen andern, sie liebt den Hirten Hadad, mit dem sie bis vor kurzem die Lämmer geweidet hat. Zwar ist er arm, ein reicher Oheim quält ihn durch seinen Geiz, Sulamiths Vater will deshalb von diesem Bräutigam nichts wissen, und das schöne Töchterchen hat schwer zu kämpfen, um Liebe und Gehorsam in Einklang zu bringen. Die Liebe ist indes stärker; Sulamith läßt sich an den Abenden von Hadad im Garten finden, und wenn sie es auch nach keuscher Mädchenart nicht zugestehen will, den armen Hirten wegen seiner Armut boshaft zappeln läßt, ihm mit dem Abschiede droht, so ist sie doch aufrichtig treu. Dann findet sie der so schnell ververliebte König im Garten. Ihre muntern Antworten auf seine Schmeicheleien, ihre von jeder Koketterie freie Bescheidenheit entzücken ihn. Sie hat natürlich schon darüber nachgedacht, ob wohl die Königin von Saba den König Salomo heiraten werde, sie weist immer auf diese als die schönere und klügere hin, was den werbenden König nur noch mehr für das schöne Kind einnimmt. Aber Sulamith kann nicht Gefühle heucheln, die sie nicht besitzt. Als der König einen Kuß von ihr wünscht, da sagt sie „ergeben und mit einem Seufzer": „Wenn du es wünschest, Herr, so küsse mich! Was dürft' ich dir verweigern,

die ich viel zu arm, um meines Dankes Schuld zu zahlen!“ So erfahren in Liebessachen ist indes der weise Salomo auch, um an solchem Kuß kein Genüge zu finden, aber er hofft, mit der Zeit das Mädchen zu gewinnen. Diese Szene wird von der Königin Balkis belauscht. Auch sie ist leidenschaftlich erregt in den Garten gekommen, sich in der Abendkühle zu ergehen. Der Amme Adischa gesteht sie halb widerwillig ihre Liebe zum König. Allein der Anblick des dem Hirtenmädchen nachgehenden Weisen, die Urteile, die sie von ihm über sich erlauscht, erregen ihre Eifersucht, ihren Neid und Zorn. Sie weckt den Vater Saphat, teilt ihm die Gefahr mit, in der Sulamith schwebe, und nimmt ihm das Versprechen ab, die Tochter zu ihr zu schicken; sie werde Sulamith in ihren Schutz nehmen. So gedenkt sie, die unbequeme Nebenbuhlerin unschädlich zu machen. Als aber tags darauf die schöne Gärtnerin bei der Königin erscheint, die nach unruhig verbrachter Nacht in reizbarer Laune auf dem Lager ruht, da entstehen neue verhängnisvolle Mißverständnisse. Die Gnade der Königin ist der verliebten Sulamith sehr unwillkommen; sie will nicht in die Fremde, sie will daheim bei ihrem Volke bleiben. Nein, ruft die Königin;

Gesteh's!
Du hingst dein Herz an einen Einzigen;
Von ihm zu scheiden, dünkte bittrer dir
Als Tod.

Von diesem Scharfblick ist die naive Sulamith ganz verblüfft, und da sie wegen ihres verbotenen Verkehrs mit Hadad auch ein schlechtes Gewissen hat, bittet sie die Königin, sie nicht zu verraten. Aber sie nennt Hadads Namen nicht, die schwärmerische Ausdrucksweise der Verliebten deutet Balkis wieder auf den König als Liebhaber, und da eben Salomos Besuch angekündigt wird, so muß Ben Isbah vorläufig Sulamith im Schlosse selbst verwahren, damit sie nie mehr Gelegenheit finde, den König zu sehen.

Mühsam beruhigt empfängt Balkis den König. Er ist zerstreut und unempfänglich; ihre ziemlich unverblümte Liebeserklärung will er nicht verstehen und deutet sie trocken auf ein politisches Bündnis der Völker. Dieses zu schließen, will er mit ihr in den Tempel gehen. Zuvor entfernt sich Balkis für eine kleine Weile, um ihren großen Schmuck anzulegen. In dieser Zwischenzeit erkundigt sich Salomo bei seinem Diener angelegentlich nach Sulamith. Sie ist entschwunden, sagt man ihm. Dies Verschwinden beschäftigt ihn nun derart, daß er seine Pflicht, die Königin zu erwarten, vergißt und in Gedanken verloren sich selbst auf den Weg macht, Sulamith zu suchen. Im größten Staat erscheint hierauf die Königin von Saba, von der freudigen Hoffnung erfüllt, den leidenschaftlich geliebten Mann zu erobern: da findet sie das Gemach leer. Diese Beleidigung verletzt ihren Stolz aufs tiefste, und nun will sie sich an dem unhöflichen Könige rächen:

Kund thun will ich vor aller Welt,
Eitel sei dieses Königs
Gepriesene Wahrheit.
Verströmen soll er Knabenthränen,
Und dieses Herz, das mich verschmäht,
In ungestillten Wünschen Tag und Nacht
Soll sich's verzehren! (Gebieterisch:) Ruf mir Ben Isbah!

Er soll das Mädchen sogleich aus Jerusalem weg nach Saba führen — doch überwältigt vom Schmerz bricht die Königin plötzlich zusammen und sinkt um.

Der folgende (vierte) Akt bringt die Lösung dieses Mißverständnisses. Zur Sulamith, die, einer Taube im goldenen Käfig gleich, in einem königlichen Gemach gefangen gehalten wird, hat sich Hadad geschlichen. Nun offenbart sich ihre bisher verborgene Leidenschaft für den braunen Hirten. Allein in eine gewaltsame Befreiung, wie sie Hadad plant, willigt sie nicht ein. Da nahen die Königin und Ben Isbah, Sulamith drängt Hadad zur Thür hinaus. Balkis verkündet der irrtümlich beneideten Nebenbuhlerin, daß sie auf der Stelle werde nach Saba werde geführt werden. In ihrer Angst schreit Sulamith nach Hadad um Hilfe, dieser kommt mit entblößtem Dolche hereingestürzt, und nun erklärt sich zur aufrichtigen Befriedigung der Königin der Hirte Hadad als der Bräutigam Sulamiths, die er aus Armut noch nicht habe heiraten können. Nur um dem verhaßten König einen Streich zu spielen, will Balkis das Paar augenblicklich kopuliren lassen, der Armut werde sie schon abhelfen. Da erscheint plötzlich Salomo. Rasch unterrichtet von der boshaften Königin, gerät auch seine Leidenschaft ins Spiel. Er sagt es offen, daß er selbst Sulamith heimzuführen die Absicht habe: „Meiner eignen Krone Glanz zu schmücken mit diesem Kleinod.“ Das Mädchen sei unerfahren, deshalb müsse ihr Zeit zur Überlegung gelassen werden: Sulamith solle acht Tage in seinem Hause, umgeben nur von Frauen, verweilen, und dann solle sie sich entscheiden für ihn, den König, oder den Hirten. Da bricht Hadad mit einigermaßen überraschender Kühnheit und Einsicht gegen den königlichen Nebenbuhler los, und als einen Räuber, der dem Armen sein einzig Lamm raubt, beschimpft er ihn. Dieser will auch aufbrausen, doch bezwingt er sich rasch und befiehlt „völlig gelassen,“ den frechen Knaben ins Tollhaus zu sperren. Das bringt Hadad vollends zum Rasen, und mit dem Messer stürzt er auf den König los, „der ihn mit festem Blick erwartet hat und ihm das hochgeschwungene Messer rasch aus der Faust windet.“ Und „gelassen“ sagt Salomo: „Noch ist's nicht Zeit.“ Hadad soll seinen Mordversuch mit dem Kopfe büßen. Da stürzt Sulamith Salomo mit rührendem Flehen zu Füßen. Ihr kann er nichts verweigern. Hadad lebe! ruft er, doch unter der Bedingung: es wähle sich Sulamith einen Hüter, der sie beschützt vor dieses Wilden Glut. Und sie kehre heim in des Vaters Haus, sieben Tage bete sie dort zum Herrn, daß er ihr Herz erleuchte, am achten Morgen fälle sie die Entscheidung.

Nun ist auch Salomo, wie wir dies seinem tief empfundenen und sehr wirksamen Monologe, der den fünften Akt eröffnet, entnehmen, am Ende seiner Weisheit. Vergeht er sich etwa wie sein Vater David gegen das Weib des Urias? Ist denn nicht Salumith frei? Muß der erste Geliebte gleich ihr bester sein?

Weil er mit ihr im Bach
Die Lämmer weidete? — und ich, der ich
Ein treuer Hirte meines Volkes war,
Mit ihm nicht dürft' ich um die Wette werben,
Daß sie sich frei entschlösse —? Frei! Da liegt's.
Ist noch ihr Wille frei, da sich's für ihn
Um Tod und Leben handelt? Doch wie vieles
Thun wir, gehorchend der Notwendigkeit,
Was uns, die blindlings tasten ihren Pfad,
Zum Glücke führt. . . .
Und du, Herr mein Gott,
Der du die Herzen prüfst, du weißt, ich will
Das Glück nur dieses Kindes. Daß auch meins
An seinem Lächeln hängt, ist's meine Schuld?
So führe du's hinaus in deiner Weisheit,
Vor der die unsre Thorheit ist.

Beiläufig: dieser Monolog ist künstlerisch ein Meisterstück. Der Stempel der höchsten Vollendung wird hier der Gestalt Salomos aufgedrückt. Er führt uns in das Herz dieses Mannes ein und gewinnt ihm das unsrige, indem wir ihn in wahrhaft menschlicher Demut mit jener Weisheit verkehren sehen, der er in erhabener Frömmigkeit die seinige unterordnet. Und das wirksamste ist, daß wir gerade vor der Katastrophe dieses Selbstgespräch vernehmen. Nun halten wir den König der edelsten Handlung fähig, die uns der Ausgang des Stückes zu glauben zumutet.

Saphat, der trotz seines Hasses derer von Saba so unlogisch bereitwillig sein Töchterchen der Königin Balkis überliefert hat, ist nun wieder umgestimmt: er hat Sulamith beredet, die Frist von acht Tagen abzukürzen und gleich am nächsten Morgen dem verliebten Salomo ihr Jawort zu schicken. Eine gehorsame Tochter und auch verpflichtet durch die That Hadads, hat sie sich schwermütig in ihr Schicksal ergeben, denn durch die Verbindung mit dem Könige allein kann sie den geliebten Hirten retten. Schon sind des Herrn Dienerinnen gekommen, sie zum Hochzeitszuge zu schmücken. Die Königin von Saba selbst, die, um Abschied zu nehmen, nirgend anders als im Garten der Braut Salomo treffen zu können hoffte, ruft beim Anblick der geschmückten Sulamith aus: „Halt aus mein Herz! Ha, wie sie schön ist!“ Salomo ist glücklich. Der spöttischen Königin antwortet er in Tönen des Hohenliedes:

Wo viele Weisheit ist, da ist viel Grämens.
Nur junge Thorheit lehrt der Richtigkeit
Des Lebens spotten. Lieb' ist wie ein Wein,

Der unsre trunkne Seele fröhlich macht,
Daß wir die Welt anlachen, wie das Kindlein
Die Mutterbrust, die es ernährt. O Freundin,
Sei du auch fröhlich mit mir Fröhlichem.
Denn fremder Freuden sich erfreuen ist
Der Weisheit Krone.

Im Gefolge Sulamiths ist aber auch Hadad in Ketten mitgekommen; etwas unvorsichtig jedenfalls. In der realen Welt wäre dies zweifellos vermieden worden, im Schauspiel Heyses bedurfte es allerdings dieses schwach motivirten Zusammentreffens, um der Handlung zu dem bewegten Schlusse zu verhelfen. Als Hadad die herrlich geschmückte Sulamith erblickt, da bricht er, nachdem er sie erst sprachlos angestarrt hat, in die rührende Klage aus: „Lieber den Tod als die Entsagung!“ Schon ist er jedoch im Abgehen begriffen, schon will Salomo Sulamiths Hand ergreifen, um sie unter Führung des Priesters zum Altar zu geleiten, da verliert das Mädchen die mühsam behaltene Fassung, blickt plötzlich auf, schlägt die Hände vors Gesicht, wendet sich nach der Seite, wo Hadad sich entfernt, und ruft mit ausbrechender Leidenschaft: „Hadad! O mein Hadad!“ Zornig fährt Salomo auf, aber Sulamith ist nicht mehr zu halten: „Ich fühl's, ruft sie, ich stürbe, wenn ich nicht sagte, wie es mir ums Herz.“ Und Stück für Stück streift sie Diadem und Mantel und Spangen ab, mit denen man sie geschmückt hat, und sinkt dem glücklich überraschten Hadad in die Arme. Spottend ruft die verschmähte Königin von Saba dem also verlassenen Könige Salomo zu:

Wie nun? Wie stimmt zu deinen Hochzeitswonnen,
Mein Freund, dies Brautlied? Nun erkenn' auch ich,
Daß alles eitel. Glück weissagte dir
Dein Herz von diesem Bunde, und dies Kind —
Aus deinen Armen flüchtet's in den Tod.
Nun, weiser Freund, bewähre deine Weisheit!

Und der weise Mann zögert nicht, sich als solcher zu bewähren. Nachdem er in sichtbarem Kampfe dagestanden hat, richtet er sich plötzlich zu voller Würde auf und findet sogar den heitern Ton wieder. Dieses unvernünftige Kind Sulamith hat mit einem Hauche alle seine Macht und Weisheit in den Staub gestürzt —

Und ich — das litt ich wehrlos? Daß hinfort
Die Kinder hinter mir ein Spottlied sängen:
„Er schlug mit seinem Schwert Zehntausende,
Ihn aber überwand ein Hirtenmägdlein“?
Nun, bei dem ew'gen Gott, ihr triumphirt
Zu früh. So hoch will ich mich über euch
Erheben, daß ihr euch besiegt sollt geben
Und zeugen, daß ich doch der Stärkre bin.

Und mit demselben Mantel, in dem er, der König, zur Hochzeit schreiten wollte, läßt er Hadad bekleiden. Wie Balkis die Sulamith, so will er den Bräutigam aussteuern.

Und bleiben wir nicht noch in ihrer Schuld?
Was sie uns lehrten, ist's nicht köstlicher
Als alle Schätze: daß nicht alles eitel?
Daß es ein Ewiges giebt im Wandelbaren:
Die Liebe, die da stärker als der Tod,
Die nicht der Hölle Pforten überwinden?

Das Stück schließt, indem Salomo zur Königin gewendet, ihr Glück auf den Heimweg wünschend, dieselben Worte gebraucht, die er im Rausche seiner so schnell enttäuschten Hoffnungen gesprochen:

Dann denk des Freundes,
Der heut von neuem lernte: fremder Freuden
Sich neidlos freu'n ist aller Weisheit Krone.

Wir haben mit einiger Ausführlichkeit den Inhalt des Heyseschen Schauspiels wiedergegeben, aber wir hoffen, unsre Leser werden uns Dank dafür wissen, denn es ist ein Werk von bleibendem Werte, das hier dem unverdrossen aufwärts strebenden Dichter gelungen ist. Es wird sich auch gewiß auf der Bühne bewähren; das Münchner Hoftheater hat eine Aufführung der „Weisheit Salomos“ für den kommenden Winter angekündigt, und andre Bühnen werden folgen.

Eines noch lehrt uns dies gelungene Werk: unsre jüngsten Bühnenreformer zerbrechen sich die Köpfe mit den abenteuerlichsten Projekten, dem deutschen Drama aufzuhelfen. Die jetzige Bühneneinrichtung ist ihnen nicht recht, der traditionelle Geschmack muß über den Haufen geworfen werden, eine nie ausgebeutete poetische Stoffwelt muß aus dem Schutt der Bibliotheken hervorgezogen und auf die Bretter gebracht werden. Sie machen sehr viel Lärm, diese Stürmer, haben aber bisher nicht ein einziges erträgliches Drama geschaffen. Heyse hat sich einen der ältesten Stoffe gewählt, hat ihn im Stile unsrer Klassiker dargestellt, ohne weitere reformatorische Tendenzen, und siehe da! die Wirkung ist so neu, so rein und so stark, als hätten wir niemals noch die alte Geschichte vom König Salomo und der schönen Sulamith gehört. Freilich ist Paul Heyse ein rechter Künstler, er kann etwas und arbeitet, ohne sich um die Schreier zu kümmern und um den wüsten Tageslärm, in der Stille an der eignen Vollendung unbeirrt fort. Möge ihm in dieser Künstlerruhe noch manches Werk wie diese „Weisheit Salomos“ gelingen.



Die akademische Kunstausstellung in Berlin.

Von Adolf Rosenberg.

1.



ie zentralisirende Kraft Berlins bewährt sich auch auf dem Gebiete der bildenden Künste in einem stetig wachsenden Maße. Nach der vorjährigen Jubiläumsausstellung wäre es natürlich und vielleicht auch unter höheren Gesichtspunkten notwendig gewesen, wenn man ein Jahr überschlagen und eine Abklärung der empfangenen Eindrücke in der Künstlerwelt abgewartet hätte. Aber die Künstler selbst wären mit einer Unterbrechung am wenigsten zufrieden gewesen. Die Künstlerschaft Berlins hat durch Zuzug von außen eine so starke Vermehrung erfahren, daß die drei vorhandenen permanenten Ausstellungslokale dem künstlerischen Schaffen nicht mehr genügen, ganz abgesehen davon, daß sie einen bestimmt ausgeprägten Charakter haben, die eine Teilnahme des großen Publikums wie der Allgemeinheit der Künstler ausschließt. Das eine, vom Berliner Künstlerverein unterhaltene und geleitete, bietet den einzelnen Ausstellern nicht die günstigen Aussichten auf Verkauf wie die beiden andern, welche Unternehmungen von Kunsthändlern sind. Der Künstlerverein darf bei seinen geschäftlichen Maßnahmen nicht die einen zum Nachteil der andern bevorzugen, sondern muß alle Aussteller mit gleichem Maße messen. Jene kleinen Kunstgriffe, welche die zaudernden Kauflustigen zur That anspornen, welche aus dem nur schaulustigen Besucher einen Käufer machen, sind dem Vereine und seinen Organen versagt. Die Kunsthändler ziehen dagegen meist nur diejenigen Werke heran, von deren Verkauf sie sich den meisten Gewinn versprechen, was wieder eine größere Zahlungsleistung an die Aussteller zur Folge und schließlich zur Voraussetzung hat. Dadurch hat sich mit der Zeit ein Spezialitätenwesen gebildet. Der eine der beiden privaten Kunstsalons befaßt sich nur mit der gangbarsten Waare aus den Berliner, Düsseldorfer und Münchner Ateliers, meist mit den Modegrößen des Tages, die auf ein bestimmtes Publikum, auf ein sicheres Absatzgebiet rechnen können. Der zweite Berliner Privatsalon umgiebt sich mit einer Art von idealem Nimbus. Die geschäftliche Seite tritt scheinbar hinter der Neigung zurück, düstern Phantasten, kranken Träumern, kraftgenialischen Naturen und verkannten Genies eine trauliche Stätte für die Ablagerung ihrer mehr oder minder anfechtbaren, selten ganz vorwurfsfreien Schöpfungen zu bereiten. Im Grunde genommen leidet auch unter dieser Flagge die geschäftliche Seite des

Unternehmens keinen Schaden. In unsrer Zeit, wo das Seltsame, Abenteuerliche und Verschrobene — um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — stets ein starkes Echo findet, fehlt es nicht an gleichgestimmten Seelen, die alles Erreichbare von Böcklin, Gabriel Max, Thoma, Max Klinger und ähnlichen Gestirnen, welche einsam ihre Bahnen wandeln, an sich zu bringen suchen, ebenso wie jederzeit Knaus, Vautier, A. und O. Achenbach, Defregger, J. Brandt zu Markte gebracht werden können.

Diesen drei Privatausstellungen tritt demnach die große, von der Akademie und unter dem Schutze des Staates veranstaltete Jahresausstellung gewissermaßen als neutrales Gebiet gegenüber, zu welchem der Eintritt durch keine andre Legitimation als die der künstlerischen Befähigung gewonnen wird. Hier wird dem Publikum die Unbefangenheit des Urteils durch keine Mittelspersonen getrübt, welche ein geschäftliches Interesse an der Bevorzugung dieses oder jenes Kunstwerkes haben. Nur die Jury übt ihr reinigendes Amt, dessen Wirksamkeit dem Publikum meist eben nur in Form von Zahlen bekannt wird. Es ist eine seltene Ausnahme, daß einmal ein zurückgewiesener Künstler seinem Ingrimm öffentlich Luft macht. Die Mehrzahl geht still nach Hause und hütet sich, einen Mißerfolg an die große Glocke zu hängen. Eine völlig vereinzelte, noch nicht dagewesene Erscheinung war in diesem Jahre das unbesonnene Gebahren einer Künstlerin, welche um eines in stofflicher und technischer Beziehung gleich bedenklichen und deshalb ausgeschlossenen Stilllebens halber die Welt bis zum Kaiser hinauf in Bewegung setzte.

An den Pforten der Kunstausstellung also wieder ein öffentlicher Skandal wie im vorigen Jahre, wo einige Künstler einen Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit der Kritik versuchten und sich ohne Legitimation zu Wortführern einer großen Körperschaft aufwarfen. Wie damals die Demonstration für die Urheber ohne Ergebnis verlief, weil die Kritik nicht durch einen Einzelnen, der getroffen werden sollte, sondern durch eine Gesamtheit dargestellt wird, die sich immer wieder erneuert, so ist auch diesmal der Sturmlauf einer gekränkten Malerin gegen die Jury vergeblich gewesen. Es war daher nur folgerichtig, daß der große Teil der Presse, welcher sich im vorigen Jahre gegen die unberechtigte Einmischung der Künstler in die Geschäfte der Kritik ablehnend verhielt, jetzt die Rechte der Jury gegen die Angriffe einer Künstlerin geschützt hat. Die Zusammensetzung der Jury aus vier Vertretern des Senats, aus fünf Mitgliedern der Kunstakademie und aus vier Abgesandten des Berliner Kunstvereins kommt allen billigen Anforderungen so sehr entgegen, daß jeder Verdacht ungerechter, von engherzigen Gesichtspunkten ausgehender Urteilssprüche ausgeschlossen ist. Irrtümer und Mißgriffe sind wie bei allem Menschenwerk unvermeidlich, aber auch natürlich und entschuldbar. Die Grundbedingungen, welche einen freien Wettbewerb aller irgendwie fähigen Kräfte ermöglichen, sind jedenfalls gegeben. Der Senat der Akademie, welcher die Verantwortung für

den Inhalt und die Beschaffenheit der Ausstellung zu tragen hat, ist sogar den unabhängigen Mitgliedern der Jury gegenüber im Nachteil. Wenn Klagen gegen die Jury zu erheben sind, so wären sie nach unsrer Meinung eher gegen zu große Nachsicht als gegen übergroße Strenge zu richten. So hätte, damit wir nur ein Beispiel hervorheben, eine ungeheuerliche Leinwand mit einem Preisurteil von Max Klinger, eine Mischung von Sandro Botticelli, englischen Präraffaeliten, Böcklin und eigner Launenhaftigkeit, noch dazu von einem plastischen Rahmen umgeben, auf dem die moderne Polychromie einen wahren Veitstanz ausführt, ohne Schaden für das Publikum und vielleicht auch zu Nutz und Frommen des Künstlers wegbleiben können. Aber die Jury ist von dem Grundsatze ausgegangen, daß die Künstler selbst die Folgen von Geschmacksverirrungen zu tragen haben, und daß sie ihr Wächteramt nur zu üben habe, sobald von solchen Geschmacksverwirrungen dem öffentlichen Anstande oder der öffentlichen Ordnung Gefahr droht. Daß die Jury gegen das Mittelgut nicht strenger eingeschritten ist, hat ebenfalls seinen guten Grund. Soll sie Künstlern, die ihre Hoffnung, vielleicht ihre letzte, auf die Ausstellung der Akademie gesetzt haben, die Möglichkeit abschneiden, noch einmal um die Gunst des Publikums zu ringen? Man vergesse nicht, daß eine öffentliche Ausstellung nicht bloß den Zweck hat, die Schaulust des Publikums auf möglichst angenehme Weise zu befriedigen, sondern daß sie auch die Interessen der Aussteller zu wahren hat, welche eine derartige Veranstaltung, ein jeder nach seinen Kräften, überhaupt ermöglicht haben. Endlich ist zu berücksichtigen, daß eine kritisch gesichtete Ausstellung ein umso verkehrteres Bild von dem wirklichen Zustande unsrer Kunst geben würde, je schärfer die Sichtung erfolgt wäre. Wir liefen sogar Gefahr, daß eine solche Musterausstellung äußerst langweilig sein könnte. Würde man diesen Grundsatz z. B. auf die gegenwärtige anwenden, so bekämen wir fast ausschließlich Landschaften zu sehen, welche nicht bloß ihrer Zahl nach, sondern auch nach ihrer künstlerischen Beschaffenheit bei weitem das Übergewicht über Porträt-, Genre- und Geschichtsmalerei behaupten. Unter zehn deutschen Ausstellungen würde mindestens bei acht ein gleiches Verhältnis eintreten, da kein zweites Gebiet der Kunst so stark bebaut wird wie die Landschaftsmalerei, vielleicht weil es am leichtesten zugänglich ist und der Erfolg am meisten die Mühen belohnt.

Indessen läßt sich nicht verkennen, daß die Jury von Jahr zu Jahr weniger Ursache hat, das Schwert des Engels vor dem Paradiese zu gebrauchen. Wenn unsre Kunst auch während der letzten zehn Jahre keinen neuen geistigen Inhalt gewonnen hat, wenn ihr auch keine Ideale erschienen sind, welche sich allseitiger Schätzung und Anerkennung erfreuen, so hat sie doch ihr Aschenbrödelkleid abgestreift. Wir haben nicht mehr nötig, Franzosen, Italiener und Spanier wegen ihrer technischen Fertigkeiten zu beneiden. Unsre Kunst hat ihre provinzielle Befangenheit und Unbeholfenheit abgelegt und beherrscht jetzt, ohne ihren natio-

nalen Charakter aufgegeben zu haben, alle Formen der Darstellung mit derselben Leichtigkeit und sprechenden Lebendigkeit, wie die Künstler romanischer Rasse. Was ihr daneben an Ernst und Tiefe oder, wie die Fremden sagen, an Schwerfälligkeit und Pedanterie geblieben ist, ist eben das Nationale. Während noch vor zehn Jahren auf unsern öffentlichen Ausstellungen das Verhältnis von dilettantischen oder doch technisch ungeschickten und reizlosen Arbeiten zu einwandsfreien, nicht am Stoffe klebenden Schöpfungen wie 10 : 1 war, sind diese Zahlen jetzt umzukehren. Das setzt eine gewaltige Summe von Energie und Thätigkeit voraus, die umso höher zu schätzen ist, als die Sicherheit der formalen Darstellung auf jedem Gebiete der Kunst die notwendige Grundbedingung zu einer neuen geistigen Erhebung ist. In einem Jahrzehnt ist errungen worden, was man fünfzig Jahre lang — meist geflissentlich — vernachlässigt und als nebensächlich betrachtet hatte.

Die Berliner Ausstellung von 1887 legt für diese günstige Wendung ein sehr umfassendes Zeugnis ab, und sie hat nach dieser Richtung in der Geschichte der neueren deutschen Kunst, soweit diese aus dem von Ausstellungen gelieferten Material aufgebaut werden kann, eine erheblich größere Bedeutung als die äußerlich glänzendere Generalversammlung des vorigen Jahres. Ob es nur Zufall oder Absicht vonseiten der deutschen Künstler war, daß der Schwerpunkt auf die Schöpfungen der Vergangenheit fiel, wird sich schwerlich feststellen lassen. Soviel ist aber sicher, daß die deutsche Kunst im allgemeinen durch die mit größerer oder geringerer Sorgfalt, aber doch meist mit feiner Überlegung zusammengebrachten Einzelausstellungen fremder Nationen verdunkelt oder doch stark beeinträchtigt worden ist, und daß die neueste deutsche Kunst im besondern nicht so vertreten war, daß ihre Bedeutung und ihr wirkliches Aussehen nach dem vorhandenen Material hätte erkannt werden können. Diejenigen, welche sich durch das äußere Gepräge der Jubiläumsausstellung und durch die für deutsche Verhältnisse ungeheure Masse des Gebotenen nicht haben blenden lassen, sind nicht im Unrecht, wenn sie sagen, daß sich von 3500 Kunstwerken etwa ein Dutzend dauernd ihrer Erinnerung eingeprägt habe.

Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß der bleibende Kunstgewinn aus dieser Ausstellung ein größerer sei. Aber in ihrer Beschränkung auf die deutsche Künstlerschaft bietet sie nicht nur eine Reihe von Charakterzügen, aus denen sich ein ziemlich treues Bild der gegenwärtigen deutschen Kunst herstellen läßt, sondern sie giebt auch die Ziele zu erkennen, auf die unsre Kunst losstrebt. Der Weg, der zu diesen Zielen führt, ist mit Steinen bestreut und mit Dornen besetzt. Er hat auch Seitenpfade, welche in die Irre führen, und selbst die Tapfersten werden sich noch oft den Fuß verstauchen und das Kleid zerreißen, ehe sie zum Ziele gelangen. Auch die unbefangenen Zuschauer, die Unbeteiligten an dem Wettkampfe wissen nicht, ob dieses Ziel das richtige, ob es der auf-

gewendeten Mühen und Opfer wert ist. Aber schon der frische Wind, der die Segel schwellt, giebt Hoffnung und Zuversicht.

Die neue Triebkraft geht freilich nicht auf geistige Quellen zurück, sondern sie gründet sich, wie ich schon hervorgehoben habe, im wesentlichen auf die fortschreitende Entwicklung der Technik oder, wenn man es lieber hört, der Darstellungskunst, die sich alles von frühern Geschlechtern ersonnene unterthänig gemacht hat und im Besitz dieser materiellen Mittel kühn die Natur zum Wettkampf mit der bildenden oder vielmehr nachbildenden Kunst herausfordert, den Schein der Wirklichkeit ebenbürtig machen will. Diese Erscheinung steht in unserm Kulturleben keineswegs vereinzelt da, sondern in Zusammenhang mit allen Bestrebungen der Gegenwart, welche das fromme Wort Hallers: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffener Geist" noch energischer und handgreiflicher widerlegen wollen, als es Goethe vermocht hat. Was Naturforscher, Ingenieure, Chemiker, Ärzte, Techniker jeglicher Art in unerschrockener, alle Vorurteile und Wahnvorstellungen überwindender Arbeit erreicht haben, will sich auch die bildende Kunst erringen. Man wende nicht dagegen ein, daß die Kunst ihre bevorzugte Stellung, ihre Ideale preisgebe und sich zur Dienerin des Materialismus mache. Der Trieb zur Erkenntnis der Wahrheit, die in der vorwiegenden Meinung unsers Zeitalters dasselbe wie Natur bedeutet, ist bei dem Naturforscher ebenso gut ein idealistischer wie bei dem Künstler, und der Techniker, welcher die geheimen Kräfte der Natur erforscht und sie sich dienstbar macht, ist während dieses Kampfes ein Vertreter des Idealismus, des höchsten Strebens menschlichen Geistes, auch wenn er gelegentlich so trübe Erfahrungen machen muß, wie einst die Männer, welche den Ossa auf den Pelion türmen wollten.

Viel anfechtbarer als das Ziel der neueren oder, wenn man bereits die Bezeichnung wagen will, der „neuen" Kunst sind die gewählten Mittel. Der schlimmste und am schwersten zu entkräftende Einwand der Gegner wird immer der folgende sein: „Wenn ihr wirklich zu euerm Ziele gelangt seid, was habt ihr im günstigsten Falle erreicht? Ein nüchternes Abbild der Natur, welches die Camera des Photographen, namentlich der vervollkommnete Apparat des Augenblicksphotographen, ebenso gut auf mechanischem Wege zu stande bringt, ohne daß eine lange akademische Bildung und eingehende Vorstudien nötig sind. Ja ihr Maler werdet dem Augenblicksphotographen gegenüber sogar stets im Nachteil bleiben; denn ihr könnt nur einen Moment in einer Reihe von Bewegungen festhalten, während der Augenblicksphotograph die Bewegung selbst zur Anschauung bringen kann, wenn er seine Einzelaufnahmen durch den von Ottomar Anschütz in Lissa erfundenen »Schnellseher,« eine vertikal gestellte Drehscheibe, zu einem Gesamtbilde zusammenfassen läßt."

Auf abstrakte Fragen lassen sich nicht immer abstrakte Antworten geben. Es sei gestattet, aus unsrer Ausstellung zwei Beispiele herauszugreifen, welche

den Unterschied zwischen der mechanischen Arbeit des Augenblicksphotographen und dem geistigen Schaffen des Malers, der einen Moment, einen Ausschnitt aus der Natur festhalten will, klar machen werden. Anton von Werner hat den Fürsten Bismarck dargestellt, wie er am Bundesratstische stehend, in der Linken ein Schriftstück, mit der Rechten nach hinten unter den Uniformrock greifend, als wollte er sein Taschentuch hervorziehen, vor dem Reichstage eine Rede hält. Der Kopf ist dem Beschauer fast im Profil zugekehrt, der Mund ist halb geöffnet — denn er redet ja —, und auch im übrigen, in dem Beiwerk der Umgebung, Stuhl, Tisch und Wand, ist die Wirklichkeit mit jenem Respekt nachgebildet, welchen Anton von Werner in gleichem Maße einem menschlichen Antlitz wie einem Uniformknopf entgegenbringt. Der Aufwand zeichnerischer und malerischer Handfertigkeit ist in diesem Falle vergeblich gewesen. Genau dasselbe würde ein Photograph erreicht haben. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß ein Photograph, wenn er Einsicht, Klugheit und Geschmack hat, einen viel günstigeren Augenblick erfaßt und ein Abbild geliefert hätte, welches die Genialität des gewaltigen Mannes viel deutlicher und überzeugender zur Anschauung bringt als das Wernersche Bild. Wenn eine so hergestellte Photographie nachher in Farben gesetzt wird, kann eine gleiche Wirkung erzielt werden wie mit einem Gemälde A. von Werners, der nicht Kolorist in höherem Sinne ist, sondern kühl und bedächtig den einen Farbenton neben den andern setzt. Ein solches künstlerisches Verfahren kann also durch die Photographie ersetzt werden, und wenn es allgemein angenommen würde, wäre die Zeit gekommen, wo, wie Professor Otto Knille schön sagt, die Maler nur noch als „zweibeinige Aufnahmeapparate zwischen Natur und Mitbürgern“ zu wirken haben werden.

Das zweite Beispiel. Franz Skarbina hat auf einem seiner lebensvollen, dem unmittelbaren Studium der Natur entsprossenen Aquarell die Szene geschildert, welche sich täglich vor dem kaiserlichen Palais abspielt, den Vorübermarsch der Schloßwache und den Jubel des Volkes, der stürmisch ausbricht, sobald sich die Gestalt des geliebten Monarchen hinter dem Eckfenster zeigt. Auch dieser „Blick aus des Kaisers Fenster“ könnte vermittels der Photographie festgehalten werden, und derartige Versuche sind auch am neunzigsten Geburtstage des Kaisers gemacht worden. Aber diese Versuche haben zugleich gelehrt, daß die Photographie, wenigstens gegenwärtig noch, ohnmächtig ist, wo es sich um Beherrschung der Massen und zugleich um Hervorhebung des Einzelnen handelt. Und in Bezug auf letzteren Punkt wird die Maschine voraussichtlich für immer versagen. Sie wird niemals mehr als ein Abbild des Zufalls, also stets etwas Unvollkommenes geben, während der Maler insofern zu einer gewissen Vollkommenheit gelangen kann, als die Möglichkeit für ihn vorhanden ist, den ihm vor Augen schwebenden Zweck oder sein Ideal zu erreichen. Skarbina hat mit seinem nächsten Zwecke, einen fesselnden Augenblick aus der Wirklichkeit möglichst lebendig zu veranschaulichen, die höhere Absicht

verbunden, zu zeigen, wie die Begeisterung für den Kaiser Hoch und Niedrig zu einer gemeinsamen Huldigung vereinigt und wie verschiedenartig sich diese Begeisterung unter dem Eindrucke der ehrwürdigen Erscheinung des Kaisers äußert. Der Künstler ist seiner Absicht sehr nahe gekommen. Er hat aus einer Fülle von Individuen, aus einem reichen Beobachtungs- und Studienmaterial Typen herausgegriffen, welche das Publikum vollkommen charakterisiren, das sich unter dem Fenster des Kaisers zu versammeln pflegt, von dem gewohnheitsmäßigen Hurrahschreier, der vor der Musik einhermarschirt, bis zu dem Patrioten aus der Provinz oder dem Auslande, welcher in diesem Augenblicke die höchste Weihe seines Berliner Aufenthaltes erblickt. Mit dieser gleichsam kritischen Thätigkeit des Künstlers kann die Maschine des Photographen und selbst ein „zweibeiniger Aufnahmeapparat" nicht wetteifern. Man sieht also an diesem Beispiel, wie weit noch das Gebiet ist, auf welchem sich der Künstler tummeln kann, ohne mit dem Photographen zusammenzustoßen oder von ihm überflügelt zu werden, und dieses Gebiet wird dem Künstler auch für den Fall erhalten bleiben, daß der Realismus die ausschließliche Herrschaft in der Kunst gewinnen sollte.

Die Aussichten dazu sind vorhanden. Die Abkehr von der Vergangenheit ist in beständigem Wachsen: die meisten Künstler malen nur noch Bilder idealen Inhalts, um ihre Kenntnis der Körperformen zu zeigen, oder Historienbilder, um den Glanz und die Mannichfaltigkeit ihres Kolorits an prächtigen Kostümen und malerischen Stoffen zu erproben. Nur diese Virtuosität in äußerlichen Dingen vermag in der That großen Kompositionen wie Ernst Hildebrands „Tullia" (Tullia treibt ihr Gespann über den Leichnam ihres Vaters), Hugo Vogels „Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig und Lüneburg" (der Herzog empfängt in Celle zum ersten male das Abendmahl in beiderlei Gestalt) und Albert Baurs großer Dekoration für das Textilmuseum der königlichen Webschule in Krefeld einiges Interesse zu leihen. Diese Bilder sind, wenn man von zwei improvisirten Dekorationen absieht, die Geselschap in sklavischer Nachahmung der Ausdrucksweise des Cornelius zum Schmuck der Kunstakademie für den neunzigsten Geburtstag des Kaisers gemalt hat, zugleich die einzigen Vertreter der Malerei großen Stils auf der Ausstellung. Das ist ein schlechter Trost für diejenigen, welche in dieser Gattung der Malerei ihren Gipfel sehen. Indessen hat auch die ästhetische Kritik mit der Zunahme realistischer Kunstanschauung ihren apriorischen Standpunkt aufgegeben und sich zur empirischen Methode bekennen müssen. Auch in der Ästhetik machen Kleider nicht mehr die Leute, und ebenso scharf wie man derjenigen Gattung des historischen Romans zu Leibe geht, welche das Schaffen der dichterischen Phantasie in den Dienst trockener Pädagogik stellt, muß man auch das Geschichtsbild bekämpfen, welches seinen höchsten Ruhm in der treuen Nachbildung der Kleider, der Umgebung und des Beiwerks sucht. Dieser Ruhm ist nicht fein und überdies sehr wohlfeil. Was

Hugo Vogel gemalt hat, ist so glatt, so gefeilt und unanstößig wie ein historischer Roman von Julius Wolff. Man sieht, wie der ganze bunte Teppich sorgfältig aus einer Reihe von Modellen, die hübsch still gesessen oder gestanden haben, zusammengewebt, wie jede Falte arrangirt und auf ihre Wirkung hin ausgeprobt ist. Aber der geniale Funke, der Blitz, welcher die Modellpuppen zum Leben erweckt, ist ausgeblieben. Solche Geschichtsbilder lassen sich auf Bestellung zu Dutzenden anfertigen, wenn der Maler nur Geduld hat, und Geduld ist allemal da vorhanden, wo das Genie fehlt. In jüngster Zeit sind Kostümfeste, historische Festzüge und lebende Bilder nach geschichtlichen Gemälden sehr in die Mode gekommen. Die Herren und Damen, welche sich während der Proben in den antiken, mittelalterlichen, Renaissance- und Rokoko-Kostümen äußerst wohl oder doch sehr wichtig gefühlt haben, lassen sich zum Schluß, einzeln und in Gruppen, photographiren. Diese Neigung kann ein geschäftskundiger Historienmaler, welchem der Born eigner Erfindung nur spärlich quillt, sehr leicht zu seinem Vorteil ausbeuten. Wenn er die kostümirten Herren und Damen, je nach ihrer Tracht, auf einen „historischen Mittelpunkt" hin, etwa auf Huß vor dem Konzil, Luther auf dem Reichstage zu Worms, Kaiser Maximilian, Königin Elisabeth, Ludwig XIV. oder den großen Kurfürsten gruppirte und dann photographiren ließe, würde er ebenso gute Geschichtsbilder zu stande bringen wie Hugo Vogel.

Albert Baurs Dekorationsgemälde hat einen gewissermaßen belehrenden Zweck und verlangt deshalb eine andre Beurteilung. Es bildet den ersten Teil einer Reihe von Darstellungen, in welchen die Entwicklung der Seidenindustrie in Europa geschildert werden soll, und zeigt den Empfang der byzantinischen Mönche, welche in hohlen Bambusstäben die ersten Seidenraupeneier aus China nach Europa bringen, durch Kaiser Justinian. Was durch Fleiß, Mühe und Gewissenhaftigkeit erreicht werden kann, ist von dem Maler erreicht worden, und schwerlich würde ein Künstler, der genialer angelegt ist als Albert Baur, dem zeremoniellen Vorgange interessantere Seiten abgewonnen haben. Es fragt sich nur, ob das Thema richtig gestellt ist, und auf diese Frage muß die Antwort Nein lauten. Was wir sehen, ist nichts als eine feierliche Prachtentfaltung des byzantinischen Hofes aus einem Anlaß, welchen ein unbefangener Beschauer aus der Darstellung selbst nicht entnehmen kann, und an dem Orte, für den das Gemälde bestimmt ist, wird eine ausführliche Erläuterungstafel notwendig sein. Während die dem Hauptbilde angehängten, grau in grau gemalten Seitenstücke, welche das Auffinden und Abwickeln des Coconfadens und das Kochen, Haspeln und Weben desselben durch weibliche Figuren darstellen, nur die beiläufigen Anmerkungen zu dem Mittelbilde geben sollten, führen sie in Wirklichkeit den Forscher erst auf die richtige Spur zur Erklärung der feierlichen Zeremonie in der Mitte. Volkstümlich wird die zu neuem Leben erweckte, monumentale Kunst unsrer Tage durch solche Aufgaben nicht werden.

Ernst Hildebrands „Tullia“ zeigt in vielen Teilen das Gepräge genialer Begabung. Aber Tullia ist uns ebenso viel wie Hekuba. Ein ungeheurer Aufwand von zeichnerischer und malerischer Fähigkeit ist hier an einen Stoff verschwendet, der trotz seines tragischen Inhalts unser Herz nicht in Mitleidenschaft ziehen, nicht erschüttern kann. Zunächst tritt wieder der Mangel störend auf, daß der dargestellte Vorgang nicht allgemein verständlich ist. Das Kostüm der Figuren und die Umgebung, der Tempel und die Bronzegruppe der säugenden Wölfin machen zwar jedem Gebildeten klar, daß Rom der Schauplatz der Ereignisse ist. Aber was will die unheimliche, in höchster Leidenschaft entflammte Frau hoch oben auf dem Wagen? Befiehlt sie dem Wagenlenker, welcher die Pferde entsetzt zurückreißt, über den nackten, auf die Straße geworfenen Leichnam des ehrwürdigen Greises hinwegzufahren, oder fordert sie das Gegenteil? Erst aus den Mienen, dem Gebahren des umstehenden Volkes läßt sich letzteres schließen. Es bereitet sich also vor unsern Augen ein schreckliches Ereignis vor, das immerhin ein Frevel ist, aber vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn man wüßte, was für die Insassin des Wagens bei ihrem Treiben zur Eile auf dem Spiele steht. Hier versagt das Bild selbst die Sprache, und man muß zum Kataloge greifen, um zu erfahren, daß die Tochter des römischen Königs Servius Tullius, auf deren Antrieb ihr Vater den Tod durch Mörderhand erlitten hat, im Begriffe steht, über die Leiche des Ermordeten hinwegzufahren. Wenn das Verständnis eines Kunstwerkes erst mühsam hergestellt werden muß, geht ein großer Teil seiner Wirkung verloren, und je strenger sich ein Geschichtsmaler an die reine Überlieferung hält, je enger er sich an die als zuverlässig und sicher erkannten Erscheinungsformen der Vergangenheit anschließt, desto weniger wird er auf das Verständnis seiner Zeitgenossen rechnen können. Trotz aller tanagräischen Terrakotten und der jetzt so schwungvoll betriebenen Polychromie werden wir Deutsche, das muß immer wieder rücksichtslos ausgesprochen werden, dem griechisch-römischen Altertume stets kühl gegenüberstehen, soweit es sich um seine materiellen Erscheinungsformen handelt. Was wir aus dem Schrifttum der Griechen und Römer in unsre geistige Kultur herübergenommen haben, werden wir stets dankbar anerkennen, und wir werden auch nicht vergessen, daß ihre Baukunst und ihre Plastik zu wiederholten malen die Lehrerinnen der Menschheit gewesen sind. Sollten sie es aber noch einmal werden, so müßte eine solche Thatsache die völlige Vernichtung unsrer gegenwärtigen Kultur zur Voraussetzung haben, und es fragt sich dann, ob nicht die mühsam erhaltenen Ueberreste des klassischen Altertums das Schicksal der allgemeinen Vernichtung teilen würden.

Aber wir wollen uns nicht in Phantasien ergehen, sondern nur unsre Ansicht dahin äußern, daß mit der Autorität der Antike ein zu starker Kultus getrieben wird und zahlreiche Künstler in einem Irrtume befangen sind, wenn sie glauben, schon durch Behandlung antiker Stoffe ihres Erfolges sicher zu sein. Die Schwärmerei für die Antike ist genau so Modesache wie die Begeisterung für die Renaissance und das Rokokozeitalter, und wenn man schärfer zusieht, wird man die Beobachtung machen, daß, je weiter sich die archäologischen Romane sowie die Bilder antiken Inhalts von der echten Antike entfernen und je mehr sie dem modernen Geschmack und der modernen Empfindsamkeit entgegenkommen, sie auf einen desto stärkern Erfolg bei dem großen, den Markt beherrschenden Publikum rechnen können. Wir erinnern nur an das süßliche Zeug von Illustrationen, welches Thumann zu Hamerlings „Amor

und Psyche" gezeichnet hat, und an die glatten Genrebilder Alma Tademas, welcher moderne Modepuppen in griechische und römische Kostüme steckt und dafür um seiner täuschenden Echtheit willen ein Heer gedankenloser Bewunderer findet.

Je energischer und schneller sich die Abkehr unsrer Kunst von künstlichen Wiederbelebungsversuchen vergangener Kulturperioden vollziehen wird, desto eher wird sie einen neuen Inhalt gewinnen. Es ist unbestreitbar, daß die Niederländer und Italiener des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ihren Darstellungen aus der heiligen und profanen Geschichte einen großen Teil ihres unvergänglichen Reizes dadurch verliehen haben, daß sie die Figuren in Trachten ihrer eignen Zeit auftreten und sich in Gebäuden oder Landschaften bewegen ließen, welche die Künstler mit eignen Augen gesehen hatten. Dadurch haben diese Schilderungen das Gepräge größter Wahrheit und Lebendigkeit gewonnen, ohne etwas an Würde oder, wo es darauf ankommt, an Größe des Stils einzubüßen. Wir können ihnen auf dieses Gebiet nicht folgen, weil uns die Naivität fehlt, von der sie erfüllt waren, weil wir wider besseres Wissen malen würden und alsdann an Stelle des Naiven das Gekünstelte und Erborgte träte. Aber eine andre Lehre können unsre Künstler von ihnen annehmen, nur das zu malen, was sie gesehen und beobachtet haben. Diese Forderung soll nicht nur so aufgefaßt werden, als wollten wir damit die freie Thätigkeit der Phantasie ausschließen und das Schaffen des Malers an das Modell fesseln. Das kann uns nicht in den Sinn kommen. Wir wollen das Recht der idealen Malerei keineswegs in Frage stellen; aber es läßt sich nicht verhehlen, daß sie sich gegenwärtig in Formen bewegt, die sich längst ausgelebt haben, in Allegorien, die zu Gemeinplätzen geworden und nicht mehr imstande sind, einen gebildeten Geist zu beschäftigen, während sie auf die Masse des Volkes nach wie vor eindruckslos bleiben. Unsre ideale Kunst braucht also einen neuen Inhalt und eine neue Form; die Schilderung des Lebens unsrer Zeit findet dagegen eine Ausdrucksform, welche allen seinen Regungen völlig gerecht wird. Der unerschöpfliche, sich stetig erneuernde Reiz der niederländischen Kunst liegt nicht in ihren allegorischen und historischen Gemälden, sondern in ihren Schilderungen des Lebens und der Natur ihrer Zeit. Es ist eine der Hauptaufgaben der Kunst, daß sie der Nachwelt ein Abbild ihrer Zeit hinterlasse, und je tiefer sie in ihrer Zeit, in ihrem Volke wurzelt, desto nachhaltiger werden ihre Wirkungen sein. Die italienische Kunst hatte bis zum Tode Raffaels einen scharf ausgeprägten nationalen Charakter. Selbst in den idealsten Schöpfungen Raffaels fühlt man den Zusammenhang mit den Menschen, unter denen er lebte. Sobald sich aber die italienische Kunst, zumeist verlockt durch die schrankenlose Subjektivität Michelangelos, von dem vaterländischen Boden erhob und nach dem Ausdruck allgemeiner Schönheit strebte, verlor sie mit dem nationalen Inhalt Seele und Leben, und ein gedankenloses Formenspiel trat an die Stelle der Kunst. Es ist einer der charakteristischen Züge der Berliner Ausstellung, daß sie uns eine stattliche Reihe von Kunstwerken vor Augen führt, welche beweisen, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Einkehr ins Volkstum, des Anschlusses an die Gegenwart unter den Künstlern immer mehr um sich greift.





Aus den hinterlassenen Papieren
eines preußischen Staatsministers.

Mitgeteilt von Gerhard von Amyntor.

(Fortsetzung.)

eben mir her im Gedränge ging ein Mann, der mir sein Herz auszuschütten begann; er erklärte mir, daß, wenn aus Deutschland noch etwas werden sollte, die ganze Rechte der Paulskirche totgeschlagen und jeder Preuße aus Frankfurt vertrieben werden müßte. Meine Einwendungen dagegen fruchteten nicht viel. Plötzlich, im Schein einer Laterne, sah er mich genauer an und sagte: „Heeren Se mal, Sie sehen mich so bekennt aus!" Mir pochte das Herz; er konnte mich ja in der Paulskirche gesehen haben. „Ja, antwortete ich schnell, ich habe es längst vermutet, wir müssen uns schon früher einmal getroffen haben." — „Na, waren Se vielleicht bei de Schleswigschen Freischaren?" — „Ja, versteht sich," war meine Antwort. — „Na, denn sind wir alte Kameraden, und denn müssen Se en Schluck aus meiner Flasche nehmen." — „Prosit!" sagte ich und setzte zum Schein die Flasche an meine Lippen. — „Nee, das ist doch merkwürdig, wie man sich in der Welt immer wieder zusammenfindet!" Der Zug wälzte sich inzwischen an meiner Wohnung vorüber; ich hatte genug und drückte mich.

Am folgenden Tage, am Sonntag, trat ich um ein Uhr in den Speisesaal unsers Gasthauses und wurde durch die freundliche Helle desselben überrascht: lauter neue Fensterscheiben! Bei Tische verabredete ich mit Schwerin und dem Fürsten Lichnowski einen Ausflug nach Homburg, das man mit der Eisenbahn in wenigen Minuten erreichen konnte. Lichnowski war sehr heiter und trug uns nach der Tafel einige spanische Lieder vor, die er eben aus dem Lande des Weines und der Gesänge mit heimgebracht hatte. Als wir des Abends von

Homburg zurückkehrten, erfuhren wir, was inzwischen in Frankfurt vorgegangen war. Sämtliche in der freien Stadt anwesenden „Turner" — man schätzte ihre Zahl auf 40 000 — wären auf einem freien Platze vor dem Thore (der Pfingstweide) versammelt gewesen. Die Führer der Demokratie, Robert Blum, Schlöffel u. a., hätten dort zündende Reden gehalten. Endlich sei beschlossen worden, am folgenden Tage eine Sturmpetition an die Paulskirche zu erlassen: die Mitglieder der Rechten und alle Preußen sollten sofort aus der Versammlung ausscheiden; geschähe dies nicht, so würde das souveräne Volk eindringen und ein Blutbad anrichten. Die Regierung hätte Kenntnis von diesem Beschlusse und hätte sofort in die Nachbarschaft telegraphirt, um womöglich noch in heutiger Nacht einige Bataillone heranzuziehen.

Wir gingen erst spät auseinander und wünschten uns ungestörte Ruhe; doch mag mancher in dieser Nacht unruhige Träume gehabt haben.

Montag den 18. September, als ich früh aus dem Fenster meiner Wohnung sah, bemerkte ich viel Landvolk, das anscheinend aus der nächsten Umgegend in die Stadt zog und mit Flinten, Piken, Heu- und Mistgabeln, ja auch mit Dreschflegeln bewaffnet war. Plötzlich entstand eine wirre Bewegung unter diesen Leuten; man lief wie toll durcheinander und schrie und schimpfte. Ich hörte den Ruf: „Die Praiße sind da!" Einzelne warfen die Waffen fort und drückten sich in die nächsten Häuser, um sich zu verstecken. Mein Hauswirt stürzte in mein Zimmer: „Um Gottes Willen, die Preußen sind da! stellen Sie in der Paulskirche sofort den Antrag, daß sie zurückgeschickt werden, sonst werden unsre Kinder in der Wiege gemordet, ja es wird in der ganzen Stadt kein Stein auf dem andern bleiben!" Ich gab mir alle Mühe, den Mann zu beruhigen. Vergeblich.

Ich ging zur Sitzung. Vor der Paulskirche fand ich — welche Überraschung! — ein Bataillon Preußen aufgestellt. Wie hoch mir das Herz schlug, unsre blauen Jungen zu sehen, kann nur der ermessen, der je in ähnlicher Lage war. Es war ein Bataillon des schlesischen Füsilierregiments, das man von Mainz herübergeschickt hatte. Ich wechselte einige Worte mit einem mir bekannten Offizier und betrat dann in gehobener Stimmung unser Haus.

Es standen die langweiligen Grundrechte auf der Tagesordnung. Die gelehrten Reden der Herren Professoren vermochten nirgends rechte Teilnahme zu erwecken. Ein Antrag der Linken, „das Militär müsse zurückgezogen werden, weil man nicht unter den Waffen beraten dürfe," wurde vom Ministerium zurückgewiesen. Endlich wurde der Tags zuvor auf der Pfingstweide beschlossene Antrag wohl stilisirt dem Präsidenten übergeben. Dieser verlas ihn mit würdevoller Ruhe und sagte dann mit einer Unbefangenheit, die den Verdacht einer leisen Ironie erwecken konnte: „Ich werde diesen Antrag dem Ausschuß für die Geschäftsordnung überweisen." Wir riefen Bravo. Man wußte aber sehr wohl, daß dann der Antrag, wenn überhaupt, erst nach Wochen zur Beratung

kommen würde — und dabei harrte das Volk vor der Thür der Antwort. Unzweifelhaft bestanden Fäden der Verbindung zwischen der äußersten Linken und der draußen wartenden, aufgestachelten Menge. Letztere wollte eindringen; einige Abgeordnete, unter denen ich den Oberprokurator vom Rhein. v. Kösteritz, erkannte, hielten die Thür zu. Das Ringen an der Thür begann. Da erschien eine preußische Patrouille; der Unteroffizier kommandirte: „Fällt's Gewehr!" und der Volkshaufe stiebte wie ein Flug Spatzen auseinander. Man erzählte in der Paulskirche, einer der Aufständischen habe einen Bajonnetstich in den Schenkel erhalten. Das Gerücht durchlief schnell alle Bänke und hatte den Antrag der Linken zur Folge, daß es jetzt die höchste Zeit sei, die Truppen zurückzuziehen; die Preußen fingen an zu morden, es wäre schon Blut geflossen, und die Wut des Löwen, der einmal Blut geleckt habe, wäre bekanntlich unberechenbar. Aber die Preußen blieben auf ihrem Posten.

Was außerhalb unsers Hauses geschah, erfuhr man im Innern nicht; wir wähnten sogar, es herrsche draußen Ruhe. Die Sitzung hingegen war sehr unruhig, sodaß sie der Präsident früher als gewöhnlich schloß. Aber wie hatte sich inzwischen das Aussehen der Straßen geändert! Überall waren Barrikaden errichtet. Ich mußte bis zu meiner Wohnung deren fünf passiren, indem ich über einige hinüberkletterte, andre durch die Nachbarhäuser umging. Nachdem ich Toilette gemacht hatte, begab ich mich zum Mittagessen nach dem „Englischen Hofe," wo ich eine zahlreiche Gesellschaft fand. Ich saß an der Tafel neben Lichnowski; dieser erzählte mir, daß er gleich nach Tische mit Auerswald fortreiten wolle, um darmstädtische Truppen, welche im Anmarsche seien, auf ihm bekannten Schleichwegen durch die Gärten in die Stadt zu führen, da eine Verstärkung unsrer Garnison sehr wünschenswert wäre. Frühzeitig stand er vom Mittagstisch auf und empfahl sich. Bald darauf klopfte es ans Fenster. Es war Lichnowski, der schon zu Pferde saß und mich fragte, ob er nicht seine Zigarrentasche habe liegen lassen. Ich fand sie auf seinem Platze und reichte sie ihm hinaus. Ein zweiter Herr war mit mir ans Fenster getreten. Neben Lichnowski hielt Auerswald draußen ebenfalls zu Pferde. „Aber, meine Herren — sagte mein Nachbar — wie können Sie bei diesen Unruhen einen Spazierritt unternehmen?" — „Allerhöchster Dienst," war die Antwort. Sie sprengten davon; wir sahen ihnen nach und ahnten nicht, daß wir sie lebend nicht wiedersehen sollten.

Als ich mich wieder ins Zimmer zurückwandte, stellte mir der Landschaftsrat Kratz aus Wintershagen einen Gerichtsdirektor vor, der eben aus dem Bade gekommen war und in der Kratzschen Wohnung, die jetzt von den Aufständischen besetzt war, eine größere Summe Geldes zurückgelassen hatte. Ich schlug ihm vor, wir wollten in die Stadt gehen und den Versuch machen, ob wir nicht in sein Haus gelangen könnten. An der Ecke seiner Straße fanden wir einen Halbzug österreichischer Infanterie, der gedeckt hinter einem vorspringenden

Hause stand und mit der Besatzung der Kratzschen Wohnung ab und zu Schüsse wechselte. Der Offizier, der einem Manne das Gewehr abgenommen hatte, lag gerade im Anschlage und drückte auf einen „Turner“ ab, der sich am Fenster zeigte. Als bald darauf das Schießen aufhörte, wagten wir uns gemeinsam mit jenem Offizier in das Haus, vor dessen Thür ein Doppelposten gestellt worden war. Ohne Hindernis gelangten wir in das zwei Treppen hoch gelegene Kratzsche Zimmer. Der Schrank, welcher das Geld des Gerichtsdirektors enthielt, stand unerbrochen mitten im Zimmer; er war so aufgestellt, daß er gegen Kugeln, welche durch das Fenster drangen, einigermaßen als Deckung hatte dienen können. Zwischen dem Schrank und dem Fenster lag ein wohlgekleideter „Turner“ auf dem Fußboden; eine Kugel war ihm durchs Herz und zum Rücken herausgegangen. Der Österreicher hatte gut getroffen. Die übrige Besatzung des Hauses war verschwunden. Der Gerichtsdirektor nahm sein Geld an sich, und nun durchsuchten wir das Gebäude und fanden in einem Keller die hinter Kisten versteckten Aufständischen, denen der jüdische Hauswirt allerlei Vorschub geleistet hatte; sie wurden sämtlich festgenommen und auf die Wache gebracht.

Ich habe dieses an sich geringfügigen Ereignisses ausführlicher gedacht, um zu zeigen, wie wenig Mut und Ausdauer die meisten jener Leute hatten, die für eine ihnen selbst ganz unklare Idee und auf den Ruf ihnen gänzlich unbekannter Personen, hauptsächlich nur aus Liebe zur Rauferei, die Waffen führten, und wie leicht sie einzuschüchtern waren. Auch von andern Seiten ist mir diese Ansicht bestätigt worden.

Noch vor Einbruch des Abends traf darmstädtische Artillerie ein; sie räumte die Barrikaden schnell auf, und damit hatte der Krieg sein Ende erreicht. Von der Dunkelheit begünstigt, mögen sich wohl die „Turner“ zurückgezogen haben; am folgenden Tage war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Wir durchwanderten nun ungehindert die Straßen. Die Stadt war in ein großes Kriegslager verwandelt. Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Pioniere lagen bunt durcheinander — Preußen, Österreicher, Baiern, Württemberger, Badenser, Darmstädter und Nassauer — es wahr eine wahre Musterkarte. Von preußischen Regimentern fanden wir das 35. und 38. vor; obgleich die Leute kaum etwas im Leibe hatten und nun auf dem harten Steinpflaster bivakiren mußten, waren sie doch munter und gutes Mutes. Auf Veranlassung einiger uns bekannten Offiziere trugen uns die Sänger der Kompagnien, zur höchsten Verwunderung der Frankfurter, ein paar Soldatenlieder vor. Wir schleppten aus Bäckerläden und Brauereien herbei, was noch irgend aufzutreiben war, und bemühten uns, so den braven Leuten ihr hartes Los doch etwas zu erleichtern.

Am späten Abend kehrten wir wieder in unser Hotel zurück. Dort traf uns die anfangs bezweifelte Nachricht, daß Auerswald und Lichnowski ermordet

seien. Um Truppen in die Stadt zu führen, waren sie fortgeritten, aber schon vom Thore aus von rohen Pöbelhaufen verfolgt worden, die, wie man uns versicherte, ein hervorragendes Mitglied der Linken hinterhergehetzt hatte. Wären sie auf der großen Straße schnell vorwärts geritten, so wären sie sicher der Gefahr entgangen; leider hatten sie sich in Seitengassen begeben, jagten dort, von Schüssen und Steinwürfen verfolgt, zwischen hohen Gartenzäunen hin und her und sprengten endlich in einen offenstehenden Garten hinein. Der Besitzer stand vor der Thür seines im Garten gelegenen Häuschens; er stellte schnell die Pferde in seinen Kuhstall und nahm die Verfolgten unter sein Dach. Lichnowski verbarg sich im Keller; Auerswald begab sich auf den Boden, legte sich dort in das Bett eines Lehrlings, zog eine Schlafmütze über die Ohren und spielte den Kranken. Beide wurden gefunden, herausgeschleppt und, obgleich sie keine Waffen bei sich geführt hatten, in scheußlicher Weise ermordet. Lichnowski wurde an einen Baum gebunden und so als Zielscheibe für Sensenhiebe und Schüsse benutzt. Auerswald erhielt zuerst von einem Weibe einen Schlag mit dem Sonnenschirm ins Gesicht und dann aus nächster Nähe einen Schuß durch den Kopf; er blieb auf der Stelle tot; seine Leiche wurde nach mehreren Stunden gefunden. Lichnowski starb nicht so schnell. Er ließ sich noch in das Bethmannsche Gartenhaus tragen, wo er im Beisein mehrerer schnell herbeigerufenen Priester verschied. Dort hatte ihn unser Berichterstatter als noch nicht erkaltete Leiche gefunden.

Nach dieser Mitteilung konnten wir an der Wahrheit derselben nicht mehr zweifeln. Wir waren alle sehr ergriffen und blieben noch länger zusammen, um unsern Gefühlen durch gegenseitige Aussprache Luft zu machen. Die Beweggründe zu diesem empörenden Doppelmorde erschienen uns umso weniger begreiflich, als die Ermordeten keineswegs hervorragende Mitglieder der Versammlung gewesen waren, ja nicht einmal der entschiedenen Rechten angehört hatten.

Am folgenden Morgen früh ging ich zu der unheilvollen Stelle hin und ließ mir von dem Gärtner den vollständigen Hergang der traurigen Begebenheit noch einmal ausführlich erzählen. Der Bericht entsprach völlig dem uns schon gestern mitgeteilten. Ich trat an den Platz, wo Auerswald gefallen war. Der Schuß durch den Kopf hatte ihn sofort getötet; er hatte also nach dem Falle gleich stillgelegen. Deshalb war auch nur eine und zwar eine ganz kleine Blutlache vorhanden. Das Blut war nicht in die Erde gezogen, sondern auf dem dichten Lehmboden geronnen und zu einem festen Körper erstarrt. Ich nahm ein Teilchen davon auf ein Stück Papier und schickte es in meinem nächsten Briefe in die Heimat.

Einige Tage später wurden beide Opfer beerdigt, gleichzeitig mit den gefallenen Soldaten (einem Offizier und vier Gemeinen). Von den Aufständischen waren, wenn ich nicht irre, siebzehn geblieben, deren Leichen ich mir im städtischen Hospital ansah; die Anzahl der Verwundeten wurde nicht bekannt gemacht.

Mit dieser betrübenden Katastrophe war der Kampf vollständig beendet. Die Truppen blieben noch einige Tage in der Stadt, teils um die Trümmer der Barrikaden wegzuräumen, teils um für etwaige Fälle zur Hand zu sein. Aber diese traten nicht mehr ein. Es war so ruhig in der Stadt geworden, daß sich sogar einige Helden der Bürgerwehr auf der Straße zu zeigen wagten.

Auf unsre Verhandlungen hatten diese Ereignisse nur geringen Einfluß. Die Linke war jetzt ziemlich gedrückt und kleinmütig; aber auch die Rechte konnte ihr Haupt nicht sicher erheben, da mehrere Mitglieder aus der Fraktion ausschieden, weil diese der Gegenstand der Volksangriffe sei. Unser Häuflein wurde sehr klein. Meinerseits konnte ich diese ängstliche Auffassung nicht billigen und stellte daher im Hause den Antrag, die intellektuellen Urheber des Aufstandes, welche offenbar in unsrer Mitte wären, gerichtlich zu verfolgen, was natürlich nicht geschah. Aber dieser Antrag zog mir eine Mißtrauensadresse der Demokratie meines Heimatskreises zu, wo unsre stenographischen Berichte fleißig gelesen wurden; in dieser Adresse war die Aufforderung enthalten, ich sollte sofort heimkehren. Daß ich solche Stimmen nicht beachtete, versteht sich von selbst; einen sehr komischen Eindruck aber machte es auf mich, daß ich gleich darauf eine Vertrauensadresse aus meinem Kreise erhielt, die zum Teil dieselben Unterschriften trug wie jene!

In der Paulskirche herrschte eine schwüle Luft. Die Linke sah, wie Preußen sich erhob, und konnte dieses Unglück nicht verhindern. Der König hatte die Garden zurückberufen; Wrangel war in Berlin eingezogen und hatte das Rumpfparlament, das gegen den Willen der Regierung tagte, vertrieben. Über Berlin war der Belagerungszustand verhängt; der König hatte ein konservatives Ministerium berufen, und der an die Spitze dieses Ministeriums gestellte Graf Brandenburg hatte das Wort gesprochen: „Bis hierher und nicht weiter." Die Demokratie wollte aber noch nicht die Flinte ins Korn werfen. Ein letzter Versuch sollte noch gemacht, eine neue Revolution heraufbeschworen werden. Robert Blum wurde nach Wien geschickt, um dort den Aufstand zu organisiren. Sein Treiben wurde entdeckt, und der hochbegabte, aber durch blinde Leidenschaft irre geleitete Mann fand sein Ende auf dem Sandhaufen in der Brigittenau.

In dieser Zeit, es mochte in den letzten Tagen des November sein, erhielt ich plötzlich ein Schreiben vom Grafen Brandenburg: ich solle sofort nach Berlin kommen. Was wollte man von mir? Was war der Zweck dieser Berufung? Ich grübelte vergebens und ging endlich zu Radowitz, der, wie ich wußte, wenige Tage vorher von Berlin zurückgekommen war. Er war ein Vertrauter des Königs und konnte am besten unterrichtet sein. Radowitz zögerte, mit der Sprache herauszurücken, endlich nahm er mir das Wort ab, vorläufig noch nicht über die Sache zu sprechen, und erklärte mir dann: der König sei entschlossen, eine feste Regierung wieder herzustellen; Wrangel solle mit starker Faust alle revolutionären Bestrebungen nicht nur in Berlin, sondern auch in

der Umgebung der Hauptstadt niederhalten; er solle zum Generalgouverneur der Marken ernannt und ihm ein Zivilgouverneur an die Seite gestellt werden; für diese letztere Stelle wäre ich bestimmt. Wo beide gemeinsam handeln würden, sollten sie diktatorische Gewalt haben. „Reisen Sie — so schloß er — so schnell wie möglich nach Berlin!" Das that ich, aber es sollte eine Reise mit Hindernissen werden.

Damals gab es noch keine direkte Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Frankfurt. Von Frankfurt aus fuhr man bis Eisenach mit der Post; erst dort traf man die Bahn. Es hatte nun aber am Tage meiner Abreise von Frankfurt heftig geschneit; die Straße war so stark verweht, daß die Post sich mehrere Stunden verspätete und wir den Anschluß an den von Eisenach nach Berlin gehenden Zug verfehlten. Erst nach mehreren Stunden Aufenthalt konnte ich den nächsten Zug benutzen. In meiner Wagenabteilung genoß ich die Gesellschaft der Gattin eines Frankfurter Bankiers, die mir mit ihrer Gesprächigkeit stark zusetzte. Sie war stolz auf ihren Gemahl, der ebenfalls der Paulskirche angehörte, und interessirte sich aufs lebhafteste für alle politischen Fragen des Tages. Ueber die Berliner Zustände äußerte sie sich sehr abfällig; sie schimpfte auf die „Reaktion" und sprach offen ihre Hoffnung auf eine zweite Volkserhebung aus. Eingedenk der mir möglicherweise bevorstehenden Aufgabe übte ich die diplomatische Kunst des Schweigens so lange, als nur das Thema „Berlin" verhandelt wurde. Als sie aber auch Robert Blums trauriges Ende erwähnte, das damals gerade bekannt geworden war, und sich in maßlosen Schimpfereien auf die Gewalthaber Deutschlands erging, löste der Zorn auch meine Zunge. „Dem Aermsten ist nur sein Recht geworden; warum ging er dorthin?" — „Er war ja geschickt; gerechter Gott! die Linke hatte ihn doch hingeschickt!" — „Geschickt? So? Nun, dann bedaure ich, daß seine Auftraggeber nicht mitgegangen sind!" Dieses unvorsichtige Wort des Unmutes sollte mir böse Früchte tragen. Der Zug war in Merseburg. Der dortige Bahnhof war angefüllt mit betrunkenem, brüllendem Volke und mit zahlreicher Bürgerwehr, die auch nicht mehr ganz nüchtern war. Meine Reisegefährtin verließ den Wagen, um nicht wiederzukehren. Ich sah, wie sie mit mehreren Bürgerwehrmännern heimlich flüsterte und dabei auf mich deutete; dann verschwand sie im Gedränge. Gleich darauf taumelte ein Bürgerwehrmann an mein Koupee: „Den Paß!" — „Ich habe keinen." Jetzt erschienen mehrere Bewaffnete und brüllten im Chor: „Den Paß!" — „Ich habe schon gesagt, daß ich keinen Paß habe; hätte ich aber einen, so würde ich ihn doch nicht vorzeigen, denn, meine Herren, Sie haben gar kein Recht, darnach zu fragen." — „So? das wollen wir doch sehen. Hierher, Kameraden!" Nun drängte sich ein Haufe erregter Menschen an meine Wagenthür. Eine Stimme rief: „Ohne Legitimation kommen Sie keinen Schritt weiter! Wir sind hier, um jeden Wagen zu untersuchen, damit kein Militär nach Berlin kommt; dort brennt der Straßenkampf [dies war eine Tatarennachricht], der König will von hier mehr Militär heranziehen, das dulden wir nicht." — „Das ist gewiß auch so ein verkappter Leutnant, hetzte eine andre Stimme, er sieht gerade so aus." Ich hatte nämlich einen Militärmantel um. „Meine Herren, sagte ich uneingeschüchtert und in der Hoffnung, die Aufgeregten durch einen Scherz umzustimmen, betrachten Sie gefälligst meinen Körperumfang; ist das die Taille eines Leutnants? Sie sollten mich doch wenigstens zum Stabsoffizier machen." — „Ach was! murrte eine dritte Stimme, reißt ihn heraus! Wir haben heute schon

den Hinckeldey angehalten, der auch nach Berlin beordert war; wir werden doch mit diesem Burschen keine Umstände machen! Der geht in Stücke, wenn wir ihn anpacken." — „Hoho, versetzte ich gelassen, dazu gehören zwei: einer, der anpackt, und einer, der sich anpacken läßt. Ich rate niemand, mir zu nahe zu kommen." Jetzt wurde mir die Spitze eines Bajonnets vor die Brust gehalten. Als das Eisen meinen Mantel berührte, griff ich es an und stieß es mit Aufbietung aller meiner Kräfte zurück. „Damit bleibt mir vom Leibe, damit versteht ihr nicht umzugehen." Der zurückgestoßene Bürgersoldat taumelte und fiel auf den Rücken; es war wohl weniger die Kraft meines Stoßes, als vielmehr der Branntwein, der ihn umgeworfen hatte. Die Menge aber geriet nun in Wut und stürmte laut brüllend auf meine Wagenthür ein. Da drängte sich ein Herr durch die andern, der eine Autorität zu sein schien. „Mein Herr, redete er mich würdevoll an, haben Sie keine Legitimation vorzuzeigen? Ich bin der Stadtsekretär N. N. und Kommandeur der Bürgerwehr." — „Gewiß eine sehr hohe Stellung, sagte ich, aber sie giebt Ihnen keine Befugnis, Polizei zu üben." — „Sie haben vollkommen Recht, flüsterte er mir zu, das will ich auch nicht; ich möchte Sie nur aus dieser Lage befreien, damit der Zug endlich abgehen kann. Es genügt mir jedes Blatt Papier, das Sie mir geben; die mißtrauischen Leute sollen nur sehen, daß ich ein von Ihnen kommendes Papier lese." Dieser Ton klang anders und rührte mein Herz; ich hatte aufrichtiges Mitleid mit dem armen Befehlshaber dieser trunkenen Horde. Ich griff in die Tasche; den Brief vom Grafen Brandenburg durfte ich nicht vorzeigen, das hätte mir schlecht bekommen können; da fand ich noch die Quittung meines Schusters, den ich im Augenblicke meiner Abreise bezahlt hatte; sie trug meinen Namen — das genügte. „Meine Herren, rief der Kommandeur seinen Leuten zu, dies ist ein Abgeordneter aus der Paulskirche, der stets für die Rechte des deutschen Volkes gestritten hat." — „Hurrah!" brüllten nun die Tapfern, und der Zug dampfte ab. Als wir aus dem Bahnhofe hinausfuhren, sagte ein Mitreisender zu mir: „Dafür mögen Sie sich bei der Dame bedanken, die uns vorhin verlassen hat." Ich weiß nicht, ob er Recht hatte. (Schluß folgt.)



Literatur.

Cypria. Episches Gedicht in fünf Gesängen. Von einem „Epigonen." Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1887.

Ein Gedicht voll heiterer Anmut und reich an Geist, das mit Witz, wenn auch nicht ganz ursprünglicher Originalität, Mythologie und Weltlichkeit durcheinander schlingt, Märchen und Phantasterei keck mit innerer Logik in der psychologischen Entwicklung vereinigt und so im scheinbar übermütigen Spiele der Phantasie doch ein der Tiefe nicht entbehrendes Bildchen menschlicher Schwäche und Stärke gestaltet. Das Ganze tönt aus in einen edeln Hymnus auf die holde Aphrodite, welche, Liebende zu beschützen, selbst vom Olymp herniedersteigt und sich den Menschen offenbart. Jason, der einzige Sohn eines reichen, geizigen Kaufmannes, liebt das arme Blumenmädchen Jole; er kann sie aber nicht heiraten, weil der Alte nicht einwilligt. Droben im Olymp haben sich deshalb zwei Par-

teien gebildet: die eisernde Hera vertritt den Standpunkt der Vernunftehe und arbeitet daran, die Liebenden zu trennen; Aphrodite beschützt das Werk Amors und arbeitet der Ehestifterin entgegen. Darob großes Weibergezänk vor dem Richterstuhl des gemütlichen Zeus im Schlafrock. Da Hera nahe daran ist, „die Nerven zu bekommen,“ vermittelt er zwischen der gefürchteten Gattin und der geliebtesten Tochter. Sie verpflichten sich, ihre Hände künftig aus dem Spiele des irdischen Paares zu lassen, aber auch nicht „sei's durch Trug, sei's durch Gewaltthat handelnd in das Schicksal jener“ einzugreifen. Und nun der beste Zug der Erfindung des Epigonen: Jason ist durch den Widerstand seines Alten mürrisch, mißmutig, verzagt, hypochondrisch geworden: ein recht schwacher Mensch, plagt er seine geliebte Jole mit Mißtrauen, mit Eifersucht; er will sie auf die Probe stellen, ob sie denn des Opfers, das er ihr durch seine Entzweiung mit dem Vater bringt, würdig sei. Wie jedes rechte Mädchen, erwiedert Jole das Mißtrauen mit Ironie: das wahre Gefühl verbirgt sich umso spröder, je zudringlicher es sich zu äußern herausgefordert wird — eines der schönsten Lustspielmotive. Natürlich entsteht daraus ein Mißverständnis zwischen den Liebenden, Jason ist unglücklich, verzweifelt, Jole nicht minder — das hat alles die hinterlistige Hera angerichtet, welche des Schwures vor Zeus nicht gedachte. Nun kommen allerhand phantastische Verwicklungen, aus denen Aphrodite, die sich nun auch des Schwures für entbunden hält, weil ihn die Gegnerin gebrochen hat, dem Liebespaare zu einem glücklichen Zusammenkommen verhilft. Die von wirklicher Anmut durchwehte Geschichte ist auch in der Sprachform flüssig und kunstvoll gehalten, sodaß man fast bedauern möchte, daß sich der Verfasser in den Mantel der Anonymität hüllt.

Episches Bilderbuch. Von G. H. Schneideck. Jena, H. Dabis (o. J.).

Vor etwa einem Jahre konnten wir an dieser Stelle Schneidecks „Auszug nach Kahla,“ eine humorvolle Schilderung deutschen Studentenlebens, mit aufrichtiger Anerkennung besprechen. Mit Interesse nehmen wir daher dieses neue Büchlein seiner dichterischen Muße zur Hand, aber unser Urteil wird diesmal etwas kritischer ausfallen. Schneideck steckt noch so sehr im Stofflichen der Poesie, er durchgeistigt seine Erfindungen zu wenig. Seine besondre Begabung ist die beschreibende Kleinmalerei, er ist namentlich ein aufmerksamer und glücklicher Beobachter des alltäglichen Lebens. Das gereicht auch der räumlich größten der sechs Dichtuugen des Bilderbuches zum Vorteil. In dieser hat er den deutschen Weihnachtsabend mit seiner ganzen Traulichkeit und Gemütlichkeit sorgfältig abkonterfeit; hier bewegt er sich auf dem ihm vertrautesten Boden des deutschen Bürgertums; auch das Studententum wird hier wieder mit Geschick verherrlicht. Aber die Gefahr droht ihm von seiner Tugend: zur Kleinmalerei gesellt sich leicht die Breite, die Redseligkeit. Darum gelingen ihm Gedichte wie „Liebesbotschaft,“ „Die Rast“ schon weniger, so sinnig sie auch sind. Es fehlt ihm die Kraft der Kürze, die Plastik im Gestalten, die schlagende Charakteristik, die Wucht des Naturlauts; Kinder und Erwachsene reden gleich weise; Zorn und ruhige Reflexion sind ihm gleich reich an Worten. Dieses Unvermögen, im höhern Sinne zu stilisiren, bei aller Gewandtheit im metrischen Ausdrucke, bannt Schneideck in sein begrenztes Gebiet der Familienidylle, deren poetischer Gehalt nicht gerade reich ist. Hier sollte er seine künstlerische Erziehung ansetzen und hinausstreben, Talent ist vorhanden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter.

Von Ernst Kirchberg.

1.



ir würden mit umso größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsre Regierung gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.

Es sind von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte, die unser Kaiser in seiner Botschaft vom 17. November 1881 an die neu einberufenen Vertreter des deutschen Volkes gerichtet hat, es sind zugleich Worte von staatsmännischer Einsicht und welthistorischer Bedeutung. Sie bekunden, daß unser greiser Monarch, dem Deutschland die Wiedererlangung seiner Einheit und seiner Machtstellung unter den europäischen Staaten verdankt, sich für die Not und die Leiden seines Volkes ein mitfühlendes Herz bewahrt hat, sie zeigen aber auch, wie reiche Gnade gerade ihm und seiner Regierung zu Teil geworden ist, indem Gott ihm Berater zur Seite gestellt hat, die durch die Macht und die Überlegenheit ihres Geistes nicht nur dem Vaterlande die Errungenschaften siegreicher Kriege gegenüber den Betteleien ränkevoller Neider zu bewahren gewußt haben, sondern mit richtigem Verständnis für das innere Volksleben auch diejenigen Reformen und Umgestaltungen ins Werk zu setzen sich bemühten, die dem modernen Staat bei der immer größer werdenden Kluft zwischen Reich und Arm vor dem Verfall zu bewahren und ihm durch die Verschmelzung der Gegensätze allein neue Lebenssäfte zuzuführen imstande sind.

Wir stehen an einem Wendepunkte in der Entwicklung des Staatslebens. Die französische Revolution hatte das Volk von dem Druck der bevorzugten Stände befreit, aber sie hatte zugleich alle Schranken gebrochen, die dem Einzelnen in Handel und Gewerbe zum Besten der Allgemeinheit auferlegt waren. Die völlige Freiheit und Ungebundenheit begünstigte die wirtschaftlich Starken zum Nachteil der wirtschaftlich Schwachen, und so bildeten sich anstatt der frühern Scheidungen zwischen Adel und Volk in dem zur Herrschaft gelangten Bürgertum neue Gegensätze, die besitzenden Klassen auf der einen, die nicht besitzenden auf der andern Seite. Wie früher die Leibeigenen unter der Herrschaft der Gutsherren, so stehen jetzt die auf die Arbeit ihrer Hände angewiesenen Volksmassen unter der Herrschaft des Kapitals. Nur daß die Herrschaft des Kapitals schlimmer zu tragen ist. Den Gutsherrn verbanden die mannichfachsten Beziehungen mit seinen Hörigen, und hatten die letztern es auch schwer, so brauchten sie um des Lebens Notdurft und Nahrung sich nicht abzusorgen. Den Fabrikherrn verknüpft nichts mit seinen Arbeitern als das persönliche Interesse, und ist diesem Genüge gethan, so löst er sein Verhältnis zu ihnen, und kein Gesetz der Welt kann ihn zwingen, sich um sie weiter zu bekümmern. Und dieses, nachdem die Arbeiter vielleicht Jahre hindurch für einen Lohn beschäftigt gewesen sind, der ihnen unter Mithilfe von Frau und Kind kaum das tägliche Brot gewährte, geschweige denn, daß er es ihnen ermöglicht hätte, für die Zeiten der Not einen Sparpfennig zurückzulegen!

Daß solche Zustände auf die Dauer unhaltbar und für den Bestand des Staates mit den größten Gefahren verbunden sind, darauf ist schon seit Jahrzehnten von einsichtsvollen Männern aller Nationen hingewiesen worden. Aber den ersten praktischen Versuch mit gesetzgeberischen Reformen in dieser Beziehung gewagt zu haben mit Überwindung eines großen Widerstandes bei der Volksvertretung, das ist neben der Entschließung unsers Kaisers das große und unerreichte Verdienst des Fürsten Bismarck.

Der Arbeiter kann sich gegen die immer größer und größer werdende Macht des Kapitals nicht mehr schützen, es ist der Staat, der dem Schwachen zu Hilfe kommen, seine Lebensbedingungen erleichtern und im ganzen Volke das Bewußtsein wieder erwecken muß, daß jeder, der seine Kräfte im Dienste der Nation verbraucht hat, hiermit zugleich sich ein Recht erworben hat auf Hilfe bei Krankheit, bei Unglücksfällen und im Alter.

Seit Erlaß der ersten kaiserlichen Botschaft hat die sozialpolitische Gesetzgebung in Deutschland bedeutende Erfolge aufzuweisen. Das Krankenversicherungs- sowie das Unfallversicherungsgesetz sind bereits in Kraft und haben seit der Zeit ihres Bestehens eine allseitig befriedigende und segensreiche Wirksamkeit ausgeübt. Durch Spezialgesetze ist dann der anfangs beschränkte Kreis der unter die genannten Gesetze fallenden Personen von Jahr zu Jahr erweitert worden, sodaß in Kürze die gesamte Arbeiterbevölkerung

gegen die äußerste Not bei Erkrankungen und Betriebsunfällen gesetzlich geschützt sein wird.

Es bleibt nun noch ein Punkt des kaiserlichen Programms zu erfüllen: die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Aber auch diese sieht ihrer baldigen gesetzlichen Regelung entgegen. Die betreffenden Entwürfe sind von der Regierung bereits durchberaten worden und sollen nach Eröffnung der neuen Session an den Reichstag zur Vorlage gelangen. Die augenblickliche Zusammensetzung des letztern aber bürgt dafür, daß die Bemühungen der Regierung nicht vergeblich gewesen sein werden, daß zwischen den verschiednen Parteien vielmehr eine Einigung erzielt werden und ein brauchbares Gesetz aus den Beratungen des Hauses hervorgehen wird.

Den im ganzen wenig bekannten und auch praktischen Politikern fernliegenden Gegenstand der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter zu besprechen und einige wesentliche Punkte, über die man sich bei Durchführung derselben wird schlüssig machen müssen, einer Untersuchung zu unterziehen, ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes. Ins Auge fassen wollen wir namentlich den Gegenstand der Versicherung, die Technik ihres Betriebes, die Höhe der Kosten und die Aufbringung derselben bei den Beteiligten, endlich die Organisation und Verwaltung.

Zweck der Invaliden- und Altersversorgungsversicherung ist, den Arbeitern für den Fall der Invalidität oder mit Erreichung eines bestimmten Lebensalters, vielleicht des fünfundsechzigsten Jahres, bis zu ihrem Tode eine jährliche Rente zu sichern. Wer, so lange er arbeitsfähig war, für sich und seine Familie gesorgt und seine Kräfte im Dienste der menschlichen Gesellschaft verbraucht hat, der soll im Alter und bei vorzeitiger Invalidität vor der äußersten Not geschützt werden. Fassen wir den Satz in dieser allgemeinen Form, so werden wir keinen Arbeiter männlichen oder weiblichen Geschlechts von den Wohlthaten der Versicherung ausschließen können. Es wird sich also die Versicherungspflicht zu erstrecken haben auf sämtliche Fabrikarbeiter, auf die unselbständigen Handwerker, auf die Hilfsarbeiter, die Ort und Arbeitsgelegenheit wechseln, auf alle gegen Stücklohn bei sich zu Hause beschäftigten Personen, vorausgesetzt, daß ihr Arbeitsverdienst einen gewissen höchsten Satz nicht überschreitet, endlich auf die Dienstboten. Bei der Schwierigkeit der Organisation wird man indes wie bei der Kranken- und Unfallversicherrng auch hier nur schrittweise vorgehen können und einzelne Arbeiterklassen von den Wohlthaten der Versicherung ausschließen müssen. Die Ausdehnung derselben auf immer weitere Kreise wird dann einer spätern Gesetzgebung zufallen.

Es ist natürlich, daß das Recht auf Invaliden- und Altersrente erst durch eine gewisse Arbeitszeit erworben werden muß, denn man kann Industriellen und Arbeitern, die vorzugsweise die Lasten der Versicherung zu tragen haben werden, nicht zumuten, daß sie Lehrlinge und schwächliche oder kränkliche, bisher

anderweitig thätig gewesene Personen ihr Leben lang unterhalten sollten, wenn sie nach gar zu kurzer Arbeitszeit invalid werden. Innerhalb einer Wartefrist (Karenzzeit) wird also von Zahlung einer Rente im Invaliditätsfalle abzusehen sein. Als genügende und zweckmäßige Wartefrist erscheint mir der Zeitraum von drei Jahren. Innerhalb derselben können für einen Beruf zu schwächliche Personen immer in leichtere und für sie geeignetere Erwerbszweige übergeführt werden, und anderseits pflegen Berufskrankheiten, für die vornehmlich die Industrie verantwortlich zu machen ist, in so kurzer Zeit sich noch nicht auszubilden. Sollte in dem einen oder andern Falle der Invalidität eine Berufskrankheit vorliegen, so müßte natürlich die Industrie zur Entschädigung herangezogen werden.

Ganz in derselben Weise kann nun aber das Recht auf Versorgung bei Invalidität und im Alter durch bloße vorübergehende Beschäftigungslosigkeit eines Arbeiters nicht wieder verloren gehen. Denn das Recht ist erworben durch jahrelange vorangegangene Arbeit und Beitragsleistung. Selbst bei Strikes müßte, weil der Charakter der Versicherung ein öffentlich rechtlicher ist, der Anspruch auf Versorgung gewahrt bleiben, ebenso natürlich bei unverschuldeter Erwerbslosigkeit, die durch Auflösung einer Fabrik oder allgemein durch Handelskrisen herbeigeführt ist. Der Zeitraum eines Jahres dürfte als Anspruchsfrist, als Frist, innerhalb deren bei eintretender Invalidität noch Ansprüche auf Rente erhoben werden können, genügen. Nur daß diese Frist bei unverschuldeter Erwerbslosigkeit hinausgeschoben werden müßte, während bei Frauen das Recht auf Versorgungsanspruch mit der Verheiratung erlöschen könnte. Immer aber sollte auch für die spätere Zeit die Industrie bei denjenigen Erkrankungen noch haftbar bleiben, die auf die frühere Beschäftigungsart zurückzuführen sind.

Was die Höhe der zu zahlenden Renten anbetrifft, so wünschen wir, uns einzig und allein nach den Bedürfnissen des Arbeiterstandes richten zu können. Das ist aber nicht möglich. Die Invaliden- und Altersversicherung der Arbeiter wird mit der Zeit alljährlich hunderte von Millionen Mark kosten, und wenn die Kosten auch erst in Jahrzehnten auf diesen Betrag anwachsen werden, so bilden sie doch schon zu Anfang eine beträchtliche Belastung der betreffenden Kreise. Also suchen wir erst die größte Not zu beseitigen und, wenn wir in allen Fällen nicht völlig Ausreichendes gewähren können, gewähren wir einen Teil des Ausreichenden, das Notwendigste. Haben die beteiligten Kreise erst das Segensreiche der Einrichtung empfunden und sich an die Ausgaben dafür gewöhnt, so werden sie später leichter zu veranlassen sein, auch das Fehlende noch zu bewilligen.

Der durch Betriebsunfall erwerbsunfähig gewordene Arbeiter erhält eine Rente bis zu 66²/₃ Prozent des Arbeitsverdienstes. Die Invalidenversicherung wird oft mit wenigerem schon ausreichende Unterstützung gewähren. Denn ein

Betriebsunfall ereilt den Arbeiter oft in dem kräftigsten Mannesalter, in dem er eine zahlreiche Familie zu ernähren hat. Durch Krankheit invalide wird der Arbeiter aber doch meist erst in den spätern Lebensjahren; er steht dann schon vielfach mit seiner Frau allein da, die Kinder sind erwachsen und unterstützen ihn wohl gar. Sehen wir also für den verheirateten invaliden und altersschwachen Arbeiter eine Rente von $33^1/_3$ Prozent des Lohnes, mindestens jedoch 160 Mark fest, so reicht sie in der großen Mehrzahl der Fälle zum Unterhalte aus, jedenfalls bietet sie eine wesentliche Unterstützung. Für den alleinstehenden Arbeiter dürften zunächst 25 Prozent des Lohnes, als geringster Betrag 120 Mark festzusetzen sein, für die Arbeiterin 120 Mark.

Diese niedrigen Sätze genügen bei uns in Deutschland in vielen Gegenden nahezu zum Unterhalte zweier Personen, bez. einer Person aus dem Arbeiterstande. Anders ist es freilich in den großen Städten, wo auch mit 300 Mark eine Familie bei der größten Einschränkung nicht bestehen kann. Doch hindert nichts solche auf ihre Rente angewiesene Personen, ihren Wohnsitz zu ändern. Thun sie das nicht, so geht daraus hervor, daß — vielleicht infolge des Vorhandenseins von Anverwandten oder aus andern Gründen — die Lebensbedingungen in der Großstadt für sie günstiger liegen. Jedenfalls trägt die Maßregel, für die größern Städte den niedrigsten Betrag der Invalidenrente nicht höher festzusetzen, mit dazu bei, die Großstädte zu entlasten und die überschüssige Bevölkerung auf die Provinzen zu verteilen.

2.

Hören wir von Altersversorgung auf dem Wege der Versicherung, so denken wir dabei heutzutage stets an einen Versicherungsvertrag, auf Grund dessen sich der Versicherte durch jährliche Zahlungen während einer Reihe von Jahren das Recht auf eine Jahresrente im Alter erwirbt. Der Zweck der Fürsorge für das Alter wird also erreicht durch das Zurücklegen regelmäßiger Ersparnisse in jüngern Jahren. Die Ersparnisse werden bei einer Lebensversicherungsgesellschaft verzinsbar angelegt und wachsen bis zum Beginn der Rentenzahlungen zu einem Kapital an, welches hinreicht, um die ausbedungene Pension bis an das Lebensende des Empfangsberechtigten zahlen zu können. Dieses in ein System gebrachte Sparen ist der einzige Weg, um eine Fürsorge für die Zeiten der Erwerbsunfähigkeit durch Privatversicherung zu ermöglichen. Dasselbe Sparsystem aber der staatlich organisirten Invaliden- und Altersversorgung der Arbeiter zu Grunde zu legen, wie Herr W. Winnig in seinem Aufsatze „Die Altersversicherung" im letzten Dezemberhefte der Preußischen Jahrbücher vorschlägt, ist ein Unding.

Das Sparen führt eben nur zum Ziele, wenn es regelmäßig geschieht. Es muß ständig überwacht, es müssen die Einlagen bescheinigt und gebucht, es

müssen endlich die für die einzelnen Einleger angesammelten Gelder von Jahr zu Jahr von neuem berechnet werden. Nun denke man an die Unmenge von Mühe und Arbeit, die allein hierdurch der Verwaltung der Sammelstellen erwachsen würde. Bei Lebensversicherungs-Gesellschaften auch nur mäßigen Umfanges, bei denen vielleicht 25000 Versicherungen in Kraft bestehen, sind jahraus jahrein drei Beamte nur mit Ausfertigen der Versicherungsscheine (Policen), drei weitere mit Ausschreiben der Quittungen, fernere drei mit Erledigung der reinen Rechnungsarbeiten beschäftigt. Das ganze Personal setzt sich zusammen aus fünfundzwanzig bis dreißig Mann, und berechnen wir für jeden 2000 Mark Gehalt, so ergiebt das schon Verwaltungskosten von 55000 Mark jährlich.

Bei der staatlichen Organisation handelt es sich aber um dreizehn Millionen Versicherungen. Das würde allein für Beamtengehalte 28½ Millionen Mark ergeben!

Und doch liegen bei den Versicherungsgesellschaften die Verhältnisse noch einfacher! Hier hat man es mit Versicherungen zu thun, die freiwillig abgeschlossen werden, deren Inhaber ein eignes Interesse daran haben, die Prämien pünktlich zu zahlen. Thun sie dies nicht, so erlöschen die Versicherungen einfach, die Gesellschaft hat ihren Gewinn dabei; ihr kann es gleichgiltig sein, ob in jedem Falle der Zweck der Altersversorgung erreicht wird, wenn nur gleichzeitig durch Ausdehnung des Geschäfts für immer neuen Zugang an Versicherungen Sorge getragen wird.

Bei der staatlich organisirten Versicherung liegt die Sache anders. Hier soll der Zweck der Versorgung in jedem einzelnen Falle erreicht werden. Demnach sind auch für alle Versicherungspflichtigen Beiträge einzuziehen, und zwar regelmäßig. So lange der einzelne Arbeiter in einundderselben Fabrik beschäftigt bleibt, kommt der Arbeitgeber für den Beitrag auf. Das wäre ja noch einfach. Nun aber wechselt der Arbeiter seinen Brotherrn. Da sind Schreibereien erforderlich. Lange andauernde Arbeitslosigkeit bei wirtschaftlichen Krisen machen eine Prämienzahlung zur Unmöglichkeit. In solchen Fällen sollen die Altersversorgungskassen die fehlenden Beträge decken. Aber es wird sich oft um eine namhafte Summe handeln, die die einzelnen Kassen nicht so gutwillig werden hergeben wollen. Untersuchungen in jedem Falle, vielleicht für den einzelnen Arbeiter, Streitigkeiten, Prozesse werden die Folge sein.

Kurz, soll das Sparsystem für die staatliche Organisation grundlegend werden, so wird für jeden einzelnen Arbeiter eine besondre Kontrole erforderlich werden, und bei dreizehn Millionen getrennt zu buchenden Versicherungen mit ihren ständig Ort und Arbeitsgelegenheit wechselnden, oft arbeitslosen Inhabern wird der Verwaltungsapparat umfangreich und schwerfällig werden, und die Kosten dafür werden ins Unermeßliche steigen.

Aber noch ein Punkt läßt die Einführung des Sparsystems bei der staatlichen Altersversorgung mindestens bedenklich erscheinen. Der Zweck der Ver-

sorgung wird hier erreicht durch regelmäßige Beiträge, die in den jüngern Jahren bis zum Eintritt der Rentenzahlung entrichtet werden. Es ist natürlich, daß diese Beiträge umso höher ausfallen, je später mit Zahlung derselben begonnen wird. Was soll nun mit den ältern Arbeitern werden, die voraussichtlich nur noch wenige Jahre arbeitsfähig bleiben werden, und für die der jährlich zu erhebende Beitrag die später zu empfangende Rente nahezu erreicht oder gar übersteigt? Entweder man schließt diese ganz von der Versicherung aus, und dann wird die Alters- und Invalidenversicherung, die doch augenblickliche Notstände beseitigen soll, erst in Jahrzehnten wirksame Abhilfe schaffen. Oder man entschließt sich, die für die ältern Altersklassen erforderlichen Summen, die aufzubringen den in erster Linie beteiligten eine Unmöglichkeit ist, aus Staats- und Kommunalmitteln beizusteuern, und dann sind die Kosten für die Organisation zu Anfang am höchsten, und anstatt sämtliche Beteiligte ganz allmählich an die ganz neuen Ausgaben zu gewöhnen, belastet man sie gleich so stark, daß in der einen oder andern Hinsicht üble Folgen kaum zu vermeiden sein dürften.

Nein, soll die Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter staatlich geregelt werden, so kann dies wieder, wie bei der Unfallversicherung, nur auf dem Wege des Umlageverfahrens geschehen. Anstatt für die noch in Arbeit stehenden Arbeiter Prämienzahlungen zu leisten und so Kapitalien anzusammeln, aus denen wieder die Renten für die Altersschwachen und Invaliden bestritten werden, müßten Arbeiter, Industrielle und Staat einfach alljährlich die Summen aufbringen, die für jene Rentenzahlungen erforderlich sind. Die Ersparung an Verwaltungskosten wäre bedeutend. Mit den einzelnen Arbeitern hätte es die Verwaltung erst von dem Augenblicke an zu thun, wo sie in den Rentengenuß träten. Für die Beiträge haftbar wären nur die Unternehmer nach Verhältnis der Arbeiterzahl und des Arbeitslohnes. Ihnen fiele auch die Verrechnung mit ihren Arbeitern zu. Ein Wechsel des Arbeitgebers käme bei den Arbeitern gar nicht in Betracht. An die Stelle der Überwachung von Millionen von Arbeitern träte die Überwachung der einzelnen Fabriken, und daß diese ohne besonders bedeutende Kosten durchzuführen ist, dafür haben die Berufsgenossenschaften den Beweis geliefert.

Nun sagen die Anhänger der Privatversicherung, das Umlageverfahren sei unwissenschaftlich. Aber worin besteht die vermeintliche Unwissenschaftlichkeit? Etwa darin, daß man bei ihm mit den vier Spezies auskommt und statistische Tabellen und etwas Wahrscheinlichkeitsrechnung entbehren kann? Zunächst besitzen wir noch keine zuverlässigen Invaliditätstafeln, und dann kommen, abgesehen von den verschieden großen Zuschüssen in den ersten Jahren nach Eintritt des Beharrungszustandes, in dem die Anzahl der durch Tod ausscheidenden Versorgungsberechtigten gleich der Anzahl der neu hinzukommenden ist, Umlage- und Anlageverfahren auf dasselbe heraus. Bei jenem wird aufgebracht, was in jedem Jahre für Rentenzahlungen ausgegeben ist, bei diesem vermindert sich

diese Summe einfach um die Zinsen aus dem vorhandenen Deckungskapital. Und dieses durch höhere Beiträge in den ersten Jahren noch anzusammeln, ist unvernünftig. Denn Staat und Industrie können in andrer Weise aus ihren Kapitalien größeren Nutzen ziehen, als wie es hier geschehen müßte, sie in ersten Hypotheken oder in $3^1/_2$ prozentigen Staatspapieren anzulegen.

Auch ist der Einwand unberechtigt, daß beim Umlageverfahren die Zukunft auf Kosten der Gegenwart belastet werde. Man muß sich nur von der Vorstellung frei machen, als ob zur Altersversorgung der Arbeiter Spareinlagen notwendig seien. So lange man hieran festhält, sind die jetzt nicht gemachten Einlagen allerdings von unsern Nachfolgern nachträglich aufzubringen. Geht man aber von dem Grundsatze aus, daß die Industrie neben Löhnen für die Arbeitsfähigen auch die Renten für die Arbeitsinvaliden zu zahlen habe, so fällt jener Einwand in sich zusammen.

Endlich bieten Staat und Industrie auch ohne ein vorhandenes Deckungskapital genügende Sicherheit für die Erfüllung ihrer Leistungen. Hat die Altersversorgung erst einige Jahre des Wirkens hinter sich, hat das Volk ihre Segnungen erprobt, und haben sich die Beteiligten an die Ausgaben dafür gewöhnt, dann werden auch in schlechten Zeiten nach einem unglücklichen Kriege die Kosten dafür aufgebracht werden, ebenso wie bei gesteigerter Thatkraft in solchen Fällen ja auch alle übrigen Geldmittel beschafft werden, die für Erhaltung des Staatsganzen erforderlich sind. Und sollten wirklich im Laufe der Jahrhunderte Staat und Industrie nicht mehr imstande sein, die Invaliden der Arbeit zu versorgen, ja dann haben sich, was wir nicht wünschen wollen, auch die Lebensbedingungen in Deutschland von Grund auf geändert, dann ist das jetzt aufblühende Deutschland dem Verfall nahe, dann liegen Handel und Wandel danieder, dann sind die Preise gesunken, dann ist vielleicht die Bevölkerung dezimirt, dann — brauchen wir keine Invaliden- und Altersversorgung der Arbeiter mehr.

3.

Es handelt sich nun um die Kosten der Alters- und Invalidenversicherung, und diese sind — in dieser Beziehung dürfen wir uns keinen Täuschungen hingeben — nicht gering. Freilich, das statistische Material über die Absterbeordnung bei den einzelnen Arbeiterklassen ist noch unvollkommen, und zumal über die Dauer der Arbeitsfähigkeit und den Eintritt der Invalidität besitzen wir zuverlässige Beobachtungen nur für Eisenbahnarbeiter. Indes werden die für die letzteren von Behm zusammengestellten Zahlen, mögen sie nun auf die übrigen Arbeiterklassen mehr oder weniger anwendbar sein, uns immerhin ein annäherndes Bild von den Kosten der Versicherung geben.

Und zwar wollen wir die Berechnung zunächst für den Beharrungszustand machen, der nach vierzig oder auch fünfzig Jahren eintreten dürfte, und bei

dem sämtliche vorhandenen Invaliden versorgungsberechtigt sein werden. Dabei nehmen wir an, daß die Invalidenrente gezahlt werden soll vom Eintritt der Invalidität, spätestens aber von Erreichung des fünfundsechzigsten Lebensjahres an.

Nach Behm fallen auf 333 075 arbeitsfähige Personen im Alter von zwanzig bis fünfundsechzig Jahren

34 620 Invaliden unter fünfundsechzig Jahren
und 49 524 Personen über fünfundsechzig Jahre,
insgesamt also 84 144 Unterstützungsbedürftige.

Wenn nun an jeden dieser 84 144 unterstützungsbedürftigen Arbeitsinvaliden eine Rente von hundert Mark gezahlt würde, so käme auf den einzelnen arbeitsfähigen Arbeiter ein Beitrag

$$\text{von } \frac{84\,144}{333\,075} \times 100 \text{ oder etwa 25 Mark.}$$

Für den männlichen Arbeiter hatten wir eine Rente von 25 Prozent bis 30 Prozent des Lohnes, mindestens aber 160 und 120 Mark, zu Grunde gelegt. Im Durchschnitt können wir also dreißig Mark Rente auf hundert Mark Lohn rechnen und im Verhältnis zu dem letzteren stellt sich der Beitrag des Arbeiters auf

$$25 \times \frac{30}{100} \text{ oder auf 7,5 Prozent des Lohnes.}$$

Nach der Berufsstatistik zählt Deutschland 7 250 000 männliche Arbeiter und bei einer Lohnsumme von durchschnittlich 750 Mark würden nach obiger Berechnung für die Altersversorgung an Beiträgen für die männlichen Arbeiter in ganz Deutschland aufzubringen sein:

$$7\,250\,000 \times 7{,}5 \times \frac{750}{100} \text{ oder } 407\,812\,500 \text{ Mark.}$$

Erhalten die Arbeiterinnen eine Rente von je 120 M., so würde bei 5 750 000 in Arbeit stehenden Frauen alljährlich ein Beitrag aufzubringen sein von

$$5\,750\,000 \times 25 \times \frac{120}{100} \text{ oder } 172\,500\,000 \text{ Mark,}$$

zusammen also 580 312 500 Mark

oder rund 580 Millionen. Das wären die Kosten für die Invaliden- und Altersversicherung im ganzen Reiche, aber wohlverstanden die Kosten nach Eintritt des Beharrungszustandes, der nach vierzig oder fünfzig Jahren zu erwarten wäre.

Nun aber soll die Versicherung, wie das ja natürlich ist, nur ausgedehnt werden auf die jetzt arbeitsfähigen Arbeiter. In den ersten Jahren werden also Renten nur an diejenigen zu zahlen sein, welche im Laufe dieser Zeit in-

valide werden, und nur ganz allmählich wird der Stamm der Rentenbezieher anwachsen, wie es bei der Unfallversicherung genau so ist.

In den ersten Jahren sind aber die Kosten bedeutend niedriger.

Nach Behm werden von 341 639 Personen im Alter von zwanzig bis fünfundsechzig Jahren:

im Laufe des ersten Jahres invalide	3657 Personen,
während das fünfundsechzigste Jahr erreichen . .	4907 „
es würden also zusammen Renten zu zahlen sein an	8564 Personen,

und da diese Renten wieder aufzubringen wären von den 333 075 Arbeitsfähigen unter fünfundsechzig Jahren, so fiele bei 100 Mark jährlicher Rente auf den Einzelnen ein Beitrag von 2,57 Mark. In Prozenten des Arbeitslohnes würde dieser Beitrag sich unter denselben Annahmen wie vorhin, wenn wir 30 Mark Rente auf 100 Mark Lohn rechnen, auf

$$2{,}57 \times \frac{30}{100} \text{ oder auf } 0{,}77 \text{ Prozent}$$

stellen, und für die männlichen 7 250 000 Arbeiter wäre zu zahlen ein Beitrag von

$$7\,250\,000 \times 0{,}77 \times \frac{750}{100} \text{ oder } 41\,868\,750 \text{ Mark,}$$

während für die Arbeiterinnen zu zahlen wäre:

$$5\,750\,000 \times 2{,}57 \times \frac{120}{100} \text{ oder } 17\,733\,000 \text{ „}$$

Die Beiträge des ersten Jahres würden sich also stellen

auf zusammen . . . . 59 601 750 Mark

oder rund 60 Millionen.

Dies die Kostenberechnung, soweit sie sich nach dem unvollständigen Material geben ließ. Sie ist noch etwas zu hoch ausgefallen, da die durch Unfall invalid gewordenen Arbeiter, die durch die Unfallversicherung zu entschädigen sind und die gerade bei den Eisenbahnarbeitern einen großen Prozentsatz der Invaliden bilden, nicht berücksichtigt sind. Doch haben wir dagegen keine Verwaltungskosten berechnet. Wir wollten und konnten bei dem vorhandenen ungenügenden Material ja auch nur eine ungefähre Übersicht über die Kosten der Versicherung erhalten.

Die Kosten erscheinen hoch, höher, als mancher vielleicht vorausgesetzt hat, d. h. wenn man sie für sich betrachtet. Vergleicht man sie aber mit den gleichzeitig gezahlten Arbeitslöhnen, so stellt sich die Sache in weit günstigerem Lichte dar. Wie wir schon früher gesehen haben, betrug der Beitrag für die Versicherung noch nicht $^4/_5$ Prozent vom Arbeitslohn im ersten Jahre, und nach Eintritt des Beharrungszustandes $7^1/_2$ Prozent desselben. Berücksichtigt man nun, daß der Beharrungszustand erst in nahezu einem halben Jahrhundert eintreten wird, daß bis dahin die Beiträge ganz allmählich steigen werden, daß also den Beitragspflichtigen Zeit gelassen ist, sich an die Abgabe zu gewöhnen, so wird man sich sagen müssen, daß von irgend einer Gefahr für den

Fortbestand unsrer Industrie gar nicht die Rede sein kann, selbst wenn ihr, wie bei der Unfallversicherung, die Tragung der Kosten allein zufiele. Bei der heutigen wirtschaftlichen Lage mit ihrer planlos betriebenen Produktion und den infolge dessen steten Absatzstockungen sind Schwankungen in den Lohnverhältnissen von zehn, ja zwanzig Prozent während eines Jahres nichts außergewöhnliches, und dem Wettbewerb des Auslandes kann durch internationale Verträge, die auch dort die Arbeiterversicherung regeln, und wo das nicht angeht, durch Schutzzölle abgeholfen werden.

Wir kommen nun zur Aufbringung der Kosten. Die Alters- und Invalidenversorgung wird zum Wohle und Nutzen des Arbeiters geschaffen, und somit müßte unter andern Verhältnissen auch der Arbeiter allein die Kosten tragen. Nun aber wird wohl von keiner Seite bestritten, daß infolge der wirtschaftlichen und sozialen Mißstände unserer Zeit der Arbeitslohn nahezu auf den kleinsten Satz herabgedrückt ist, mit dem gerade die allernotwendigsten Bedürfnisse des Arbeiters bestritten werden können. Der Arbeiter kann sich, obgleich neben ihm noch Frau und Kind von früh bis spät an die Maschine gebannt sind, zur Not genügend nähren und kleiden. Die wenigen Sparpfennige, die er vielleicht zurücklegt, reichen gerade hin, ihn in Zeiten des Arbeitsmangels nicht verhungern zu lassen. Für die fernere Zukunft Ersparnisse zurückzulegen, hinreichend, ihn einmal im Alter sorgenfrei leben zu lassen, daran ist bis jetzt nicht zu denken gewesen.

Nun soll die Altersversorgung als ein neues Bedürfnis hingestellt werden, das zu befriedigen der Arbeiter nicht nur berechtigt, sondern angehalten werden soll. Bei Feststellung des gegenwärtigen Arbeitslohnes ist auf Befriedigung dieses Bedürfnisses bei dem Arbeiter keine genügende Rücksicht genommen, folglich muß die Industrie das Fehlende ergänzen, sie muß einen Teil des Beitrages für die Altersversorgung aus ihrer Tasche bezahlen als Entgelt dafür, daß der Lohn des Arbeiters zu niedrig ist, um von ihm die Kosten für die Fürsorge im Alter allein bestreiten zu können.

Es kommt aber noch ein Grund hinzu, der den Unternehmer als beitragspflichtig zu den Kosten der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter erscheinen läßt. Ein Krebsschade der heutigen Produktionsweise sind die Berufskrankheiten, die durch ständige Berührung mit giftigen Stoffen oder durch zu anhaltende einseitige Beschäftigung den Arbeiter in frühen Jahren zum Krüppel und Invaliden machen. Hier sind die Unternehmer ohne allen Zweifel verpflichtet, für die Berufsinvaliden und ihre Familien Sorge zu tragen, zumal da der Arbeitslohn in solchen Leben und Gesundheit gefährdenden Betrieben in gar keinem Verhältnis zu dem Verbrauch an Arbeitskraft steht, und gerade hier dürfte die Versicherung berufen sein, am ehesten Wandel zu schaffen.

Können heute die Arbeiter bei den ersten Krankheitserscheinungen entlassen werden, können somit die Unternehmer jegliche Verpflichtung von sich abwälzen, so

werden die gesundheitsgefährdenden Betriebe jetzt diejenigen sein, welche die meisten Invaliditätsfälle zu verzeichnen und die meisten Kosten aufzubringen haben werden. Im eignen Interesse werden sie also bestrebt sein, diese Kosten zu mindern und den Eintritt der Invalidität bei ihren Arbeitern hinauszuschieben durch möglichste Beseitigung der gesundheitsschädlichen Einflüsse bei der Arbeit sowohl wie durch Verkürzung der Arbeitszeit.

Wie die Arbeiter und Unternehmer, so ist endlich auch der Staat bei der Altersversorgung der Arbeiter interessirt. Die Arbeiterfrage droht wie ein dunkles Gespenst am politischen Horizont. Alles, was geeignet ist, eine friedliche Lösung derselben herbeizuführen, erhöht die allgemeine Sicherheit und vermindert die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes alles Bestehenden. Und so kann ein Beitrag aus Staatsmitteln angesehen werden als ein Opfer, das die Allgemeinheit ihrer Ruhe und Sicherheit darbringt. Die Altersversorgung aber kommt dem Staate auch unmittelbar zu Gute. Durch sie werden viele Armenunterstützungen unnötig, und diese wurden bisher aufgebracht von den Gemeinden, also den Gliedern des Staates.

Arbeiter, Unternehmer und Staat kommen also bei der Invaliden- und Altersversorgung der Arbeiter in Betracht, und demgemäß erscheint es zweckentsprechend, die Lasten auf sie gleichmäßig zu verteilen. Wenn viele es unbillig finden möchten, daß der Arbeiter bei seinem niedrigen Lohne auch zu den Lasten herangezogen wird, so ist zu bedenken, daß gegenüber den kleinen von ihm geforderten Beiträgen der unmittelbare Nutzen der Einrichtung ihm allein zufällt, daß der Beitrag von ihm nur entrichtet werden soll, so lange er Beschäftigung hat, und daß mit der Zeit dieser Beitrag durch Lohnerhöhung doch auf den Unternehmer abgewälzt werden dürfte, während anderseits durch ihn dem Arbeiter wieder ein Anrecht auf Teilnahme an der Verwaltung gewahrt wird.

Was die Organisation der Versicherung anlangt, so erscheint es mit Bezug auf die Unfallversicherung als das Zweckmäßigste, wenn sie wieder auf genossenschaftlicher Grundlage aufgebaut wird, wenn neben den Beiträgen des Staates die bisherigen Berufsgenossenschaften auch die Träger der Alters- und Invalidenversicherung werden, und die Genossenschaftsorgane neben der Unfallversicherung auch die Verwaltung der letzteren übernehmen. Die Beiträge werden hier wie dort von den einzelnen Betrieben erhoben, und wenn die Betriebe, die zur Unfallversicherung beisteuern, an demselben Umfange auch zur Altersversorgung herangezogen werden, so entscheidet über die Beitragshöhe jeder Fabrik ein und dasselbe Genossenschaftskataster. Zudem läßt, wie bei der Unfallversicherung die gleiche Betriebsgefahr, so hier die gleiche Gesundheitsgefährdung die Scheidung der Industrie in einzelne ihrer Natur nach zusammengehörige Gruppen behufs gerechterer Verteilung der Lasten nur wünschenswert erscheinen. Nur müssen die Kosten für Unfall- und Altersversicherung getrennt und von

den letzteren ein Drittel zu Lasten des Staates gebucht werden, während die Verrechnung mit den einzelnen Arbeitern Sache des Unternehmers ist.

Ich bin am Schlusse. Die Frage der Witwenversorgung, die eigentlich auch hierher gehört, habe ich mir für eine spätere Zeit zu erörtern vorbehalten, da wegen der Fülle des Stoffes die zu erwartenden Gesetzesvorlagen sich jedenfalls zunächst nur mit der Invaliden- und Altersversicherung der Arbeiter beschäftigen werden. Den Vorlagen selbst wünsche ich das beste Entgegenkommen des Reichstages, damit unsre segensreiche sozialpolitische Gesetzgebung nicht ins Stocken gerate und der Wunsch unsers Kaisers sich erfülle, das Friedenswerk der Arbeiterversicherung an seinem Lebensabend vollendet zu sehen.



Das Schulgeld.



Zu den vielen Artikeln der preußischen Verfassungsurkunde, die bisher nur tote Buchstaben geblieben sind, gehören in erster Linie die über das Schulwesen (21 bis 26). Ihre Giltigkeit ist durch Art. 112 ausdrücklich bis zum Erlaß des im Art. 26 verheißenen Unterrichtsgesetzes verschoben, letzteres aber innerhalb eines nunmehr siebenunddreißigjährigen Zeitraums seit Erlaß der Verfassung trotz wiederholter Anläufe nicht zu stande gekommen. Und dabei herrschen im preußischen Staate wohl auf keinem Rechtsgebiete so verworrene Verhältnisse, wie auf dem des Volksschulwesens: nicht zwei Provinzen im Staate giebt es, die auf diesem Gebiete nicht Abweichungen von einander zeigten.

Inzwischen haben aber auch die in der Verfassung ausgesprochenen Grundsätze für eine einheitliche Regelung des Volksschulwesens mannichfache Angriffe erfahren, sodaß es mindestens sehr zweifelhaft ist, ob, wenn es dereinst zu einer solchen Regelung kommt, sie streng nach den Vorschriften der Verfassung erfolgen oder nicht vielmehr die letztere Abänderungen erfahren wird. Die eine der hierbei in erster Linie in Betracht kommenden Fragen, die nach dem Träger der Schulunterhaltungslast, ist freilich wohl insofern entschieden, als man überzeugt ist, daß das im Gebiet des Landrechts, in Hannover und Schleswig-Holstein herrschende „Sozietätsprinzip“ nicht länger haltbar ist. Denn dieses Prinzip, nach welchem die Schullast auf besondern Verbänden der zur Schule gewiesenen Hausväter, d. h. wirtschaftlich selbständigen Personen ruht, eignete sich wohl für eine Zeit, in welcher Gutsunterthänigkeit, das Gebundensein an

die Scholle und andre Umstände wesentliche Schwankungen in der Leistungsfähigkeit der Hausväter hinderten, paßt aber ganz und gar nicht zu unsern heutigen Verhältnissen mit ihrer Mobilisirung des Grundeigentums, Freizügigkeit und ausgebildeten Industrie. Es bleibt also als Träger der Schullast, da an eine gänzliche Übernahme derselben auf den Staat nicht zu denken ist, nur, wie dies bereits die Verfassung vorsieht, die politische Gemeinde übrig, die im Fall des Unvermögens durch den Staat unterstützt werden muß. Wie weit freilich die Beteiligung des Staates zu gehen haben wird, das ist wieder eine zur Zeit noch ungelöste, viel umstrittene Frage.

Herrscht somit wenigstens über den Hauptträger der Schullast Übereinstimmung, so ist dieses in keiner Weise bezüglich der Art der Aufbringung der Fall. Es bieten sich hierzu zwei Wege, die Aufbringung durch Gebühren derjenigen, welche die Schule benutzen, d. h. durch Schulgeld, oder durch Beiträge, Steuern der Mitglieder des unterhaltungspflichtigen Verbandes, ohne Rücksicht darauf, ob sie die Schule benutzen oder nicht.

Die Verfassung enthält im Art. 25 den Grundsatz: „In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich erteilt," verwirft also den ersten Weg und verlangt die Einschlagung des zweiten. Etwas neues enthält dieser, den Menschenrechten der französischen Verfassung vom 3. September 1791 entlehnte Grundsatz für Altpreußen nicht; denn bereits im § 32 Teil II Tit. 12 des Allgemeinen Landrechts heißt es: „Gegen Erlegung dieser Beiträge — d. h. eben der Schulsteuer — sind alsdann die Kinder der Contribuenten von Entrichtung eines Schulgeldes für immer frei."

Obwohl somit der Grundsatz der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts und damit der Aufbringung der Schullasten durch Steuern der preußischen Gesetzgebung bereits seit einem Jahrhundert angehört, ist er in der Praxis noch keineswegs durchgeführt, vielmehr werden in Preußen noch etwa 13 Millionen Mark jährlich an Schulgeld erhoben, und es ist auch in der Theorie die Frage der Aufhebung des Schulgeldes an den Volksschulen noch offen und viel bestritten.

Die Gründe, die von den Gegnern und den Freunden des Schulgeldes für für ihre Ansichten ins Feld geführt werden, sind finanzielle, soziale, schultechnische und rechtliche. Das Schwergewicht liegt jedoch auf beiden Seiten in den finanziellen Gründen.

Den Ausgangspunkt bildet für beide Parteien die Natur des Schulgeldes. Die Gegner desselben streiten ihm die Gebühreneigenschaft vollständig ab und nennen es geradezu eine Kopfsteuer, während die Verteidiger des Schulgeldes darauf beharren, daß es nichts als eine reine Gebühr sei. Die erstern meinen, daß, weil der Staat den Besuch der Schule als eine Zwangspflicht fordere, und zwar in seinem Interesse und in dem der Gemeinde fordere, von einer Gebühr für den Schulbesuch nicht die Rede sein könne, da es zu dem Wesen der Gebühr gehöre, daß die betreffende Staatsthätigkeit aus freien Stücken

und im Privatinteresse der Einzelnen in Anspruch genommen werde. Die Anhänger des Schulgeldes dagegen gehen davon aus, daß der Schulunterricht in erster Linie dem Einzelnen und erst in zweiter dem Staat und der Gemeinde Nutzen bringe, es daher durchaus billig sei, mindestens einen Teil der Schulunterhaltungskosten durch Gebühren der die Schule benutzenden und nur den Rest durch Beiträge von Gemeinde und Staat zu decken.

Von dieser verschiednen Grundauffassung ausgehend, führen beide Parteien sodann weitere finanzielle Gründe für ihre Ansichten ins Feld. Die Gegner des Schulgeldes, von ihrer Auffassung desselben als einer Steuer ausgehend, suchen zu zeigen, daß es den Grundsätzen der Besteuerung nicht genüge, und zwar weder denen der Gerechtigkeit noch den Steuerverwaltungsgrundsätzen.

Die Gerechtigkeitsgrundsätze sind die der Allgemeinheit und die der Gleichmäßigkeit. Dem Grundsatz der Allgemeinheit widerstreitet natürlich das Schulgeld, weil es nur von denjenigen Mitgliedern des schulunterhaltungspflichtigen Verbandes erhoben wird, welche Kinder zur Schule schicken. Dem Grundsatz der Gleichmäßigkeit aber soll das Schulgeld deshalb nicht genügen, weil es nicht nur keine Rücksicht auf die Höhe des Einkommens der Schulgeldpflichtigen nimmt, sondern sogar für diejenigen, welche infolge einer großen Kinderzahl besonders große Ausgaben haben, eine höhere Abgabe darstellt als für die, welche keine oder wenige Kinder haben und dadurch leistungsfähiger als andre mit gleichem Einkommen, aber stärkerer Familie sind.

Von den Steuerverwaltungsgrundsätzen kommen die Bequemlichkeit und die leichte und wohlfeile Erhebung in Betracht. Die erstere verlangt die Erhebung zu einem Zeitpunkte, wo die Pflichtigen voraussichtlich gerade im Besitz der Zahlmittel sind und diese am leichtesten entbehren können. Nun hat aber ein Familienvater, namentlich in den untern Ständen, die größten Ausgaben für seine Familie während des schulpflichtigen Alters der Kinder; vorher, während der ersten Lebensjahre, kosten die Kinder nicht so viel, und nach dem Austritt aus der Volksschule können sie sich ihr Brot mindestens zum Teil selbst verdienen. Also, folgert man hieraus, hat das Mitglied des schulunterhaltungspflichtigen Verbandes seinen Hauptbeitrag für die Schule gerade in einer Zeit zu entrichten, in welcher ihm die Zahlung am unbequemsten ist.

Der Grundsatz der Bequemlichkeit fordert weiter die Auflösung der Gesamtleistung in eine möglichst große Zahl kleiner Teilleistungen, da diese weniger empfindlich sind, als wenige größere. Auch diesem Grundsatz soll die Deckung der Schullast durch Schulgeld weniger entsprechen, als diejenige durch Schulsteuern, da ersteres sich auf die wenigen Jahre der Schulpflichtigkeit der Kinder beschränkt, letztere die ganze Dauer der Zugehörigkeit des Beitragspflichtigen zu der die Steuer fordernden Gemeinwirtschaft umfassen.

Gegen das Erfordernis einer leichten und billigen Erhebung endlich soll das Schulgeld verstoßen wegen der nötigen zahlreichen Zwangsvollstreckungen

und der Mühe, zu bestimmen, wem das Schulgeld zu erlassen sei und wem nicht.

Auf der andern Seite rühmen die Anhänger des Schulgeldes als Vorzüge desselben vor Steuern die geringe Höhe desselben und seine Entrichtung in kurzen Terminen, weshalb es von dem Armen leichter als Steuern aufzubringen und in vielen Fällen noch einzutreiben sei, wo die Steuern ihres höhern Betrages wegen als uneinziehbar niedergeschlagen werden müßten. Was ferner von den Gegnern des Schulgeldes als ein Mangel desselben gerügt wird, die Beschränkung desselben auf die wenigen Jahre der Schulpflichtigkeit der Kinder, wird von den Anhängern desselben gerade als ein Vorzug gerühmt, da diese Periode gerade die der größten Rüstigkeit und Erwerbsfähigkeit sei.

Nicht nur infolge dieser Umstände leichter, sondern auch lieber als eine Steuer, soll das Schulgeld gezahlt werden, weil jeder Vater, wenn er dieses zahle, genau wisse, welche Gegenleistung er dafür empfange und diese jederzeit vor Augen habe, während der Vorteil des Einzelnen aus der Verwendung von Steuern sich der Erkenntnis des Einzelnen mehr entziehe. Wenn aber trotz der größern Bereitwilligkeit zur Zahlung das Schulgeld für den Beitragspflichtigen unerschwinglich sei, so soll in diesem Falle das Schulgeld den Vorzug der größern Leichtigkeit einer Ermäßigung vor Steuern haben.

Diesen aus dem Wesen des Schulgeldes hergeleiteten Vorzügen stellt man noch besondre Unzuträglichkeiten an die Seite, welche angeblich eintreten würden, wenn man allgemein das Schulgeld durch Steuern ersetzte. Für viele würde dadurch eine Neubelastung eintreten, und auch die, für welche nur eine Veränderung der Zahlungsweise eintreten würde, würden die veränderte Last drückender als die bisherige empfinden nach dem alten Erfahrungssatze, daß jede neue Zahlungsweise einer Abgabe, mag sie noch so große Vorzüge vor der bisherigen haben, immer zunächst als drückender wie die bisherige, an die man sich gewöhnt hat, empfunden wird.

Endlich soll eine Ersetzung des Schulgeldes durch Steuern auch der Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen, also ein Vorwurf, den, wie wir gesehen haben, die Gegner des Schulgeldes ihrerseits gerade diesem machen. Die Anhänger des Schulgeldes behaupten nämlich, durch die Aufhebung desselben werde den Reichen eine Last abgenommen und auf die Schultern der minder Begüterten gelegt, die wirklich Armen aber würden nicht erleichtert, da sie schon jetzt Schulgelderlaß genössen, der leidende Teil sei also der ohnedies am meisten von den Steuern getroffene Mittelstand.

Legen wir nun an die für und wider das Schulgeld vom finanzwissenschaftlichen Standpunkt aus geltend gemachten Gründe die Sonde der Kritik, so kommen wir, wie so häufig, zu dem Ergebnis, daß das Richtige in der Mitte liegt, allerdings nicht ganz, sondern mehr auf der Seite der Gegner des Schulgeldes. Wenn diese dem Schulgeld die Gebühreneigenschaft völlig ab-

sprechen, so schießen sie damit sicher über das Ziel hinaus. Richtig mag es ja sein, daß den hervorragendsten Nutzen aus der Schulbildung Staat und Gemeinde ziehen, und daß dieser Nutzen auch den Staat veranlaßt hat, die Regelung des Volksschulwesens in die Hand zu nehmen. Aber immerhin hat auch der Einzelne einen recht bedeutenden Vorteil von der Schulbildung, und daher ist die Aufbringung eines Teiles der Schulunterhaltungskosten durch Gebühren an sich gerechtfertigt. Dem Schulgeld aber die Gebühreneigenschaft deshalb abzusprechen, weil der Staat einen Zwang zur Benutzung der Volksschule ausübe, können wir nicht billigen. Zum Wesen der Gebühr gehört nichts weiter, als daß ein bestimmtes besonderes Entgelt für einen vom Staat oder einer andern Zwangsgemeinwirtschaft geleisteten Dienst in einer von dieser Zwangsgemeinwirtschaft einseitig bestimmten Weise und festgesetzten Höhe erhoben wird. Es ist also nur nötig, daß der den Dienst in Anspruch nehmende einen besondern Vorteil davon hat, gleichviel, ob diese Inanspruchnahme eine freiwillige oder eine von der betreffenden Zwangsgemeinwirtschaft befohlene ist. Dagegen reicht allerdings die Gebühreneigenschaft nur so weit, als der Vorteil des Einzelnen durch die Abgabe nicht überstiegen wird und die begehrte Thätigkeit nicht im eignen Interesse der Zwangsgemeinwirtschaft erfolgt. Wo aber liegt beim Schulgeld diese Grenze, wer vermöchte das Verhältnis des Privatinteresses an der Volksschulbildung zu dem allgemeinen in Zahlen zu bestimmen? Sicher ist es unrichtig, anzunehmen, daß dies Privatinteresse für alle dieselbe Schule besuchenden gleich sei, wie dies doch der annehmen muß, der das Schulgeld in seiner heutigen Gestaltung als eine reine Gebühr rechtfertigen will. Gelehrt wird ja allerdings allen Schülern dasselbe, aber der Wert, den das Gelehrte für den Einzelnen hat, ist je nach der Lebensstellung, den Vermögensverhältnissen rc. ein himmelweit verschiedener: der Tagelöhner, der Floßknecht hat von seinen Schulkenntnissen nicht annähernd den Nutzen, wie etwa der wohlhabende Bauer, Viehhändler rc. Also ein für alle gleiches Schulgeld ist unter keinen Umständen gerechtfertigt.

Wenn nun aber auch dem Schulgeld in gewissem Umfang die Eigenschaft einer mindestens in der Theorie gerechtfertigten Gebühr nicht abzusprechen ist, so wird es doch in der Praxis durchaus wie eine Steuer empfunden und muß so empfunden werden. Es liegt dies einmal an dem vom Staate geübten Schulzwange, sodann aber daran, daß der Vorteil des Einzelnen von der Schule erst in weiter Ferne liegt und auch dann sich nicht in Zahlen nachweisen und mit den Aufwendungen an Schulgeld vergleichen läßt. Wenn daher das Schulgeld mit den Grundsätzen einer gerechten und zweckmäßigen Besteuerung in Widerspruch steht, so muß sich dies ebenso fühlbar machen, wie bei einer reinen Steuer. Daß aber solche Widersprüche vorhanden sind, daß insbesondre das Schulgeld die von den Gegnern desselben hervorgehobenen schweren Mängel einer in umgekehrtem Verhältnis zur Leistungsfähigkeit stehenden Kopfsteuer hat, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Wenn somit die Ersetzung des Schulgeldes durch Steuern zu einer gerechteren Belastung führt, so ist dagegen nicht ohne weiteres zuzugeben, daß die Belastung allgemein eine geringere sein werde; die Verteilung der Schullast wird eben, wenn sie nicht mehr nach der Kinderzahl, sondern nach dem Einkommen erfolgt, eine vollständig andre und muß für die einen zu einer Mehr-, für die andern zu einer Minderbelastung gegen früher führen. Eine Mehrbelastung wird eintreten für die Personen mit großem Einkommen und mit wenig Kindern, eine Minderbelastung für die ärmern Klassen, die zudem in der Regel die größte Kinderzahl zur Volksschule schicken. Eine solche Wirkung kann man aber doch nur als segensreich bezeichnen. Denn einmal ist es nur gerecht und entspricht der Richtung unsrer Zeit, die ärmern Klassen auf Kosten der Leistungsfähigeren, d. h. derjenigen, die entweder schlechthin hohe Einkommen beziehen oder deren Einkommen infolge der geringen Anzahl der darauf angewiesenen Personen einen höhern Wert hat, zu entlasten. Sodann aber ist bei der Schullast eine solche Richtung ganz besonders gerechtfertigt, weil schon die allgemeine Schulpflicht an sich dem Ärmern mittelbar schwere Geldopfer auferlegt, die der Wohlhabende nicht kennt. Denn ohne die allgemeine Schulpflicht könnte der Arme seine Kinder unbeschränkt entweder zum Erwerbe benutzen, oder doch zur Vertretung der Hausfrau oder andrer erwachsenen Hausgenossen im Haushalte, sodaß diese dann ungehindert dem Erwerbe nachgehen könnten. Die Schulpflicht macht dies größtenteils unmöglich und entzieht dadurch dem Armen ein Einkommen von ungleich höherem Betrage, als der der gezahlten Schulabgaben ist. Gerade auf diesen Punkt kann nicht entschieden genug hingewiesen werden. Wenn man aber sagt, daß durch die Ersetzung des Schulgeldes durch Steuern gerade der Mittelstand besonders schwer getroffen werden würde, so ist daran so viel richtig, daß allerdings z. B. sich gerade die größten Einkommen am meisten der Besteuerung entziehen. Indessen liegt dies zum großen Teil an einer sehr wohl zu beseitigenden Mangelhaftigkeit der Erhebungsvorschriften und kommt jedenfalls gegenüber der augenfälligen, durch das Kopfschulgeld eintretenden Überlastung der ärmern Klassen zu Gunsten der wohlhabenderen nicht in Betracht. Dagegen muß man allerdings darin den Verfechtern des Schulgeldes Recht geben, wenn sie sagen, daß bei einer allgemeinen Aufhebung des Schulgeldes die dadurch herbeigeführte neue Belastungsweise zunächst drückender als die bisherige empfunden werden wird. Indes dieser vorübergehende Umstand warnt wohl vor unnötigen oder unsichern Versuchen in der Besteuerung, kann aber nicht für notwendig erkannten Verbesserungen entgegengehalten werden.

Die dargelegten finanzpolitischen Gründe fordern also die Beseitigung des Schulgeldes. Was man sonst von Gründen hierfür angeführt hat, ist teils weniger durchschlagend, teils ganz verfehlt. Das erste gilt namentlich von einem der für Beseitigung des Schulgeldes vom sozialen Standpunkte aus

geltend gemachten Gründe, nämlich dem, daß durch die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts eine Vereinigung der Kinder aller Stände in der Volksschule und dadurch eine Milderung der sozialen Klassenunterschiede erzielt werde; denn durch die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts würden Privatschulen mit Volksschulzielen so gut wie ausgeschlossen, dann müßten also alle diejenigen, denen es ihre Mittel nicht erlauben, ihre Kinder in höhere Unterrichtsanstalten zu schicken, die aber bei Beibehaltung des Schulgeldes mit Zuhilfenahme der Ersparnis an diesem den Besuch einer Privatschule für ihre Kinder hätten erschwingen können, die öffentlichen Volksschulen benutzen. Da ferner die höhern Lehranstalten bereits eine gewisse Vorbildung voraussetzen und zur Aneignung dieser nur bei einzelnen Anstalten besondre Vorschulen bestehen, so müßten, wo solche nicht vorhanden sind, auch die für den demnächstigen Eintritt in eine höhere Lehranstalt bestimmten Kinder bis zu diesem Zeitpunkte die öffentlichen Volksschulen besuchen.

Wenn wir diesen Umständen eine weniger große soziale Bedeutung beimessen, wie dies von vielen Seiten geschieht, so führt uns hierzu die Erwägung, daß die Kinder derjenigen, deren Vermögenslage nicht einmal den Besuch einer Mittelschule gestattet, schon jetzt bei weitem zum größten Teile die öffentliche Volksschule besuchen, da das Schulgeld der Privatschulen stets wesentlich höher als das der Volksschulen ist, und weil an den meisten Orten Privatschulen gar nicht bestehen. Die wirklich Reichen aber können immer durch häuslichen Unterricht ihre Kinder von der Volksschule fernhalten.

Man hat noch eine ganze Reihe sozialer Gründe für Beseitigung des Schulgeldes angeführt, die zum Teil sehr gewichtig klingen, sich aber bei näherer Betrachtung als mehr oder weniger verfehlt erweisen. Da ist zunächst der Vorwurf gegen das Schulgeld, daß dadurch ein großer Teil der Bevölkerung, nämlich alle, welche Schulgelderlaß wegen Armut genössen, zu Almosenempfängern herabgewürdigt würden und hierdurch in ihnen Haß gegen die Besitzenden gesäet oder bei schwächeren Charakteren der Grund zu gewerbsmäßiger Bettelhaftigkeit gelegt werde. Aus diesem Grunde die Abschaffung des Schulgeldes verlangen, heißt denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Man braucht, um diesem Übelstande zu begegnen, nur nicht mehr, wie es jetzt geschieht, das Erlaßgesuch jedes Einzelnen abzuwarten, sondern von vornherein, wie bei der Steuereinschätzung, Unbemittelte gar nicht zur Zahlung heranzuziehen; dann kann man in der Befreiung vom Schulgeld ebenso wenig ein Almosen sehen wie in dem Steuererlaß.

Ebenso schießt auch der Vorwurf über das Ziel hinaus, das Schulgeld führe zur Errichtung besondrer Armen- oder doch in ihren Schuldgeldsätzen verschieden abgestufter Volksschulen mit entsprechend verschieden guten Einrichtungen und schärfe dadurch die sozialen Gegensätze. Solche Einrichtungen zu treffen nötigt das Schulgeld durchaus nicht, es kann vielmehr durch die Auf-

sichtsbehörden sehr wohl verhindert werden, und es kann genau so wie bei der Unentgeltlichkeit des Unterrichts eine allgemeine Volksschule bestehen, in die jedermann seine Kinder schickt, gleichviel, ob er schulgeldpflichtig ist oder Erlaß genießt.

Lediglich durch Änderungen in dem Erhebungssystem des Schulgeldes begegnet man auch der ja nicht ganz zu leugnenden Gefahr, daß einerseits die Kinder derer, welche Schulgeld zahlen, diejenigen der wegen Armut befreiten verachten und zum Stolz verleitet werden, die Befreiten aber ihrerseits Neid und Haß gegen die besitzenden Klassen einsaugen, und daß anderseits der Lehrer die Schulgeld zahlenden Kinder bevorzugt. Es braucht nämlich nur, wie dies übrigens schon vielfach durchgeführt ist und immer allgemeiner angestrebt wird, die Einrichtung getroffen werden, daß die Eltern nicht mehr das Schulgeld durch ihre Kinder dem Lehrer schicken und daß es für ihn nicht mehr ein schwankendes Diensteinkommen bildet, sondern daß das Schulgeld wie die Steuern zur Gemeinde- oder besondern Schulkasse erhoben und aus dieser Kasse dem Lehrer ein von dem Schulgeldertrage unabhängiges festes Gehalt gezahlt wird. Dann wird den Kindern der Unterschied, ob ihre Eltern Schulgeld zahlen oder nicht, ebenso wenig zum Bewußtsein gebracht, wie der, ob die Eltern steuerpflichtig oder steuerfrei sind, und der Lehrer hat gar kein Interesse mehr daran, ob der einzelne Schüler zu den schulgeldpflichtigen oder zu den befreiten gehört.

Tiefergreifend muß schon die Umgestaltung des Schulgeldsystems sein, will man damit den der freien Schule nachgerühmten Vorzug, daß sie in den ärmern Klassen das Bewußtsein erwecke, daß der Staat für sie gerade so wie für die Reichen sorge, ihnen denselben Unterricht ohne schwerere Opfer biete, auch erreichen; aber unmöglich ist dies keineswegs. Man braucht nur Personen bis zu einem gewissen Einkommen grundsätzlich vom Schulgelde freizulassen und bei höhern Einkommen es nach diesem abzustufen. Dann kann sich der Arme ebenso wenig wie über die Steuern beschweren, und der Befreite braucht ebenso wenig das drückende Gefühl, die Benutzung der Schule werde ihm nur aus Gnade und Barmherzigkeit gestattet, zu haben, wie ein Steuerfreier bei Benutzung einer Staatseinrichtung.

Schließlich sei noch ein für die Aufhebung des Schulgeldes geltend gemachter sozialer Gesichtspunkt erwähnt, welcher dem, der ihn aufgestellt hat, Stiehl, alle Ehre macht, aber leider auf einer großen Verkennung der Verhältnisse beruht. Es ist dies die Behauptung, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts werde bei denen, die den freien Unterricht genossen hätten, Dankbarkeit und Anhänglichkeit gegen Staat und Gemeinde, welche ihnen diese Wohlthat verschafft hätten, erzeugen. Wer dies erwartet, übersieht zunächst, daß auch nach Aufhebung des Schulgeldes die Benutzung der Schule nichts weniger als unentgeltlich ist, daß sich vielmehr nur die Aufbringungsart der Unterhaltungskosten ändert; sodann aber setzt er Menschen voraus, wie sie nicht die Regel,

sondern nur die seltene Ausnahme bilden. Gewiß, es wäre gut um die Welt bestellt, wenn die Mehrzahl der Menschen ein derartig ausgeprägtes Dankbarkeitsgefühl besäße!

Vom schultechnischen Standpunkte aus hat man für die Aufhebung des Schulgeldes geltend gemacht, daß es für den Lehrer ein demütigendes, ihn mit seiner Lage unzufrieden machendes und dadurch seine Leistungsfähigkeit beeinträchtigendes Bewußtsein sei, durch Beiträge der Eltern seiner Schüler unterhalten zu werden. Hiervon kann aber keine Rede sein, wenn die oben erwähnte Einrichtung eingeführt wird, daß das Schulgeld zu einer Kasse fließt, aus welchem der Lehrer ein festes Gehalt empfängt; dann ist es für ihn genau dasselbe, als wenn die Beiträge zu seiner Besoldung in Form von Steuern erhoben werden.

Etwas mehr Berechtigung kann man dem Hinweis darauf zugestehen, daß, wenn die Schulunterhaltungskosten durch Steuern aller Gemeindeglieder aufgebracht werden, das Interesse an der Schule und damit die Kontrole über sie eine allgemeinere sei, als wenn die Schule durch Schulgelder unterhalten werde, da im erstern Fall alle Gemeindeglieder, im letztern nur die Schulgeld zahlenden an dem Gedeihen der Schule Anteil nähmen. Indes große Bedeutung hat dieser Umstand auch nicht; denn allein durch Schulgeld wird wohl keine Schule unterhalten, sondern zum Teil fast überall durch Steuern, sodaß schon jetzt jeder Steuerzahler an der Schule beteiligt ist; allerdings würde sich diese Teilnahme wohl mit Erhöhung der Steuern steigern.

Vollständig verfehlt ist es endlich, die Forderung der Beseitigung des Schulgeldes auf rechtliche, aus der Verfassung hergeleitete Gründe zu stützen. Man behauptet nämlich einmal, der verfassungsmäßigen Forderung des Staates, daß jeder Bürger sich die Volksschulbildung aneignen müsse, entspreche die Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß dies jedem Bürger ohne besondre Kosten möglich sei; und sodann will man in der Aufbringung der Schullasten durch Schulgeld einen Widerspruch mit dem verfassungsmäßigen Grundsatze, daß die Volksschule von der Gemeinde zu unterhalten ist, erblicken, da durch das Schulgeldsystem die Schullast aus einer Gemeindelast eine solche einzelner Gemeindeglieder werde. Beides ist entschieden zu bestreiten. Der allgemeinen Schulpflicht entspricht nur die Pflicht des Staates, dafür zu sorgen, daß die nötigen Schulen vorhanden sind, und daß deren Benutzung jedem, auch dem Ärmsten, offen steht. Dieser Pflicht genügt aber der Staat, da ja der Arme Erlaß des Schulgeldes genießt. Daß die Erfüllung keine Kosten bereite, gehört keineswegs zum Wesen der Staatsbürgerpflichten. Wenn aber die Verfassung den Gemeinden die Schulunterhaltungspflicht auferlegt, so liegt darin keineswegs das Verbot, die Unterhaltungskosten ganz oder zum Teil durch Gebühren derjenigen Gemeindemitglieder, welche die Schule benutzen, zu decken.

Es bleibt uns noch die Betrachtung der für das Schulgeld ins Treffen

geführten sozialen, schultechnischen und rechtlichen Gründe übrig. Die sozialen gehen davon aus, daß die Aufhebung des Schulgeldes gegen die elterliche Erziehungspflicht und das elterliche Erziehungsrecht verstoße. Denn die erstere verlange von den Eltern nicht nur die Sorge für das körperliche, sondern auch die für das geistige Wohl der Kinder, und dazu gehöre die Sorge für ein gewisses niedrigstes Maß an Schulbildung, ohne welches ein angemessenes Fortkommen nicht möglich sei. Werde nun durch Übernahme der ganzen Schullast auf Staat oder Gemeinde diese Sorge den Eltern abgenommen, so schwäche dies bei ihnen das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Wohl der Kinder und verleite zu leichtsinnigem Heiraten und damit zu proletarischer Volksvermehrung. Anderseits würden bei Aufhebung des Schulgeldes die Schulsteuern natürlich um den bisher durch das Schulgeld gedeckten Betrag steigen. Wenn also ein Vater aus irgend welchen, z. B. religiösen Gründen seine Kinder außerhalb der öffentlichen Volksschule unterrichten lassen wolle, so würde er dann die Kosten dieses besondern Unterrichts und die volle Volksschullast zu tragen haben, während er, wenn ein Teil der letztern durch Schulgeld gedeckt wird, für diesen Teil, sofern er die Volksschule nicht benutzt, nicht mit aufzukommen hat. Hierin sieht man eine erhebliche Beeinträchtigung der Freiheit der Eltern in der Wahl des Unterrichts ihrer Kinder: viele würden dann durch die höhere Schullast gezwungen sein, ihre Kinder in der öffentlichen Volksschule zu lassen und gehindert werden, ihnen eine höhere Bildung zu verschaffen, was dann wiederum zu Unzufriedenheit und Mißgunst gegen die Wohlhabenden führen werde.

Diesen Ausführungen liegt aber doch eine starke Überschätzung der Bedeutung des Schulgeldes zu Grunde. Abgenommen sollen ja dem Einzelnen die Kosten des Unterrichts durchaus nicht werden, sie sollen ihm nur in andrer Form auferlegt werden. Wenn man aber sagt, das Schulgeld führe die Aufwendung für Unterrichtszwecke deutlicher zu Gemüte als eine Steuer, so muß man darauf erwiedern, daß bei dem, der sich seiner Pflicht, für den Unterricht seiner Kinder zu sorgen, so wenig bewußt ist, daß er hieran durch Abnötigung von Zahlungen gemahnt werden muß, dieser Zweck auch dadurch nicht erreicht werden wird, daß er alle Wochen oder Monate ein paar Groschen Schulgeld zahlen muß. Wer auf einer so niedrigen Bildungsstufe steht, der schimpft höchstens über das Schulgeld als eine unnütze Verteuerung der Kindererziehung. Von einer Eheschließung aber hat wohl der Gedanke an das zu zahlende Schulgeld noch niemand abgehalten, dazu ist der Betrag desselben im Verhältnis zu den übrigen Kosten eines Hausstandes viel zu gering. Ob es ferner nötig ist, die Verheiratung zu erschweren, erscheint mir mindestens sehr zweifelhaft; in manchen, namentlich den höhern Schichten der Bevölkerung macht sich vielmehr vielfach eine auf Egoismus beruhende Neigung zum Hagestolzentum geltend, der es angenehmer erscheint, sein Vermögen allein zu verzehren, als mit einer weniger besitzenden Frau und Kindern zu teilen. Mit dem durch Fern-

haltung seiner Kinder von der öffentlichen Volksschule ersparten Schulgeld endlich ermöglicht niemand die Benutzung einer Privatschule oder höhern Lehranstalt, da bei allen diesen das Schulgeld sehr viel höher als bei den öffentlichen Volksschulen ist. Und für wen wirklich die infolge der Aufhebung des Schulgeldes eintretende Erhöhung der Schulsteuern eine solche Rolle spielt, daß er deshalb seine Kinder keine höhere Lehranstalt besuchen lassen kann, der thut auch sehr viel besser daran, dies zu unterlassen. Er würde sonst in der großen Mehrzahl der Fälle seine Kinder nur zu geistigen Proletariern erziehen, sie in Kreise bringen, in welchen sie sich ihrer Vermögensverhältnisse wegen stets beengt und daher immer unzufrieden fühlen würden. (Schluß folgt.)



Zwei Schriftstücke von Friedrich Rochlitz.

2. Sein Testament.

Schon vor 1839 hatte Rochlitz ein Testament gemacht und wohl auch gerichtlich niedergelegt. Veränderungen der damaligen Umstände bewogen ihn aber, dieses Testament wieder zurückzuziehen und im Oktober und November 1839 ein neues abzufassen, das er am 11. November bei dem Leipziger Stadtgerichte niederlegte. Dieses — nebst einem Kodizill, das er noch im Oktober 1842, also wenige Wochen vor seinem Tode, niederschrieb und das sich in seinem Nachlaß vorfand — wird in seinem vollen Wortlaute im folgenden mitgeteilt.

Mancher wird vielleicht fragen, ob es nicht genügt hätte, hier eine Auswahl aus den Bestimmungen des Testaments zu treffen, nur das kunst- und literargeschichtlich merkwürdige mitzuteilen, alles übrige aber wegzulassen. Diese Frage scheint auf den ersten Blick berechtigt. Dennoch schien es zweckmäßiger, das Ganze unverkürzt mitzuteilen. Schon aus stilistischen Gründen. Es handelt sich nicht um ein nach der Notarschablone jener Zeit abgefaßtes Schriftstück, sondern um ein Erzeugnis aus Rochlitzens Feder, das vom Anfang bis zum Ende von ihm selbst niedergeschrieben ist, und das als ein wohlgegliedertes Ganze auch verdient, nicht zerpflückt, sondern im Zusammenhange gelesen zu werden. Aber auch um des Inhalts willen. Nicht nur, daß die Beziehungen zu Verwandten und Freunden, wie sie sich aus dem Testament ergeben, das, was Biedermann von biographischen Notizen über Rochlitz beigebracht hat, willkommen ergänzen: die ganze Persönlichkeit des Mannes, sein frommer Sinn, seine herzliche Anhänglichkeit an die Seinigen, sein Wohlwollen, seine Gerechtigkeit, seine

Gewissenhaftigkeit, seine peinliche Ordnungsliebe — die er übrigens mit Goethe gemein hatte, und über die man doch ja nicht, wie man es Goethe gegenüber gethan hat, spötteln, sondern um die man ihn beneiden sollte, als um einen Vorzug, der bei der ruhigen, behaglichen Lebensführung jener Zeit noch häufiger möglich war, als in dem hastigen, arbeitsgierigen Treiben unsrer Tage —, dies alles würde nicht aus Auszügen, es kann nur aus dem Ganzen lebendig hervortreten. Selbst die kleinen Geschenke, die er unbedeutenden Personen aussetzt, werden interessant durch die Art der Begründung und Einkleidung, in der es geschieht. Die Schlußsätze des Testaments wird auch der Kühlste nicht ohne Rührung lesen.

Im Bewußtsein der heiligen Gegenwart Gottes und mit dem herzlichen Wunsche, auch nach meinem Tode andern, wiefern ichs vermag, zu nützen oder Freude zu machen, unternehme ich jetzt, auf den Grund eines frühern, mein Testament und meinen letzten Willen nochmals abzufassen: eben jetzt, wo ich nur allzugut fühle, daß die Zeit meines irdischen Daseins nur noch sehr kurz sein kann, wo auch durch veränderte Verhältnisse verschiedener hier Beteiligten, so wie durch den Tod einiger meiner Freunde, die gleichfalls bedacht waren, beträchtliche Veränderungen jenes meines frühern Testaments teils ratsam, teils nötig geworden sind.

Ueber alle Bestimmungen dieses meinen letzten Willens erkläre ich hier einleitungsweise im allgemeinen und setze fest:

1. Seit dem am 23. März 1834 erfolgten Tode meiner seligen Frau und dem sogleich darauf erfolgten vollkommenen und gerichtlich bestätigten Abschluß aller und jeder Ansprüche der Verwandten von ihrer Seite an mich oder meine Habe — worüber die vollständigen Dokumente, besonders gesammlet und vollzogen, sich unter meinen Papieren befinden — ist niemand mehr vorhanden, der auf mich und nach meinem Tode auf meine Habe Anspruch zu machen berechtigt wäre: nur meinen natürlichen Erben stehet dies zu; denn was hier in meinem Testamente unter II, 1 angeführt wird, ist nicht eigentlich als Teil meiner Habe, sondern, wie dort auch nachgewiesen, als mir für meine Lebenszeit überlassenes Fideikommiß zu betrachten. Jene meine natürlichen Erben nun aber bestimme und erkläre ich jetzt zugleich als testamentarische — mithin zunächst und zugleich als meinen Universalerben meinen geliebten Bruder Wilhelm Rochlitz — und überlasse ihnen nach meinem Tode alles, was ich besitze, außer, wofür ich eine andere Bestimmung in diesem meinem Testamente ausdrücklich festsetze.

2. Daß einem jeden der nachbenannten Erben oder Legatarien das, was ich ihm bestimme, das ihm Nützlichste oder Erfreulichste, überhaupt, nach seiner Lage, seinen Eigentümlichkeiten und besondern Verhältnissen das Angemessenste sei, was ich mir irgend habe aussinnen können: daran wird wohl keiner dieser Beteiligten zweifeln; denn sie alle wissen, daß Unbedachtsamkeit überhaupt nie mein Fehler gewesen sei, und kennen auch die Gesinnungen, die ich gegen sie hege. Darum erwarte ich mit voller Zuversicht, es werde ein jeder mit dem ihm Zugedachten zufrieden sein und der genauen Ausführung dieses meines letzten Willens — aus welcherlei Ursachen es auch geschehen möchte — keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchen, noch auch nur Weitläufigkeiten und was Zwist herbeiführen könnte verursachen. Sollte, wider alles Vermuten, letzteres aber dennoch geschehen: so verordne ich hiermit ausdrücklich, daß ein solcher damit des ihm be-

stimmten Anteils gänzlich verlustig wird und dieser sein Anteil der hiesigen Armenanstalt zufallen soll, welche dann wohl wissen würde ihre Sache durchzuführen.

3. Sollte Gott mein Leben mir noch einige Zeit fristen und sollten in dieser Zeit Umstände eintreten, welche Abänderungen auch dieses meines Testaments oder Zusätze zu demselben nötig machten oder doch anrieten: so behalte ich hier mir ausdrücklich vor, kodizillarisch solche Abänderungen oder Zusätze vollgültig abfassen zu können, und sollen alle solche Verordnungen, wenn sie von späterm Datum als dies Testament und von mir eigenhändig geschrieben oder doch unterschrieben sind, vollkommen so betrachtet werden, als ob sie wörtlich diesem meinem Testamente einverleibt wären.

Meine sämtlichen Verfügungen betreffen

I. mein baares Vermögen;
II. mein anderes Besitztum; und
III. gewisse andere mir werte Angelegenheiten.

In dieser Ordnung lasse ich sie hier folgen.

I. Verordnungen über mein baares Vermögen.

Dieses mein gesamtes baares Vermögen, wie es ohne Ausnahme möglichst sicher angelegt ist, worüber sämtliche Dokumente sich da befinden, wo man die Abschrift dieses meines Testaments gefunden haben wird, und worüber überdies die nähern Nachweisungen meine Rechnungsbücher enthalten — teile ich zuvörderst und im allgemeinen nach dem ganz einfachen Plane ein, daß ich alles, was ich durch Fleiß mir erworben und durch Liebe zu Mäßigkeit und Ordnung mir erhalten, meinen Anverwandten von älternlicher Seite bestimme: das hingegen, was ich von meiner sel. Frau (nach Uebereinkommen mit ihr zu Gunsten ihrer Kinder erster Ehe) nur als mir ausgesetztes baares Legat ererbt habe — fünftausend Thaler nämlich — zu andern Dispositionen verschiedener Art bestimme.

Ueber jenes mein selbsterworbenes Kapital kann ich kurz sein. Es erhält dasselbe mein geliebter jüngerer Bruder, Wilhelm Rochlitz, gewesener Stadtrat, hier in Leipzig: er, als mein natürlich nächster, nun aber auch mein testamentarischer und Universalerbe; doch unter der Bedingung, daß er davon eintausend Thaler der Witwe und den Kindern meines vor mehr als dreißig Jahren in Mitau in Kurland verstorbenen ältern Bruders abgebe und (mit den in solchen Fällen zu seiner eignen Sicherheit nötigen Maßregeln) diesen, wenn auch mir gänzlich unbekannten Personen zusende.

Ausführlicher muß ich über die Anwendung der vorhin bezeichneten ererbten fünftausend Thaler sein. Hiervon erhalten

1. meine lieben Stiefenkel Paul von Gutschmidt und Julius von Gutschmidt ein jeder fünfhundert Thaler, als ein Merkmal meiner herzlichen Zuneigung. (Sind sie noch nicht mündig, so werden diese eintausend Thaler an ihren Herrn Vormund, den Dom-Kapitular Herrn Dr. Friederici hier in Leipzig, ausgezahlt.

2. Franziska Kübler, aus Leipzig gebürtig und nun seit sieben Jahren ein Mitglied meines Hauses, hat sich in dieser ganzen Zeit, und besonders auch in den schwierigsten, traurigsten, zum Teil selbst für ihre Gesundheit gefährlichen Abschnitten derselben bei den Krankheiten und dem langsamen Absterben meiner sel. Frau und meiner sel. Stieftochter, hernach seit fünf Jahren als Verwalterin meines Hauswesens und Pflegerin meines Alters so redlich, sorgsam, mit Einsicht und herzlichem Anteil thätig bewiesen und immer gleich sich bewährt — daß ich, wie weit ich es vermag, ihre künftige Existenz zu erleichtern und einigermaßen zu sichern

von Herzen wünschen muß. Ich bestimme ihr daher als Eigentum zweitausend Thaler. Und da sie, nach eignem, freiem Entschluß, bis zu meinem Tode in gegenwärtigen Verhältnis bei mir bleiben will, ich müßte denn selbst eine Aenderung wünschen: so lege ich jenen zweitausend Thalern noch fünfhundert zu für den Fall, daß sie wirklich bei meinem Tode noch als Verwalterin meines Hauswesens und meine Pflegerin bei mir ist.

3. Zweihundert Thaler bestimme ich zur Errichtung meines Grabsteins und der übrigen Einrichtung des zu meiner dereinstigen Ruhestätte von mir gerichtlich gelöseten Platzes. (Ein Weiteres darüber unter No. III, 2 dieses meines Testaments.)

4. Zweihundert Thaler empfängt die hiesige Armen- und

5. zweihundert Thaler die hiesige Blindenanstalt;

6. einhundert Thaler der hiesige Missionsverein, und

7. einhundert Thaler das hiesige Institut für alte kranke Musiker des Konzert-Orchesters: alle diese vier Anstalten nicht zur Vermehrung ihrer angelegten Kapitalien, sondern als Beitrag zu ihren laufenden Ausgaben.

8. Zweihundert Thaler empfängt Herr Dr. Fink hier in Leipzig, seit vielen Jahren mir ein werter Freund.

9. Zweihundert Thaler empfängt Auguste Böhm, die Malerin, ältere Tochter des hiesigen Kupferstechers, Herrn Böhm: eine Freundin, welcher ich viele erheiterte Stunden meiner spätern Lebensjahre verdanke.

10. Zweihundert Thaler empfängt Herr Bernhard Kübler, der Bruder Franziskas. Er, den ich als streng gewissenhaften Mann und gründlichen Juristen kenne und hochschätze, möge für dieses mein Geschenk meinem lieben Bruder bei der Ausführung dieses meines Testaments mit Rat oder was sonst nötig beistehen; wenn nämlich dieser es wünscht und ihn dazu auffordert.

11. Funfzig Thaler empfängt mein Arzt und werter Freund, Herr Doktor und Professor Cerutti, den allerdings ein so Unbedeutendes nicht erfreuen kann, der aber es als ein, wenn auch noch so kleines Merkmal meiner Erkenntlichkeit nicht verschmähen wird. (Daß ihm, außer diesem, das unter uns längst festgesetzte jährliche Honorar für das Jahr, worin ich abgeschieden, gezahlt werde, versteht sich von selbst.)

12. Dreißig Thaler bekömmt, die als Köchin bei mir zur Zeit meines Todes im Dienste steht, doch vorausgesetzt, daß sie die Pflichten ihres Dienstes treulich erfüllet und Anhänglichkeit an mein Haus bewiesen hat — worüber Franziska Kübler am besten wird entscheiden können; und

zwanzig Thaler mein Lohnbedienter, Schmidt, der seit beträchtlicher Reihe von Jahren mit Treue, Willigkeit und Anhänglichkeit mir zugethan gewesen — wenn er nämlich bei meinem Tode noch in meinem Dienste ist.

Für einen jeden oder eine jede dieser Legatarien schreibt mein lieber Bruder den Punkt, welcher ihn oder sie betrifft, ab und übergiebt diese seine Abschrift mit dem ihnen Ausgesetzten.

Sollten sich unter meinen Dokumenten noch Schuldverschreibungen über kleine, fünf und zwanzig Thaler nicht übersteigende Beträge, die andere von mir geliehen haben, vorfinden: so werden diese Verschreibungen vernichtet, und niemand wird ihretwegen angegangen.

II. Verordnungen über mein anderes Besitztum.

1. Sämtliche Oelgemälde, welche aus dem Nachlaß des ersten Gemahls meiner sel. Frau, des Herrn Banquiers Daniel Winkler, stammen und in meinen

Zimmern aufgehangen sind, bekömmt, nach dem Testamente dieser meiner sel. Frau, zu welchem ich unbedingte Zustimmung gegeben hatte, ihr Sohn erster Ehe, der Herr Amtshauptmann Georg von Winkler, jetzt in Pirna; und er besitzt über dieselben seit seiner Uebernahme der mütterlichen Erbschaft im Jahre 1834 ein vollständiges Verzeichnis, wie sich ein gleiches auch unter meinen Dokumenten über alle jene Erbschaftsangelegenheiten befindet; und es ist darüber nur noch anzumerken, daß Herr Georg von Winkler einen namhaften Teil des gesamten Nachlasses dieser Gemälde auf Veranlassung meines Beziehens einer andern, an Raum sie sämtlich aufzustellen nicht wie die frühere geeigneten Wohnung, durch seinen hierzu Beauftragten, den Herrn Domkapitular Dr. Friederici in Leipzig, schon von mir erhalten hat.*) Seitdem habe ich die jetzt noch in meiner Wohnung befindlichen Gemälde in den besten Stand setzen, auch mit Goldrahmen schmücken lassen, und wünsche, daß sie beim Empfang in dieser Gestalt dem Herrn von Winkler um so mehr Freude machen.

(Ueber vier Oelgemälde, die gleichfals in meinem Zimmer hangen, aber gar nicht zum Daniel-Winklerschen Nachlaß gehören, mithin auch im Verzeichnisse des Herrn von Winkler, wie in dem meinigen, nicht aufgezeichnet sind, werde ich im Verfolg der Nummern dieses Abschnitts meines Testaments besonders verfügen.)

2. Meine sämtlichen Pretiosa, wie sie in dem grünen Maroquin-Kästchen beisammen liegen und zu welchen ich auch noch meine sehr gute Repetiruhr mit goldner Kette und Zubehör wenigstens darum gezählt haben will, weil sie das erste Weihnachtsgeschenk war, womit meine sel. Frau noch als Braut mich erfreuete, erhalten, mit Ausschluß der beiden, vorhin unter No. I, 1 angeführten, meine lieben Enkel: Emma Preußer, geborne von Gutschmid, und Ottilie, Rosa, Hugo von Gutschmid zu möglichst gleichen Teilen, was den äußern Wert (Preis) betrifft; dem innern, durch Abstammung derselben, durch eigene Liebhaberei der Empfänger u. dgl. zu bestimmenden Werte nach, wählen die vier Teilhabenden (mit ihren Ratgebern) nach ihren Geburtsjahren, meine geliebte Emma zuerst, Hugo zuletzt. Von den kostbaren Geschenken meiner verehrten Gönnerin seit nicht wenigen Jahren, der Frau Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna von Weimar wünsche ich, daß wenigstens die Dose mit ihrem Namen in Brillanten unverkauft bleibe.

3. Meinen guten, lieben Preußers insgesamt, den Aeltern und den Kindern, möchte ich gar zu gern noch etwas Besonderes hinterlassen, das ihnen nicht nur als Erinnerungsmittel dienen, sondern zugleich fortwährend lieb bleiben und einige Freude machen könnte. Ich finde hierzu geeignet nur das Folgende, was zwar unter meine sehr lieben Besitztümer gehört, aber freilich einen einigermaßen beträchtlichen Wert nur für die hat, die ihm einen solchen selbst beimessen wollen; nämlich:

a) Das Porträt meiner sel. Frau, das in meiner Schlafstube hängt. Wenn auch als Kunstwerk nicht ausgezeichnet, ist es doch das ähnlichste von allen vorhanden gewesenen.

b) Von den obenerwähnten nicht-winklerischen Oelgemälden die, von Anton Graff in seinen frühern und besten Jahren vortrefflich ausgeführte Kopie der berühmten Magdalena von Battoni in der Dresdener Gallerie.

c) Meine Auswahl der besten Blätter altrömischer Denkmale, von Volpato in Umrissen radirt und von du Gros in Farben ausgeführt; folglich auch die Ofenschirme, zu welchen ich deren einige verwendet habe. (Die übrigen liegen in der

*) Die vollzogenen Bescheinigungen des richtigen Empfangs liegen bei denselben vorhin angeführten Dokumenten.

Kupferstichmappe der „Engländer“ zu Ende; wohin sie bloß darum gebracht worden sind, weil eben da noch Raum übrig war.)

d) Aus meiner Bibliothek: das schöne Exemplar der frühen, nicht in den Handel gekommenen Ausgabe von Göthe's Hermann und Dorothea in Groß-Oktav, das der Dichter selbst mir geschenkt hat; und die Prachtausgabe von Pyrkers Werken — letztere vorzüglich um ihrer dritten Abteilung willen.

(Ein kleiner Zusatz folgt unter No. 7: „Kupferstich-Sammlung.“)

4. Meine teuern Freunde, der Herr Oberprediger Dr. Wolf in Leipzig und dessen Gattin, empfangen als kleine Merkmale meines Danks für das, was sie im Leben mir gewesen sind: das zweite jener nicht-winklerischen Oelgemälde, den Alten, der, deutend auf einen Totenkopf, heitern Sinnes die Hinfälligkeit alles Irdischen betrachtet (gemalt von Hoffmeister); die drei Statuen des Matthäus, Johannes und Paulus, nach Peter Vischer zu St. Sebald in Nürnberg, mit den dazu gehörigen Postamenten, und aus meiner Bibliothek die Ausgabe der Werke Schillers in 12 Bänden Groß-Oktav mit Kupfern, in Maroquinband.

5. Meine teuern Freunde, der Herr Kirchen- und Schulrat Dr. Meißner in Leipzig und dessen Gattin, empfangen, gleichfalls als kleine Merkmale meines Danks für das, was sie im Leben mir gewesen sind: sämtliche Zeichnungen, die in Rahmen, unter Glas, in meiner grünen Wohnstube aufgehangen sind; aus meiner Bibliothek das Exemplar der Werke Göthe's in 20 Oktavbänden, welches der Dichter selbst mir geschenkt und mit dem vorn eingehefteten Blatte, von seiner eigenen Hand geschrieben, mir zugesandt hat. Diesem füge ich bei die gesammelten Briefe und Briefchen Göthe's an mich, die sich in besonderer Mappe in einem der Schubkästen meines Büreaus befinden.

6. Das dritte jener nicht-winklerischen Oelgemälde, das schöne, sprechendähnliche Porträt Joseph Haydns, zu Wien in dessen 60. Lebensjahre gemalt, das in meiner Schlafstube hängt, erhält der Musikdirektor Herr Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig, um ihm, der durch seine Werke mir so oft Freude gemacht, auch, wiefern ichs vermag, einige Freude zu machen.

7. Das vierte und letzte jener nicht-winklerischen Oelgemälde, die heitere Landschaft mit Landleuten u. s. w. von Brandt in Wien, empfängt der Domkapitular Herr Dr. Friederici in Leipzig, als Zeichen, daß ich so manche Gefälligkeit, die er ehedem mir erwiesen hat, im Andenken behalten habe.

8. Meine große Sammlung von Kupferstichen, wie diese, chronologisch und nach den Nationen der Maler geordnet, in folgenden Mappen liegen: Italiener in vier, Deutsche in zwei, Niederländer in zwei, Franzosen in zwei, und Engländer in einer — wozu als Anhänge betrachtet werden können: die in Radirung oder Lithographie nachgeahmten Zeichnungen großer Meister in besonderer Mappe, und die gehefteten oder sonst als fortlaufend abgesonderten ganzen Werke: diese Sammlung, welche zu stande zu bringen und für meinen Zweck (vorzügliche Belege zu einer möglichst vollständigen Geschichte der Malerei aller Nationen darzustellen) nach und nach zu vervollkommnen, ich mir fast vierzig Jahre lang ernstlich habe angelegen sein lassen: diese Sammlung bestimme ich, mit Ausnahme der sehr wenigen, für das Ganze unbeträchtlichen Blätter, die ich in der Folge anführen werde, — ganz wie sie ist, zu einer öffentlichen Versteigerung, mit öffentlicher Angabe, daß sie meine nachgelassene Sammlung sei.*) Ueber den Ertrag dieser Versteigerung setze

*) Zur Abfassung des Catalogus, die wenig Zeit und Mühe kosten wird, da mein eigenes, handschriftlich beiliegendes Verzeichnis sorgfältig verfaßt ist — schlage

ich folgendes fest: Nachdem von ihm alle Unkosten abgezogen sind, empfangen von diesem reinen Ertrage eintausend Thaler die fünf Kinder meines lieben Bruders, Wilhelm Rochlitz in Leipzig, zu gleichen Teilen, mithin ein jedes zweihundert Thaler; das übrige erhalten die Witwe und Kinder meines längstverstorbenen Bruders Carl Rochlitz, in Mitau, als Vermehrung dessen, was ihnen in der ersten Abteilung dieses meines Testaments ausgesetzt worden ist.

Jene wenigen Blätter, deren ich als eine Ausnahme gedachte, die mithin, ehe sonst Etwas mit der Sammlung geschieht, herauszunehmen und in meinem Verzeichnis auszustreichen sind, beschränke ich auf folgende:

Raphael. Desnoyers: Maria und Elisabeth mit ihren Kindern in Landschaft. (Mappe: Italiener I.)

del Sarto. Bettelini: Das Begräbnis Christi. (Mappe: Italiener II.)

Guercino. Bettelini: Eine Mutter, die ihrem Kinde einen Vogel vorhält. (Mappe: Italiener III.)

Hamilton. Simon: Szene aus Shakspeare. (Mappe: Engländer.)

Diese vier Blätter erhält meine Enkelin, Emma Preußer.

Raphael. Oeri: Vermählung der Maria. (Mappe: Italiener I.)

Guido Reni. Rousselet: Die betende Magdalena. (Mappe: Italiener III.)

Dürer. Müller: Kruzifix in der Kirche zu Nürnberg. (Mappe: Deutsche I.)

Mengs. Zöllner: Die Himmelfahrt Christi. (Mappe: Deutsche I.)

Diese vier Blätter erhält meine Pflegerin, Franziska Kübler.

9. Meine Sammlung Handzeichnungen der vorzüglichsten Meister aller Jahrhunderte, wie sie sich, chronologisch und nach den Nationen der Maler geordnet, in fünf Portefeuillen befindet, deren 1stes die Italiener, 2tes die Deutschen, 3tes die Niederländer, 4tes die Franzosen und 5tes (das größte, ohne Bezeichnung auf dem Rücken) Blätter aller dieser im größten Format enthält — empfangen, und zwar in und mit diesen Portefeuillen selbst, nebst dem von mir abgefaßten Verzeichnis, meine verehrten Gönner, Seine königl. Hoheit, der Großherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, und Ihre königl. und kaiserl. Hoheit, die Frau Großherzogin Maria Paulowna, seine Gemahlin, für ihr Museum. Ich werde an beide Herrschaften einen Brief hinterlassen, und einen zweiten an den Herrn geheimen Rat und Kanzler, Friedrich von Müller in Weimar, dem jenes beides, (Brief und Portefeuillen) zur Uebergabe — welche dieser mein vieljähriger Freund gern übernehmen wird — zuzusenden ist.

10. Meine, für ihre Fächer wahrhaft auserlesene, gut gebundene, gut erhaltene, auch vollkommen geordnete Bibliothek bestimme ich meinem lieben Bruder Wilhelm Rochlitz. Er wird sie, aber (die wenigen vorhin besonders genannten Werke abgerechnet) unzerteilt und mit Nennung meines Namens in öffentlicher Auktion zum Verkaufe bringen und des Ertrags sich hoffentlich erfreuen.

11. Von meiner Sammlung Musikalien werden die zahlreichen Werke für Kirchenmusik (Oratorien mit eingeschlossen), mögen sie gestochen, in Typen gedruckt oder in Handschriften sein, ausgesondert; und diese vermache ich der so dürftigen musikalischen Bibliothek der hiesigen Thomasschule: alles übrige wird als Anhang zu meiner Büchersammlung und zu Gunsten meines Bruders versteigert.

12. Franziska Kübler bekömmt noch die kleine Mahagonie-Kommode in meiner Wohnstube, zunächst zur Erinnerung an meine sel. Frau, welcher sie in letzter,

---

ich den Maler und Kunsthändler, Herrn Börner in Leipzig, vor, da ich ihn als einen ebenso kenntnisreichen als rechtschaffenen Mann genau kenne.

langer Krankheit so treulich beigestanden, und die sich dieses Schränkchens täglich bediente; ferner bekömmt sie die Büste der Frau Großfürstin von Weimar in meinem Saale, zunächst zur Erinnerung, wie huldvoll sich diese erhabene Frau auch gegen sie vor vier Jahren in Weimar erwiesen hat.

Zum Schluß aller dieser, das Mein und Dein betreffenden Verordnungen setze ich — und, wie ich hoffe, ganz überflüssig — noch hinzu:

Ich weiß recht wohl, daß dieses mein Testament in der Form von dem gewöhnlichen advokatischen abweicht; daß es meinen freien, entschiedenen letzten Willen zwar bestimmt und deutlich, doch nicht überall in solchen Ausdrücken und Formeln ausspricht, wie sie unter gewissen übeln, hier aber geltend zu machen wohl gar nicht möglichen Umständen von einem „zierlichen Testamente“ verlangt werden können. Für den Fall nun, daß dieses Verlangen dennoch irgend woher geltend zu machen versucht würde, lege ich diesem meinem Testamente hiermit ausdrücklich die Kraft eines Kodizills, einer Schenkung auf den Todesfall oder einer andern zu Recht beständigen, wenn auch minder feierlichen letzten Willenserklärung bei, verlange, daß dieser mein letzter Wille durchgängig bei Kräften erhalten werde, und verweise in jener hier angeregten Hinsicht nochmals auf das zurück, was ich in der Einleitung zu diesem meinem Testamente unter Nummer 2 festgesetzt habe.

III. Verordnungen für andere mir werte Angelegenheiten.

1. Meine Beerdigung wird so einfach und prunklos veranstaltet, als die Schicklichkeit zuläßt. So einfach werden auch alle Ankündigungen meines Todes abgefaßt: nichts von Zeitungslob oder Zeitungslamenten!

2. Ueber den Ankauf meines Ruheplatzes auf dem Gottesacker liegt das Dokument bei meinen übrigen Dokumenten, und für die Errichtung meines Grabsteins und was dazu gehört, ist oben unter I, 3 gesorgt. Alles dies wird anständig, doch nur also eingerichtet, daß, wer meinem Staube seinen Gruß bringen will, den Ort, wo er ruht, leicht finde: nichts von symbolischen Andeutungen u. dgl.; nur die Inschrift:

Friedrich Rochlitz,
zu Leipzig geb. 1769, gest. . . . .,
und
die Seinigen.

Und wie ich jedes Jahr an einem ein- für allemal festgesetzten Tage mit meinem Bruder, niemals ohne gute Eindrücke, besonders auch für Erhaltung familiengemäßer Eintracht und Liebe, das Grab unserer geliebten Mutter besucht habe: so wünsche ich, und zu denselben Absichten, daß er mit den Seinigen, und dereinst diese unter sich, ein Gleiches mit meinem Grabe festsetzen und ausführen mögen.

3. Von allen meinen Arbeiten, die ich, vollendet oder nicht, hinterlasse (es sind deren nicht wenige), wird nichts gedruckt oder sonst in fremde Hände gegeben, mit einziger Ausnahme des umfassenden Werkes: „Sammlung vorzüglicher Gesangstücke“ pp., eigentlich einer „Geschichte der Tonkunst für die Kirche und das Oratorium von ältester bis zu neuer Zeit mit vielen urkundlichen Belegen“ — von welchem Werke bis jetzt allein aus Schuld der Verleger, der Gebrüder Schott in Mainz, nur der erste Folio-Band in zwei Heften, und der erste dieser Hefte nur in sehr verdorbener Ausgabe öffentlich erschienen, eine zweite berichtigte Ausgabe desselben aber längst von den Verlegern mir zugesagt und das Manuskript zu ihr längst in ihren Händen ist. Dies Manuskript nun, so wie das des zweiten Bandes,

gleichfalls längst in den Händen dieser Verleger, und das des dritten Bandes, welcher das Werk beschließt, ebenfalls vollendet und in einem Schränkchen meiner Bibliothek aufbewahrt: dies gesamte Manuskript, wie weit es bei meinem Tode noch nicht öffentlich erschienen ist, vermache ich Herrn Dr. Fink in Leipzig, um es — allerdings, was das Honorar betrifft, zu seinem Vorteile — herauszugeben. Daß das Werk, wenigstens von seinem zweiten Bande an, nicht Wenigen Nutzen und Freude verschaffen könne: das weiß ich; und so muß ich auch wünschen, daß es nicht im Verborgenen liegen bleibe.

Uebrigens ergehe es mir im Leben und Sterben nach Gottes weisem und gnädigem Willen. Diesem seinem Willen unter allen Umständen demütig, vertrauensvoll und hoffnungsfreudig mich zu fügen, und auch schwere Leiden, sollten sie über mich verhängt werden, in Geduld und Stille zu tragen: dazu verleihe er, mein himmlischer Vater, nach seiner Erbarmung mir Kraft und Ausdauer. Dann wird der hohe, allen redlichen Christen gemeinsame Glaube meinen Geist erhellen, wenn meine Augen sich verdunkeln, und mein Herz erwärmen, wenn meine Glieder erkalten.

Allen, die durch Achtung, Zutrauen, Freundschaft, Liebe, oder wodurch sonst, mein Leben mir erleichtert und ausgeheitert haben, sei mein herzlicher Dank gebracht. Meiner Uebereilungen, Schwächen und Fehltritte möge man nicht zu hart gedenken. Was ich Gutes gewollt und, wenn auch unvollkommen, doch redlich betrieben habe: möge das nicht ohne Nachwirkung bleiben und seine Früchte bringen. Manches hat Gott mir gelingen lassen und manches treue Herz mir zugewendet: nicht mir, ihm sei Preis und Dank für beides.

So lebet denn wohl, ihr alle, die ihr in mein Dasein verflochten gewesen seid. Euer und mein himmlischer Vater sei mit euch. Freude gebe er euch an Gutem, das ihr wirket; an innerm Frieden, den ihr erhaltet und befördert; an denen, die ihr liebt; und dereinst die Gnade, daß ihr, fest im Vertrauen auf ihn, gern den Weg gehet, den ich gegangen sein werde, wenn ihr dies leset. —

Dieses ist mein Testament und letzter Wille, von mir selbst abgefaßt, eigenhändig geschrieben, eigenhändig untersiegelt, in der ersten Woche des Novembers 1839, und in der zweiten Woche desselben Monats und Jahres dem hiesigen geehrten Stadtgericht in Person übergeben.

Leipzig,
den 5. November
1839.

Friedrich Rochlitz,
großherzogl. S. Weimarischer Hofrat
und Ordensritter.

Nachträgliche, kodizillarische Verordnungen.

In diesem Testamente habe ich mir ausdrücklich vorbehalten, Abänderungen oder Zusätze zu ihm verordnen zu können, die dann vollkommen so gelten u. ausgeführt werden sollen, als ob sie im Testamente ständen. Jetzt finde ich mannchfache Veranlassungen, mich dieses Vorbehalts zu bedienen, und thue es unter der Erklärung, daß alle testamentarischen Anordnungen, welche ich jetzt nicht ausdrücklich aufhebe oder ändere, in voller Kraft bleiben. Wie jenes mein Testament, so fasse ich auch diese meine kodizillarischen Verordnungen bei ungestörter Geisteskraft, und schreibe sie, wie jenes, eigenhändig hier nieder.

1. In meinem Testamente ist mein geliebter Bruder, Wilhelm Rochlitz, zu meinem Universalerben erklärt; hierbei bleibt es auch, sowie bei allem, was daraus

folgt und dort angegeben ist, durchgängig und ohne Beschränkung oder sonstige Abänderung. Seitdem fordern aber öftere Krankheitsanfälle, denen dieser mein Bruder ausgesetzt gewesen ist, mich auf, an die Möglichkeit zu denken, daß Gott ihn früher noch, als mich selbst, aus diesem Leben abriefe. Obwohl nun in diesem, zwar nicht wahrscheinlichen, doch möglichen Falle, es sich von selbst ergäbe, daß dann die Seinigen, nämlich seine Frau und Kinder, soweit diese dann noch am Leben sein würden, in allem, was mein Testament für ihn verordnet hat, an seine Stelle treten würden, mithin ihnen nach meinem Tode alles dort ihm Bestimmte und Auferlegte zu empfangen und zu leisten zukäme: so setze ich hier doch noch ausdrücklich, und auf Grund des in meinem Testamente geschehenen Vorbehalts, fest, daß dieses ohne alle Einschränkung also sein und geschehen soll, indem ich nur hinzufüge, daß diese Personen meinen Nachlaß nach Köpfen unter sich teilen sollen. Bei dieser Gelegenheit spreche ich zugleich die Bestimmung aus: Niemand, wer es auch sei, soll befugt sein, wegen dessen, was er aus irgend einem Titel von meinem Nachlasse zu empfangen haben wird, weder von meinem Bruder Wilhelm, noch von dessen eventuell an seine Stelle tretenden Wittwe und Kindern, meinen Erben, eine Kautionsbestellung zu fordern, indem ich, Kraft meines Befugnisses dazu, die Kautionsbestellung ausdrücklich erlasse.

2. Abänderungen.

Testament I, 8. Dieser, Herrn Dr. Fink betreffende Artikel fällt gänzlich weg, und ich verfüge über die dort ausgeworfenen 200 Thaler hier in der Folge anders.

So bekömmt

Testament I, 7, statt der dort bestimmten 100 Thaler das hiesige Konzertinstitut einhundert u. funfzig: aber diese erhält nicht das Orchester in seine, seitdem beträchtlich angewachsene Kasse, sondern das Direktorium des gesamten Instituts in die seinige, die jetzt es bedarf. — Desgleichen

Testament I, 11 erhält Herr Dr. und Prof. Cerutti, mein Arzt, nicht, wie dort angegeben, 50, sondern einhundert Thaler.

Einhundert Thaler empfängt der alternde und bedürftige Akademikus und Sprachlehrer Hinze, hier in Leipzig.

Die Verfügungen, Testament II, 4 und 5 verlangen beträchtliche Veränderungen, schon darum, weil Gott meinen teuern Freund, den Prediger Dr. Wolf, früher als mich abgerufen hat. Jetzt bestimme ich für seine Wittwe, meine Freundin, folgende Kleinigkeiten, von denen ich hoffe, daß sie ihr einigermaßen lieb sein können. Sie empfängt

a) die drei Statuen des Matthäus, Johannes und Paulus nach Peter Vischer zu St. Sebald in Nürnberg, mit den dazu gehörigen Postamenten; und

b) meinen Sophatisch von Birnbaum mit der Decke und den Sophakissen, die dafür gearbeitet sind.

Meine Freunde, der Herr Kirchenrat Dr. Meißner in Leipzig und dessen Gattin, empfangen als kleine Merkmale meines Danks für alle das, was sie im Leben mir gewesen sind:

a) sämtliche Zeichnungen, die, in Rahmen unter Glas, in meiner Wohnstube aufgehangen sind;

b) das zweite, nicht-Winklerische Oelgemälde: den Alten, der, deutend auf einen Totenkopf, ruhig-heitern Sinnes die Hinfälligkeit alles Irdischen überdenkt; und

c) zur Erinnerung an manches Vergangene aus unsern gemeinschaftlichen Beschäftigungen, meinen Arbeitsstuhl, den Ernesti-Müllerschen.

Testament II, 7. Unter den vier Kupferstichen, welche meiner geliebten Enkelin

Emma Preußer aus meiner Sammlung im Testamente bestimmt sind, wird ihr, statt des vierten nach Hamilton, ausgehändigt der nach Murillos (dem heiligen Antonius erscheint das Christuskind) in der Mappe: Italiener IV.

(Corollarium. Bei dieser Gelegenheit will ich noch folgendes zum Vorteil meines Universalerben erinnern. Was im Testamente über die Abfassung des Catalogus zum Behuf der öffentlichen Versteigerung meiner Kupferstichsammlung angemerkt ist, das kann man jetzt sich ersparen. Ich habe nämlich in letzter Zeit meinen eignen Catalogus so eingerichtet, daß er für die Versteigerung nur ganz so, wie er ist — auch mit der Vorrede — braucht abgedruckt zu werden, und es weiter nichts bedarf, außer, daß sämtliche Blätter, die in den Mappen nach den Nationen und der Zeitfolge ihrer Meister geordnet liegen, in die alphabetische Reihenfolge, wie sie in meinem handschriftlichen Catalogus verzeichnet sind, gelegt werden; wozu man durchaus nicht nötig hat, die Sammlung fremden Händen zu übergeben.)

Zu: Testament II, 11. Die Partituren aus meiner Musikaliensammlung, welche ich für die musikalische Bibliothek der Thomasschule bestimmt habe, und die aus den übrigen ausgesondert werden sollten, sind nun, von mir selbst ausgesondert, in drei Lagen gebracht, auch durch ein schriftliches Beiblatt bezeichnet; sodaß sie ganz so, wie man sie findet, zu übergeben sind.

Zu: Testament III, 3. Was hier über mein Werk „Sammlung" pp. Mainz, bei Schott, verfügt ist, muß, da indes der Druck desselben weiter fortgerückt ist, also verändert werden. Der 2te Band in zwei Abteilungen ist erschienen, und ich habe das Honorar dafür erhalten. Der 3te Band in 3 Abteilungen ist jetzt in Arbeit der Stecher und der Vollendung nahe. Wenn von ihm die 3te Abteilung ausgegeben wird, hat der Verleger das Honorar dafür, zweihundert Thaler, an meinen Bruder zu zahlen; so wie er, wenn von der 1ten Abteilung des 1ten Bandes die mir zugesagte 2te verbesserte Auflage erscheint, gleichfalls das Honorar dafür, funfzig Thaler, an meinen Bruder zu zahlen hat.

Kleine Zusätze zu meinem Testamente II.

Meinen jugendlichen Freundinnen, Isidore und Annette Preußer, hinterließe ich gern Etwas, das ihnen angenehm und einigermaßen nützlich sein könnte, finde aber nur folgende Kleinigkeiten, in welchen sie wenigstens meinen guten Willen erkennen mögen. Sie empfangen die Prachtausgabe der Wolffschen Encyklopädie in 4 Klein-Foliobänden, mit den ersten Abdrücken der Kupfer, aus meiner Bibliothek; und die Prachtausgabe sämtlicher Kompositionen Beethovens für das Pianoforte, mit oder ohne Begleitung. (Man findet sie, besonders eingepackt, in meiner Musikaliensammlung.)

Herr Kapellmeister Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy empfängt das sprechend ähnliche Porträt Joseph Haydn's, in Oel ausgeführt, über welches ich einige Notizen auf den Rücken des Rahmens geschrieben habe; und das mäßige Packet Musikstücke, von mir selbst verfaßt und mit eigener Hand abgeschrieben. Man findet es unter meinen Musikalien, besonders eingepackt und mit der Aufschrift: Anhang. Ich hoffe, letztes werde wenigstens darum einiges Interesse für ihn haben, weil es gewissermaßen einen Abriß meines ganzen Lebens, von frühen Jünglingsjahren an bis ins Alter, nach dieser Nebenrichtung meiner Thätigkeit hin, bezeichnet. Beide kleine Gaben werden Mendelssohn mit dem hier beiliegenden Briefe an ihn übergeben.

Frau Hofrätin Keil, geb. Löhr, mir eine teure Freundin seit vielen Jahren, empfängt für ihre reiche Sammlung Handschriften ausgezeichneter Personen die ge-

samten Briefe und Briefchen Göthes an mich, wie sie in der besondern Pergamentmappe (unter II, 5 im Testamente näher bezeichnet) zusammengelegt sind.

Herr Gottlob von Quandt auf Dittersbach, Eschdorf pp. in Dresden, erhält aus meiner Bibliothek das Exemplar der Werke Göthes in 20 Bänden (gleichfalls unter II, 5 im Testamente näher bezeichnet), zugleich mit dem hier beiliegenden Briefe.

Der Herr geheime Rat und Kanzler, Friedrich von Müller, in Weimar (derselbe, an welchen ebenfalls ein Brief hier beiliegt), empfängt den schwarz eingefaßten rötlichen Marmortisch in meiner Visitenstube. Er wird sich erinnern, bei welcher besondern Gelegenheit die Frau Großherzogin-Großfürstin von Weimar mich mit diesem gleichfalls besondern Geschenk erfreute, und ich darf hoffen, dem treuen Freunde eben hiermit einige Freude zu machen. (Herr von Müller wird, auf gehörige Anfrage bei ihm, selbst bestimmen, auf welche Weise ihm dieses Andenken gesendet werden soll.)

Eigenhändig von mir geschrieben und besiegelt, Leipzig, den 6. Oktober 1842.

Friedrich Rochlitz.

Zur Ergänzung des Testamentes nur noch wenige Bemerkungen. Es ergiebt sich aus dem Testament unzweifelhaft, daß Rochlitz nicht bloß, wie es nach der Darstellung bei Biedermann scheinen könnte, durch Erbschaft, also durch Zufall in den Besitz von Kunstwerken gelangt, sondern daß er selbst ein eifriger Kunstfreund und Kunstsammler war; seine beiden Sammlungen von Kupferstichen und Handzeichnungen hatte er selbst in jahrzehntelangem planvollem Sammeln zusammengebracht. Die Kupferstichsammlung wurde im Mai 1843 in Leipzig versteigert, erreichte aber nicht die von ihm gehoffte Summe; nach Abzug aller Gebühren blieben nur 916 Thaler übrig. Die Handzeichnungen — 306 Nummern, von Börner auf 1300 Thaler abgeschätzt — kamen an das Weimarer Museum. Unter dem 18. Januar 1843 teilte der Kanzler von Müller dem Leipziger Stadtgericht mit, daß die Sammlung vom Großherzog und von der Großherzogin dankbar angenommen worden sei. „Ihre kaiserliche und königliche Hoheiten beabsichtigen durch die Annahme dieses Legates dem würdigen Testator auch in den hiesigen großherzoglichen Museen ein Andenken zu stiften, wie es seinen in Weimar längst gewürdigten Verdiensten um Kunst und Wissenschaft entsprechend ist.“ Es befand sich übrigens unter diesen Handzeichnungen auch ein Blatt von Goethe: Ansicht eines Teiles der Ruinen des Heidelberger Schlosses (von Börner auf 1 Thaler 10 Groschen gewürdigt). Unter den für die Geschwister Gutschmidt bestimmten „Pretiosen“ waren außer der erwähnten Dose noch ein zweites Geschenk der Großherzogin, ein Nadel mit Edelsteinen und Brillanten, ferner vier Medaillen mit dem Bildnis Goethes (eine kleine und eine große bronzene, eine eiserne und eine silberne) und eine silberne Medaille mit dem Bildnis Wielands, unter den „Zeichnungen unter Glas,“ die der Kirchenrat Meißner bekam, ein Porträt Goethes und ein Porträt Lavaters, ersteres also doch wohl dasjenige, das ihm Goethe selbst 1816 geschenkt hatte (vergl. Biedermann II, S. 243). Die Goethebriefe wurden am 19. Januar 1843 Frau Henriette Keil, geb. Löhr ausgehändigt.

Unter den Abänderungen des Kodizills ist eine auffällig: die, welche sich auf Dr. Fink bezieht, den bekannten Herausgeber des stets in Verbindung mit seinem Namen genannten „Musikalischen Hausschatzes," den Nachfolger Rochlitzens in der Leitung der „Allgemeinen musikalischen Zeitung." Rochlitzens Freundschaft zu Fink scheint also später erkaltet zu sein. Über die Ursache davon wissen wir nichts; vielleicht waren es nur Abweichungen in ihren Kunstanschauungen, die das Verhältnis gelockert hatten: nach allem, was wir sonst über Rochlitz und Fink wissen, müssen sie z. B. einer Erscheinung wie Robert Schumann grundverschieden gegenübergestanden haben.

Der Grabstein Rochlitzens wurde genau nach seiner Angabe hergestellt. Das Grab befindet sich noch wohlerhalten auf dem alten Leipziger Johannisfriedhofe.



Hans Pöhnls Volksbühnenspiele.



or hundert Jahren schrieb Lessing die seitdem oft angeführten Worte nieder: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eignen haben zu wollen." Inzwischen ist das deutsche Volk eine Nation geworden: es ist politisch eine Einheit geworden, und hat unter den Völkern Europas ein Ansehen und eine Macht gewonnen, wie sie Lessing kaum geahnt hat. Aber noch mehr. Seitdem Lessing jene schmerzlich ironischen Worte geschrieben hat, ist das Streben nach dem Besitz, nach Wiedergewinnung oder Neubildung des Nationalcharakters herrschend für das ganze Leben unsers Volkes geworden. Die Idee der Nationalität hat dem Jahrhundert, das zwischen uns und Lessing liegt, den Stempel aufgedrückt. Erst nach ihm, der mit zu jenen Heroen des deutschen Geistes gehört, welche das von den Erfolgen des wälschen Nachbars eingeschüchterte deutsche Nationalgefühl wieder aufrichten halfen, erst nach Lessing ist das deutsche Volk zum Nationalgefühl gelangt. Der Begriff der Nationalität, als eines großen, geistigen und sittlichen Organismus, ist erst in unserm Jahrhundert ausgearbeitet und mit der konkreten Kenntnis seiner wirklichen Lebensformen ausgefüllt worden. Wir kennen jetzt ein nationales deutsches Recht, ursprünglich deutsche Sitte, eine original deutsche Kunst und Poesie. Lessing hatte nur die ahnungsvolle Idee einer Wissenschaft, welche das ihm folgende Jahrhundert zu schaffen sich angelegen sein ließ: Herder

faßte zuerst den Begriff von Volkspoesie und von Volk als geistiger Einheit überhaupt; nach ihm kamen die Romantiker mit ihrer schwärmerischen Liebe der deutschen Vergangenheit, und aus ihren Kreisen erwuchs die Germanistik: unmittelbar eine Schöpfung Jakob Grimms, die seitdem auf allen deutschen Hochschulen gepflegt wird.

Man kann also jetzt sagen, die Deutschen sind eine Nation, sie haben ein Nationalgefühl, sie haben ein Nationalbewußtsein. Wohl darf man mit der Sicherheit dieses Gefühls noch nicht allzugroß thun, wohl wird es noch Arbeit genug kosten, es zu befestigen, es zu läutern, auf daß es das Volk so warm und belebend wie das gesunde Blut den Leib des Einzelnen durchströme. Aber Gottlob, es ist da, der Deutsche fühlt sich überall klar als Deutscher und beharrt darauf.

Haben wir Deutsche aber auch ein Nationaltheater? Diese Frage wirft Hans Pöhnl in seinem sehr kuriosen Vorwort zu den Volksbühnenspielen auf, die er kürzlich herausgegeben hat.*)

Es ist in der letzten Zeit sehr viel vom Theater die Rede gewesen. In den hervorragendsten Theaterstädten, in Wien und Berlin, sind wichtige Veränderungen vorgegangen: alte Theater sind verschwunden, neue sind erstanden, alte Direktoren sind abgetreten, neue sind aufgetreten. Da regt sich die Theaterlust, dort ist sie im Schwinden, hier gedeihen die Bühnen, dort vegetiren sie. Auch im Geschmack sind Veränderungen vorgegangen: die niedere Gattung von Bühnenwerken gewinnt das Oberwasser, Operette und Ausstattungsstück herrschen, und die Produktion der edleren Werke, des feinen Lustspiels, des ernsten Dramas ist ins Stocken geraten. Nur um die alltäglichen Bedürfnisse des Publikums zu befriedigen, holte man wieder die Werke der klassischen Literaturen hervor. In Berlin wurde Schiller neu inszenirt, in Wien wurden Sophokles und Calderon zu Hilfe gerufen, und man machte gute Geschäfte dabei. Überall ein reges Leben, ein unablässiges Grübeln und Trachten, die Forderungen der Zeit zu befriedigen, und überall daher lebhafte Debatten, in welche Berufene und Unberufene eingreifen, Streber, die bei solchen Gelegenheiten sich durch ein recht ungewaschenes Maul „ohne Schminke" bemerkbar zu machen suchen, ideale Schwärmer, welchen die Not der Zeit die seltsamsten Einfälle eingiebt, für die sie, ohne zu überzeugen, Propaganda machen. So ist die Frage des deutschen Theaters wieder auf der literarischen Tagesordnung, und es wird niemand behaupten können, daß in Deutschland kein Interesse fürs Theater vorhanden sei.

Die Frage jedoch, welche Pöhnl aufwirft: „Haben wir ein Nationaltheater?" — diese Frage hat die andern nicht beschäftigt. Allen ist es zunächst um die Befriedigung praktischer Bedürfnisse zu thun: es fehlt uns an guten

*) Deutsche Volksbühnenspiele von Hans Pöhnl. Zwei Bände. Wien, Karl Konegen, 1887.

neuen Stücken und wir fahnden nach ihnen. Man bespricht die thatsächlichen Übelstände in der Geschäftsführung und in der künstlerischen Leitung der einzelnen Bühnen; da beklagt eine Partei die Zurücksetzung eines bedeutenden Dramatikers, dort die Bevorzugung der Franzosen — kurz, es sind immer einzelne Verhältnisse, die in Betracht kommen, und alle Klagen laufen genau besehen in den einen Wunsch zusammen: die liebe Vorsehung möge uns einen dramatischen Genius bescheeren, der nicht bloß seine Freunde, sondern auch die Nation zu befriedigen und das Publikum ins Theater zu locken vermöchte.

Da erscheint Herr Hans Pöhnl, wirft fünf „Volksbühnenspiele" auf den Markt und schreibt dazu eine gewaltige Vorrede, in der er den Nachweis zu erbringen sucht, daß wir Deutsche überhaupt noch kein nationales Theater besitzen, daß hierin das A und O aller Theatermisere stecke, und daß schließlich seine eignen Volksbühnenstücke jenes vielgesuchte erlösende Heil bringen: „Will unsre moderne Bühne dazu berufen sein, eine deutsche Volksbühne im Sinne eines nationalen Bildungsinstituts zu werden, so muß sie daran gehen, unser Publikum mit diesen [meinen, Pöhnlschen] Dichtungen vertraut zu machen." Zuversichtlicher kann selbst derjenige nicht sprechen, der sich als unmittelbaren Abgesandten Gottes fühlt. Indes wir lassen uns nicht von diesem gewaltigen Selbstgefühl abschrecken; man ist an solche Erscheinungen im Gebiete aller Künste gewöhnt, wenn auch zum Glück die größere Anzahl von Dichtern den guten Geschmack hat, das eigne Lob nicht den eignen Werken vorzudrucken. Und Pöhnl hat auch seine gute Seite. Bescheiden ist er zwar nicht, aber er ist sicherlich ein ehrlicher Mann. Man gewinnt die Überzeugung, daß ihm die Kunst am Herzen liegt, daß er ihr sein Dasein gewidmet hat, daß er in ihr aufgeht. Und da heutzutage in allen künstlerischen Dingen ein ideales Streben so selten geworden ist, so thut es wohl, einem Idealisten vom reinsten Wasser zu begegnen, mag man auch noch so bedenklich zu seiner Idee den Kopf schütteln und am Ende die Befürchtung hegen, es sei diese Idee in seinem Kopfe zu einer fixen geworden.

Zunächst wollen wir uns die Dramen selbst ansehen, welche der Verjüngungsquell des deutschen Nationaltheaters zu werden berufen sein sollen; und zwar deshalb zunächst, weil man häufig die Erfahrung machen kann, daß Theorie und Praxis eines Menschen verschieden sind, ohne daß er sich dessen bewußt wird, daß entweder der Dichter oder der Theoretiker in demselben Manne stärker ist, daß er trotz der fehlerhaften Theorie eine gute Praxis bekundet, oder umgekehrt.

Die fünf Dramen Pöhnls behandeln durchweg alte deutsche Sagen, die teils in Volksbüchern, teils in andrer Form viel verbreitet sind: das erste behandelt die Sage vom armen Heinrich, welche uns Hartmann von der Aue mit so schlichter Anmut erzählt hat; das zweite bringt die abenteuerliche Geschichte von der schönen Magelone; das dritte stellt die deutsche Wandlung

des uralten Motivs der Witwe von Ephesus dar, nämlich die Geschichte der Gismunda; das vierte behandelt das Feenmärchen Ritter Staufenberg und die schöne Meerfei, eine Variation der schönen Melusine, die uns durch den duftigen Aquarellenzyklus Moritz von Schwinds in schönster Erinnerung geblieben ist; das fünfte endlich führt in Pöhnls geliebte Heimat Wien und verherrlicht die Gestalt des lieben Augustin. Man darf wohl annehmen, daß diese Geschichten jedem Leser bekannt sind, und es ist daher unnötig, sie wiederzuerzählen.

Es läßt sich nun gar nicht leugnen, daß Pöhnl sich in diesen Stücken als ein begabter Dramatiker bekundet. Er versteht zu exponiren, zu spannen, drastisch zu wirken, stimmungsvolle Szenen zu schaffen. Er weiß Charaktere einander gegenüber zu stellen, ja sogar dichterische Symbolik kennt er. Man muß sein Bemühen anerkennen, realistisch zu motiviren, die Menschen erst nach und nach zur Entfaltung ihres Innersten zu leiten. Seine Gestaltungskraft ist auch nicht unbedeutend, die leidenschaftliche Gismunda, der starre Tancred, der hypochondrische arme Heinrich: das sind Menschen, die leben, denen wir nachempfinden können. Allein nicht überall ist es Pöhnl gelungen, das wunderliche und wunderbare Märchen uns, das heißt denen, die nicht mehr Kinder sind, sondern mit nüchterner Weltkenntnis im Parterre sitzen und die Vorgänge da oben auf der Bühne betrachten, wahrscheinlich und erträglich zu machen. Es bleibt uns doch ein bloßes Spiel, wenn wir die herzensgute Hadwig bereit sehen, buchstäblich ihr Herzblut für die Genesung des armen Heinrichs zu vergießen. Wir wissen ja, daß es damit nicht ernst gemeint sein kann, und bleiben deshalb kühle Zuschauer. Ebenso bei der Magelone, wo Seeräuber das junge Glück der Liebenden stören — für unsre Weltordnung giebt es keine Seeräuber. Im Theater sind wir Zuschauer ja auch naiv, aber doch naiv in unsrer Art, als Kinder des neunzehnten Jahrhunderts. Wir sind nicht Fanatiker des Modernen in der Weise, daß wir auf der Bühne unsre Alltagsmisere, unsre soziale Frage, unsern Stadtskandal, unsre allernächste geschichtliche Vergangenheit ansehen wollen. Durchaus nicht! Wir gehen mit, wenn uns Antigone vorgeführt wird, oder Heinrich der Löwe, oder Napoleon, wir sind gleich bereit, jede Geschichte anzuhören, wenn sie nur in einer Art dargestellt wird, die unsrer Art, die Welt zu nehmen, die Menschen zu beurteilen, entspricht. Darum hat uns die leidenschaftliche Gismunda gefesselt, wenn wir auch den alten Tancred schlechtweg für einen alten Narren halten müssen und damit viel an der tragischen Ergriffenheit einbüßen. Dagegen kommt uns doch im Ritter Staufenberg die ganze Geschichte, die auf der Bühne vorgeht, närrisch vor, höchstens im Ballet würden wir sie ertragen. Man denke: der edle Ritter Dimmringer von Staufenberg verliebt sich in die schöne Wassernixe Freudilla, die am Pfingstsonntag am Zwölfstein erscheint. Sie wird die Seinige unter der Bedingung, daß er niemals ein andres Weib, nicht etwa besitze, nein, nur nicht kirchlich heirate — für unser sittliches

Empfinden eine Rohheit sondergleichen. Kaum hat er diesen Eid geleistet, so tritt der König Heinrich an ihn mit dem auszeichnenden Antrage heran, seine Nichte Agnes zu ehelichen, als Mitgift solle sie Kärnten erhalten. Staufenberg sagt ja dazu, weil er nicht den Mut findet, nein zu sagen. Er fühlt Reue, will zurücktreten, aber Ritter und Geistliche überreden ihn, der Nixe das Wort zu brechen. Beim Hochzeitsmahl aber stirbt Staufenberg an seinem reuevollen Schmerze über die verlorene Nixe, vermutlich an gebrochenem Herzen. Und für diese kindische Geschichte will uns Pöhnl warm machen! Diese Handlung soll uns ein Bild davon geben, wie sich die deutsche Nation die sittliche Weltordnung gedacht hat! Dieses Volksbühnenspiel soll aus dem Volksglauben erwachsen sein, um vom kunstreichen Dichter allen Ständen der Nation, Hoch und Niedrig, Gelehrten und Ungelehrten, vorgeführt zu werden! Ist das nicht gar zu läppisch?

Zu alledem kommen aber auch noch allerlei mitlaufende Schrullen, welche selbst die unleugbaren Vorzüge dieser Bühnenspiele aufzufinden schwer machen. Es ist die Schrulle der germanistischen Schulmeisterei, welche Pöhnl plagt. Haben zuweilen Lessing die Bühne zur Kanzel der religiösen Toleranz und Schiller zur Kanzel der politischen Freiheit gemacht, so benutzt Pöhnl die Bühne dazu, Lehrkurse über deutsche Volks- und Sagenkunde zu eröffnen. So groß der Unterschied ist zwischen der Begeisterung, die unsterbliche Ideen entfacht, und der Langenweile, die auf dem Katheder des Antiquars, und wärs zehnmal ein germanistischer, lagert — so gewaltig ist der Abstand, der Pöhnl von dem ihm so verhaßten großen Schiller trennt. Die andre Schrulle, welche Pöhnl plagt, ist gleichfalls philologischer Art. Die Sprache Schillers und Goethes ist ihm nicht deutsch genug, der fünffüßige Jambus, der Vers unsrer dramatischen Meisterwerke, ist ihm auch nicht national genug. Pöhnl mußte deutscher sein, und die rechte deutsche Sprache fand er nur in den Werken von Hans Sachs und Jakob Ayrer. Allein anstatt das Muster Goethes in dessen Gedichten nach Hans Sachsscher Tonart zu befolgen, anstatt diese Sprache eben nur als künstlerisches Rohmaterial zu betrachten, welches nur von dem geläuterten Geschmack der modernen Poesie fruchtbringend verwertet werden kann (wie es z. B. auch Martin Greif nach Goethes Beispiele gethan hat, in zwei vortrefflichen Gelegenheitsdichtungen), hat sich Pöhnl gerade mit den veralteten und geschmacklosen Eigenheiten jener Sprache erfüllt, sodaß sein eignes härtenreiches holperiges Deutsch nicht als eine freischöpferische Widergeburt, sondern als eine sklavische Nachahmung der Sprache Ayrers erscheint. Auch offenbare grammatische Fehler ahmt er nach. So heißt es im „Staufenberg“:

Gott sei Dank, euch schmück ich wieder
An meine Brust, liebwerte Brüder. (II, S. 158.)

Oder einige Seiten später:

Der Dritte den Geldbeutel erworb,
Der Vierte einen Eierkorb. (II, S. 168.)

Oder:

Er hat ein Mädchen aufgegessen
Und ihre Zöpf' sind ihm geschlossen
Zur Nas' heraus, dörr' sie am Ofen. (II, S. 159.)

Oder man höre eine beliebige Stelle aus dem „armen Heinrich," um von dem polternden Ton der Rede selbst an lyrischen Stellen ein Bild zu gewinnen. Der Turmwächter „Berthold spricht mit tiefernstem, aber männlichstarkem Humor" beim Aufgehen des Vorhanges im ersten Akt:

Halai! Der junge Tag ist flügg',
Schlägt jach der Nachtwolf ins Genick
Die blut'ge Goldklau! Droht uns Sturm?
Bausback'ger Riese, schnaub' vom Turm
Pechschwarze Flagg' und Wetterhahn!
Stürz um! Reiß aus! Wen ficht es an?
Allein sind wir zwei alte Knaben
Mit unsrer Sipp, Nachteul' und Raben.
Verdorben, was das Glück erworben,
Heißt's hier, und da ist bald gestorben!
Halai! Was sich vernehmen läßt,
Herzjammer heult und Trübsal bläst. (I, S. 143.)

Und von solchem Gestammel behauptet Pöhnl in seiner Vorrede: „Dieses Publikum, welches »Ekkehard« versteht und Grimmsche Märchen begreifen kann, muß auch jene Sprache verstehen, wie sie z. B. aus dem armen Heinrich Hartmanns von der Aue in mein Bühnenspiel hinüberflutet." Verstehen wird man ja schließlich dieses apostrophirte, konsonantenreiche, paläontologische Deutsch zur Not, aber Geschmack wird man nicht daran finden, und an die sprachschöpferische Prosa der Grimmschen Märchen reicht Pöhnl auch in seinen besten Stellen nicht hinan. Vor allem haben die Brüder Grimm nicht das Altertümliche mit dem Nationalen verwechselt, sie haben in ihrer Sprache die Überladung an Bildern vermieden und nicht in der Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks seine Volkstümlichkeit gesucht. Dasselbe gilt von Scheffels „Ekkehard."

So ist es also mit den Dramen Pöhnls nach einer unparteiischen Betrachtung bestellt. Er ist keineswegs ohne Begabung, er versteht auch das Handwerk, welches beim Bühnendichter so wichtig ist, in ausreichendem Maße. Auch nicht die Wahl seiner Stoffe ist es, die Widerspruch hervorruft, denn diese Wahl bleibt jedem Dichter ganz frei gestellt, und wenn Römer, Griechen, Spanier, Engländer auf der deutschen Bühne sich tummeln dürfen, so ist auch Platz genug für die alten Deutschen und für die Gestalten des deutschen Märchens und der deutschen Sage. Nur ist ein Bühnenspiel noch nicht deswegen national, weil deutsche Helme und blonde Zöpfe zur Schau

getragen werden und eine Sprache geradebrecht wird, wie sie vor dreihundert Jahren in einer unfertigen Literatur üblich war.

Und damit haben wir auch die Antwort auf das Vorwort gegeben, welches Pöhnl, aller literarischen Tradition, ja allem literarischen Anstande Hohn sprechend, geschrieben hat. Auch hier ist Wahrheit und Unwahrheit, Treffendes und Übertriebenes bunt durcheinander geworfen. Pöhnl geht von der richtigen Beobachtung aus, die schon Unzählige vor ihm gemacht haben, daß sich unsre Literatur in eine für die Gebildeten und in eine für die Ungebildeten scheide; wenige Dichter vermögen beide Volksschichten zu befriedigen, wie Uhland, Reuter, Jeremias Gotthelf, Raimund und noch einige wenige, zu denen man aber Schiller und Goethe nicht zählen kann. Daraus aber vorschnell den Schluß zu ziehen, daß Schiller und Goethe, weil sie nicht volkstümlich im Sinne der Genannten, daher auch nicht nationale Dichter seien, ist doch ein offenbarer Irrtum, und mit diesem Grundirrtum operirt nun Pöhnl in der unseligsten Weise. Er beruft sich auf Jakob Grimm, der sagte: „Wenn dichtende und bildende Kunst sich aus dem Volksglauben erheben, so schmücken und schützen sie ihn durch unvergängliche Werke.“ Folgt daraus, daß die Künste im Volksglauben aufzugehen haben, um national zu sein? Nein, nicht im entferntesten, und es ist auch niemals Jakob Grimms Meinung gewesen, der Goethe so sehr zu schätzen wußte. Pöhnl aber ist ein fanatischer Anhänger dieses Volksglaubens; um ihn wieder lebendig zu sehen, wäre er gern bereit, das ganze Christentum und die ganze Kultur des letzten Jahrtausends zu opfern. Den Zwiespalt in der deutschen Geistesbildung erkennt er wohl, aber statt sie in ihrer geschichtlichen Notwendigkeit zu erfassen, statt die Denker zu ehren, welche unerschrocken weiter dachten, nachdem einmal der Volksglaube wurmstichig geworden war, schlägt sich Pöhnl auf die Seite des Altertums und wird ein Don Quixote der Germanistik. Aristophanes, der die alten Götter gegen die Skepsis des Sokrates in Schutz nahm, er ist Pöhnls Vorbild — auch eine antiquarische Schrulle. Während der zweitausend Jahre hat aber die Menschheit den Sokrates mehr als den Aristophanes verehrt, und sagt nicht Pöhnl selbst: „Und was alle behaupten, muß doch einleuchtender sein, als eine Weisheit, die irgend ein genialer Gründling so über Nacht aus dem Finger saugt“? Folglich ist Pöhnl ein Gründling, und die mißachteten Kant und Hegel waren Genies. Nur dieser Umstand läßt ihn übersehen, daß der deutsche Volksglaube durch das Christentum zwar nicht verdrängt, aber doch gewiß auf die dunkelsten Volkskreise beschränkt wurde, daß der mythologische Gehalt der altererbten Sitten dem Volke im Laufe der Zeiten aus dem Bewußtsein geschwunden ist, daß die Rekonstruktion jenes ganzen Gebäudes halb heidnischer, halb christlicher, halb abergläubischer Weltanschauung nur im germanistischen Seminar möglich ist, und daß jene Motive nur dann poetisch brauchbar sind für unsre Zeit, wenn wir sie im vollen Bewußtsein ihrer Kindlichkeit, mit der ganzen Ironie unsrer Bildung an-

schauen (Gottfr. Kellers „Legenden“). Die Versuche Richard Wagners, die Götterwelt der Edda bühnenfähig zu machen, sind gänzlich mißglückt, sie glitten an dem Nationalbewußtsein der Gegenwart spurlos ab, und selbst der „Parsifal“ in seiner geschmacklosen Verquickung von Schopenhauer und Evangelium hat nur die Wagnerianer, aber nicht die deutsche Nation gerührt. Und doch versteigt sich Pöhnl zu folgender tollen Zusammenstellung: „Die unbefangene Welt- und Naturanschauung war nicht die künstlerische Lebensaufgabe dieses Dreigestirns: Schiller gab der Nation die politische Freiheit, Goethe vernichtete das zopfige Philistertum, Richard Wagner, der größte deutsche Kulturheros unter den dreien, erweckte unser deutsches Nationalbewußtsein.“

Von diesem engherzigen Begriff des Nationalen aus und mit der blindwütigen Gehässigkeit eines Fanatikers hält nun Pöhnl Rundschau über die Entwicklung des deutschen Theaters seit Lessing. Die Urteile, die er über Schiller und Goethe von seinem „nationalen“ Standpunkte fällt, wetteifern an Haß mit denjenigen, welche etwa die Jesuiten über unsre Klassiker niederschrieben. Goethe ist für diesen Anwalt unsrer Nationalität überhaupt „deutsch und menschlich verständig“ nur dort, wo er Hans Sachs nachahmt. Goethe ist nach Pöhnls Urteil nur Nachahmungsvirtuose: „seine deutschen Lieder sind zumeist überzierte Volkslieder, daneben stellen sich die römischen Elegien nach Properz, die venetianischen Epigramme nach Martial, Sonette nach Petrarka, der Divan nach Hafis, Hermann und Dorothea nach Vossens Luise, die Achilleis nach der Ilias, Reineke Fuchs nach dem Volksbuch“ u. s. w. Pöhnl zählt alle Werke auf und findet überall Goethe als Nachahmer von Dichtern wie Voß! Eine andre „nationale“ Auslassung: „Man hat uns von vielen Seiten klar machen wollen, Goethe habe in seinen Frauengestalten das Ideal deutscher Weiblichkeit geschaffen! Das deutsche Weib! die mit dem Manne ins Schlachtfeld zog, die Leib und Leben opferte, um die Sittenreinheit ihrer Seele zu wahren, sollte sich in Gretchen, Klärchen, Ottilie wieder erkennen?“ Pöhnl möchte am liebsten wieder ein Bärenfell tragen und mit Büffelhörnern sein Haupt schmücken, haben es doch die alten Germanen so gemacht! Für Pöhnl ist Goethe — derselbe Goethe, in dessen sittlicher Weltanschauung die Pietät, die Ehrfurcht, der Glaube an das Dasein eines unfaßbaren höchsten Wesens eine so hohe Bedeutung hatten — nichts als der „frivole deutsche Voltaire“! Was für Blasen doch der Fanatismus treibt! Wie roh Pöhnl in seiner thörichten Überschätzung des Volkstümlichen werden kann, offenbart folgende Äußerung, die selbst den in „deutschen“ Versen geschriebenen „Faust“ angreift: „Faust hat sich nach dem Volksbuch dem unfruchtbaren Bücherstudium ergeben, er verkehrte nicht mit der Welt. So kam es, daß den Einsamen allerlei Teufel anfochten. Er krankte an Übersinnlichkeit. Bekanntlich verbot der Teufel seinen Werkzeugen, das Sakrament der Ehe einzugehen. Faust buhlt mit einem Gespenst, der Helena. Der Mythos verzeichnet eine psychologische Thatsache in selbstredender Form. Ich

werde das Ding nicht beim Namen nennen, das der Volksglaube eben darum mystisch gestaltete, daß es unausgesprochen bliebe." Also Goethe hat die Faustsage gar nicht verstanden, wenn er sie als den poetischen Ausdruck des Titanismus auffaßte; für Pöhnl ist das Motiv rein pathologischer Natur. Und das wäre dann nationale Poesie? Dieser naturalistische Zug fehlte gerade noch.

Ich denke, diese Proben von Pöhnlscher Literaturgeschichte werden genügen. Nicht glimpflicher kommen Schiller, Grillparzer, Kleist, Hebbel weg, darum nicht, weil sie nicht durchweg „nationale" Stoffe behandelt haben. Merkwürdig ist Pöhnls Schwärmerei für Lessing: eine von seinem Standpunkte ganz unbegreifliche Liebe. Wieviel Schnitzer sich Pöhnl in rein historischen Thatsachen zu Schulden kommen läßt, wie er in seinem Haß Geschichte fälscht (z. B. „Im Handumdrehen spricht aus Karl Moor dem Räuber Professor Schiller über das Ideal der Humanität"; oder: „In eben der Weise, als Lessing von Werk zu Werk an Kunstfertigkeit zunimmt, schrumpft Schillers Potenz von Werk zu Werk zusammen" — so! als ob „Tell," „Demetrius" nicht Schillers letzte Arbeiten wären!) — dies wollen wir nicht weiter ausführen. Alle seine schiefen Urteile zu wiederholen und zu beleuchten, lohnt wahrlich die Mühe nicht. Seine ganze Dramaturgie, soweit sie richtig ist, hat Otto Ludwig vorweg genommen, und was er nicht von diesem gelernt hat, ist original Pöhnlsche Schrulle. So schlau ist dieser neue Prophet aber auch, sich mit den zeitgenössischen Machthabern der Bühnenwelt auf leidlichen Fuß zu stellen. München ist natürlich die deutscheste Stadt, weil es seinen „Armen Heinrich" aufgeführt hat und der Regisseur Savits, der das Stück ins Szene setzte, ist der nationalste Mann u. s. f.

Der Schluß ist: wir besitzen kein Nationaltheater, wir stecken in der „Kunstsimpelei," weil wir nicht Hans Sachs, Jakob Ayrer, Nestroy und Hans Pöhnl spielen. Es ist die Schule Richard Wagners, die aus diesem Tone sprechen lehrte. Aber Wagner war doch wenigstens ein produktiver Künstler, er setzte nicht einen Stolz darein, sich mit dem Erzeugnisse toter Dichter zu schmücken, wie Pöhnl es von sich rühmt, kein Bild zu gebrauchen, das nicht bei Hans Sachs oder Ayrer zu finden wäre. Wagner hatte das volle Gefühl seiner Gegenwart, war ein lebendiger Mensch, bei all seinen Schrullen: Pöhnl leidet am Atavismus. Darum wird ein richtiger Grundgedanke von ihm verzerrt und karrikirt. Er selbst ist eine Verkörperung aller unklaren Bestrebungen unsrer Zeit; der ehrliche Wille, den wir ihm nicht absprechen wollen, steht bei ihm im Dienste eines verschrobenen Geistes und im letzten Grunde — seiner dichterischen Ohnmacht.

Wien. Moritz Necker.





Aus den hinterlassenen Papieren
eines preußischen Staatsministers.

Mitgeteilt von Gerhard von Amyntor.

(Schluß.)



er Aufenthalt in Merseburg hatte ziemlich lange gedauert. Ich würde vielleicht der Menge gegenüber doch einigermaßen die Ruhe verloren haben, wenn ich nicht jeden Augenblick gehofft hätte, daß der Zug abgehen und mich der Gefahr entziehen würde. Aber nein, die Beamten hatten Gefallen an der Szene gefunden und wollten sie ausspielen lassen; ohne die Dazwischenkunft des vernünftigen Bürgerwehrkommandanten hätte es mir schlecht ergehen können.

Einen erneuten längern Aufenthalt in Magdeburg benutzte ich dazu, einige gewöhnliche Kneipen zu besuchen, um mich über die Volksstimmung zu unterrichten. Der Befehl zur Einberufung der Landwehr war eben angekommen. Überall hörte ich die Äußerung: „Die Wehrmänner werden doch nicht so dumm sein und sich einkleiden lassen?"

Abends erreichten wir Berlin. Ich fuhr sogleich zum Grafen Brandenburg. „Nicht zu Hause; im Kriegsministerium." Dort fand ich Flur, Treppen und Hofraum mit einer Kompagnie der Gardejäger besetzt und drängte mich nach einem Saale durch, in welchem mich der Oberst von Griesheim, damals Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, empfing; er bat mich, etwas zu warten, da das Ministerium gerade Sitzung habe. Wir nahmen beide auf einem Sopha Platz, und ich lernte einen tüchtigen Mann kennen, der voll des besten Mutes war. Er erzählte mir, das Ministerium habe sich für permanent erklärt, die Herren blieben Tag und Nacht in diesem Hause zusammen (ich glaube, es waren erst drei oder vier Minister in Berlin: Brandenburg, Manteuffel, Stockhausen und vielleicht Rabe), sie hätten sich ihre Frauen und Bedienungen, auch Köche

hierher kommen lassen, da sie es jetzt noch nicht wagen dürften, sich auf der Straße zu zeigen. Das müsse durchaus bald anders werden. In den Provinzen habe man die Landwehr einberufen; wo diese sich schwierig zeige, würden Linienbataillone nachhelfen. Mobile Kolonnen sollten das Land durchziehen und der Schlange des Aufruhrs den Kopf zertreten; der Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit müsse wieder hergestellt werden.

Inzwischen erschien Graf Brandenburg. Er trug mir auf, mich nach der Sitzung, die bald geschlossen werden würde, zu Herrn von Manteuffel zu begeben, welcher beauftragt sei, mir die nötigen Eröffnungen zu machen. Dies geschah; aber es war Unerwartetes, was ich erfuhr. Herr von Manteuffel erklärte mir: Wrangel sei zum Militärgouverneur über die Marken ernannt; man habe nun allerdings noch vor kurzem die Absicht gehabt, ihm einen Zivilgouverneur in meiner Person an die Seite zu stellen, und dazu sei ich einberufen worden. Neuerdings aber hätten König und Ministerium einen andern Beschluß gefaßt. Wrangel sollte mit unbeschränkter Gewalt seine Aufgabe erfüllen, ihm untergeordnet sollte der Polizeipräsident von Berlin sein, Oberregierungsrat von Hinckeldey aus Merseburg, dem dieser Posten übertragen worden sei. Ich könnte unter diesen Umständen zurückreisen, möchte mich aber vorher noch beim Grafen Brandenburg melden. Das that ich am folgenden Tage; er sagte mir dasselbe und schlug mir schließlich vor, wahrscheinlich nur um mich für meine vergebliche Reise zu entschädigen, ob ich die Stelle des Unterstaatssekretärs im Handelsministerium annehmen wollte. Ich lehnte jedoch ab, weil mir die Vorbereitung für solchen Dienst fehlte.

Abends vorher hatte ich noch meinen Bruder aufgesucht, der eben mit den Garden aus Schleswig zurückgekehrt war; das Bataillon „Kaiser Franz,“ bei welchem er stand, lag im Seehandlungsgebäude, wo ich ihn endlich in einem großen Saale fand; sämtliche Offiziere lagen, mit ihren Mänteln zugedeckt, auf einer Streu und schliefen vortrefflich; ich mußte meinen Bruder erst längere Zeit rütteln, ehe er erwachte und meinen Gruß erwiedern konnte.

Ich war nun in Berlin fertig und hätte nach Frankfurt zurückkehren können, benutzte aber die Nähe meiner Heimat, um dorthin einen Abstecher zu machen. Am 6. Dezember wurde mir dort ein Töchterchen geboren. Gleich darauf wurde im Lande die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember publizirt; auf Grund derselben fanden im Januar 1849 neue Wahlen statt, die nicht viel besser ausfielen, als die früheren. Diese Verfassung ist längst antiquirt; daher kann ich es mir erlassen, sie näher zu beleuchten, doch will ich hier eines Wortes gedenken, das Radowitz in Frankfurt über sie zu mir sagte. Er war im November in Berlin gewesen und hatte sie mit beraten helfen. „Sie soll,“ sagte er, „der erste Schritt zum bessern sein, aber sie ist noch immer zu unpraktisch ausgeklügelt; zu theoretisch-liberal, als daß ein preußischer König damit regieren könnte. Das wird das Volk, wenn es erst zur Besinnung kommt, schon selber

einsehen; in einer bessern Vertretung wird es der Krone manches Recht zurückgeben, welches ihr jetzt genommen oder allzusehr beschränkt ist. Dann erhalten wir auf gesetzmäßigem Wege eine Verfassung, die auch ein König mit gutem Gewissen beschwören kann.“ Und so geschah es im Jahre 1850.

Nachdem ich zwischen Weihnachten und Neujahr mein Töchterchen hatte taufen lassen, reiste ich nach Frankfurt zurück. Der erste Bekannte, dem ich dort begegnete, war mein Freund Arneth aus Wien. Er fragte mich: „Wo kommen Sie her?“ — „Aus meiner Heimat.“ — „Auch ich war zu Hause; ich habe taufen lassen.“ — „Ich auch. Knabe oder Mädchen?“ — „Ein Knabe. Und bei Ihnen?“ — „Ein Mädchen. Wie haben Sie Ihren Knaben genannt?“ — „Max. Und Sie Ihr Töchterchen?“ — „Thekla.“

In Frankfurt hatte sich das Leben etwas geändert; man fing an, aufzuatmen, teils weil man nun schon in Deutschland Regierungen wußte, die den Mut und die Kraft hatten, zu ihren Pflichten zurückzukehren, teils weil man den Unsinn der radikalen demokratischen Bestrebungen in immer weitern Kreisen erkannte. Die Verhandlungen in der Paulskirche wurden weniger langweilig. Die schier endlose Beratung der Grundrechte lag hinter uns, man ging zur Verfassung über, und dieser Übergang von der Phrase auf ein rein praktisches Gebiet hatte die Herren Theoretiker mundtot gemacht; man hörte keine stundenlangen Reden mehr. Zwar siegte bei allen Abstimmungen immer noch die Linke, so daß auch die Verfassung recht kläglich ausfiel; die Rechte begriff aber, daß eine solche Verfassung in Deutschland niemals Eingang finden würde, und besonders aus diesem Grunde wurde sie ruhiger und zuversichtlicher. Ja es kam schon vor, daß Leute, die nach den Septemberereignissen der Rechten treulos geworden waren, jetzt zu ihr zurückkehrten.

Unter solchen Umständen näherten wir uns dem Ende unsrer Verhandlungen. Der König von Preußen war bereits zum erblichen Kaiser des deutschen Reiches gewählt worden. Das konnte man sich immerhin gefallen lassen; aber es blieb fraglich, ob der König eine Verfassung annehmen und beschwören konnte, welche noch keiner einzigen deutschen Regierung, weder den Fürsten noch den freien Städten, zur Begutachtung vorgelegen hatte. Um ihm solchen Entschluß zu erleichtern, machte die Rechte einen Versuch, die Fürsten durch Vertrauensmänner zu einer Reise nach Berlin und zur Huldigung zu bestimmen. Dieser Versuch mißlang. Nur die beiden Fürsten von Hohenzollern ließen sich bereit finden; ja sie gingen noch weiter, indem sie ihre Kronen dem König zu Füßen legten, worauf ihre Länder der preußischen Monarchie einverleibt wurden. Die übrigen Fürsten lehnten unsern Vorschlag durchaus ab. Nun war ja mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß die Paulskirche die von ihr beschlossene Verfassung publiziren und dem Lande wie den Fürsten zu oktroyiren versuchen würde. So kam es auch. Noch in der letzten Sitzung half ich einen Antrag einbringen, der von Radowitz und andern Mitgliedern der Rechten unterzeichnet

war: das ausgearbeitete Verfassungswerk zuerst allen deutschen Regierungen zur Begutachtung vorzulegen. Das wurde natürlich abgelehnt. Unter Glockengeläute wurde die neue Verfassung ausgerufen und der Beschluß gefaßt, eine aus wenigstens fünfzehn Mitgliedern bestehende Deputation sofort nach Berlin zu senden, die dem König die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzen solle. Die Antwort des Königs war vorauszusehen, dennoch war ich begierig, Form und Begründung der Ablehnung zu erfahren; deshalb eilte ich der Deputation voraus nach Berlin. Die äußerste Rechte war in der Frage, ob die Kaiserkrone anzunehmen oder abzulehnen sei, geteilter Ansicht; ich selbst — das bekenne ich offen — habe eine Zeit lang die Annahme gewünscht, weil ich die Beseitigung der wirren Zustände in Deutschland für dringend notwendig und unsern König, als den mächtigsten deutschen Fürsten, für allein befähigt hielt, diese schwierige Aufgabe zu lösen; ich hoffte im Stillen, daß er vielleicht doch noch annehmen und später sein Verhältnis mit den übrigen deutschen Fürsten regeln würde.

Durch meine Bekanntschaft mit einem Grafen Keller, der mir eine Empfehlung an seinen Bruder, den Hofmarschall, mitgab, gelang es mir, einen Platz, ich kann wohl sagen einen Versteck in dem silbernen Balkon des Rittersaales zu gewinnen, von wo aus ich jedes Wort der Ansprache und der königlichen Erwiederung hören konnte. Simson hielt in wohlgesetzter schwungvoller Rede die feierliche Ansprache. Des Königs Antwort ist bekannt; sie war hinreißend schön und mußte auch den überzeugen, der aus obengenannten Gründen die Annahme im Prinzip gewünscht hatte.

In jenem Balkon befanden sich mit mir noch zwei andre Herren, von denen mir einer bekannt war; es war der Gemahl meiner Reisegefährtin von Eisenach nach Merseburg, ein angesehener Bankier aus Frankfurt und Mitglied der Paulskirche; Gott weiß, durch welche Verbindungen er sich das Plätzchen im Balkon verschafft hatte. Der andre Herr war mir damals noch unbekannt. Beim Heraustreten sagte der Frankfurter Geldmann in höchster Aufregung: „Jetzt ist alles verloren! Jetzt wird die Revolution an allen Ecken Deutschlands losbrechen; wir werden jämmerlich untergehen!" — „Nein, erwiederte ich, es ist nichts verloren. Wohl uns, daß wir einen solchen König haben! Bricht irgendwo eine Revolution aus, so wird unser treffliches Kriegsheer sie niederschlagen; diejenigen aber, welche die Revolution schüren, werden wir mit eignen Händen aufhängen." Der unbekannte Herr trat nun an mich heran, drückte mir die Hand und sagte warm: „Solch kräftiges Wort habe ich lange nicht gehört; wir müssen Freunde werden; darf ich um Ihren Namen bitten?" Auf diese Weise machte ich die Bekanntschaft des Oberstkämmerers Grafen von Redern.

Enttäuscht und niedergeschlagen kehrte die Parlamentsdeputation nach Frankfurt zurück. Ich blieb noch einige Tage in Berlin und benutzte diese Zeit, um das Abgeordnetenhaus kennen zu lernen, welches einberufen war, die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember 1848 zu beraten. Die Einberufung war offenbar

zu früh geschehen; das Land war noch viel zu wenig beruhigt, um verständige Wahlen treffen zu können; die Zusammensetzung war daher eine möglichst unglückliche. Nachdem des Königs Antwort an die Frankfurter Deputation bekannt geworden war, hörte man dort Reden, die der Paulskirche würdig waren, ja diese noch übertrafen. Ich erinnere mich einer Szene, die folgenreich war. Der Abgeordnete von Bodelschwingh, bis zum 18. März 1848 Minister, betrat die Tribüne, um einigen Exaltados zu antworten. Er führte aus, daß es dem Könige ein leichtes gewesen wäre, den ruchlosen Aufstand am 18. März niederzuschlagen, daß er aber in seiner unendlichen Milde jedes fernere Blutvergießen hätte vermeiden wollen und deshalb die Truppen zurückgezogen hätte. Da tobte die Linke: „Das ist eine Lästerung der ruhmreichen Revolution, herunter von der Tribüne!“ Bodelschwingh blieb ruhig stehen, und nun erhob sich ein Tumult, wie ich ihn selbst in Frankfurt nicht erlebt hatte. Da sprang ein Abgeordneter (von Kleist-Retzow) zum Präsidenten hinauf und drückte diesem den Hut auf den Kopf. Das war nach parlamentarischem Brauch das Zeichen, daß die Sitzung geschlossen sei. Der Präsident verkündete die nächste Versammlung auf nachmittags vier Uhr. Ich war wieder dort. Bodelschwingh bestieg die Tribüne und beendete den vormittags angefangenen Satz uneingeschüchtert und in zäher Entschlossenheit. Das Haus hielt sich jetzt so ziemlich in seinen Schranken. Beim Herausgehen sagte ich aber zu meinem Begleiter: „Ich glaube, die Herren Abgeordneten können die Koffer packen.“ Am folgenden Tage wurde der Landtag aufgelöst. Auch ich reiste in meine Heimat.

Nachdem die Deputation nach Frankfurt zurückgekehrt war, wurden die Verhandlungen in der Paulskirche fortgesetzt. Zum Teil wurden die bis dahin zurückgelegten Petitionen beraten, in der Hauptsache aber erwogen, was nun in dieser ungewissen Lage zu thun sei. Die unglaublichsten Reden wurden gehalten, die tollsten Beschlüsse gefaßt, die blutigste Revolution gepredigt. Da rief der König die preußischen Abgeordneten zurück. Nun maßte sich die Versammlung das Recht an, darüber zu entscheiden, ob der König zu solcher Rückberufung überhaupt ein Recht habe, und entschied sich natürlich für „Nein.“ Die stenographischen Berichte weisen nach, daß diese Frage zur namentlichen Abstimmung kam und von vier- bis fünfhundert Stimmen verneint wurde; nur ein einziger (von Treskow-Grocholin) hatte den Mut, laut und bestimmt „Ja“ zu rufen. Viele Preußen blieben dort; einige kehrten zurück.

Als ich diese Verhandlung auf meinem Gute in den Zeitungen las, schrieb ich sofort an den Präsidenten: Ich könnte es mit meinen Pflichten als preußischer Unterthan nicht vereinigen, einer Versammlung, die so abgestimmt hätte, länger anzugehören. Ich trat aus und übernahm wieder meine Landratsgeschäfte.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England.



Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England ist eine Losung, an der die Preußen, die selbst oder deren Väter bei Belle-Alliance gefochten hatten, sich lange Zeit zu erwärmen liebten. Wer im Verkehr mit Engländern oder durch unbefangenes Lesen ihrer Zeitungen und Geschichtswerke beobachtet hatte, wie die Zuneigung, die sich in diesen Worten ausspricht, auf der andern Seite aufgenommen wurde, der wußte, daß man sich dort Preußens und Deutschlands nur dann freundlich erinnert, wenn man ihrer bedarf, und daß der durchschnittliche John Bull ungefähr den Eindruck hatte, wie wenn ein bestäubter Wanderer dem Vorübergehenden zuruft: Der Herr da mit dem prächtigen Gespann ist mein Vetter! Das Bild ist nicht zu stark; ist doch in dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen zu lesen, daß der König, der in der Neuenburger Sache, nach der Februarrevolution, nach dem 2. Dezember immer wieder auf England Hoffnungen setzte, die immer wieder getäuscht wurden, im Jahre 1852 seinem Freunde schrieb, man habe in London seine, des Königs, Anmahnungen „wie das Gebell eines Hündchens überhört."

Das jüngere Geschlecht hat angesichts der Ereignisse, welche es erlebt hat, vor den Erfahrungen, welche es macht, und in dem berechtigten Selbstgefühl, in welchem es aufwachsen konnte, den Geschmack an solchen Artigkeiten verloren, man durfte sie für abgethan halten. Seit einiger Zeit spukt aber die alte Redensart wieder, meistens in Verbindung mit einer Schönmalerei der heutigen Zustände und der früheren Politik Englands. Wenn nun im Nachstehenden der Versuch gemacht wird, sie auf ihren Grund und die darin steckende Erwartung

auf ihren Wert anzusehen, so liegt die Absicht fern, in dem Leser Verstimmung gegen das englische Volk zu erregen. Mag jeder lieben und hassen, wen er will, und seine Freundschaften mit Engländern schätzen und pflegen, aber, wenn er über Staatsangelegenheiten redet oder denkt, sich gegenwärtig halten, was der einst von den deutschen Liberalen gefeierte und mit mancher Liebeserklärung beehrte Lord Palmerston wenige Tage nach der Februarrevolution im Unterhause sagte: „Was die romantische Vorstellung betrifft, daß Völker oder Regierungen erheblich oder dauernd durch Freundschaft und Gott weiß was sonst beeinflußt werden, so sage ich, daß diejenigen, welche solche Vorstellungen hegen und den Verkehr zwischen Einzelnen auf den Verkehr zwischen Völkern anwenden, sich in einem leeren Traum ergehen."

Stammverwandt sind die Norddeutschen auch und noch mehr mit den Holländern, den Vlamländern, den Dänen, den Schweden, den Norwegern; aber der Verwandtschaft mit ihnen wird nur auf wissenschaftlichem Gebiete gedacht, in der Völkerkunde, der Sprachlehre. Mit den Dänen haben wir Kriege führen müssen. Die Holländer sind in den oberen Ständen unterrichtete und umgängliche Leute; aber trotz der Verwandtschaft mit uns sind sie in der Verfolgung ihrer Interessen zuweilen recht unangenehme Nachbarn gewesen und haben sich von ihrer verstorbenen Königin, einer Deutschen, einreden lassen, daß wir uns mit feindlichen Absichten gegen sie trügen. Die Schweden waren 1813 Waffenbrüder der Preußen und wären 1864 gern Waffenbrüder der Dänen geworden, wenn sie sich stark genug dazu gefühlt hätten. Sie alle haben sich durch ihr Interesse, wie sie es eben verstanden, bestimmen lassen. Und haben es die Engländer jemals anders gemacht?

Der vor wenigen Jahren veröffentlichte Schriftenwechsel zwischen der Berliner und der Londoner Regierung zeigt, daß die letztere unter Zustimmung der öffentlichen Meinung unsern Versuchen, etwas von der Welt, die noch nicht weggegeben ist, zu erwerben, mit Anmaßlichkeit, Mißgunst und Hinterlist begegnete, bis endlich sehr deutsch mit Lord Granville gesprochen und ihm begreiflich gemacht wurde, daß er Deutschlands auf andern Gebieten bedurfte. Auch nachdem die Abgrenzung geschehen ist, haben unsre Landsleute jenseits der Meere sich von den Engländern eines nichts weniger als verwandtschaftlichen Verhaltens zu versehen.

In dem Kriege von 1870 und 1871 beobachtete England eine Neutralität, die mit dem Buchstaben des Völkerrechts verträglich war, sachlich aber sich als eine Begünstigung unsers Feindes darstellte. Während damals unsre junge Flotte, abgesehen von dem kühnen Streifzuge des Kapitäns Weikhmann mit der Korvette „Augusta," die See gegen die Franzosen nicht halten konnte, versah England die letztern mit allen möglichen Kriegsbedürfnissen, erklärte sich freilich bereit, uns ebenso zu versorgen, wenn wir den Waffenfabriken von Birmingham etwas zu verdienen geben wollten. Ja es ist uns ein Fall er-

innerlich, wo die englische Regierung Frankreich zu Gefallen nicht nur eine ausdrückliche Vorschrift des Völkerrechts verletzt, sondern auch ihren eignen Hoheitsrechten etwas vergeben hat. Ein deutscher Kauffahrer wurde innerhalb der englischen Hoheitsgrenze, dicht unter dem hohen Vorgebirge Beechy Head, auf dem sich eine Küstenwache befindet, von einem französischen Kreuzer aufgebracht. Man hat aber nie gehört, daß die Reklamationen der deutschen Regierung, die doch sicher nicht ausgeblieben sind, einen Erfolg gehabt hätten. Thatsache ist, daß die englische Regierung die französische nicht veranlaßt hat, die auf englischem Gebiete gemachte Prise freizugeben. Portugal und Spanien haben während jenes Krieges auf die Gefahr eines Konfliktes mit Frankreich hin über Beobachtung des Völkerrechts und Achtung ihres Gebietes gewacht. Als die alte und schwerfällige preußische Korvette „Arkona“ von einem französischen Geschwader bis in die spanischen Gewässer vor Vigo verfolgt worden war, legte der spanische Panzer „Numancia“ sich vor das preußische Schiff. Freilich fehlte es nicht an Sympathie einzelner; Thomas Carlyle erhob seine mächtige Stimme für unsre gerechte Sache, und wie es die Gepflogenheit der Parteiregierung mit sich bringt, hatten die Toryblätter hin und wieder ein Wort des Tadels für das damalige liberale Ministerium. Ob wir aber besser gefahren wären, wenn Beaconsfield am Ruder gewesen wäre und seinen Plan einer intimen, neutralen, aber bewaffneten Allianz mit Rußland, von dem Granville 1878 einer Deputation von Manchestermännern erzählte, zur Ausführung gebracht hätte, das steht dahin.

Weiter rückwärts schreitend kommen wir zu der schleswig-holsteinischen Sache, die in den Krieg von 1866 auslief. Die Londoner Presse pflegt heute die Verantwortlichkeit für die damalige Haltung Englands dem verstorbenen Palmerston aufzubürden und mag bei ihren Lesern, welche für die auswärtige Politik ein erstaunlich kurzes Gedächtnis haben, Glauben finden. Allerdings hat er 1853 mit der ihm eignen Insolenz erklärt, es sei das Geschäft Englands, zu verhüten, daß die Herzogtümer von Dänemark getrennt würden; aber alle seine Nachfolger im Auswärtigen Amte dachten ebenso, und die öffentliche Meinung war einverstanden, weil sie Kiel nicht wollte zu einem deutschen Kriegshafen werden sehen. In einer an die französische Regierung gerichteten Depesche vom 24. Januar 1864 schreibt Lord John Russell: Ihrer Majestät Regierung suche, um die Zerstückelung der dänischen Monarchie zu verhindern, das Einverständnis und die Mitwirkung Frankreichs, Rußlands und Schwedens nach, in der Absicht, Dänemark in seinem Widerstande, wenn nötig, materielle Unterstützung zu gewähren. Einige Tage später wurde die englische Flotte heimbeordert. Nachdem Louis Napoleon es nicht in seinem Interesse gefunden hatte, in dieser Sache Waffenbrüderschaft mit England zu machen, lehnte zwar Russell unter dem 19. Februar das Hilfsgesuch Dänemarks ab, Disraeli aber stellte am 28. Juni den Antrag, Ihrer Majestät das große Bedauern des

Hauses darüber auszudrücken, daß die Regierung die Politik, die Integrität Dänemarks zu wahren, nicht festgehalten habe. Mit der schwachen Majorität von 313 gegen 295 wurde der Antrag abgelehnt. Am 8. Mai 1866 erklärte Clarendon den Krieg, der auszubrechen drohte, für grundlos und nicht zu rechtfertigen. Um die Reihe englischer Staatsmänner aller Farben zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß Lord Grey am 9. Mai 1864 dem Oberhause die unrichtige Mitteilung machte, daß die österreichische Flotte von der dänischen bei Helgoland geschlagen sei und damit lebhafte Cheers erntete.

Als die preußische Regierung es nicht im Interesse des Staates fand, sich an dem Kriege gegen Rußland zu beteiligen, in welchen die Engländer nach einem Worte Lord Clarendons wie ein steuerloses Schiff getrieben (drifted) waren, richtiger gesagt, sich hatten von Louis Napoleon bugsiren lassen, machte sich die schlechte Laune, die im Parlament, in der Regierung, in der Presse, bei Hofe herrschte, durch sehr verletzende Äußerungen Luft, z. B. durch den in den Grenzboten vom 16. Februar 1882 (Nr. 8) beleuchteten Brief des Prinzen Albert an Herrn von Stockmar vom 8. Mai 1854. Und als die Regierung von ihrer Not um Mannschaften dazu getrieben wurde, eine deutsche Legion anzuwerben, erging man sich im Unterhause in wenig schmeichelhaften Äußerungen über diese Waffenbrüder.

Unter dem frischen Eindruck der Schlacht bei Belle-Alliance, die man in Deutschland nicht Schlacht bei Waterloo nennen sollte, fand Blücher in England einen sympathischen Empfang; aber die preußischen Militärschriftsteller haben heute noch damit zu thun, die abgünstigen Entstellungen der englischen über den 18. Juni 1815 zu berichtigen. Was England auf dem Wiener Kongreß Preußen gewesen war, hat Treitschke im ersten Bande seiner deutschen Geschichte anschaulich gemacht; seitdem hat der Briefwechsel Talleyrands mit Ludwig XVIII. noch den Punkt auf das i gesetzt. In den von Talleyrand selbst verfaßten Instruktionen, welche der König ihm nach Wien mitgab, heißt es u. a.: „In Italien kommt es darauf an, zu verhindern, daß Österreich herrsche, indem man seinem Einfluß widerstrebende Einflüsse entgegensetzt; in Deutschland gilt dasselbe für Preußen. Die körperliche Beschaffenheit dieser Monarchie macht ihr den Ehrgeiz gewissermaßen zu einer Notwendigkeit. Wie man sagt, haben die Verbündeten sich verpflichtet, derselben das Machtverhältnis zurückzugeben, welches sie vor ihrem Falle hatte, das heißt zehn Millionen Einwohner. Ließe man das geschehen, so würde Preußen bald zwanzig Millionen haben und ganz Deutschland sich unterwerfen. Es ist daher nötig, seinem Ehrgeiz einen Zügel anzulegen, indem man erstens seinen Besitzstand in Deutschland soviel wie möglich beschränkt und zweitens durch die Gestaltung des Bundes seinen Einfluß beschränkt. Sein Besitzstand wird beschränkt werden durch die Erhaltung aller kleinen und die Vergrößerung aller Mittelstaaten. Die Botschafter des Königs werden daher mit allen Mitteln die Sache des Königs von Sachsen verteidigen

und alles, was an ihnen ist, thun, um zu verhindern, daß Sachsen eine preußische Provinz werde. Gleichermaßen muß verhindert werden, daß Preußen Mainz erwerbe und auch nur irgend einen Teil des Gebietes links von der Mosel, muß man Holland behilflich sein, seine Grenze soweit wie möglich auf dem rechten Ufer der Maas vorzuschieben, muß man die Ansprüche auf Vergrößerung, welche Baiern, Hessen, Braunschweig und besonders Hannover erheben werden, unterstützen, damit die für Preußen zur Verfügung bleibenden Gebiete so klein wie möglich werden."

In der Ausführung dieses Planes stieß Talleyrand anfangs auf starken Widerstand bei dem englischen Bevollmächtigten Lord Castlereagh. Dieser, so berichtet er am 19. Oktober 1814 dem Könige, wolle Preußen so stark wie möglich machen und eng mit Österreich verbinden, um beide Frankreich entgegenzusetzen. Dem Zwecke würde nichts besser entsprechen, als Sachsen an Preußen zu geben. England sei in diesem Punkte fest entschlossen und dringe in Österreich, sich einverstanden zu erklären. In der That hatte Castlereagh in den ersten Tagen des Monats*) an den Fürsten Hardenberg ein Schreiben gerichtet, in welchem er mit dem Bestreben, beredt zu sein, sogar mit einem Anfluge von Wärme, den Anspruch Preußens auf Sachsen billigt und die dagegen erhobenen Einwände widerlegt. „Ist es ungerecht — schreibt er —, daß die Verbündeten, nach den Anstrengungen, welche sie für die Sache Europas gemacht haben, bis auf einen gewissen Punkt entschädigt werden für die Gefahren, welche sie bestanden, für die Verluste, welche sie erlitten haben? Niemand wird so unvernünftig sein, einen solchen Satz zu verteidigen. Welches andre Mittel gäbe es, sie zu entschädigen, als auf Kosten der Mächte, die sich vergrößert haben dank ihrem Eifer für den gemeinen Feind, und die der gemeinen Sache der Befreiung Europas ihre Hilfe versagten, als sich eine günstige Gelegenheit fand, dazu mitzuwirken? Solches ist ganz besonders der Fall des Königs von Sachsen und seines Verhaltens, das ihn vor allen andern Souveränen auszeichnet. Welcher andern Macht könnte die Last der Entschädigung Preußens gerechter auferlegt werden als derjenigen, welche das erste und hauptsächlichste Werkzeug der Zerstückelung Preußens gewesen ist, und später durch ihre Winkelzüge oder ihre Feigherzigkeit oder ihren Ehrgeiz wesentlich die Opfer verursacht hat, welche Preußen zu bringen hatte, um einen Teil des Verlornen wieder zu gewinnen? [Castlereagh meint die polnischen Provinzen, die Preußen im Tilsiter Frieden abtreten mußte und die zu dem Herzogtum Warschau, dem Geschenk Napoleons an den König von Sachen, geschlagen wurden.] Der König von Sachsen hat kein Recht, wieder eingesetzt oder entschädigt zu werden; er mag sich an die Milde (indulgence) der Eroberer [seiner Länder] wenden, und wenn sie ihm eine

*) In Angebergs Congrès de Vienne ist dieses Schreiben „Wien, Oktober 1814" ohne den Tag datirt und hinter ein zweites, weiterhin erwähntes vom 11. Oktober gestellt; es muß aber, wie der Inhalt beider beweist, um einige Tage älter sein.

Entschädigung in einem andern Teile Europas anbieten und diese ihm nicht im richtigen Verhältnis zu dem, was er verloren hat, zu stehen scheint, so kann er sich nur beklagen, daß das Anerbieten ungenügend, nicht daß es ungerecht sei. Es muß endlich bemerkt werden, daß die Sprache, welche der König von Sachsen führt, um sein Verhalten zu verteidigen, der Art ist, daß der Befehlshaber einer Festung, der ähnlich spräche, Gefahr liefe, kriegsrechtlich erschossen zu werden."

Und der Mann, der im Oktober dies geschrieben hatte, schlug, noch ehe das Jahr zu Ende gegangen war, ein bewaffnetes Bündnis zwischen England, Frankreich und Österreich vor, das auch für Baiern und die andern Rheinbündler offen gehalten werden sollte. Am 3. Januar 1815 wurde der Vertrag zwischen den drei zuerst genannten im Geheimen unterzeichnet. Er besagt in der Hauptsache, daß jeder der vertragschließenden Teile sich darauf einrichten werde, demjenigen von ihnen, der etwa angegriffen würde, binnen sechs Wochen 120 000 Mann zu Hilfe zu schicken, wobei England sich vorbehält, Soldtruppen zu stellen oder anstatt eines Infanteristen zwanzig Pfund, anstatt eines Reiters dreißig Pfund zu zahlen. Der Vertrag ist im Eingange motivirt durch „neuerdings kundgegebene Prätensionen," die nicht näher bezeichnet werden, und nennt sich defensiv. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß Talleyrand darauf rechnete, das Bündnis, nachdem ihm so vieles gelungen war, in ein offensives gegen Preußen zu verwandeln; hatte er doch schon lange vorher in den König gedrungen, das Heer zu verstärken und kriegsbereit zu machen, auch befriedigende Antwort aus Paris erhalten.

Man traut seinen Augen nicht bei dem Anblick, daß der Vertreter Englands, das zwanzig Jahre gegen Napoleon Krieg geführt hatte, die Hand dazu bietet, daß 120 000 Mann französische Truppen zwar mit der weißen Kokarde am Kopfe, aber, wie sich drei Monate später zeigte, mit Napoleon im Herzen gegen Preußen zu Felde ziehen sollten. Wie war er dazu gebracht worden? Zunächst durch eine Einblasung — eigne Gedanken hatte er nicht —, die ihm gemacht worden sein muß, unmittelbar, nachdem er den oben auszugsweise mitgeteilten Brief an Hardenberg geschrieben hatte. Hardenberg verlangt am 10. Oktober die Zustimmung Castlereaghs dazu, daß Sachsen, was von den Russen besetzt war, von Preußen provisorisch in Verwaltung genommen werde. Der Engländer antwortet am 11.: „Es giebt in Betreff der europäischen Politik keinen Grundsatz, dem ich mehr Wichtigkeit beilegte als der substanziellen Wiederherstellung Preußens. Die rühmlichen Dienste, welche es in dem letzten Kriege geleistet hat, geben ihm die hervorragendsten Rechte auf unsre Dankbarkeit; aber ein noch stärkerer Beweggrund liegt in der Notwendigkeit, Preußen als die einzige feste Grundlage zu betrachten für jede denkbare Anordnung zur Sicherung Norddeutschlands gegen die sehr großen Gefahren, die es bedrohen könnten. In einer solchen Krisis müssen wir über Preußen wachen. Mit

seinen Streitkräften würden wir die unsrigen verbinden müssen, und um diese Aufgabe zu erfüllen, ist es nötig, daß die preußische Monarchie substantielle et solide ist, ausgerüstet mit allem, was einem unabhängigen Staate zukommt, fähig, sich Achtung zu verschaffen und Vertrauen einzuflößen. Was die sächsische Frage betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß ich kein sittliches oder politisches Widerstreben gegen die Einverleibung des ganzen Landes in die preußische Monarchie hegen könnte, wenn diese Maßregel notwendig wäre, um Europa ein so großes Gut zu sichern, wie schmerzlich auch für meine Person der Gedanke wäre, ein so altes Fürstenhaus so schwer betroffen zu sehen." Doch dann kommt ein Aber. „Wenn aber die Einverleibung Sachsens dazu dienen soll, Preußen für die Verluste zu entschädigen, welche es durch beunruhigende und gefährliche Unternehmungen Rußlands erleiden könnte, und Preußen dazu bringen soll, sich mit nichtverteidigungsfähigen Grenzen in offenbare Abhängigkeit von Rußland zu begeben ... so halte ich mich durchaus nicht für ermächtigt, Ew. ꝛc. die geringste Hoffnung zu machen, daß Großbritannien im Angesichte Europas in eine solche Abmachung willigen werde."

Dabei bleibt Castlereagh. Wenn Preußen, welches durch übereilten Abschluß des Bündnisses mit Rußland im Februar 1813 sich in die unglückliche Lage gebracht hatte, eine schlechte Grenze in Polen annehmen zu müssen, diese Abmachung umwirft und sich eine bessere Ostgrenze verschafft, so wird England ihm Sachsen zubilligen; wenn nicht, dann nicht. Da Friedrich Wilhelm III. in der richtigen Erkenntnis, daß der Kaiser Alexander der einzige sei, auf den er sich verlassen könne, mit ihm kein Zerwürfnis haben will, aber dabei bleibt, Sachsen zu fordern, so schlägt Castlereagh den beiden Gegnern Preußens, Frankreich und Österreich, ein Bündnis vor.

Es drängt sich von neuem die Frage auf, wie er dazu gebracht worden ist, diese bei Talleyrand und Metternich sehr begreifliche, aber bei ihm, kann man fragen, perfide oder alberne Stellung einzunehmen. Die Antwort ist: Irgend jemand hat ihm ein Geheimnis verraten, das Geheimnis, daß Leipzig ein großer Handelsplatz sei. Am 31. Oktober berichtet Talleyrand dem Könige: es sei Castlereagh vorgestellt worden, daß es doch nicht dem Interesse Englands entspräche, einen so wichtigen Handelsplatz an einen Staat zu geben, mit dem England doch vielleicht nicht immer in Frieden leben würde, anstatt es in der Hand eines Fürsten zu lassen, mit dem England nie in Streit geraten könne. Der Lord sei über diese Vorhaltung erstaunt (étonné) gewesen und beginne zu fürchten, daß sein Plan dem Handelsinteresse Englands schädlich werden könnte. (Von einem der Teilnehmer des Kongresses ist die Äußerung aufbewahrt: es sei zum Erstaunen, was alles englische Staatsmänner nicht wüßten.)

Auf der Rückkehr von Gent nach Paris konnte Talleyrand dem Könige vortragen, daß er seine Instruktion ausgeführt habe: Preußen bestehe aus zwei unzusammenhängenden Stücken, habe Mainz nicht erhalten, von Sachsen nur

einen Teil, und seine Grenze gegen Holland sei unvorteilhaft. Als Deutscher kann man von dem Wirken und den Erfolgen Talleyrands nicht ohne Ingrimm lesen; als Mensch muß man sich der Geisteskraft freuen, die mit einer so niedrigen Seele in einem so garstigen Körper wohnte. Das Wort Legitimität in dem von ihm erfundenen Sinne hatte wie eine verblendende Zauberformel in den arabischen Märchen gewirkt.

Das Verdienst, Preußen um Ostfriesland gebracht, von der Nordsee abgedrängt zu haben, nimmt er nicht für sich in Anspruch; es gebührt dem hannövrisch-englischen Grafen Münster.

Zu zeigen, aus welchen Gründen, mit welchen Absichten England während des siebenjährigen Krieges Waffenbrüderschaft mit Preußen machte, würde eine umständliche Darlegung erfordern, ein Zurückgehen auf die Zeiten des Aachener Kongresses von 1748, in denen Georgs II. ausdrücklich gegen Preußen gerichtetes System des „Gleichgewichts" sich entwickelte, das Droysen ins Licht gestellt hat. Begnügen wir uns damit anzuführen, was Friedrich II. unter dem 13. Oktober 1755 an den Herzog Karl von Braunschweig schrieb: „Diese Leute [die englischen Diplomaten] wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nichts angeht; entweder sie wollen mich gröblichst düpiren, oder sie sind Narren und von lächerlichem Selbstgefühl."

Unser Rückblick führt uns noch nach Straßburg. Wenn Deutschland 1714 im Rastatter Frieden den Elsaß wiedergewonnen hätte, so würde es ihn nach aller Wahrscheinlichkeit auch 1814 im ersten Pariser Frieden behauptet haben; das Land wäre nicht verwälscht worden und 1870 nicht erst zu erobern gewesen. Wie es zugegangen ist, daß es anders gekommen, lassen wir uns von Ranke erzählen.

Nachdem Frankreich mit seinen übrigen Gegnern 1713 Friedensverträge geschlossen hatte, die man unter dem Namen des Utrechter Friedens zusammenzufassen pflegt, beschloß der Kaiser, die Waffen in der Hand zu behalten. Ein großer Teil des Reiches stand dabei auf seiner Seite. Die vorderen Reichskreise, durch ein besondres Abkommen mit der großen Allianz vereinigt, hatten den Krieg mit Standhaftigkeit ausgehalten, ihre Subsidien gewährt nur in der Hoffnung, durch eine haltbare Einrichtung der Grenzlande gegen Frankreich sichergestellt zu werden; sie hatten auf die Herstellung des Elsaß, der Bistümer und selbst der freien Grafschaft gerechnet. Auch waren die englischen Minister bei Eröffnung der Unterhandlungen noch der Meinung, die Bestimmungen des westfälischen Friedens und zwar nach der deutschen Auslegung herzustellen; später hielten sie fest, daß wenigstens Straßburg von Frankreich zurückgegeben werden müsse. Nach und nach aber ließen sie diese Gesichtspunkte fallen. Wenn ihnen Ludwig XIV. an allen andern Seiten so vieles einräumte, so forderte er dafür eine minder eifrige Befürwortung der Interessen des Kaisers.

Die Antipathie der Engländer, welche der Kaiser auf sich bezogen hatte, fiel aber in ihren Wirkungen auf das Reich zurück. Vergebens beriefen sich die Reichskreise auf das geheiligte Königswort, die unter dem großen Siegel des Landes verpfändete Ehre von England. Die Toryminister hielten für gut, die ihnen in Bezug auf Handel und Kolonien von Frankreich gewährten Zugeständnisse, deren sie bedurften, um sich zu behaupten, durch Nachgiebigkeit in Bezug auf die deutschen Grenzen zu erwiedern. Straßburg diente zur Ausgleichung für St. Christoph und Neufundland. Soweit Ranke.

Straßburg ward dem Stockfisch geopfert. Aber die Engländer haben uns ungefähr hundert Jahre später noch einmal um den Elsaß gebracht, worüber wir Treitschke reden lassen. Nach der zweiten Einnahme von Paris machte Wellington einen Meisterstreich britischer Diplomatie, der dem gewandtesten Londoner Stockjobber zur Ehre gereichte. Ohne bei den verbündeten Höfen auch nur anzufragen, ließ er Ludwig XVIII. unter dem Schutze englischer Bajonnette in die Tuilerien einziehen. Als die drei Monarchen am Abend des 10. Juli in Paris eintrafen, saß König Ludwig seit zwei Tagen wieder auf seinem Throne und empfing sie als leutseliger Hausherr. Was frommte es, daß Blücher jede seiner Einladungen ausschlug? Die zweite Restauration war vollzogen, durch England allein; an die Wiedervertreibung der Bourbonen konnte keine der andern Mächte im Ernste denken. Durch diese vollendete Thatsache vereitelte die britische Politik zugleich die gerechten Forderungen der deutschen Nation. Die Abtrennung von Elsaß-Lothringen war möglich, wenn die Alliirten sich zunächst unter sich einigten und dann den Bourbonen in das verkleinerte Königreich zurückriefen; sie war unerreichbar, wenn man darüber mit einem befreundeten Könige verhandeln mußte.

Die Leistungen Englands während des dreißigjährigen Krieges faßt Ranke in Bezug auf Deutschland so zusammen: Von einer vollkräftigen Einwirkung auf die großen Fragen der Religion und des Staates, welche den Kontinent beschäftigten, trat Karl I. zurück, um vor allen Dingen König von Britannien zu sein. Man kann freilich fragen, ob er moralisch berechtigt war, sich von den kontinentalen Angelegenheiten loszusagen, nachdem er soviel dazu beigetragen hatte, die Verwirrung zu vermehren, die protestantische Sache ins Verderben zu führen.

Wie es trotzdem und alledem gekommen, daß sich in Preußen eine vertrauensvolle Zuneigung zu England gebildet und lange erhalten hat, das wäre eine dankbare Aufgabe für die junge Wissenschaft der Völkerpsychologie, deren Lösung unter anderm eine vergleichende Durchforschung der Literatur beider Länder erfordern würde bis auf Rousseaus Mylord Edouard zurück; man muß alte Jahrgänge der „Taschenbücher" mit Goldschnitt und zierlichem Gehäuse, die unsre Väter oder Mütter einander zu Neujahr zu verehren liebten, und längst vergessene Romane durchblättern, um zu sehen, eine wie reiche Nachkommen-

schaft von „Söhnen des hochherzigen Albions“ jene Figur der neuen Heloise erzeugt hat. Jetzt dürfte die Schule von deutschen Staatsmännern, welche in die Politik, um mit Palmerston zu reden, romantische Vorstellungen von Englands Freundschaft übertrug, mit einem gewichtigen, theologisch angehauchten Herrn ausgestorben sein, der 1875 in einem Privatgespräch ein dauerndes Schutz- und Trutzbündnis zwischen Deutschland und dem evangelischen England als sein Ideal bezeichnete und es übel vermerkte, als ihm in bescheidner Form entgegnet wurde, daß England sich nur auf zeitweilige Bündnisse zur Erreichung einzelner Zwecke einzulassen pflege und sich an Kriegshändeln in Mitteleuropa überhaupt nicht mehr beteiligen werde; auch das in London oft ausgesprochene Wort in Betreff Antwerpens werde man eintretenden Falls dort schwerlich gut machen. Die deutsche Politik, dessen können wir sicher sein, wird auch künftig die Engländer für das nehmen, was sie sind, und von ihnen nichts andres erwarten, als was das englische Interesse, so oder so verstanden, erheischt.



Die Lage der Prozeßkostenfrage.



Der Versuch der verbündeten Regierungen, durch den jüngst dem Reichstage vorgelegten Gesetzentwurf über Verminderung einiger Anwaltsgebühren eine geringe Erleichterung in der Prozeßkostenlast herbeizuführen, ist von der deutschen Rechtsanwaltschaft glücklich abgeschlagen worden. In dem Hefte Nr. 33 dieser Zeitschrift hat der Berichterstatter der Kommission, der im Reichstage die Bearbeitung des Entwurfs übertragen worden war, über diesen Gegenstand bereits eine ausführliche Mitteilung veröffentlicht. Gern erkennen wir an, daß er in dieser kritischen Angelegenheit sich ein gewisses Maß von Unbefangenheit bewahrt hat. Es zeigt sich dies namentlich in der Art und Weise, wie er die aus Anwaltskreisen hervorgetretene, wenig maßvolle Bekämpfung des Entwurfs beurteilt. Auch sind manche der von ihm angeregten Gedanken wohl beachtungswert. Gleichwohl halten wir eine nochmalige Besprechung der Angelegenheit aus einem etwas weiteren Gesichtskreise für geboten.

Die Kommission hat ihre Thätigkeit mit dem Antrage geschlossen, den Entwurf abzulehnen und statt dessen eine Resolution zu fassen, die wir nur als eine höchst wunderliche bezeichnen können. Der Reichstag hat denn auch vorgezogen, diesen Bericht nicht weiter in Beratung zu nehmen. Dieses Ergebnis war schon nach der Wahl der Kommission vorauszusehen. In den Parlamenten bildet die Kommissionsberufung die unscheinbarste Form, in welcher

man den Vorlagen Gunst oder Ungunst zu Teil werden läßt. Die sonst so beliebte Öffentlichkeit tritt dabei völlig zurück. Die Mitglieder der Kommissionen werden von den Fraktionen gestellt. Aber man erfährt nicht, wer innerhalb der Fraktionen sie auswählt. Berechtigte und unberechtigte Einflüsse können sich, offen oder insgeheim, dabei geltend machen. Die Kommissionen selbst erstatten ihre Berichte unter dem Schutze der Anonymität. Man erfährt nicht, wer die Anträge gestellt, auch nicht, wer dafür und dawider gestimmt hat. Die Kommissionsanträge sind also Anträge mystischer Personen. Freilich sind die Ansichten vieler Mitglieder schon im voraus zur Genüge bekannt. Und darnach werden die Kommissionen berufen. Im vorliegenden Falle war die (aus einundzwanzig Mitgliedern bestehende) Kommission so zusammengesetzt, daß das Ergebnis zu Gunsten der Anwälte von vornherein gesichert war. Neben den fünf Mitgliedern, welche selbst Anwälte sind, waren in überwiegender Zahl Freunde höchster Anwaltsgebühren in ihr vertreten. Nicht allein die Freisinnigen und das Zentrum, sondern auch die Nationalliberalen hatten in diesem Sinne gewählt. Das Schicksal des Entwurfs stand damit fest. Deshalb waren aber auch für die übrigen Mitglieder, wie sich mehrfach kundgab, die Kommissionsverhandlungen nur von geringem Interesse.

Das Scheitern des Entwurfs können wir insofern nicht gerade bedauern, als auch wir wünschen, daß eine Herabsetzung der Anwaltsgebühren Hand in Hand gehe mit einer entsprechenden Herabsetzung der Gerichtsgebühren. Nur aus einer Verbindung beider läßt sich eine einigermaßen fühlbare Erleichterung der jetzt den Prozeß so schwer belastenden Kosten hoffen. So viel bekannt ist, haben bisher die Regierungen einer Herabsetzung der Gerichtsgebühren vorzugsweise aus finanziellen Gründen widerstrebt. Ob jetzt, wo die lange dauernde Obstruktion des Reichstages in der Bewilligung der für das Reich notwendigen Geldmittel glücklich gelöst ist, vielleicht gehofft werden darf, daß jene finanziellen Rücksichten in der Gerichtskostenfrage zurücktreten, wissen wir nicht. Aber wir müssen auch hier wiederum betonen, daß die Rechtspflege nicht dazu berufen ist, eine Finanzquelle abzugeben, und daß daher die Höhe der aufzulegenden Kosten nur nach den eignen Interessen der Rechtspflege (und zwar verstehen wir darunter nicht in erster Linie das Interesse der Juristen, sondern das Interesse eines vernünftigen Rechtsschutzes) bemessen werden sollte. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, sind aber die jetzt den Prozeß belastenden Kosten für deutsche Verhältnisse viel zu hoch.

Freilich erscheint es zweifelhaft, ob selbst für den Fall, daß die Regierungen sich zu einer gleichzeitigen Herabsetzung der Gerichtskosten entschlössen, der Reichstag geneigt sein würde, auf eine Herabsetzung der Anwaltsgebühren einzugehen. Wenn schon die jetzt versuchte höchst geringfügige Minderung dieser Gebühren einen solchen Sturm der Entrüstung bei unsern Anwälten hervorgerufen hat, mit welchem Schmerzensschrei würden sie wohl einer ernstlichen Herabsetzung

dieser Gebühren begegnen! Und dieser Schmerzensschrei würde gewiß auch im Reichstage lebhaften Anklang finden. Der Einfluß der Anwälte ist dort eben zu groß. Die Reichstagskommission hatte die Ablehnung des Entwurfs in die Form gekleidet, daß sie beantragte, vom Bundesrat zunächst noch eine Reihe von Feststellungen zu verlangen. Zwar hatte die Reichsregierung schon ein Schriftstück vorgelegt, worin auf Grund umfassender Erhebungen bei den Gerichten der Versuch gemacht war, annähernd die Bedürfniszahl der Anwälte und das mutmaßlich denselben jetzt zufließende durchschnittliche Einkommen festzustellen. Diese Ermittlung war aber den Männern der Kommission bei weitem nicht gründlich genug. Sie beantragten, der Bundesrat solle erst feststellen lassen, wie viel Anwälte bei jedem einzelnen Gericht erforderlich seien, ferner wie viel Einkommen jeder einzelne deutsche Anwalt habe, im allgemeinen sowohl als insbesondre aus Zivilsachen, und ferner sowohl jetzt als nach dem neuen Entwurfe; endlich wie hoch in den einzelnen Bundesstaaten die Ausgaben und Einnahmen seien bei Zivilrechtspflege, bei der Strafrechtspflege und bei der freiwilligen Gerichtsbarkeit (welche, beiläufig bemerkt, gar nicht getrennt verwaltet werden). Dieser Antrag ist in der Kommission mit zehn gegen fünf Stimmen (sechs Stimmen fehlten bei der Abstimmung) angenommen worden. Auch der oben erwähnte Berichterstatter verteidigt ihn und hält dessen Ausführung wenigstens eines Versuches wert. Hiernach, und da überhaupt der Beschluß von berufenen Männern gefaßt worden ist, müssen wir ja annehmen, daß er auch ernstlich gemeint gewesen sei. Sachlich rechnen wir ihn in seiner völligen Unausführbarkeit zu den unglaublichen Verirrungen, denen sich Juristen, die ihre Interessen verfechten, hingeben können. Jeder Versuch der Ausführung mit seinen handgreiflichen Täuschungen könnte nur das Gelächter aller Unbefangenen herausfordern. Wollten wir dem objektiven Eindruck Raum geben, den jener Beschluß macht, so würden wir ihn für einen bittern Hohn halten, mittels dessen man eine verhaßte Vorlage von sich abgewiesen hat.

Beharrt der Reichstag in der von der Kommission bethätigten Stimmung, eine jede Minderung der Anwaltsgebühren ablehnen zu wollen — denn darauf läuft ja doch die beantragte Resolution hinaus —, so würden wohl auch die Regierungen wenig Neigung haben, an den Gerichtsgebühren etwas abzulassen, und es bliebe alles beim Alten. Das Verhältnis würde dann in der That an die bekannte Anekdote erinnern, wo zwei Wagenführer, die uneins geworden sind, ihren Streit damit austragen, daß jeder auf die Fahrgäste des andern losschlägt; nur mit dem Unterschiede, daß es hier der nämliche Fahrgast wäre, auf den von beiden Seiten geschlagen würde: das deutsche Volk, welches die Prozesse führt.

Obgleich nun hiernach der Bericht der Kommission in seinem Hauptergebnis völlig wertlos ist, so enthält er doch manches, was in andrer Beziehung Beachtung verdient. Um die Reformpläne von der Höhe der Anwaltskosten abzuleiten, wies man in der Kommission von verschiednen Seiten darauf hin, wie

so manches andre in unsern neuen Justizeinrichtungen verfehlt sei. So bildet der Bericht das erste offizielle Aktenstück, welches offen ausspricht, daß auch auf unsre vielgerühmte neue Justizorganisation das Sprichwort passe: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Es wird darin die Frage angeregt, ob nicht die Entlastung der Parteien von übermäßigen Kosten „in erster Linie dadurch erreicht werden müsse, daß das jetzige viel zu formalistisch konstruirte Prozeßverfahren einfacher und zweckentsprechender gestaltet werde.“ Es wird darauf hingewiesen, wie gerade die sogenannten Nebenkosten, insbesondre Schreibgebühren und Zustellungskosten, den heutigen Prozeß übermäßig verteuern; und zwar umsomehr, als sie unabhängig von der Höhe des Streitgegenstandes erwachsen. Von einzelnen Seiten wurde auch zur Erwägung gegeben, ob nicht durch eine Beschränkung der Zahl der Anwälte das Einkommen derselben in höherm Maße zu sichern und der Gefahr eines Anwaltsproletariats zu begegnen sei; desgleichen, ob es sich nicht empfehle, zur Vereinfachung des Prozesses die amtsgerichtliche Zuständigkeit zu erweitern; Fragen, die auch schon in dieser Zeitschrift (Heft 8 dieses Jahrganges) angeregt und besprochen worden sind.

Vor allem aber wurde „von vielen Mitgliedern das ganze Institut der Gerichtsvollzieher angegriffen“; wobei sogar ein früherer eifriger Verteidiger dieses Instituts und Befürworter höchster Gerichtsvollziehergebühren eingestand, sich zu einer andern Ansicht bekehrt zu haben. „Die jetzige Einrichtung setze bei den völlig selbständig gestellten, deshalb aber auch mit einem hohen Maße von Verantwortlichkeit belasteten Gerichtsvollziehern geistige und Charaktereigenschaften voraus, deren Vorhandensein in denjenigen Kreisen, auf welche man bei der Auswahl im wesentlichen angewiesen sei, nicht in ausreichendem Maße als gewährleistet angesehen werden könne.“ So lautet der Bericht.

Diese Klagen über die Gerichtsvollzieher und die an sie geknüpften Einrichtungen haben in der Presse ein lautes Echo gefunden. Verschiedne Blätter haben bestätigt, wie sehr die daraus hervorgegangenen Mißstände im Publikum empfunden werden. Die „Nationalzeitung“ veröffentlichte mehrere Artikel, worin teils die Kostspieligkeit und Umständlichkeit des ganzen Zustellungswesens, teils die damit verbundenen ständigen Gefahren für das materielle Recht, endlich auch die Mißstände, welche das in die Hände der Gerichtsvollzieher gelegte Hilfsvollstreckungswesen aufweist, eine eingehende Darstellung fanden. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ gab diese Artikel umfassend wieder, nachdem sie schon früher den Eingang des gedachten Kommissionsberichts veröffentlicht hatte.

Wir wollen versuchen, für weitere Kreise verständlich zu machen, um was es sich bei den hiernach offen zu Tage getretenen Klagen handelt.

In dem frühern Prozesse lag nicht allein die Entscheidung des Falles, sondern auch die Leitung des ganzen Verfahrens, sowie auch der Vollziehungsinstanz in den Händen des Richters. Wohl mochte es Richter geben, die dabei ziemlich gedankenlos zu Werke gingen. Immerhin aber lag das Ganze doch

in der Hand eines denkenden Menschen, der die Verantwortung dafür trug und der in seiner richterlichen Stellung eine höhere Bürgschaft persönlicher Unantastbarkeit darbot. Für die Erledigung untergeordneter Aufgaben bediente sich der Richter allerdings eines untergeordneten Werkzeuges, des Gerichtsdieners. Aber dieser übte seine Thätigkeit nicht selbständig, sondern nur im besondern Auftrage und unter ständiger Aufsicht des Richters. Das alles sollte im neuen Prozeß anders werden. In blinder Nachahmung französischer Einrichtungen (in die man sich zu einer Zeit hineingedacht hatte, als noch französisches Wesen überhaupt in Deutschland als Ausbund aller Vortrefflichkeit galt) stellte man den Grundsatz auf, „daß der Richter der Reinheit seines Richterberufes wiedergegeben werden müsse." Das heißt, er sollte dasitzen wie ein Pagode und lediglich auf die mündliche Verhandlung der Anwälte seinen Spruch abgeben. Dagegen sollte das ganze übrige Prozeßverfahren und ebenso die Vollziehungsinstanz, die bisher gewissermaßen Handarbeit des Richters gewesen waren, zu einer Maschinenarbeit des Gesetzes werden. Um dies zu erreichen, mußte man zunächst das Gesetz selbst höchst umfangreich gestalten. Da es doch nicht möglich war, alles ohne den denkenden Menschengeist fertig zu bringen, so wurde der angeordnete mechanische Betrieb wieder vielfach durchbrochen durch Bestimmungen, wonach der Richter oder der Gerichtspräsident in den Betrieb eingreifen soll. Dadurch ist natürlich der ganze Bau höchst verwickelt geworden. Und dies alles hat die Folge gehabt, daß es heute in unsern Rechtsstreiten von Prozeßfragen wimmelt. Alle unsre Präjudizienbücher sind etwa zu einem Dritteil mit Entscheidungen über Prozeßfragen angefüllt. Niemals hat das rechtsuchende Publikum unter diesen ganz nutzlos heraufbeschwornen Fragen so viel zu leiden gehabt. Auch die Summe der Ausführungsverordnungen für das ganze neue Verfahren ist Legion. Und einzelnes darunter hat sich bereits bitter gerächt. Hat man doch die gleichfalls im Sinne jenes Grundsatzes in Preußen angeordnete Trennung der Gerichtskostenverwaltung von den Gerichten, da sie sich als völlig unerträglich erwies, schon vor mehreren Jahren mit großen Mühen und Kosten wieder rückgängig machen müssen.

Daß man mit der Lostrennung des Richters aus dem ganzen übrigen Betriebe des Prozesses denselben zur Kälte und Gleichgiltigkeit gegen die Parteiinteressen förmlich erzieht, mochte allerdings solchen entgehen, die selbst vielleicht niemals mit andern Empfindungen den Parteiinteressen gegenüber gestanden hatten. Um aber überhaupt jenen mechanischen Betrieb des Prozesses zu ermöglichen, mußte ein eignes Organ dafür geschaffen werden. Das ist der Gerichtsvollzieher. Die Gerichtsvollzieher sind Männer von halber Bildung, meist aus dem Schreiber- oder Unteroffiziersstande hervorgegangen. Früher hielt man dafür, daß Menschen von dieser Bildungsstufe, die ja persönlich durchaus achtungswert sein können, doch keine selbständige Stellung im Staatsleben anzuvertrauen sei. Hier aber wies man ihnen wichtige Aufgaben der

Rechtspflege zur selbständigen Ausführung zu. Der Gerichtsvollzieher handelt nicht, wie der frühere Gerichtsdiener, im Auftrage des Richters, sonderm „im Auftrage der Partei,“ die ihn sonderbarerweise mit Handlungen beauftragen kann, zu denen sie selbst gar keine Befugnis hat. In der Hand der Gerichtsvollzieher liegt die Vermittlung des ganzen Prozeßbetriebes; in ihrer Hand liegt die Vollziehung der Urteile. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, welche Aufgaben ihnen damit gestellt sind, der lese einmal die vom preußischen Justizminister erlassene Geschäftsanweisung für die Gerichtsvollzieher vom 24. Juli 1879 mit ihren einhundertachtunddreißig Paragraphen,*) und beantworte sich dann die Frage, ob das Geschäfte sind, die man Menschen von halber Bildung völlig selbständig zu überlassen wohlgethan habe. Natürlich gehen alle Fehler und Irrungen, welche die Gerichtsvollzieher bei Ausführung ihrer Geschäfte begehen, auf Gefahr und Kosten der Parteien.

Die Gerichtsvollzieher erledigen ihre Geschäfte gegen Gebührenbezug. Die Gebühren sind sehr reichlich bemessen. So bekommt z. B. der Gerichtsvollzieher, der Geschäfte an einem auswärtigen Orte besorgt, für jedes dieser Geschäfte die vollen Reisekosten; sodaß ein Gerichtsvollzieher, der gleichzeitig auswärts drei Geschäfte vornimmt, die nämlichen Reisekosten dreimal ersetzt bekommt. Alles Gebührenwesen trägt die Gefahr in sich, daß der Beamte vorzugsweise vom Standpunkte seines Gebührenbezuges seine Amtsthätigkeit bemißt. Diese Gefahr wird umso größer, wenn der Beamte nicht in einer höheren Bildung und Ehrenstellung ein Gegengewicht gegen die an ihn herantretenden Versuchungen findet. Kein Zweifel, daß die große Masse der Gerichtsvollzieher — und es soll ihnen daraus gar kein Vorwurf gemacht werden — lediglich vom Standpunkte des Gebührenbezuges seine Geschäfte betreibt. Für eine so verwickelte Thätigkeit lassen sich auch keine Gebührengesetze geben, die nicht in ihrer Anwendung vielfach freien Spielraum ließen. Die daran sich knüpfende Folge ergiebt sich von selbst. Es giebt Gerichtsvollzieher, deren Einkommen sich auf Tausende beläuft. Überdies liegt die Gefahr nahe, daß bei dem unmittelbaren Verkehr der Gerichtsvollzieher mit den Parteien noch ganz andre Versuchungen an sie herantreten. Über die Wirksamkeit der Gerichtsvollzieher in der Vollziehungsinstanz äußert sich einer der oben gedachten Zeitungsberichte wie folgt: „Die Zwangsvollstreckung ist in den Händen der Gerichtsvollzieher unverhältnismäßig kostspielig und unsicher geworden. Darüber sind Richter, Rechtsanwälte, Publikum einig, und selbst die Gerichtsvollzieher werden nicht widersprechen. Niemals sind so viele Beschwerden über Rechtsanwälte gekommen, als seitdem sie durch die Gerichtsvollzieher die Exekution betreiben. Die Gerichtsvollzieher selbst kommen zum großen Teile aus dem Disziplinarverfahren kaum heraus. Der Wettbewerb und der eigne Diensteifer, nicht minder das Drängen des Gläubigers

*) Vergl. Kayser, Die gesamten Reichsjustizgesetze, Nr. 58.

nach einem Resultat bestimmen den Gerichtsvollzieher zu scharfem Vorgehen, denn andernfalls ist er in Gefahr, Ruf und Kundschaft zu verlieren. So arbeitet er hart an der Grenze der gesetzlichen Schranken der Exekution und ist in zweifelhaften Fällen leicht geneigt, nach der schärfsten Auslegung auszubiegen. Daraus entstehen dann zahllose Konflikte mit andern Exekutionen, mit Schuldnern, mit der Aufsichtsbehörde, Prozesse, Beschwerden und vor allem Kosten. Die Rückkehr zum alten Exekutionswesen würde nach jeder Richtung als eine Wohlthat empfunden werden."

Sagen wir es kurz: Durch Schaffung der Gerichtsvollzieher hat man wesentliche Aufgaben der Justiz einem Heere untergeordneter Beamten zur Ausbeutung preisgegeben. Die Thatsache, daß nur allzu häufig Gerichtsvollzieher in Untersuchung genommen und nicht selten auch entlassen werden müssen, spricht für sich selbst. Und doch gelangt bei weitem nicht alles, was auf diesem Gebiete vorgeht, zur öffentlichen Kenntnis.

Aber auch das ganze Verfahren, welches mit der Einführung der Gerichtsvollzieher zusammenhängt, erweist sich für die Parteiinteressen nichts weniger als heilbringend. So vor allem die auf die Parteien übergewälzte Zustellungspflicht. Früher galten die Fristen, welche die Parteien bei ihren Handlungen zu wahren hatten, für gewahrt, wenn innerhalb der Frist die Partei ihre Schrift bei Gericht eingereicht hatte. Das war einfach und sicher. Weil nun aber das Gericht nichts mehr mit dem Prozeßbetrieb zu thun haben soll, müssen jetzt die Parteien auf ihre Gefahr ihre Schriften innerhalb der Frist dem Gegner durch den Gerichtsvollzieher zustellen lassen. Versäumt der Gerichtsvollzieher die Zustellung oder macht er einen Fehler dabei, so verliert in der Regel die Partei ihren Prozeß. Auch die Bestimmungen darüber, an wen die Zustellung in jeder Prozeßlage erfolgen muß, sind so verwickelt und künstlich, daß selbst die tüchtigsten Anwälte sich nicht vor Irrungen bewahren können. So gehen jahraus jahrein eine Menge Prozesse an der Zustellungsfrage zu Grunde.

Völlig begründet ist auch der Vorwurf, den der mehrerwähnte Kommissionsbericht in der Richtung erhoben hatte, daß durch die gesteigerten Schreibgebühren der heutige Prozeß erheblich verteuert werde. Wenn man glauben sollte, daß durch die Mündlichkeit die Vielschreiberei aufgehört habe, so würde man sich gründlich irren. Im Gegenteil, sie ist erst recht losgegangen. Und die Kostengesetze haben durch reichliche Abschriftgebühren dafür gesorgt, daß vonseiten der dabei Interessirten keinesfalls zu wenig geschehe. Um dies darzulegen, bedarf es jedoch eines Überblickes über den ganzen Prozeßgang, der ja auch sonst wohl für weitere Kreise von Interesse ist.

Der Prozeß beginnt mit der schriftlichen Klage, die dem Gerichtspräsidenten zur Anberaumung eines Verhandlungstermines eingereicht und dann dem Gegner zugestellt werden muß. Gleich diese Klagschrift, die früher zweimal abgeschrieben wurde, muß jetzt dreimal abgeschrieben werden, weil man doch ein schlechtes

Konzept dem Gerichtspräsidenten zur Terminsbestimmung nicht vorlegen kann. Nächst der Klagschrift sollen dann die Parteien weitere Schriften wechseln; und die besseren Anwälte thun dies auch, schon um sich selbst genügend für die mündliche Verhandlung vorzubereiten. Kommt es nun aber zu dieser Verhandlung, so gelten alle diese Schriften nichts. Das Gericht braucht sie nicht zu lesen, sondern kann sie ruhig beiseite legen. Wirklich verfahren auch manche Gerichte so. Der Anwalt muß also bei der mündlichen Verhandlung alles so vortragen, als hätte er gar nichts geschrieben. Versäumt er etwas dabei, so gilt es für das Gericht nicht; und es braucht es auch nicht zu beachten, wenn vielleicht das Versäumte in den Schriften klar vor Augen liegt. Natürlich vermehrt sich dadurch wieder die Gefahr, welche die Partei zu tragen hat. Ist nun die mündliche Verhandlung zu Ende, dann hat das Gericht auf Grund dessen, was es aus der mündlichen Verhandlung im Gedächtnis behalten hat, den ganzen Prozeß von neuem aufzuschreiben. Das nennt man den „Thatbestand des Urteils." Das so Aufgeschriebene soll nun die eigentliche „Mündlichkeit" sein. Natürlich ist es aber nichts andres, als eine vom Richter nachträglich angefertigte Schrift. Was die Parteien auf Grund ihrer unmittelbaren Kenntnis der Thatsachen niedergeschrieben haben, gilt nichts und darf ums Leben nicht beachtet werden. Was aber der Richter vom Hörensagen niederschreibt, das ist der wahre Inhalt des Prozesses und gilt nicht allein für den zunächst erkennenden Richter, sondern auch für die höheren Instanzen. Hat sich der Richter dabei geirrt, was doch einer vorüberrauschenden Rede gegenüber leicht möglich ist, so hängt die Partei daran fest. Die Mittel zur Abhilfe und Berichtigung sind höchst kläglicher Natur und regelmäßig ohne Erfolg. Natürlich werden nun auch, durch den hinzukommenden „Thatbestand," in welchen der Richter, vielleicht schon aus Gewissenhaftigkeit, alles mögliche hineinschreibt, die Urteile viel umfangreicher.

Früher wurde das ergangene Urteil beiden Teilen von Amtswegen durch das Gericht behändigt. Damit begann die Frist für die Rechtskraft zu laufen. Mit zwei Ausfertigungen war alles abgethan. Die Parteien hatten niemals Not, durch Zustellungsurkunden die Zustellung nachweisen zu müssen; denn diese war stets gerichtskundig. Das war für die Parteien eine große Wohlthat. Aber zu den „Prinzipien" des neuen Prozesses paßte das nicht. Hat der Richter sein Urteil mündlich verkündigt und schriftlich zu den Akten niedergelegt, so kümmert er sich um nichts mehr. Die Parteien erhalten das Urteil nicht mehr von Amts wegen zugestellt. Sie müssen bei der „Gerichtsschreiberei" um eine Abschrift bitten. Da der Anwalt sich nicht auf mündliche Verhandlungen mit der Gerichtsschreiberei einlassen kann, so schreibt er jedesmal einen Brief. Das giebt jedesmal eine Abschriftsgebühr, wenn auch nur von zehn Pfennigen. Die Gerichtsschreiberei fertigt nun jeder Partei auf ihre Bitte eine Abschrift zu. Jede Partei läßt dann von der Abschrift wieder eine Abschrift machen und

diese, um die Rechtskraft herbeizuführen, dem Gegner durch den Gerichtsvollzieher zustellen. Sind mehrere Personen innerhalb derselben Partei vorhanden, die nicht durch einen gemeinsamen Anwalt vertreten sind, so muß für jede Person eine Abschrift angefertigt und ihr zugestellt werden. (Früher ließ das Gericht die Ausfertigung nur einem der Beteiligten zustellen, den übrigen nur vorweisen, was vollkommen genügte.) Die Urkunden über die Zustellung müssen sorgfältigst aufbewahrt werden; denn an ihnen hängt der ganze Prozeß. Will die eigne Partei des Anwalts das Urteil haben, so darf er doch nicht wagen, die Urteilsausfertigung, auf welcher das wichtige Dokument der Zustellungsbescheinigung steht, aus den Händen zu geben. Es wird also eine neue Abschrift angefertigt. So häuft sich Abschrift auf Abschrift. Erwägt man nun zugleich, wie dickleibig die Urteile durch den eingereihten Thatbestand oft geworden sind, und ferner, daß die neuen Kostengesetze die Abschriftsgebühren erheblich gesteigert haben, so begreift man, daß diese Gebühren allein schon im Prozeß zu einem hübschen Sümmchen aufwachsen können.

Wie mit den Urteilen, wird es übrigens auch mit allen andern bei Gericht eingehenden Aktenstücken (z. B. Zeugen- oder Eidesprotokollen) gehalten. Stets muß der Anwalt besonders um Abschrift bitten. Um sicher zu gehen, schreibt er jedesmal an die Gerichtsschreiberei einen Brief, und das kostet jedesmal eine Abschriftsgebühr. So wimmelt es förmlich in den heutigen Prozeßrechnungen von Abschriftsgebühren. Das sind die Segnungen der „reinen Mündlichkeit.“

Wir wollen übrigens nicht verschweigen, daß jüngst in einer Zeitschrift (Echo vom 14. Juli 1887) auch „ein Aktenabschreiber“ sich gemeldet und dringend gebeten hat, die Abschriftsgebühren doch ja nicht herabzusetzen. Auch ein Abschreiber habe eine fühlende Seele, und es müßte ihm peinlich sein, wenn er nicht für seinen Prinzipal (den Anwalt) die vollen Kosten verdiene. Sehr bezeichnend für den Standpunkt, von dem auf manchen Seiten die Kostenfrage betrachtet wird.

Gleichwohl ist die Klage des mehrerwähnten Kommissionsberichts, daß in den Nebenkosten der Hauptgrund für die Verteuerung der Prozesse liege, doch nur Schein. Die gegen den Gerichtsvollzieher erhobenen Beschuldigungen machen fast den Eindruck, als ob dieser nur der Sündenbock habe sein sollen, den man für die Fehler des Ganzen preiszugeben bereit sei. In erster Linie liegt der Grund der Verteuerung der Prozesse in der sehr erheblichen Steigerung der Hauptgebühren für Gericht und Anwälte. Und wenn an diesen nichts geändert wird, so wird auch eine Änderung der Nebengebühren kaum als eine Erleichterung empfunden werden. Freilich erklären nun die Anwälte, sie könnten unmöglich irgend etwas entbehren. Und wenn man sie darauf hinweist, daß doch früher die Gebühren weit geringer gewesen seien, daß sie sogar (in Preußen) bis zum Jahre 1875 nur etwa die Hälfte der jetzigen Gebühren betragen haben, so antworten sie, wie der Kommissionsbericht ausweist: „daß das neue Verfahren an die Zeit und die Arbeitskraft des Anwaltes erheblich höhere An-

forderungen stelle." Damit ist natürlich gemeint, daß jetzt die Anwälte alles dem Gerichte mündlich vortragen müssen, während sie früher bei ihren Vorträgen in den erstatteten Schriften eine Unterstützung fanden. Sonderbar nur, daß dieses die Anwälte so schwer belastende Verfahren vorzugsweise aus Anwaltskreisen protegirt worden ist. Anderseits erklären nun auch die Regierungen, daß sie die Gerichtskosten nicht herabsetzen können, weil jetzt die Justiz weit mehr koste als früher. Aber wie kommt es denn, daß sie jetzt mehr kostet? Die Zahl der Prozesse ist doch erheblich zurückgegangen. Und doch braucht es jetzt mehr Richter, um sie zu bewältigen? Es ist nur daraus zu erklären, daß die mündlichen Verhandlungen sich in allzu großer Breite hinziehen und die Richter in der schwierigen und verantwortlichen Anfertigung des Thatbestandes eine ihre Zeit weit mehr belastende Arbeit bekommen haben. Und was ist denn der Nutzen von allen diesen neuen „Belastungen"? Weshalb läßt man erst Schriften anfertigen und wirft sie dann nutzlos beiseite, um den Anwalt den ganzen Prozeß, wie den Knaben eine gut gelernte Lektion, nochmals mündlich aufsagen zu lassen? Weshalb hat man die Aufgabe, den Prozeßstoff festzustellen, die doch naturgemäß den Parteien obliegt, naturwidrig dem Richter aufgelastet? Alles nur um den theatralischen Schein herzustellen, als ob wirklich die Anwälte nur so hinträten und ihre Sache aus dem Stegreif führten, dann aber das Gericht ebenso aus dem Stegreif seinen Urteilsspruch gäbe. Ist denn dadurch nun die Rechtsprechung auch wirklich besser geworden? Wer kann das heute noch im Ernste behaupten wollen? Auch heute wie früher ergehen gute und schlechte Urteile. Die Zahl der letzteren hat sich aber jedenfalls dadurch vermehrt, daß heute unzählige Prozesse an Formfragen scheitern, von denen man früher nichts wußte.*) Und sie wird auch auf dem Gebiete des materiellen Rechtes sich noch weiter vermehren, je mehr die entsittlichende Wirkung des neuen Verfahrens um sich greift und die Gerichte bedacht sein werden, jenen Schein zur Wirklichkeit zu machen, d. h. ohne Vorbereitung lediglich auf die mündliche Verhandlung ihre Urteile zu sprechen. Unsre Rechtszustände sind nun einmal nicht von der Art, daß der Richter gute Entscheidungen aus dem Ärmel schütteln kann. Auch ganz abgesehen davon, daß es unmöglich ist, auf diese Weise einen brauchbaren Nachwuchs an Juristen heranzuziehen.

Alle jene neuen Belastungen von Anwälten und Richtern haben also zu nichts anderm geführt, als die Gefahren des Prozesses für die Parteien zu vergrößern und die Kosten zu vermehren. Das ist der ganze Witz von der Sache.

Während auf allen andern Lebensgebieten das deutsche Reich durch die

*) Der jüngst erschienene siebzehnte Band der Reichsgerichtsentscheidungen enthält wieder eine ganze Reihe neuer Entscheidungen über Zustellungsfragen; darunter eine zehn Seiten lange Erörterung über die Frage: „Können im Anwaltsprozeß Zustellungen durch die Partei in eigner Person betrieben werden?" An solche abscheulichen Fragen muß unser höchster Gerichtshof seine Zeit verschwenden.

einheitlichen Einrichtungen, die es geschaffen, zugleich die Volkswohlfahrt mächtig gehoben hat, ist es ein eigentümliches Schicksal gewesen, daß ihm dies nur auf dem Rechtsgebiete nicht gelungen ist. Doktrinarismus und Egoismus des Juristenstandes haben sich die Hand geboten, um ein Rechtsverfahren zu schaffen, das für den größten Teil von Deutschland keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt enthält. Und dieses Gebäude hat man überdies mit Kostengesetzen gekrönt, welche die Rechtsverfolgung in unerhörter Weise erschweren. Dem Laien ist es natürlich sehr schwer, über den innern Wert des Verfahrens eine Anschauung zu gewinnen. Er fühlt es nur höchst schmerzlich, wenn er seinen Prozeß auf Gründe hin, die ihm unbegreiflich sind, verliert. Aber die Kosten des heutigen Prozesses werden bereits allgemein schwer empfunden.*) Ihre Höhe, die in vielen Fällen zur Unerschwinglichkeit wird, hat den Glauben, in der Justiz ein wirklichen Schutz des Rechtes zu besitzen, erschüttert. Vielfach wird jetzt schon lieber Unrecht hingenommen, als daß man die Kosten eines Prozesses daran wagt. Wer aber nicht umhin kann, einen Prozeß zu führen, betrachtet es als ein Schicksal, dem er eben verfallen ist. Das Gefühl der Ausbeutung durch die Justiz, das doch zunächst nur in den Einrichtungen seinen Grund hat, überträgt sich unwillkürlich auch auf den Juristenstand selbst. Feiner fühlende Anwälte empfinden dies schon jetzt oft schmerzlich genug. Vor Jahren wurde einmal über unsre Industrie ein ominöses Wort gesprochen. Man würde heute, wie wir glauben, es zu preisen haben, wenn man von unserm Rechtsverfahren nichts schlimmeres sagen könnte.



Das Schulgeld.

(Schluß.)



Vom schultechnischen Standpunkte behauptet man, daß das Schulgeld das Interesse der Eltern an der Schule und den Eifer des Lehrers erhöhe. Man geht davon aus, daß der Deutsche nur das schätze, was ihn etwas koste, dagegen gering achte, was ihm unentgeltlich geboten werde. Da ihm nun bei jeder Schulgeldzahlung vor Augen geführt werde, was ihm die Schule koste, so achte er auch darauf, daß seine Kinder sie regelmäßig besuchten, und daß ihnen ein

*) Eine große Anzahl von Handelskammern (zu Mühlheim a. Rh., Bielefeld, Osnabrück, Solingen, Minden, Insterburg, Kassel, Hanau, Wiesbaden, Remscheid, Göttingen, Münster, München, Chemnitz, Ludwigshafen, Baden u. s. w.) haben sich nach Ausweis ihrer Jahresberichte dringend für Herabsetzung der Gerichts- und Anwaltskosten ausgesprochen.

guter Unterricht geboten werde. Zwinge schon dies den Lehrer zu eifriger Pflichterfüllung, so auch sein eignes Ehrgefühl, das von ihm verlange, daß er, da auch der Ärmste ihm Schulgeld zahlen muß, auch das möglichst Beste im Unterricht für das Schulgeld biete. Ein weiterer Sporn für die öffentlichen Volksschulen soll in dem Wettbewerb der Privatschulen liegen, und dieser würde ja wegfallen bei Aufhebung des Schulgeldes, da alsdann Privatschulen mit den Volksschulzielen nicht mehr bestehen könnten.

Es mag nun dahingestellt bleiben, inwieweit jener angebliche Charakterzug unsers Volkes vorhanden ist. Jedenfalls kommt man damit zu ganz unhaltbaren Forderungen; denn dann müßte man jede wohlthätige Einrichtung, von der man wünscht, daß das Volk sie recht hoch schätze, ihm möglichst teuer machen. Damit ließe sich dann z. B. auch die unsinnigste, überflüssigste Steigerung der Kirchensteuern rechtfertigen. Sieht man aber selbst von diesen Folgerungen ab, so bleibt auch ohne Schulgeld die Schule durch die Steuer dem Einzelnen gerade teuer genug, um sie schätzen zu lernen. Wenn man dagegen einwendet, daß, wenn die Schullasten nur mit den allgemeinen Steuern erhoben werden, die Kosten der Schule dem Einzelnen nicht so zum Bewußtsein kämen, so trifft dies doch nur bei dem Ungebildeten zu, da jeder Gebildete sich doch klar macht, wofür er Steuern zahlt. Wenn aber der Ungebildete aus diesem Grunde seine Kinder weniger regelmäßig zur Schule schicken sollte, als wenn er Schulgeld zahlt, so läßt sich dem durch Strafen abhelfen, nimmermehr aber ist es deshalb gerechtfertigt, für die ganze Bevölkerung das Schulgeld beizubehalten. Von einer Kontrole der Schule durch Personen, die an Bildung so tief stehen, kann selbstverständlich keine Rede sein. Und weshalb es dem Lehrer mehr Ehrensache sein soll, Gutes im Unterricht zu leisten, wenn die Beiträge zu seiner Besoldung in Form von Schulgeld aufgebracht werden, ist vollends nicht abzusehen; die Steuern werden doch wahrhaftig auch nicht bloß von den Reichen bezahlt! Von einem wirklichen Wettbewerb der Privatschulen mit den öffentlichen Volksschulen endlich kann, vielleicht abgesehen von ein paar Orten, überhaupt nicht die Rede sein; die Zahl solcher Privatschulen, die sich auf das Ziel der Volksschule beschränken, ist sicher äußerst gering.

Einem der für Beibehaltung des Schulgeldes sprechenden Gründe wird man dagegen nicht bestreiten können, daß er zutreffend sei. Man weist nämlich darauf hin, wie durch die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts die an manchen Orten bestehende Verbindung der Volksschule mit einer über sie hinausgehenden Schule unmöglich gemacht wird; denn Schulgeldfreiheit kann nur für den Unterricht der öffentlichen Volksschule gefordert werden, die Grenze aber, wo dieser aufhört und der höhere beginnt, wird sich bei solchen vereinigten Schulen meist nicht mit Sicherheit ziehen lassen. Es bleibt also dann nichts übrig, als entweder neben der bisherigen Schule eine besondre Volksschule zu errichten, wozu in der Regel die Mittel fehlen werden, oder die bestehende

Schule auf die Stufe der Volksschule herabzudrücken. Indes so zutreffend dieser Einwand gegen die Aufhebung des Schulgeldes auch an sich ist, so greift er doch nur bei einer so verschwindenden Anzahl von Schulen Platz, daß er gegenüber den allgemeinen für die Aufhebung des Schulgeldes sprechenden Gründen nicht in Betracht kommt.

Was endlich die rechtlichen Gründe anlangt, so behauptet man, die Aufhebung des Schulgeldes widerstreite dem im Volke lebenden Rechtsbewußtsein, welches von jeher dahin gegangen sei, daß der Unterricht bezahlt werde, und welches deshalb auch gesetzliche, die Unentgeltlichkeit regelnde Bestimmungen nicht habe zur Durchführung gelangen lassen; sie widerstreite aber auch dem Geiste der Verfassung, denn sie mache die verfassungsmäßige Unterrichtsfreiheit durch die mehrerwähnte thatsächliche Ausschließung von Privatschulen großenteils hinfällig und den Volksschulunterricht zum Staatsmonopol. An diesen Behauptungen ist soviel richtig, daß ursprünglich, abgesehen von den kirchlichen Schulen, allgemein Schulgeld erhoben wurde, sowie daß, als später die preußische Gesetzgebung den Grundsatz der Aufhebung des Schulgeldes aussprach, dieser nicht durchzudringen vermochte. Mindestens anfechtbar aber ist die Behauptung, daß dies seinen Grund in dem Rechtsgefühl des Volkes gehabt habe. Der wahre Grund wird vielmehr in dem Widerstande der besitzenden Klassen zu suchen sein. Ruht doch die Steuerlast naturgemäß stets hauptsächlich auf diesen, und daß das Schulgeld eine Bevorzugung der Wohlhabenden auf Kosten der Ärmeren bedeutet, ist bereits oben hervorgehoben. Es war daher natürlich, daß die wohlhabenden Klassen der Aufhebung des Schulgeldes entschiedenen Widerstand entgegensetzten, welchen rücksichtslos zu brechen die Regierung sich scheute und im landrechtlichen Gebiet auch kaum die Mittel besaß, da das Landrecht selbst nur nebensächliche Geltung beanspruchte. Mag man aber selbst, was wir nicht vermögen, in dem Schulgelde eine von dem allgemeinen Rechtsbewußtsein des Volkes gebilligte Einrichtung erkennen, so schließt dies nicht aus, auch eine solche abzuschaffen, wenn sie sich minder gut als eine andre erweist.

Vollends verfehlt aber ist die Berufung auf die Verfassung. Die Verfassung sagt: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei," und: „Unterricht zu erteilen und Unterrichtsanstalten zu gründen und zu leiten, steht jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat." Damit wird lediglich zum Ausdruck gebracht, daß der Staat Privatunterricht gestatte und ihn keinen andern Beschränkungen, als den ausgesprochenen, unterwerfe. Keineswegs liegt dagegen hierin die Zusage, dafür zu sorgen, daß nicht ein Wettbewerb des Staates oder der Gemeinde die Gründung von Privatschulen thatsächlich unmöglich mache.

Wir haben gesehen, daß allerdings dringende Gründe für eine allgemeine Beseitigung des Schulgeldes bei den öffentlichen Volksschulen sprechen, und daher wird diese in ein künftiges Unterrichtsgesetz als Grundsatz aufzunehmen

sein. Es fragt sich aber, ob die thatsächlichen Verhältnisse so liegen, daß die Abschaffung ausnahmslos ausgesprochen werden kann, oder ob sie nicht vielmehr ausnahmsweise die Beibehaltung des Schulgeldes erfordern. Wir gehen bei der Beantwortung dieser Frage von der wohl sicher zutreffenden Annahme aus, daß das künftige Unterrichtsgesetz das „Sozietätsprinzip" fallen läßt und das „Kommunalprinzip" durchführt. Dann liegen durchaus genügende Gründe vor, die Möglichkeit der Beibehaltung des Schulgeldes in einzelnen Fällen vorzusehen.

Solche Gründe liegen einmal in den Verhältnissen der Gemeinde und sodann in denen der Gutsbezirke. Was die erstern anlangt, so hat man vielfach die Zwangsbeseitigung des Schulgeldes als einen unzulässigen Eingriff in die Selbstverwaltung der Gemeinden dargestellt. Dieser Ansicht in solcher Allgemeinheit vermögen wir uns nicht anzuschließen. Die selbständige Finanzverwaltung der Gemeinden hat sich nie so weit erstreckt, daß es ihnen ohne Einschränkung überlassen geblieben wäre, ihre Ausgaben auf jede beliebige Weise zu decken. Der Staat hat sich und muß sich stets eine Aufsicht vorbehalten, und vermöge dieser hat er gewisse Aufbringungsarten der Gemeindebedürfnisse, sei es allgemein durch Gesetz, sei es im Einzelfall durch Verfügungen seiner Behörden, untersagt; man denke nur an das Verbot von Zuschlägen zur Wandergewerbesteuer wie an die weitgehenden Beschränkungen im Besteuerungsrecht der Landgemeinden. Dazu kommt, daß die bisherige Selbständigkeit der Gemeinden in Beziehung auf die Aufbringung der Gemeindelasten durchaus kein Noli me tangere darstellt, im Gegenteil einer gesetzlichen Regelung und Einschränkung dringend bedarf.

Dagegen kann es in einzelnen Fällen mit Rücksicht auf obwaltende besondre Verhältnisse allerdings eine Härte sein, gleichzeitig mit der Aufbürdung einer so erheblichen Last wie der Schulunterhaltung der Gemeinde die Möglichkeit zu nehmen, diese nach ihrem Dafürhalten zum Teil nach dem Besteuerungs- und zum andern Teil nach dem Gebührenprinzip aufzubringen; es kann sich vielmehr empfehlen, der Gemeinde bei Deckung der neuen Ausgabe möglichst freie Hand zu lassen.

Die letztere Erwägung verlangt ihre volle Berechtigung durch die Rücksicht auf die Zustände, die gegenwärtig in den Haushalten unsrer Gemeinden herrschen. Ein wirkliches wissenschaftliches System wird man bei den Steuern der Mehrzahl der Gemeinden vergebens suchen. Entweder bilden sie, wie meist, namentlich in den Landgemeinden, ein systemloses, lediglich den augenblicklichen Bedürfnissen entsprungenes Konglomerat von Zuschlägen zu den direkten Staatssteuern oder eine ebenso zufällig gebildete Vereinigung besondrer direkter und indirekter Gemeindesteuern. Jedenfalls rührt an den meisten Orten das Gemeindesteuersystem aus einer Zeit her, wo die Ausgaben der Gemeinde unvergleichlich geringer waren als heutzutage. Bei der steten Steigerung der Lasten hat man

dann meist ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Finanzwissenschaft und ohne an die Erhaltung eines dieser entsprechenden Systems zu denken, willkürlich entweder neue Steuern eingeführt oder die bestehenden erhöht. Es ist aber klar, daß weder ein — diesen Namen nicht verdienendes — System von Zuschlägen, noch ein solches besondrer Gemeindesteuern, selbst wenn es früher passend war, dieses bleibt, wenn sich die Gemeindebedürfnisse so bedeutend steigern, wie dies in der neuesten Zeit bei den meisten Gemeinden der Fall gewesen ist. Es entstehen dann notwendigerweise Härten bei gewissen Steuern, die bei fortgesetzter Erhöhung bis zur Unerträglichkeit gehen. Namentlich wird dies dann geschehen, wenn die Neubelastungen für Zwecke eintreten, die bisher noch nicht verfolgt wurden, wie z. B. wenn eine Gemeinde große Aufwendungen für Straßenbauten macht und diese durch Erhöhungen innerhalb des bestehenden, ausschließlich oder vorherrschend Personalsteuern umfassenden Gemeindesteuersystems deckt. In ganz hervorragendem Maße muß dies der Fall sein, wenn die Gemeinden die bisher eine Sozietätslast bildenden, in ihrer Höhe vielleicht alle bisherigen Gemeindeausgaben übersteigenden Schulunterhaltungskosten übernehmen müssen. Vielfach, sogar wohl meistenteils wird es ja möglich sein, diese innerhalb des Rahmens der bestehenden Gemeindesteuern durch angemessene Verteilung auf diese ohne Ungerechtigkeiten, welche die Nachteile des Schulgeldes überwiegen, aufzubringen; aber in vielen Fällen wird sich dies auch nicht durchführen lassen, würde es vielmehr einer gänzlichen Umgestaltung des bestehenden Gemeindesteuersystems bedürfen. Eine solche aber ohne eine einheitliche gesetzliche Regelung der Gemeindesteuerfrage, die alle verschiednen in Betracht kommenden Gesichtspunkte berücksichtigt, von Fall zu Fall vorzunehmen, dürfte äußerst bedenklich sein: einmal würde dadurch die längst angestrebte einheitliche Gemeindesteuergesetzgebung sehr erschwert, sodann aber würde dies in der betroffenen Gemeinde einen Widerstand hervorrufen, der vielleicht die Durchführung des ganzen Unterrichtsgesetzes in Frage stellen oder doch, wenn dieser Widerstand rücksichtslos gebrochen würde, eine nachhaltige, den Zwecken des Staates und insbesondre der Schule gefährliche Unzufriedenheit zurücklassen würde. Außerdem könnte eine derartige Maßregel manchen Gemeinden durch Vertreibung und Fernhaltung bestimmter Einwohnerklassen schwere finanzielle Schäden zufügen.

Vielleicht noch schwerer, weil meist in natürlichen Umständen liegend, dürften bei einzelnen Gemeinden die Bevölkerungsverhältnisse ins Gewicht fallen, und zwar entweder die Zusammensetzung der Einwohnerschaft oder der schnelle Wechsel derselben. So giebt es sehr zahlreiche Gemeinden, in denen die Zahl der nur ein geringes Einkommen beziehenden Bewohner unverhältnismäßig überwiegt. Diese zu allen Gemeindebedürfnissen heranzuziehen, kann einerseits unbillig sein, weil sie von den Gemeindeeinrichtungen zum großen Teile gar keinen Nutzen haben — und in beschränktem Umfange wird man bei der Gemeindebesteuerung doch den Grundsatz von Leistung und Gegenleistung anerkennen müssen —,

anderseits infolge der verhältnismäßig hohen Belastung zu zahlreichen Exekutionen und damit hohen Erhebungskosten führen. Für solche Fälle wird es, da für die einfachen Verhältnisse kleiner Gemeinden und ihres Haushaltes die Einführung eines vollständigen Zwecksteuersystems nicht zu empfehlen sein wird, oft ein sehr angemessener Ausweg sei, die kleinen Bewohner im übrigen von Gemeindesteuern frei zu lassen und nur zu einem mäßigen Schulgelde heranzuziehen. Die hierdurch herbeigeführte gänzliche Freilassung der Kinderlosen kann nicht schwer ins Gewicht fallen, da gerade die niedern Stände in frühern Jahren als die höhern, und sobald es ihnen irgend möglich ist, zu heiraten pflegen, die unverheiratet bleibenden daher auch thatsächlich meist die ärmsten sind.

Anderseits kann auch gerade das Vorhandensein zahlreicher wohlhabender, unangesessener Einwohner die Beibehaltung eines Schulgeldes dringend wünschenswert machen, nämlich dann, wenn an einem Orte besonders viele Personen ihren Wohnsitz haben, deren Einkommen lediglich aus auswärts gelegenem Grundbesitz oder auswärts betriebenen Gewerben, Bergwerken rc. fließt. Diese Personen können, während sie alle Anstalten ihrer Wohnsitzgemeinde in demselben Maße wie die andern Einwohner benutzen, von dieser nur mit einem Viertel ihres Einkommens zu den Gemeindesteuern herangezogen werden, ohne daß sie in andrer Weise der Wohnsitzgemeinde einen entsprechenden Nutzen bringen. In derartigen Fällen kann daher die möglichst umfassende Anwendung des Gebührenprinzips und damit auch die Erhebung von Schulgeld das einzige Mittel sein, diese Einwohnerklasse angemessen für die Gemeindebedürfnisse in Anspruch zu nehmen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Orten, an denen sich eine außergewöhnlich große Zahl von Beamten befindet — man denke an die oft auf kleinen Dörfern gelegenen großen Eisenbahnstationen —: die Beamten genießen gegenüber den Gemeindeabgaben Vorrechte, vermöge deren sie nur in beschränktem Umfange zu denselben herangezogen werden können. In dem Augenblicke, wo die Schullasten aus Sozietäts- zu Kommunallasten werden, erstrecken sich die Vorrechte auch auf diese. Hierdurch kann der Gemeinde ein sehr erheblicher Ausfall entstehen, den natürlich die übrigen Einwohner zu tragen haben. Daß die Gemeinde in andrer Weise einen gleichwertigen Nutzen von den Beamten hat, wird vielfach, aber keineswegs immer zutreffen. Auch hier wird daher die Erhebung von Schulgeld, auf welches ja die Beamtenvorrechte keine Anwendung finden, im Interesse der übrigen Ortseinwohner und der Gemeinde selbst geboten sein. Gleiches gilt von den Militärpersonen.

Wie aus der Mischung der Bevölkerung, so können auch aus deren schnellem Wechsel der Abschaffung des Schulgeldes an einzelnen Orten Hindernisse entstehen. In Gegenden mit bedeutender Industriethätigkeit, vor allem in Gemeinden, in denen sich solche Fabriken befinden, die regelmäßig nur einige

Monate des Jahres arbeiten, wird hierdurch ein besonders schnelles Ab- und Zufließen — namentlich der arbeitenden Bevölkerung — herbeigeführt. Dasselbe findet statt, wo es üblich und erforderlich ist, die nötigen Arbeitskräfte für die Landwirtschaft von auswärts kommen zu lassen. Der Aufenthalt der hierdurch herbeigezogenen Personen währt oft weniger als drei Monate. Dann ist der Gemeinde die Möglichkeit genommen, sie zu den Lasten heranzuziehen, während ihr doch erhebliche Ausgaben durch sie verursacht werden. Sie kann diese Personen daher nur durch Gebühren zu Zahlung für die Gemeindezwecke nötigen. Ganz besonders angemessen und erforderlich erscheint dies gegenüber den Schullasten, welche durch die Notwendigkeit, für den Schulunterricht der Kinder jener Bevölkerung zu sorgen, oft erheblich gesteigert werden.

Wir kommen zu den Gutsbezirken. Die Verfassung legt die Unterhaltung der Volksschulen den „Gemeinden" auf, schweigt also von den selbständigen Gutsbezirken, und sie mußte von diesen schweigen, weil sie an andrer Stelle die Aufhebung jeder Sonderstellung der Gutsherren aussprach. Diese Aufhebung ist jedoch nicht erfolgt, die bezüglichen Bestimmungen der Verfassung sind beseitigt, und die selbständigen Gutsbezirke bestehen fort. Diese, vorherrschend in den östlichen Provinzen vorhanden, umfassen ein Areal von mehr als acht Millionen Hektaren mit über zwei Millionen Einwohnern. Ihre Verhältnisse fallen daher neben denen der Gemeinden bei Regelung der Schulunterhaltungslast sehr ins Gewicht. So weit das landrechtliche „Sozietätsprinzip" gilt, hat die Sonderstellung derselben Einfluß nur bezüglich des Gutsbezirks des Schulortes, die übrigen Gutsherren sind nichts weiter als Hausväter. Dagegen trägt die Gemeindelasten in allen Gutsbezirken samt und sonders der Gutsherr, eine Verteilung derselben auf die Gutseinsassen ist öffentlich-rechtlich unzulässig. Wird nun das „Kommunalprinzip" durchgeführt und damit die Schulunterhaltung Gemeindelast, so haben, da Gutsbezirke grundsätzlich den Gemeinden gleichgestellt sind, jene ebenso wie diese die Schullast zu tragen. Es muß daher dann der Gutsherr diese für den ganzen Gutsbezirk allein auf seine Schultern nehmen. Dies ist aber heute an vielen Orten schlechterdings unmöglich. Denn der Begriff des Gutsbezirkes deckt sich keineswegs mehr mit dem des gutsherrlichen Besitzes, es giebt vielmehr zahlreiche Gutsbezirke, in denen der Gutsherr nur den allerkleinsten Teil des Grund und Bodens noch sein eigen nennt, und innerhalb deren ganze Ortschaften entstanden sind und zahlreiche Gutseinsassen den Gutsherrn an Leistungsfähigkeit weit überragen. Gab es doch 1881 in Oberschlesien acht Gutsbezirke mit 2195 bis 7960 und in der ganzen Monarchie nicht weniger als sechsundvierzig mit mehr als 1000 Einwohnern. In Gutsbezirken dieser Art kann unmöglich die ganze Schullast den Gutsherren aufgebürdet werden. Entweder muß man von dem nur folgerichtigen Grundsatze der Unzulässigkeit einer Verteilung der Gemeindelasten in Gutsbezirken eine Ausnahme machen, wie dies bereits hinsichtlich der Armen-

last geschehen ist und auch in den 1868 und 1869 dem Landtage vorgelegten Schulgesetzentwürfen in Aussicht genommen war, oder aber die Beibehaltung des Schulgeldes für Fälle, in denen die erwähnten Verhältnisse in besonders hohem Grade obwalten, zulassen. Welcher dieser beiden Wege der zweckmäßigere sein wird, dürfte wesentlich von dem Verhältnis derjenigen Gutsbezirke, in welchen die gedachten Zustände vorherrschen, zu der Gesamtheit der Gutsbezirke abhängen. Es wird jedoch erwogen werden müssen, daß die statutarische Beibehaltung des Schulgeldes ohnedies bei den oben dargestellten Verhältnissen der Gemeinden sich nicht wird umgehen lassen und daher der Weg einer Durchlöcherung des Rechtssystems der Gutsbezirke vermieden werden kann; denn wo auch bei Erhebung eines Schulgeldes die Belastung des Gutsherrn noch eine übermäßige sein würde, da ist es geboten, den Gutsbezirk überhaupt aufzuheben.

Selbstverständlich sind die im vorstehenden beleuchteten Verhältnisse nicht die einzigen, unter denen die Beibehaltung des Schulgeldes geboten erscheint; indes es sind wohl die verbreitetsten, und sie genügen, um die Notwendigkeit zu beweisen, bei einer grundsätzlichen Abschaffung des Schulgeldes doch den Gemeinden die Möglichkeit zu lassen, es durch Statut beizubehalten oder neu einzuführen. Nur dann könnte dies vermieden werden, wenn der Staat in allen Fällen, in denen sonst nur durch Beibehaltung des Schulgeldes Mißstände zu vermeiden wären, in vollem, zur Verhütung solcher Mißstände erforderlichen Umfange mit seinen Mitteln einträte, worin aber wieder vielfach ein ungerechtfertigtes Geschenk an gewisse Einwohnerklassen auf Kosten der Gesamtheit der Steuerzahler liegen würde. Wenn man aber den Gemeinden die Beibehaltung des Schulgeldes durch Statut gestattet, so ist damit nicht gesagt, daß sie hierin unbeschränkt sein sollen. Es wird vielmehr die Entscheidung der Aufsichtsbehörde zu übertragen sein, und zwar, da es sich um Gemeindehaushalts- und Schulinteressen handelt, der Gemeinde- und der Schulaufsichtsbehörde. Diese werden insbesondre auch dann zu entscheiden haben, wenn von mehreren zu einem Schulsystem vereinigten Gemeinden oder Gutsbezirken die einen Schulgeld erheben wollen, die andern nicht, da es nicht wohl angeht, zuzulassen, daß innerhalb eines Schulsystems zum Teil Schulgeld erhoben wird, zum Teil nicht. Bei all ihren Entscheidungen aber werden die genannten Behörden stets davon auszugehen haben, daß die Erhebung von Schulgeld nur die Ausnahme zu bilden hat und nur dort zuzulassen ist, wo ohne sie Mißstände eintreten würden, welche nach Ermessen der Behörde die Schattenseiten der Beibehaltung des Schulgeldes überwiegen würden.*)

Weiter wird man jedoch auch die Verwaltungsbehörden nicht beschränken

*) An Orten z. B., wo Mittel- oder höhere Schulen bestehen, wird es meist in erster Linie, ehe man zur Beibehaltung des Schulgeldes bei der Volksschule greift, sich empfehlen, durch Erhöhung desjenigen für die erstgenannten Schulen die Mehrbelastung des Gemeindehaushalts zu decken.

können, da es selbstverständlich für ein Gesetz unmöglich ist, die Fälle, in denen eine solche Ausnahme zulässig sein soll, besonders aufzuzählen. Dagegen wird es allerdings Aufgabe des Gesetzes sein, bezüglich des etwa zu erhebenden Schulgeldes Regeln aufzustellen, die geeignet sind, die Mängel desselben möglichst zu mildern. Welcher Art diese Regeln sein müssen, ergiebt sich aus der vorstehenden Erörterung der gegen das Schulgeld sprechenden Gründe. Vor allem wird demnach ein Kopfschulgeld unbedingt auszuschließen sein, da ein solches, wie gezeigt worden ist, sich auch von dem Standpunkte der Gebühr nicht rechtfertigen läßt; das Schulgeld wird vielmehr nach dem Einkommen abgestuft werden müssen. Dabei wird jedoch auch auf die verschiedene Leistungsfähigkeit bei gleichem Einkommen Rücksicht zu nehmen und wenigstens zu verhüten sein, daß das Schulgeld in einen allzu krassen Gegensatz dazu tritt. Dies läßt sich erreichen, wenn das Schulgeld nur für das erste Kind eines Vaters voll, für die weitern, gleichzeitig die Volksschule derselben Gemeinde besuchenden Kinder desselben Vaters aber nur zum Teil erhoben wird und nie für einen Familienvater eine bestimmte Vervielfältigung des vollen Satzes übersteigen darf, gleichviel, wieviel Geschwister die Schule benutzen, z. B. wenn das zweite und dritte Kind je das halbe Schulgeld zahlen, die folgenden aber frei sind.

Ebenso erscheint es mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit, aber auch gleichzeitig um die das Ehrgefühl kränkenden Schulgelderlasse zu vermeiden, geboten, zu bestimmen, daß von Personen, deren Einkommen ein bestimmtes niedrigstes Maß nicht erreicht, Schulgeld überhaupt nicht, und von solchen, die ein Einkommen beziehen, welches dieses niedrigste Maß übersteigt, aber immerhin noch klein ist, nur ein bestimmter höchster Satz an Schulgeld gefordert werden darf, sodaß vielleicht die Schulgeldpflicht bei einem Einkommen von 420 Mark begönne und der höchste Satz jährlich für das Kind bei Einkommen von 420 bis 660 Mark (erste Klassensteuerstufe) 1 Mark 50 Pf., bei Einkommen von 660 bis 900 Mark (zweite Klassensteuerstufe) 3 Mark betrüge. Schwierigkeiten wird eine solche Abstufung des Schulgeldes nicht bieten, wenn man sich dabei lediglich an die staatliche Steuereinschätzung anschließt.

Eine oberste Grenze wird dem Schulgeld, um ihm die Eigenschaft einer Gebühr für den Unterricht zu erhalten, auch insofern zu setzen sein, als gesetzlich zu bestimmen ist, daß dadurch nur ein gewisser Teil der Schulunterhaltungskosten gedeckt werden darf, und es ermäßigt werden muß, wenn sein Ertrag diesen Teil dauernd und erheblich übersteigt.*)

Endlich werden noch Bestimmungen mehr formeller Natur nötig sein, nämlich zunächst eine dahin gehende, daß das Schulgeld zur Gemeindekasse eingenommen und aus dieser dem Lehrer ein festes Gehalt gezahlt werden muß,

*) Eine derartige Bestimmung findet sich bereits im Unterrichtsgesetzentwurf von 1861, wo das höchste Maß des Schulgeldertrages auf das halbe Gehalt des Lehrers festgesetzt ist.

sowie daß die Einziehung des Schulgeldes ohne jede Mitwirkung des Lehrers zu erfolgen hat.

Wenn die Gesetzgebung den vorgeschlagenen Weg betreten will, so fragt es sich nur noch, ob sie dies kann ohne eine Abänderung der Verfassung. Diese sagt im letzten Absatz des Art. 25: „In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich erteilt." Hier ist der Grundsatz der Unzulässigkeit der Erhebung eines besondern Entgelts für den Unterricht ganz allgemein und ohne jede Einschränkung ausgesprochen. Wenn also ein Unterrichtsgesetz zwar grundsätzlich diese Bestimmung aufnimmt, aber Ausnahmen von derselben zuläßt, so setzt es sich hierdurch mit der Verfassung in Widerspruch, und es bedarf daher vorher der Abänderung derselben.

Fassen wir alles zusammen, so würde ein Unterrichtsgesetz die Anforderungen der Theorie mit denen der Praxis in Einklang bringen, wenn es etwa folgende Grundsätze ausspräche:

Die Mittel zur Einrichtung und Unterhaltung der dem Bedürfnis ihrer Mitglieder entsprechenden öffentlichen Volksschulen sind von den politischen Gemeinden und den selbständigen Gutsbezirken aufzubringen. Bei nachgewiesenem Unvermögen derselben tritt der Staat ein.

Der letzte Absatz des Art. 25 der Verfassung wird aufgehoben.

Die Kosten der Einrichtung und Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen werden zusammen mit den zur Bestreitung der übrigen Gemeindebedürfnisse erforderlichen Mitteln aufgebracht.

Die Erhebung von Schulgeld bei den öffentlichen Volksschulen ist in der Regel unzulässig. Doch können aus zwingenden Gründen die Schulunterhaltungspflichtigen mit Genehmigung der Gemeinde- und Schulaufsichtsbehörden die Erhebung eines Schulgeldes von den die Schule besuchenden Kindern beschließen.

Wird die Erhebung von Schulgeld beschlossen, so muß es nach der Klassen- und klassifizirten Einkommensteuer abgestuft werden. Von Personen, deren Einkommen unter einem gewissen niedrigsten Satze bleibt, darf Schulgeld überhaupt nicht, von Personen, deren Einkommen zwar diesen Satz übersteigt, aber einen gewissen höheren Mindestbetrag nicht erreicht, nur in einem gewissen jährlichen Höchstbetrage für je ein Kind erhoben werden.

Bei gleichzeitigem Besuch der öffentlichen Volksschulen derselben Gemeinde oder desselben Gutsbezirks durch zwei oder mehrere Kinder desselben Vaters ist das Schulgeld nur für das erste Kind voll, für die spätern nur zu einem bestimmten Teile zu entrichten. Nie darf von einem Vater, wie viel er auch Kinder zur Schule schickt, mehr als eine bestimmte Vervielfältigung des einfachen Schulgeldes gefordert werden.

Der Satz des Schulgeldes darf nicht höher sein, als erforderlich ist, um aus dem Ertrage desselben einen bestimmten Teil der Schulunterhaltungskosten zu decken. Steigt der Ertrag des Schulgeldes dauernd und wesentlich über diese Grenze, so muß, nötigenfalls auf Anordnung der Aufsichtsbehörden, eine entsprechende Herabsetzung des Schulgeldes eintreten.

Das Schulgeld muß ohne jede Mitwirkung des Lehrers zur Gemeindekasse eingezogen und aus dieser dem Lehrer ein von dem Ertrage des Schulgeldes unabhängiges festes Gehalt gewährt werden.

Zu Theodor Storms siebzigstem Geburtstage.

n diesen Tagen hält jeder Freund der Literatur seine kleine Storm-Andacht. Es verlautet, daß die Husumer sich daran gemacht haben, am 14. September den siebzigsten Geburtstag ihres berühmten Mitbürgers festlich zu begehen, und da greifen wohl auch viele gebildete deutsche Männer und noch mehr edle deutsche Frauen außer Husum nach den zierlichen Ausgaben von „Immensee,“ „Viola tricolor,“ „Aquis submersus,“ „Auf der Universität,“ „Der stille Musikant,“ „Waldwinkel“ u. s. w., die auf ihren Tischen liegen, um sich die Seele ihres Lieblingsdichters neu zu vergegenwärtigen. Ist auch nicht die gesamte deutsche Nation hinter den Husumern, so feiert wohl der ganze deutsche Mittelstand, dessen Dichter Theodor Storm so recht eigentlich geworden ist, in der Stille das Fest mit. Die Husumer allerdings haben den meisten Grund, ihren Mitbürger zu ehren. Denn für die Stormsche Muse, die nicht gern in die Weite schweift, sich auch nicht in jene Gedankenhöhen verliert, welche des Erdgeruchs der heimatlichen Scholle ganz entbehren, ist Husum der liebste Aufenthalt geworden. Die meisten Geschichten, selbst die historischen Novellen haben die Heimat und nicht bloß die meerumschlungene Provinz Schleswig-Holstein, sondern Husum selbst wenn nicht zum Schauplatz, so doch zum Ausgangspunkt der Handlung. Wie oft heißt es bei Storm: „Meine Vaterstadt!“ Und Husum, das weltabgelegene, weder durch eine hervorragende Industrie, noch durch einen Hafen, noch durch eine Universität, noch durch ein weltgeschichtliches Ereignis berühmte kleine Städtchen, ist durch Storms Phantasie dem deutschen Volke so vertraut geworden, wie es nur irgend eine Märchenstadt werden konnte. Zwar steht es nicht so klar vor uns, daß wir einen Stadtplan davon entwerfen könnten, wie man von Dantes Hölle Pläne gezeichnet hat, sondern ganz im Charakter der Stormschen Poesie ist es eine bestimmte Stimmung, nämlich die ruhiger, aber herzerquickender, weltentsagender, aber auch schmerzfreier, leidenschaftsloser, zu Rückblicken in die Vergangenheit einladender Beschaulichkeit, die mit dem Namen und Klange des Städtchens in uns geweckt wird. Aufregende Schicksale heiterer und ernster Art haben sich zur Genüge in Husum abgespielt, über alle Ereignisse und Menschen lagert es aber wie der blaue Duft poesiereicher Ferne, der die in der Nähe allzulebhaften Farben vermittelnd ausgleicht. Und darum haben die Husumer zuvörderst die Pflicht, ihren geliebten Storm zu feiern: er hat sie der Nation ans Herz gebunden. In weiteren Kreisen gedenken aber auch die deutschen Frauen an diesem siebzigsten Geburtstage dankbar ihres Dichters. Denn wahrlich kein zweiter Dichter der Gegenwart hat das deutsche Heim, seine auf jeden geringen Hausrat verteilte Seele und das stille Walten der Frau so innig, so verständnisvoll,

so anspruchslos und doch so kunstreich gefeiert wie Theodor Storm. Seine Lyrik weiß von verschmähter Liebe in andern, als den leidenschaftlich sich selbst und das Weib ironisirenden Tönen zu klagen, als die Lyrik Heines: Storm entsagt ohne Groll und behält wie sein Reinhart im „Immensee" oder wie der treulos verlassene Botaniker in „Waldwinkel" oder wie der „stille Musikant" trotz aller Erfahrungen ein wehmütig wohlwollendes Erinnern. Die Galerie seiner Frauencharaktere ist sehr reich: von der stumm entsagenden Elisabeth im „Immensee," der keusch verschlossenen „Psyche," der stolzen Lore in der Erzählung „Auf der Universität," der passiv sich einschmeichelnden Haushälterin des „Vetters Christian," der klugen und energischen Anna im „Schweigen" bis zur koketten Slowakin in der Geschichte „Draußen im Haidedorf" und zur sinnlich glühenden Leidenschaft im „Fest auf Haderslevhus" — welch ein Reichtum von Frauencharakteren! Am besten aber hat er es verstanden, das Gemüt der deutschen Jungfrau zu schildern und der Jugend überhaupt. Er kommt immer gern auf sie zurück: das Erwachen der Sinnlichkeit, die Schamhaftigkeit, das schweigende Eingeständnis von Liebe, die unbefangene Lebenslust, die rücksichtslose Hingebung des jugendlichen Weibes — die hat er am zartesten empfunden. Und fast immer schiebt er die Schuld auf den Mann, wenn es zwischen beiden zu keinem gedeihlichen Abschluß gekommen ist („Angelika," „Waldwinkel"). Darum wird auch die Frau des deutschen Mittelstandes Theodor Storm zu seinem siebzigsten Geburtstage eine Stunde dankbarer Andacht widmen. Die Literatur aber gedenkt seiner an diesem für jedes Menschenleben denkwürdigen Tage als eines echten Dichters, einer redlichen Künstlernatur, die mit zähem Fleiße in dreißigjähriger Arbeit immer höhern künstlerischen Aufgaben zustrebte und sich doch dabei der Grenzen ihrer episch-lyrischen Begabung bewußt blieb, deren Werke daher dem Besten an die Seite gestellt werden müssen, was die Zeitgenossen geschaffen haben, und deren Individualität sich ein deutliches, ursprüngliches Gepräge bewahrt hat. Storms Dichtung ist nicht von jener mächtigen Geisteskraft wie die Gottfried Kellers, sie hat keinen revolutionären Blutstropfen; sie ist nicht so lapidar in der Gestaltung der Figuren und so kurz angebunden im Stil, aber auch nicht so kühl wie die C. F. Meyers; sie hat nicht den Esprit und die einschmeichelnde Grazie, aber auch nicht das reflektirte Wesen der Poesie Paul Heyses: sie hat ihren eignen originalen Charakter, der zunächst durch das, was man „Stimmung" nennt, ausgezeichnet wird. Bei keinem unsrer Novellisten ist die Art, der Ton des Vortrages für die Erzählung so wichtig wie bei Storm: sein persönlicher Anteil an der Geschichte, die Umstände, unter denen er sie erfahren hat, die begleitenden Umstände der Handlung selbst werden in seiner Darstellung poetisch mindestens ebenso bedeutsam, wie das gewählte Motiv der Fabel und der dargestellte Menschencharakter. Meist geht Storm von einer persönlichen Erfahrung, einer Beobachtung, Begegnung, einem Erlebnis jetzt oder in vergangener Zeit aus; gern führt er sich als teilnahms-

vollen Beschauer ein, und dieses Persönliche in der Darstellung giebt seinen Erzählungen ihren eigentümlichen Charakter, den wir eben mit Stimmung bezeichnen. Aus der nächsten Umgebung hat er dann nach und nach seine Kreise bis in die Vergangenheit des siebzehnten Jahrhunderts gezogen und die wegen ihres Kolorits vielbewunderten historischen Novellen („Eekenhof," „Renate" x.) sind ihm organisch aus der Vertiefung ins Einzelne und Kleine erwachsen. Auf die Darstellung des Zuständlichen, auf das Erschöpfen des Gefühles vom einzelnen, woran ein Teil seiner Seele hängt, ist stets sein künstlerisches Augenmerk gerichtet gewesen, und darum sind seine Novellen nur in vereinzelten Fällen („Schweigen") Problemstudien. Darum verfolgt er auch gern einen Lebenslauf vom Anfang bis zum Ende, darum zieht er es vor, nicht stetig, sondern stationsweise die Geschichte vorzutragen: eine Kunst des Helldunkels, die so recht die Neigung, stimmungsvoll zu erzählen, ergänzt. Was Storm durch diese Andacht für das Kleine erreicht hat, ist, daß man seine Geschichten immer wieder von vorn lesen kann und in der emsigen Kleinmalerei stets neue Striche entdeckt, und ferner, weil die Stimmung immer frisch sich erzeugt, daß das Interesse mit dem Ende der Geschichte nicht erschöpft wird. Wer, der die Novelle „Waldwinkel" mit ihren wundersamen Waldbildern, ihrer Verherrlichung des idyllischen Naturgenusses, gelesen hat, finge nicht immer wieder gern an, sie von neuem zu lesen?

„Echte Storms" in dem Sinne wie die Kunstkenner von „echten Rembrandts" sprechen, sind auch seine neuesten, unter dem Titel „Bei kleinen Leuten," vereinigten Novellen*): geschrieben im neunundsechzigsten Lebensjahre, verraten sie nicht die geringste Spur einer Abnahme der Kraft. „Bötjer Basch" könnte man das schauspielmäßige Gegenstück zur Tragödie „Hans und Heinz Kirch" (1883) nennen: hier und dort ein Sohn, der übers Meer geht, sein Glück zu suchen; aber Vater Kirch erhält einen Brief vom fernen Sohne und schickt ihn in seinem Geize uneröffnet zurück, weil er unfrankirt gekommen ist; der Sohn geht zu Grunde. Der Fritz des Bötchers Basch ist unter den liebe- und gemütvollen Augen seines frühverwitweten Vaters besser geartet als Hinz Kirch; Fritz hat aus Kalifornien einen Brief an den Vater geschrieben, der verloren gegangen ist; statt dessen kam die Nachricht, daß Fritz von neidischen Goldgräbern erstochen worden sei. Dem vielgeprüften Vater Basch wird schließlich noch sein einziges Gut aus der Zeit des Glücks, ein Dompfaff, welcher die Melodie „Üb immer Treu und Redlichkeit" pfeifen kann, geraubt, und damit jeder Zusammenhang mit der Welt. Er springt ins Meer, wird gerettet, und Fritz kommt rechtzeitig zurück, um die Genesung des Alten zu beschleunigen. So nackt erzählt, hat die Geschichte natürlich nicht die Hälfte jenes Reizes, den ihr die poetische Ornamentik und der Vortrag des Dichters

*) Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Paetel, 1887.

verliehen hatte. Erich Schmidt rühmt die Kunst Storms, gemalte Bilder zu vergegenwärtigen: hier ein neuer Beweis. Und welche heiter rührenden Wirkungen weiß Storm mit dem Dompfaffen zu erzielen, welch feiner Humor lagert über der alten Jungfer Riekchen Terebinthe!

Ganz aus einer Erfahrung der rückschauenden Phantasie herausgewachsen ist die zweite Novelle: „Der Doppelgänger." Man kann die Beobachtung machen, daß man von derselben Persönlichkeit aus zwei verschiednen Abschnitten ihres Lebens zwei verschiedne Bilder in der Erinnerung behält. Welches Bild ist das rechte? welches das wahre? Diese Frage lastet schwer auf dem Gemüte der zarten Förstersfrau Christine. Seit ihrem zehnten Lebensjahre eine elternlose Waise, hat sie von ihrem Vater — der Mutter entsinnt sie sich gar nicht mehr — zwei so verschiedne Bilder im Geiste behalten, daß sie vermutet, es wären zwei Männer gewesen; der erste ein rauher, mürrischer, zum Schlagen stets bereiter Geselle, der zweite ein zarter, aufopfernd guter Mensch. Und doch weiß sie nur von einem einzigen Vater, nichts von einem Stiefvater! Dies erfährt unser dichterischer Erzähler gerade vor dem Schlafengehen. Die zauberische Waldnacht hält ihn am Fenster fest, und nun gerät er in ein träumerisches Grübeln in der Vergangenheit, und nach und nach steht vor ihm die ganze Geschichte. Ja, es war ein und derselbe Mann. John Hansen hat durch einen leichtsinnigen Streich eine sechsjährige Zuchthausstrafe bestehen müssen; aber der gute Kern in ihm blieb unangetastet. Frei geworden, fand er Arbeit, und da heiratete er ein armes, aber sehr schönes Bettelmädchen. Die beiden liebten sich sehr. Dann kam das Kind, es kam auch die Not, und damit kam auch Zank. Die Eheleute schlugen sich sogar, und dennoch liebten sie sich immer und aufrichtig. Das war die lärmende Epoche, welche Christinen im Gedächtnis blieb. Dem einstigen Zuchthäusler John wurde es aber immer schwieriger, Arbeit zu finden, sein Ehrgefühl war auch sehr reizbar. Bei einem neuen häuslichen Zwist fiel sein Weib so unglücklich zu Boden, daß sie starb. Johns Schmerz war nicht minder groß als seine Reue, und alle Liebe übertrug er auf das hinterlassene Kind. Das war die schöne Zeit, die diesem, der späteren Försterin, in Erinnerung geblieben war. John verunglückte, der Tod war ihm Erlösung. Des Kindes nahmen sich mitleidige Menschen an. Dieser „Doppelgänger" — natürlich spielt seine Handlung ebenso wie die des „Bötjer Basch" in Storms Vaterstadt Husum — vereinigt alle seine dichterischen Eigenheiten: Kraft und Schönheit der Stimmung, schöne Natur-(Wald-)bilder, rückblickende Erzählung, entzückende Anmut in der Schilderung junger Liebe, rührende Zeichnung eines alten, unverheirateten Weibes und realistische Darstellung eines tragischen Schicksals im John, der an den Folgen jugendlichen Leichtsinns sein Leben lang zu tragen hat. Eine poetische Perle mehr im Kranze der Meisterwerke Theodor Storms.

Die akademische Kunstausstellung in Berlin.

Von Adolf Rosenberg.

2.



Neben dem Bestreben unsrer Künstler, ihre Stoffe mehr als zuvor aus der Gegenwart, aus dem sie umgebenden Leben zu schöpfen, geht der Versuch her, neue Darstellungsmittel und Darstellungsformen zu finden, die geeigneter sind, der Natur, der Wirklichkeit nahe zu kommen, als die von den alten Meistern und den modernen Ateliers überlieferten. Während man noch vor fünf oder sechs Jahren in der Nachahmung von Koloristen wie Tizian, Rubens, Rembrandt, Murillo, Velasquez und van Dyck eine Grundbedingung malerischer Erfolge sah, führt jetzt eine sich täglich mehrende Schar von Revolutionären einen heftigen Kampf gegen die Überlieferung, der zwar nicht zu einem Sturm auf die Gemäldegalerien ausartet, aber doch unter der Parole geführt wird, daß jene großen Koloristen und ihre Gefolgschaft die Natur falsch gesehen oder doch nach subjektiver Willkür umgestaltet haben. Sie liefern den allerdings schlagenden Beweis, daß die Natur eine ungleich größere Lichtfülle enthält, als sie auf den Bildern der alten Meister zur Erscheinung gelangt, und fordern, daß man an die Stelle der Konvention endlich einmal die Wahrheit und zwar gleich nichts andres als die reine Wahrheit treten lasse.

Diese neue Weisheit, wenn es wirklich eine ist, ist zuerst in Frankreich zu einem System gestaltet und von deutschen Malern sehr schnell angenommen worden. Wie manches andre, was uns aus Frankreich gekommen ist — wir erinnern nur an den gotischen Stil und das Rokoko —, ist auch diese neue Theorie in Deutschland viel gründlicher durchgearbeitet und nach allen Richtungen hin erprobt worden. Wenn man diese „neue Kunst" nach dem Vorgange der Franzosen kurzweg En-plein-air-Malerei oder Hellmalerei nennt, so ist mit dieser Bezeichnung bei weitem nicht alles erschöpft, was darunter zu verstehen ist. Das Wesen der neuen Malerei liegt nicht allein darin, daß man, statt im Dunkel des Ateliers, in freier Luft malt und die Bilder auch im Freien fertig malt, sondern auch in der Wahl der Stoffe und des äußeren Maßstabes der Darstellung. Die neue Malerei verlangt, daß der Maler nur das malt, was er mit eignen Augen gesehen hat oder doch sehen kann, und darin deckt sie sich mit dem Glaubensbekenntnis des Naturalismus, mit welchem sie auch insofern verwandt ist, als sie in weiterer Verfolgung ihres Grundsatzes,

die Dinge so zu malen, wie sie sind und wie sie gesehen werden, dieselben auch in natürlicher Größe malt.

Der letztere Punkt ist zunächst anfechtbar oder doch in seiner Allgemeingiltigkeit zu beschränken. Der Münchner Hermann Neuhaus — wir wählen dieses Beispiel wie alle noch folgenden aus der Ausstellung der Berliner Akademie — hat eine Straßenszene aus der baierischen Hauptstadt, die Verrichtung des Abendgebets durch Vorübergehende vor der Mariensäule, gemalt. Die Figuren sind naturgroß, und darnach sind selbstverständlich auch die Abmessungen des die Säule umgebenden Gitters, der nur zum Teile sichtbaren Säule selbst, der umgebenden Häuser u. s. w. gehalten. Es ist ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit, der natürlich nichts Abgeschlossenes bieten kann, weil der Umfang des Bildes ins Ungeheuerliche wachsen würde, wenn der Maler die unbelebte Umgebung auch als ein Ganzes wiedergeben wollte. Hier liegt also die Grenze der naturalistischen Malerei, und wir wären damit wieder zu der alten Weisheit gelangt, daß die Kunst nur den Schein der Wirklichkeit, niemals die Wirklichkeit selbst erreichen kann. Anders wird sich die Antwort auf die Frage gestalten, ob alltägliche Figuren, wie sie der Zufall zu Hunderten auf der Straße an uns vorüberführt, würdig sind, in Naturgröße dargestellt zu werden und ob nicht vielmehr der Maler den Maßstab nach der Bedeutung des Gegenstandes zu wählen hätte. Nach den Gesetzen der herkömmlichen Ästhetik wäre der lebens- oder überlebensgroße Maßstab nur für die Malerei großen Stils, für das Geschichtsbild und die dekorative Malerei, zulässig; aber diese Gesetze sind längst nicht mehr giltig, weil sie, aus willkürlichen Voraussetzungen abgeleitet, einer unanfechtbaren Begründung entbehren. Die Naturalisten legen den Grundsatz der Hegelschen Philosophie: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig" dahin aus, daß alles, was in der Natur vorhanden ist, auch dargestellt werden könne, soweit es sich nicht den Mitteln der darstellenden Kunst entzieht und soweit nicht die öffentliche Moral, nüchterner ausgedrückt: das Polizeigesetz und der Geschmack der anständigen Leute, Einspruch dagegen erheben. Die Polizei wird mit Recht dazwischen treten, wenn es einem Maler einfallen sollte, unzüchtige Szenen darzustellen oder den Schleier von Vorgängen zu heben, die gewöhnlich mit dem Mantel der Nacht zugedeckt werden. Der gute Geschmack würde sich empören, wenn ein Maler etwa — wir wählen der Kürze halber ein recht drastisches Beispiel — einen Haufen verwesender Leichenteile oder eine ähnliche Scheußlichkeit malen wollte. Das eine wie das andre ist in Wirklichkeit vorgekommen — wir erinnern nur an den Franzosen Courbet und den Russen Wereschtschagin —; aber die Thatsache, daß diese ungeheuerlichen Ausschreitungen menschlicher Phantasie oder vielmehr menschlicher Rohheit vereinzelt geblieben sind, giebt uns die ruhige Zuversicht, daß die Mehrzahl der Künstler sich stets daran erinnert, daß der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben ist, und daß sie diese zu bewahren haben.

Wir sagten oben, daß sich die Grundsätze der von der philosophischen Betrachtung der Dinge abgeleiteten Ästhetik nicht mehr aufrecht erhalten lassen; denn die Entwicklung der neueren Kunst hat ihre Vorschriften umgestoßen. Aber ebenso wenig ist der Satz der Naturalisten — in der bildenden Kunst wie in der Literatur —, daß alles, was in Wirklichkeit vorhanden ist, auch darstellbar sei, als unumstößlicher Grundsatz, etwa als Ausgangspunkt zu einer modernen, praktischen Ästhetik anzuerkennen. Abgesehen von dem obigen Beispiel, das eine Menge ähnlicher in sich schließt, würden wir diesem ersten Satze, der Allgemeingiltiges verkünden soll, sofort eine lange Reihe von Ausnahmevorschriften folgen lassen müssen. Und eine dieser Vorschriften würde sich auch gegen das Bild von Neuhaus richten, welches uns den Anlaß zu diesen Erörterungen gegeben hat. Das, was der Künstler dargestellt hat, ist in der That nicht wert, mit einem so großen Aufwande von Mitteln in eine malerische Erscheinungsform gebracht zu werden. Der Bedeutung dessen, was der Künstler zu sagen hat, insbesondre dem geistigen Inhalte seines Bildes würde es vollkommen entsprechen, wenn er ungefähr den vierten Teil der von ihm aufgewendeten Leinwandfläche verbraucht hätte. Dieser Wunsch ist berechtigt und seine Begründung einleuchtend. Hören wir aber die Gegengründe. Unter der Voraussetzung, daß der namentlich angeführte Künstler des Wortes oder der Schrift genügend mächtig wäre, würde er folgendes erwiedern: „Ich male so groß, um die neue Malweise in dem größten, für Staffeleibilder zulässigen Maßstabe zu erproben. Ich gehe — nach einer Reihe von Vorstudien — auf das Ganze, um überhaupt zu sehen, wie weit man mit der neuen Lehre kommt. Den Stoff hat mir die Wirklichkeit, eine zufällige Beobachtung geboten, und da er mir ebenso wertvoll erscheint, wie viele andre, so habe ich ihn gewählt, um zu zeigen, daß wir Deutsche lebensgroße Figuren in freier Luft ebenso gut malen können wie die Franzosen, ebenso trivial, aber auch ebenso lebenswahr. Und wenn ihr Kritiker und du Publikum, welches sich nicht vom Alten losmachen kann, wirklich mein Bild verdammt oder gleichgiltig an ihm vorübergeht, wißt ihr denn, was ich mit dieser Arbeit bezwecke? Ich strebe nach höheren Zielen, ich will mich für die monumentale Malerei ausbilden und fange daher mit Elementarübungen vor der gemeinen Natur an, um die völlige Herrschaft über die große Form zu gewinnen und alsdann von der gemeinen, zufälligen Wirklichkeit zum Ideal emporzudringen." Die Entwicklung der neuern Kunst hat uns gelehrt, daß wir diese Begründung als äußerst triftig anerkennen müssen. Die Cornelianer und die Nazarener haben die schönsten, edelsten und großartigsten Gedanken gehabt, sie haben das Komponiren aus dem Grunde verstanden, sie haben Hände, Füße und Köpfe mit wunderbarer Feinheit gezeichnet, bisweilen so realistisch und überzeugend wahr, daß man vor ihren Gemälden an Selbstverleugnung denken muß. Sobald sie aber vor einer zu füllenden Mauer oder einer zu bemalenden Leinwand standen, waren sie von allen guten Geistern

verlassen, unbeholfene Kinder, welche die naivsten Dinge verübten und dann in helle Entrüstung gerieten, wenn die blöde Menge nicht vor diesen kindlichen Schildereien in Enthusiasmus ausbrach. Das ist eine bittere Lehre für unsre Kunst gewesen, und die Folge war eine starke Gegenströmung, welche vielleicht minder heftig gewesen wäre, wenn nicht jene abgestorbene Kunstrichtung und ihre mehr oder minder anfechtbaren Erzeugnisse in gewissen Leitern von öffentlichen Kunstsammlungen zum Nachteile der neueren Kunst eifrige Beschützer gefunden hätten. Diese thatsächliche, hie und da wohl auch nur vermeintliche Zurücksetzung gab der Oppositon ein schrofferes Antlitz und ebnete dem Naturalismus den Weg.

Wenn man naturgroße Darstellungen aus dem täglichen Leben also unter dem Gesichtspunkte von Vorarbeiten zur Lösung von größern, edlern Aufgaben betrachtet, wird man sie gelten lassen müssen. Sie sind Mittel zum Zweck. Durch sie eignet sich der Künstler viel leichter die Herrschaft über die Technik an, als wenn er umgekehrt vom räumlich Kleinen zum räumlich Großen vorschreiten wollte. Man wird die Frage nach dem Maßstabe eines Bildes überhaupt nicht nach vorgefaßten Meinungen entscheiden können, sondern von Fall zu Fall versuchen müssen, das Richtige zu finden. Wenn wir wirklich eine moderne Ästhetik aus unsrer Kunstentwicklung und -bewegung ableiten wollten — und das Bedürfnis einer solchen wird in Künstler- und Laienkreisen vielfach empfunden —, so müßten wir nach meiner Überzeugung und langjährigen Beobachtung eine Art von Teleologie im gemeinen Sinne des Wortes als Grundlage annehmen. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit würde das kritische Urteil in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen zu leiten haben, und wenn dieser Grundsatz auch äußerst nüchtern klingt und mit der Würde der Kunst nicht in Einklang zu stehen scheint, namentlich im Hinblick auf das stolze, aber im Grunde hohle und nichtssagende Wort: „Die Kunst ist sich Selbstzweck," so wird man doch bald einsehen, daß man mit dieser Zweckmäßigkeitstheorie viel weiter kommt als mit einem Schachtelsysteme vorher definirter Begriffe von Schön und Häßlich, Erhaben und Trivial, Edel und Gemein u. s. w., in welches hinterher alles hineingepaßt werden soll. Wer sich an das Werk einer modernen Ästhetik machen will, sehe von vornherein von der Aufstellung allgemeingiltiger Begriffe ab. Das Wort von den „ewigen unverrückbaren Gesetzen der Menschheit" ist eine Phrase, wenn auch eine schönklingende. Ewige Gesetze giebt es in der Kunst ebenso wenig wie in staatlichen Organismen oder im Völkerrecht oder in sittlichen Anschauungen. Die Kunst würde sich von dem beständigen Vorwärtsstreben aller übrigen Zweige der menschlichen Kultur ausschließen, wenn sie nur auf die „ewigen Gesetze," mögen sie nun die Antike, Raffael oder Tizian oder sonstwie heißen, blicken wollte. Sie würde sich in einem Kreislaufe bewegen und am Ende so zu einem Formalismus erstarren wie die ägyptische und die indische Kunst. Wir wollen keineswegs sagen, daß

Vorwärtsstreben auch immer einen Fortschritt bedeute; aber Freiheit der Bewegung und das Recht, sich von der Überlieferung unabhängig zu machen, ist eine der ersten Forderungen, welche wir für die Kunst in Anspruch nehmen müssen.

Die En-plein-air-Malerei, d. h. das Malen eines Bildes bis zu seiner Vollendung im Freien, ein andrer Punkt auf dem Programm der neuen Kunst, ist nun durchaus nicht ein so schroffer Bruch mit der Überlieferung, wie die Neuerer glauben. Wenn man die lichten Fresken eines Giotto und seiner Schule, die Tafelmalereien der Florentiner bis zu Filippo Lippi und die niederländischen Gemälde der van Eyck und ihrer Schule ins Auge faßt, möchte man annehmen, daß bereits diese Maler landschaftliche Studien im Freien gemacht oder sich doch durch Übung des Auges vor der Natur zu „Hellsehern" ausgebildet haben. Bei der noch heutzutage herrschenden Gewohnheit des italienischen Volkes, zahlreiche Verrichtungen im Freien vorzunehmen, wäre es nur natürlich, wenn auch die Maler ihre Staffeleibilder unter freiem Himmel fertig gemacht hätten, so lange noch nicht die Sitte aufgekommen war, sich ein Studio einzurichten, in welchem sich die Mäcenaten ein Stelldichein geben. Von den niederländischen Malern, namentlich den holländischen der spätern Zeit wissen wir es gewiß. Es giebt Genrebilder, Volksszenen, auf denen man Maler vor ihrer Staffelei im Freien sitzen und arbeiten sieht, und wenn dieser Thätigkeit auch keine wohlberechnete künstlerische Absicht zu Grunde lag, sondern vielleicht meist nur die bittere Notwendigkeit, weil diese Sanskulotten von Malern gewöhnlich auch in armseligen, dunkeln Löchern hausten, so ist doch sicherlich diese Gewöhnung nicht ohne Einfluß auf gewisse Künstler und ihre Bilder gewesen, so z. B. auf die sonnigen Strandlandschaften eines van Goyen, auf die lichten Straßenansichten eines Jan van der Heyden und Jan van der Meer von Delft und auf die hellen, leuchtenden Gesellschaftsstücke eines Dirk Hals, Palamedes, Pieter Codde und dieser ganzen Schule. In unserm Jahrhundert wurde das Malen im Freien unter den Landschaftsmalern gewöhnlich, in erster Linie freilich nur das Anfertigen von flüchtigen Beistiftskizzen, von sorgsamer ausgeführten Zeichnungen und von Skizzen in Öl- und Wasserfarben, welche später bei der Ausführung von Gemälden als Vorlagen dienten. Auch wenn die Maler damals schon auf den Gedanken gekommen wären, Bilder unmittelbar vor der Natur fertig zu malen, würde sie die Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Öltechnik daran gehindert haben. Viel leichter ließ sich das mit Hilfe der Aquarelltechnik erreichen, und soviel wir wissen, war Eduard Hildebrandt, der Weltumsegler, der erste, welcher vor der Natur Aquarelle nicht bloß als Studienmaterial anfertigte, sondern sie auch völlig bildmäßig durchführte und vollendete. Auch in unsrer Zeit hat man nach Mitteln gesucht, die eine rasche Ausführung ermöglichen, namentlich da, wo es sich um schnelles Festhalten einer vorübergehenden Erscheinung handelt oder wo Ort und Zeit ein längeres Verweilen des Malers nicht gestatten. Ich kenne hervorragende, von ihrer Kunst ernst-

denkende Maler, welche ihre Handfertigkeit so ausgebildet haben, daß sie imstande sind, Ölskizzen vor der Natur in fünfzehn bis zwanzig Minuten soweit auszuführen, als es ihrem Zwecke der Festhaltung eines gewissen Augenblicks entspricht. Aber eine solche Fertigkeit steht nur vereinzelt da und kann auch leicht zu hohlen Virtuosenkunststücken ausarten, wie wir sie zu unserm Schrecken von den sogenannten „Konzertmalern“ gesehen haben. Die Aquarellmalerei ist schon wegen ihrer leichten, flüssigen Darstellungsmittel weit besser imstande, gewisse Phänomene der Natur, wie eilig vorüberziehende Wolken, flüchtige Sonnenblicke, plötzliche Mondscheineffekte, seltsame Dämmerungserscheinungen und Färbungen des Horizontes festzuhalten, und ein gleiches gilt natürlich auch für Studien nach Menschen und Tieren, mögen sie nun als Einzelfiguren herausgegriffen oder gleich bildmäßig zu Gruppen geordnet werden. Mit der Absicht, möglichst schnell und möglichst bequem ein farbiges Abbild der Natur zu gewinnen, hängt die sorgsame Pflege zusammen, welche seit einigen Jahren der Pastelltechnik gewidmet worden ist, wenigstens zum Teil. Denn zum andern Teil ist auch das Streben nach Hellmalerei von Einfluß auf die Aufnahme dieses flüchtigsten und in seinen Wirkungen vergänglichsten aller Darstellungsmittel gewesen. Man sieht, wie sich hier alle Bestrebungen vereinigen, welche man am besten unter dem Namen Naturalismus, aber in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ohne tadelnden Nebensinn, zusammenfaßt. Indem man jetzt statt auf Papier auf einer feinen präparirten Leinwand mit den farbigen Stiften zeichnet, sucht man der Technik eine größere Dauerhaftigkeit zu verleihen, aber man ist nach wie vor genötigt, die Pastellbilder unter Glas zu bringen, damit die Farben nicht zerstäuben. Blaß werden sie mit der Zeit trotzdem werden; doch entspricht der lichte Gesamtton gerade den Absichten der Maler. Die Berliner Ausstellung hat etwa zwei Dutzend Pastellzeichnungen aufzuweisen, meist Bildnisse, Studienköpfe und Halbfiguren. Die Technik ist jedoch keineswegs an das Porträtgenre gebunden, wie man etwa nach den Leistungen des vorigen Jahrhunderts glauben könnte. Der französirte Italiener de Nittis hat während der letzten Jahre seines Lebens ziemlich figurenreiche Genrebilder aus dem Pariser Leben gezeichnet, und in München haben Piglhein und Koppay nach ihm ein gleiches gethan. Piglhein hat freilich durch die Wahl frivoler Motive die Technik in Mißkredit gebracht, und Koppay, der eine Reihe vortrefflicher Pastellbildnisse in ganzer Figur ausgeführt hat, hat sich leider verführen lassen, mit einigen Genrebildern aus dem Kinderleben, deren eines er ebenso frivol als geschmacklos „Adam und Eva“ genannt hat, jenem auf das schlüpfrige Gebiet zu folgen. Die Technik darf natürlich nicht für die Ausschreitungen einzelner büßen. Die Leichtigkeit ihrer Handhabung ist nicht auch notwendig mit Leichtfertigkeit des Inhalts verbunden, wenn auch die Pastellzeichnungen des vorigen Jahrhundes meist keine andre Erklärung zulassen. Ein in Berlin ansässiger, freilich in der Münchner Schule gebildeter Künstler, Konrad

Fehr, hat in einer Reihe von Bildnissen, Studienköpfen und Genrebildern gezeigt, welcher Energie und Schärfe der Darstellung die Pastelltechnik fähig ist, wenn sie nur von den richtigen Händen geübt wird. Seine Schöpfungen beweisen, daß die Pastellmalerei keineswegs ihre höchsten Wirkungen erreicht, wenn sie sich in den Dienst flüchtigen Sinnenreizes stellt. Gelingt es erst, den Schmetterlingsstaub, welchen die Pastellstifte auf Papier oder Leinwand niederlassen, dauernd festzuhalten, wird auch diese Technik im Organismus der „neuen Kunst" gute und wichtige Dienste leisten.

„Ihr alle, die ihr vor uns gezeichnet und gemalt habt — sagen die Vertreter der neuen Kunst —, ihr seid Schönfärber und Gewaltmenschen gewesen, weil ihr die Natur nach euerm subjektiven Empfinden, nach euerm ererbten Schönheitsdusel umgestaltet und für gleichgestimmte Käuferseelen mundgerecht gemacht habt. Wir wollen euch zeigen, daß ihr samt und sonders gelogen habt, und wie die Romanschriftsteller feierlich erklärt haben, daß es nun genug ist mit unverstandenen Komtessen und problematischen «Rittern des Geistes» und daß man das Volk bei der Arbeit aufsuchen müsse, so wollen auch wir nicht mehr die Natur in ihrem Feierkleide, dem sonnigen Süden, den erhabenen Regionen des Hochgebirges mit und ohne Alpenglühen zu dem bevorzugten Gegenstande unsrer Schilderungen machen, sondern auch einmal das Aschenbrödel Natur in ihrem Werkeltagsgewande zeigen." Dieses Manifest bedeutet nichts andres als eine Kriegserklärung des Naturalismus gegen die Romantik, eine Neuerung, die, wie so viele andre, ihren Ursprung nicht in Deutschland, sondern in Frankreich hat. Seit zwanzig Jahren — länger beschäftigen sich die Franzosen noch nicht mit deutscher Kunst — haben wir in französischen Zeitschriften gelesen, daß die deutsche Landschaftsmalerei jenseits des Rheines nicht das geringste Verständnis findet. Die Landschaftsmalerei und das Erwachen des Naturgefühls, welches sie zur Voraussetzung hat, ist in keinem Kulturlande so spät gekommen wie in Frankreich. Die Franzosen teilen mit allen romanischen Völkerschaften den Mangel, daß die Natur in ihren darstellenden Künsten zu kurz kommt, weil sie ihnen zu nahe auf den Leib gerückt ist, d. h. weil sie mit der sie umgebenden Natur in viel zu engem Zusammenhange stehen, als daß sie ihnen malerischer Wiedergabe würdig erschiene, und weil ihnen anderseits diese Natur so viele Reize bietet, daß ihnen ein durch Reisen herbeizuführender Wechsel nicht so zum Bedürfnis wird wie dem Nordländer. Bei den Franzosen ist die Landschaftsmalerei erst um die Mitte der fünfziger Jahre durch geniale Meister wie Rousseau, Dupré und Troyon zu einigem Ansehen gelangt, und da diese, ohne auf die Überlieferung zu achten, sogleich naturalistisch auftraten, war die notwendige Folge, daß die französische Landschaftsmalerei, wenn sie sich überhaupt halten wollte, keine andern Wege einschlagen durfte. Nach diesem Entwicklungsgange hat sich auch der Urteilskanon der Kritik und der Geschmack des Publikums gebildet, und erstere thut deshalb alle

deutsche Landschaften aus der Schweiz, den baierischen Alpen, Norwegen, Italien und Spanien kurzweg als „romantisch," „theatralisch" und „melodramatisch," d. h. naturwidrig ab. Zum Dank dafür haben deutsche Landschaftsmaler die poesielose, platte Auffassung der Natur angenommen, welche namentlich durch Daubigny in Frankreich als maßgebend verbreitet worden ist.

Wir wollen nicht sagen, daß diese Auffassung schlechterdings verwerflich sei. Wenn unsre Maler nicht zugleich die leichtfertige Behandlungsart Daubignys annehmen, wie es z. B. der in Düsseldorf ansässige Norweger Munthe thut, so muß es ihnen unbenommen bleiben, auch reizlose Gegenstände darzustellen, wie Sanddünen, Haideland, mit Steinen und Dornengestrüpp besetzte Felder, oder Herbst- und Frühlingsstimmungen festzuhalten, welche aller poetischen Reize bar sind. Wir besitzen eine ganze Reihe von hervorragenden Malern, die gerade aus solchen Motiven ernste und gediegene Kunstwerke gehoben haben. Wir nennen nur die Namen Oeder, Dücker, Bracht, Scherres, Lier und Wenglein, dessen Isarlandschaften zur Herbsteszeit auch jetzt wieder einen Glanzpunkt der Berliner Ausstellung bilden. Auch die Bilder aus der ägyptischen Wüste, welche Ernst Körner in Berlin ausgestellt hat, die Ausgrabung der Sphinx und die Ruinen des Tempels der Königin Hatasu, gehören in diese Klasse, da nach Abzug der archäologisch und ethnographisch interessanten Züge nur der vegetationslose Wüstensand, also die Natur in ihrer tiefsten Armut, übrig bleibt.

Aber die Wüste und das von der Sonne ausgedörrte Nilthal zeigen nicht zu allen Tages- und Jahreszeiten dasselbe Gesicht. Es giebt Zeiten, wo sich auch die Uferstrecken des Nil mit einer saftig-grünen Vegetation überziehen, wo die Reflexe des Sonnen- oder Mondlichts zauberische Wirkungen hervorbringen, unter denen selbst der formlose Sand und das wüste Gestein poetische Reize gewinnen. Wenn der Maler solche Augenblicke erfaßt, braucht er noch nicht um Haaresbreite von der Wahrheit abzuweichen, und er bleibt ebenso gut Naturalist, als wenn er die tote Wüste unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne malt. Körner und Gentz haben solche Nillandschaften bei Morgen- und Abendstimmung ausgestellt, die man leicht für poetische Erfindungen halten könnte, wenn die Wahrheitsliebe der beiden Maler nicht über jeden Zweifel erhaben wäre. Das Poetische in der Natur ist, auch wenn es nicht von jedermann gleich stark empfunden oder überhaupt verstanden wird, unzweifelhaft etwas objektiv Vorhandenes und nicht von dem Subjekt hineingetragen. Diese Thatsache stößt die Theorie der Naturalisten um, welche jedes poetische Element als eine gemachte Zuthat verdammen. Wenn man dann noch die äußersten Folgen aus ihrer Theorie zieht, müßte man Mondscheinlandschaften, nächtliche Feuersbrünste, im allgemeinen Nachtstücke aus der Kunst ausschließen, weil man während der Nacht im Freien nicht malen kann. Das ist durch mehrfache Versuche bewiesen worden, die entweder gar kein Ergebnis oder doch nur ein sehr unbefriedigendes gehabt haben. In solchen Fällen wird immer die Phantasie

dem Künstler zu Hilfe kommen müssen, da mit der En-plein-air-Malerei im Freien nichts anzufangen ist.

Sie hat auch ihre Grenzen beim Malen nach dem lebenden Modell. Im Sommer und im südlichen Klima wird sich die Malmethode, so lange es sich um bekleidete Figuren und um Tiere handelt, zur Not durchführen lassen. Aber das nackte Modell wird nur in seltenen Fällen im Freien so lange aushalten können, wie es zur Ausführung eines Bildes nötig ist. Wenn der französische Maler Carolus-Duran diesem Mangel des Prinzips dadurch hat abhelfen wollen, daß er in seinem Garten ein Glashaus bauen ließ, welches bei Bedarf erwärmt werden konnte, so hat er damit schon einen der Vorteile der En-plein-air-Malerei aufgegeben, da die Glasscheiben Reflexe auf die Körper werfen. Diese Art der Malerei kann also nimmermehr zu einem allgemeingiltigen Grundsatze erhoben werden; auch ihre Erfolge hängen von allerlei Zufälligkeiten ab; auch sie giebt noch keineswegs die Antwort auf die Frage: „Was ist Wahrheit?" Neue Hilfsmittel zur Lösung derselben wird sie unzweifelhaft beibringen, wenn sie auch jetzt noch unsicher umhertastet und sich zu bedenklichen Übertreibungen hinreißen läßt. Daß unsre Maler angeleitet werden, mit eignen Augen zu sehen und nicht durch die Brille der alten Meister, ist zunächst schon ein großer Gewinn, und wenn unsre Künstler einmal diesen Weg betreten, thun sie es am sichersten, wenn sie die Eindrücke ihrer Umgebung festzuhalten suchen. Das „Morgenlied," eine Szene aus einer Dorfschule, von Adolf Schlabitz, die „Erste Kommunion" und eine Dame, welche in einem Parke spazieren geht, von Max Fleischer, der „Schluß der Saison," Kurgäste auf der herbstlichen Promenade, von Friedrich Stahl sind solche Versuche junger Künstler, denen man nachrühmen muß, daß sie sich von Geschmacklosigkeiten und Ausschreitungen ferngehalten haben.

Der hervorragendste Vertreter dieser Richtung, Fritz von Uhde, ringt auf seinem neuesten Bilde, einer Illustration zu den Worten der Bergpredigt „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr!" wieder mit dem Stoffe. Die Figuren auf seinen bisher gemalten Bildern, dem Christus mit den Kindern und den Jüngern von Emmaus, dem Heiland, welcher zur Mittagsmahlzeit in die Stube des Handwerkers tritt, und dem Abendmahle, bewegten sich in geschlossenen Räumen. Auf den letzten Bildern war es ihm gelungen, diese Figuren so von Licht und Luft umflossen hinzustellen, daß wir die vollkommene Lösung eines schwierigen Problems mit Freuden begrüßen konnten. Der rastlos vorwärts strebende Künstler hat geglaubt, auf den errungenen Lorbern nicht ruhen zu dürfen. Jetzt will er das Gleiche mit Figuren in freier Luft zu stande bringen, und wenn der erste Versuch mit diesem Bilde, dessen Motiv der Bergpredigt entstammt, auch noch weitab vom Ziele liegt, so müssen wir uns erinnern, daß auch jene Innenbilder eine Reihe fortschreitender Entwicklung darstellen. Fritz von Uhde ist auch auf seinem neuesten Gemälde

der von ihm eingeführten und mit so viel Ernst verteidigten Übertragung der christlichen Heilslehre auf moderne Verhältnisse treu geblieben. Sein Heiland ist immer „mitten unter uns." So hat er sich auch auf einer Bank, die auf einem Hügel über dem Dorfe steht, niedergelassen, um die Abendzeit, wo die Landleute von der Heuernte heimkehren. Uhde ist bei seinem einmal aufgestellten Typus geblieben: ein hagerer Mann in langer, schmutzig blauer Tunika, mit bloßen Füßen und rötlichem, schlicht geglättetem Haar und Bart. Man kann sich, je nach seinem persönlichen Empfinden, ablehnend oder zustimmend zu dieser Auffassung verhalten; aber man wird ihr wenigstens nicht die Originalität abstreiten können. Wie die Landleute an dem Heiland vorübergehen, hat er den einen angeredet, die folgenden sind stehen geblieben, und so hat sich eine ganze Schar gesammelt, welche mit Andacht den Worten des Lehrers lauscht. Die vordersten, Frauen und Mädchen, sind niedergekniet, und Greise wie junge Burschen haben Hüte und Mützen abgenommen. Die Wirkung, welche die Worte des Heilands auf seine Hörer machen, ist sehr energisch und überzeugend zur Anschauung gebracht. Was die schlichten Menschen hören, dringt ihnen offenbar zu Herzen, und daß sie „geistlich arm" sind, geht auch unzweideutig aus ihren Mienen hervor. Ist es aber unumgänglich nötig, daß mit dem Begriff des „geistlich Armen" auch der des Anmutslosen und Häßlichen verbunden sei? Es ist ja richtig, daß in dieser unvollkommenen Welt die Häßlichen zahlreicher sind als die Hübschen, und daß namentlich „Schön" ein Begriff ist, über den unter den Menschen schlechterdings keine Einigung zu erzielen ist. Wenn aber jemand dem Anmutigen so beharrlich aus dem Wege geht wie Uhde, wenn er auch die Jugend stets zur Trägerin des Häßlichen macht, so wird das Streben nach Wahrheit zur Einseitigkeit und zur eigensinnigen, rücksichtslosen Rechthaberei. Fritz von Uhde besitzt einen zu starken künstlerischen Zug, als daß er dies nicht mit der Zeit einsehen sollte. Für jetzt mögen ihn die rein malerischen Probleme noch zu sehr beschäftigen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß auf dem neuesten Bilde die Figuren noch zu fest an einander sitzen und vom Hintergrunde nicht weit genug losgehen, daß die Beleuchtung unverständlich ist, und daß die Lufttöne eine viel feinere Durchbildung vertragen können. Trotzdem sind überall die Spuren eines kräftigen Talents sichtbar, welches sich unzweifelhaft in nicht zu ferner Zeit bis zur völligen Klarheit hindurchringen muß.

Die Malerei ist es auf unsrer Ausstellung nicht allein, welche eine Menge von Grundfragen anregt. Auch die plastische Kunst sucht, von dem Ehrgeiz getrieben, der Natur noch näher zu kommen, nach neuen Darstellungsmitteln. In ihrer Formengebung war sie schon eher naturalistisch als die Malerei. Nun will sie auch die Farbe in ihren Bereich ziehen, und da gilt es, die äußerste feine Grenzlinie zu finden, welche die frei schaffende Kunst von der mechanischen Wachsbildnerei trennt, und bei der Übernahme der Farbe sich

vor Konflikten mit den Insassen des Panoptikums zu hüten. Noch viel weniger als auf dem Gebiete der Malerei haben die Versuche hier zu befriedigenden Ergebnissen geführt. Die Plastik wird noch schwerer als jene zu kämpfen haben, weil ihr Darstellungsmaterial ungefügiger und widerstrebender ist.



Kleinere Mitteilungen.

Ein Kulturkampf in Brasilien. Von den deutschen Kolonien Südbrasiliens ist in den letzten Wochen eine Bewegung ausgegangen, die bei weiterem Umsichgreifen zu einem wirklichen Kulturkampf werden kann und die auch hier in Deutschland beachtet zu werden verdient, weil sie die Stellung unsrer dortigen protestantischen Landsleute zur katholischen Staatsreligion neu festzustellen bestimmt ist.

Art. 5 der Verfassung des Kaiserreiches lautet: „Die römisch-katholische Religion wird fortfahren, Staatsreligion zu sein. Alle andern Religionen mit ihren häuslichen oder geheimen Gottesdiensten in ihren dazu bestimmten Häusern, welche keine äußerlichen Abzeichen haben, werden erlaubt sein.“ Eine Uebertretung dieses Artikels wird nach dem Strafgesetzbuch bestraft; besonders wird hier noch der Gottesdienst in Häusern untersagt, „welche die äußere Form eines Tempels haben,“ d. h. also in Kirchen mit einem Turm. Die Strafen bestehen in der Zerstörung der äußeren Form, also des Turmes, und in Geldstrafen für die Teilnehmer am Gottesdienste.

Diese beiden Artikel der Verfassung und des Strafgesetzbuches sind nun in Südbrasilien, d. h. im Bereich der dortigen deutschen Kolonien, thatsächlich schon seit mehr als dreißig Jahren ganz außer Gebrauch gekommen: niemand in Rio Grande do Sul oder in Santa Catharina ist es bisher eingefallen, den Protestanten das Bauen von Gotteshäusern mit oder ohne Turm zu untersagen. Auf vielen deutschen Kolonien giebt es protestantische Kirchen mit Türmen, die zum Teil sogar insofern mit Unterstützung der Regierung gebaut worden sind, als diese den betreffenden Gemeinden einen Gewinnanteil aus der Provinziallotterie zu gedachtem Zwecke zugestanden hat. Das Gesetz schlief, und die Protestanten dachten kaum daran, daß es jemals wieder aufwachen und ihnen Unannehmlichkeiten bereiten könne.

Und doch ist das geschehen. Die protestantische Gemeinde der Kolonie Santa Maria da Bocca do Monte in der Provinz Rio Grande do Sul hat sich eine Kirche mit Turm gebaut. Der Grundstein zum Turm wurde im Beisein der brasilianischen Behörden gelegt und der Turm selbst dann ungehindert aufgeführt. Da plötzlich erhält der Pastor der genannten Gemeinde, Herr Fr. Pechmann, von dem Delegado de Policia des Ortes ein Schreiben des Inhalts, daß er auf Anordnung des Polizeichefs der Provinz auf Grund des oben genannten Artikels der Verfassung und des Strafgesetzbuches gegen seine Gemeinde „in peinlicher Weise“ einschreiten müsse.

Der Vorstand der Gemeinde in Santa Maria sorgte natürlich schleunigst dafür, daß dieses Vorgehen des Polizeichefs öffentlich bekannt wurde. So erfuhr denn auch der Präsident der Provinz von der Sache, und dieser verfügte sofort, die

Anordnung des Polizeichefs aufzuheben. Dieser letztere ist ein noch ziemlich junger Mann aus dem Norden des Kaiserreiches, der erst kürzlich nach Rio Grande do Sul versetzt worden ist und die eigentümlichen Verhältnisse auf den deutschen Kolonien des Landes natürlich nicht kennt. Uebergroßer Diensteifer oder auch das Drängen deutschfeindlicher Brasilianer mögen ihn zu dem übereilten Schritt veranlaßt haben, der die größten Folgen haben kann. Thatsächlich hat der Polizeichef nichts erreicht, da das einfache Bekanntwerden seines Vorgehens genügte, um den Präsidenten der Provinz zur Aufhebung des Befehles zu veranlassen. Für die protestantische Gemeinde in Santa Maria da Bocca do Monte ist damit der Zwischenfall erledigt, sie behält ruhig ihren Kirchturm, ebenso wie andre Gemeinden.

Aus dieser an sich unbedeutenden Kirchturmfrage scheint sich nun aber eine hochpolitische Angelegenheit entwickeln zu wollen, die man sehr wohl einen Kulturkampf nennen kann. Die liberalen Abgeordneten zunächst der Provinz Rio Grande do Sul sind entschlossen, gegen Art. 5 der Verfassung und 276 des Strafgesetzbuches vorzugehen. In der liberalen Presse des ganzen Landes wird eifrig Stimmung für dieses Vorgehen gemacht, und bereits am 4. Juni brachte der Führer der liberalen Partei des Kaiserreiches, Staatsrat Silveira Martins, die Angelegenheit im Senat in energischer Weise zur Sprache. Die Aufhebung des Art. 5 der Verfassung sei eine Forderung der Zivilisation; vor dreißig Jahren schon habe die Regierung den Bau protestantischer Gotteshäuser erlaubt, wolle man ihn jetzt untersagen, so sei das ein Rückschritt. Der Minister des Innern suchte sich nach Möglichkeit zu decken, indem er sagte, die Verfassung erlaube den Bau von Tempeln, die nicht für den Kultus der Staatsreligion bestimmt seien, aber diese Tempel dürften nicht die äußere Form von Tempeln haben. Silveira Martins warf ein: „Dann ist das eine ganz besondre Architektur.“ Taunay meinte, das sei eine sehr gehässige Einschränkung und verlangte vom Minister, der Delegado, welcher Türme niederreißen lassen wolle, müsse entlassen werden, er sei unfähig, dem Lande zu dienen, er gehöre zu den ineptos (den Dummen und Ungeschickten), von denen Silveira Martins gesprochen habe.

Inzwischen hat nun der Vorstand der evangelischen Synode der Provinz Rio Grande do Sul eine an das Parlament einzureichende Eingabe an sämtliche protestantische Gemeinden des Kaiserreiches zur Sammlung von Unterschriften versandt. Die Petition wird, mit Tausenden von Unterschriften bedeckt, demnächst dem Parlament zugehen, und die liberalen Abgeordneten, namentlich Silveira Martins, Taunay, Henrique d'Avila u. a., werden dafür sorgen, daß die Frage nicht so bald wieder von der Oberfläche verschwindet. Freilich ist bei der jetzigen politischen Lage auf einen durchgreifenden Erfolg gleich beim ersten Ansturme nicht zu rechnen. Aber der Mann, der dem deutschen Element die politische Gleichstellung mit dem einheimischen erkämpft hat, Silveira Martins, wird auch, nachdem er es einmal für notwendig erkannt hat, nicht eher ruhen, bis er seinen protestantischen Mitbürgern die kirchliche Gleichstellung mit den Katholiken errungen hat. Wenn erst die liberale Partei wieder am Ruder sein wird, dann wird sich im Parlament schon eine Mehrheit für diese kirchliche Reform finden lassen, und es dürfte dann bei einigem Entgegenkommen der Regierung nicht allzu schwer sein, den Protestanten die gewünschte kirchliche Freiheit zu geben. Es würden damit dann auch bei uns diejenigen Gegner Brasiliens zum Schweigen gebracht werden, die eben wegen der Nichtgleichberechtigung der Protestanten und der Katholiken eine Auswanderung deutscher Protestanten nach Brasilien verhindern wollen.

Literatur.

Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im siebzehnten Jahrhundert. Von Alexander Brückner. Leipzig, Elischer, 1887.

Der Verfasser dieses Buches hat sich durch eine auf gründlichen Quellenstudien beruhende Schrift über Peter den Großen einen guten Namen auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften erworben. Das vorliegende Buch besteht aus einer Anzahl von Abhandlungen, welche sehr verschiedenartige Stoffe behandeln, aber das gemein haben, daß sie sich sämtlich auf die Jahrzehnte unmittelbar vor der Zeit Peters beziehen und auf diese ein neues Licht werfen. Einige derselben, wie gleich die erste „Zur Naturgeschichte der Prätendenten" in ihrer zweiten Hälfte, die Darstellung der großen Pest, welche Rußland im Jahre 1654 heimsuchte und furchtbare Menschenverluste herbeiführte, ferner die Schilderung der Gesandtschaftsreisen Tschemodanows nach Venedig und Florenz (1656 bis 1657) und Potemkins nach Paris (1681) zeigen, wie Moskowien noch bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein ein fast völlig orientalischer Staat war; andre, wie die Darlegung der Reformobjekte Krischanitschs in Betreff des Kleiderwesens und die Biographien Rinhubers, W. W. Golizins und Gordons, beleuchten die damals beginnende Annäherung Rußlands an den höher entwickelten Westen und beweisen mit großer Bestimmtheit, daß die Umgestaltung Rußlands, der Fortschritt, der darin lag, daß dieses Reich sich entschloß, in die Schule westlicher Bildung und Gesittung zu gehen, sich unabhängig von dem Willen einzelner vollziehen mußte, mit andern Worten, daß die russische Welt auch ohne Peter den Großen europäisirt worden wäre — soweit dies bei dem Charakter der Bevölkerung in allen ihren Schichten möglich war. Ohne eingehende Erforschung einzelner Erscheinungen, welche für diese allmähliche Metamorphose besonders charakteristisch sind, ist das Wesen des Prozesses, der Rußland in den letzten beiden Jahrhunderten zu einer europäischen Großmacht werden ließ, nicht zu verstehen, und so haben wir dem Verfasser aufrichtig zu danken, daß er sich dieser Aufgabe unterzog. Die Geschichte wird nicht gemacht, sondern sie macht sich selbst, sie wird, sie ist ein Organismus, der sich nach bestimmten Gesetzen gestaltet hat und weiter gestaltet. Das scheinbar Zufällige ist ein Notwendiges. Die Geschichtschreibung darf nicht bei den Individuen stehen bleiben. Sie sind teils Exemplare der Gattung, bestimmt durch Erbschaft, teils Produkte ihrer Zeit, der obwaltenden Umstände, der bestehenden Verhältnisse. Die einzelnen Thatsachen müssen als Ausprägung einer Idee, eines Prinzips, als Symptome eines innern Vorganges im Körper der Menschheit angesehen werden. Bei dieser Betrachtungsweise ist man nicht genötigt, den freien Willen des Individuums vollständig zu leugnen, und die Größe einzelner Genien und Helden wird dadurch nicht beeinträchtigt. Man lese zum Verständnis des hier Bemerkten das hochinteressante Kapitel unsrer Schrift über die Prätendenten, deren es in manchen Jahrhunderten und ebenso in manchen Ländern sehr wenige, in andern dagegen außerordentlich viele gab. In Rußland traten von Anfang des siebzehnten bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach und nach mehr als zwanzig auf, und es ist klar, daß eine solche Erscheinung nicht sowohl mit der verbrecherischen Neigung

einzelner als vielmehr mit einer Erkrankung des Körpers der russischen Gesellschaft zu erklären ist. Die Masse des Volkes erzeugt solche Abenteurer, denen ihre Rolle oft geradezu aufgenötigt wird. So erscheinen die unzufriedenen Elemente unter den Raskolniken als Mitschuldige Pugatschews, als die, welche ihm die Prätendentenrolle einredeten. So erzeugen die unaufhörlichen Unruhen der kleinrussischen Kosaken eine ganze Reihe angeblicher Zaren und Zarewitschs, und es ist keineswegs zu glauben, daß deren zahlreiche Anhänger sie durchweg für echt gehalten hätten. Wo es Bedrückte und Unzufriedene gab, erschien auch bald ein Prätendent. Jedes Gerücht vom Auftauchen eines solchen wurde von den Massen mit Freuden begrüßt, weil sich daran die Hoffnung auf Besserung ihrer Lage knüpfte, weil er als Erlöser galt. Wo keiner sich zeigen wollte, erfand man zuweilen das Phantom eines solchen, und auch dieses that seine Wirkung. Daß nicht so sehr die eigentliche Prätendentenrolle mit ihren Aussichten als vielmehr die Lust an der Anarchie und die Hoffnung, während derselben zu rauben, bei manchen dieser Episoden die Hauptsache war, ersehen wir aus vielen Zügen in der Haltung solcher Abenteurer und ihres Anhanges. Solche Vorgänge zeugen beredt von den Leiden des Volkes, sie lassen tief in die Schwierigkeiten blicken, mit denen der Uebergang des asiatischen Staates in einen europäischen verbunden war, sie zeigen uns die Wurzeln der Bauernfrage, die jetzt gelöst ist, die kosakische Art der wundersüchtigen, arbeitsscheuen Masse des Volkes, die Beschränktheit der Sektirer, sie liefern uns endlich einen Kommentar zu der geschichtlichen Bedeutung des Mangels an einem regelmäßigen staatsrechtlich bestimmten Thronwechsel. Jahrhunderte hindurch hat Rußland an dieser Krankheit gelitten. Jetzt scheint diese Form einer allgemeinen Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft endgiltig überwunden zu sein, aber an ihre Stelle sind andre Formen getreten, zuletzt der Nihilismus, der nun auch schon drei Jahrzehnte grassirt, wenn auch in der ersten Zeit nicht unter seinem jetzigen Namen. Wir heben noch als besonders interessant für Sachsen hervor, daß, wie die Mitteilungen über den Mediziner und Diplomaten Laurentius Rinhuber (geboren zu Lucka im Altenburgischen) zeigen, ein Sachse unter den Ausländern war, welche vor Peter dem Großen bei den Versuchen, Rußland der europäischen Kultur zu nähern, mitwirkten, und daß sächsische Fürsten, die Herzöge Ernst und Friedrich von Altenburg und Gotha und der Kurfürst Johann Georg, sich dabei beteiligten, indem sie damit allerlei Pläne und Entwürfe, die bis in die Türkei, ja bis nach Abyssinien reichten, vor Augen hatten.

Das Buch eignet sich in erster Reihe für Fachgenossen des Verfassers, in zweiter aber für alle Freunde der Kulturgeschichte.

Die drei Fragen Kants. Von Dr. H. Romundt. Berlin, 1887.

Der unermüdlich fleißige Verfasser so mannichfacher Schriften über Kant, der eben erst über dessen Religionslehre eine bedeutende Arbeit veröffentlicht hat, begegnet uns hier wieder in einer kleinen Abhandlung, in der er skizzenweise uns die Hauptergebnisse seiner Forschung vorführt. Obwohl ihm andre Kritiker eine bis zum Fanatismus gesteigerte blinde Verehrung für Kant vorgeworfen haben, können wir uns diesem Tadel doch nicht anschließen. Uns scheint er vielmehr immer tiefer in das richtige Verständnis des großen Königsbergers einzudringen. Etwas andres ist es, ob es ihm gelingen wird, sein Ziel zu erreichen, welches kein geringeres ist, als durch eine kritisch-wissenschaftliche Durchdringung der christlichen Religionslehre alle Kirchenunterschiede verschwinden zu machen. Daß er damit vorläufig nur die Feindschaft vieler gelehrten Theologen sich erwirbt, ist ganz

begreiflich. Indessen ist das Ziel immer des Schweißes der Edeln wert. Aber gerade darum hätten wir ihm oft eine wirksamere und leichter verständliche Schreibweise gewünscht. Durch die drastischen ironischen Bezeichnungen falscher Richtungen allein ist die schlagende Wirkung nicht zu erreichen. Z. B. finden wir es nicht geschmackvoll, daß wir fast auf jeder Seite den Ausdruck „Weißpapierphilosophie“ mehrmals lesen müssen, der so viel heißen soll als die empiristische Philosophie, die mit Locke den menschlichen Geist ursprünglich als tabula rasa oder einen Bogen weißes Papier betrachtet. Doch ist demjenigen, der sich eine kurze Uebersicht über die Beantwortung der drei Fragen: Was kann ich wissen? Was soll ich thun? Was darf ich hoffen? verschaffen will, diese Broschüre wohl zu empfehlen.

T. O. Weigels systematisches Verzeichnis der Hauptwerke der deutschen Literatur aus den Gebieten der Geschichte und Geographie von 1820—1882. Bearbeitet von Dr. E. Fromm. Leipzig, T. O. Weigel, 1887.

Je schwieriger bei der wachsenden Zahl der erscheinenden Bücher eine genügende Kenntnis derselben zu erlangen ist, umsomehr steigert sich das Bedürfnis nach Uebersichten der auf den einzelnen Wissenschaftsgebieten erschienenen Werke. Dies erkannte u. a. auch der zweite deutsche Geographentag an, und im Anschlusse an einen Vortrag des Professor Dr. Lehmann über die systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland sprach die vom Geographentage eingesetzte Kommission in ihrem Aufrufe aus, daß als Grundlage aller ferneren Bestrebungen auf jenem Gebiete ermittelt werden müsse, was an brauchbaren Vorarbeiten bereits vorhanden sei. Seit dieser Zeit ist die Arbeit für die geographische Wissenschaft von mehrreen Seiten in Angriff genommen worden, besonders in den unter Leitung des Professor Dr. Supan erscheinenden kritischen Literaturberichten, welche den bekannten Petermannschen Mitteilungen (Gotha, Justus Perthes) beiliegen. Verzeichnisse der jeweils erschienenen Werke und Abhandlungen enthalten schon seit längerer Zeit die Petermannschen Mitteilungen selbst, wie die Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, beide in systematischer Form. Von einer andern Seite her will das vorliegende Werk dem erwähnten Bedürfnisse entgegenkommen, indem es von den deutschen Erscheinungen das Wichtigste, d. h. dasjenige zu verzeichnen beabsichtigt, was in einer den vereinigten wissenschaftlichen Zwecken dienenden wohlversorgten Bibliothek nicht fehlen dürfe, und zwar für die Gebiete der Geschichtswissenschaft wie der Geographie. So wünschenswert nun auch eine Beschränkung des Verzeichnisses bei der großen Zahl und dem verschiedenen Werte der bisher erschienenen Werke ist, so läßt sich doch fragen, ob der angenommene Maßstab für die Aufnahme eines Werkes der richtige sei, wenigstens so lange kritische Bemerkungen über den Inhalt der Bücher fehlen; daß der Maßstab keine Gleichmäßigkeit herbeigeführt hat, kann wohl behauptet werden, denn einzelne Werke, welche Erwähnung verdienten, sind zu vermissen, während andre minder wichtige Aufnahme gefunden haben; bei einzelnen finden sich ausführliche Inhaltsangaben, bei andern, sogar hervorragenden, ist lediglich der Titel aufgeführt. Sieht man aber hiervon ab, so ist das Erscheinen des Werkes nur freudig zu begrüßen; vielen, Gelehrten wie Buchhändlern, wird das Werk eine willkommene Hilfe und, da es den Zeitraum von 1820 bis 1882 umfaßt, eine erfreuliche Ergänzung der oben aufgeführten Verzeichnisse sein, da letztere allein die neueren bez. die jeweils neuerscheinenden Werke berücksichtigen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Englische Feldherren.

Vor einigen Wochen (in Nr. 26 d. Bl.) erlaubten wir uns bei Besprechung der militärischen Verhältnisse des britischen Weltreiches die Äußerung, die gegenwärtigen englischen Generale seien nur mittelmäßige Talente, und schlossen in dieses Urteil auch Wolseley ein. Englische Freunde, die noch an die Weisheit und die Wahrhaftigkeit der Londoner Tagespresse glauben können, wollten darin eine ungerechtfertigte Geringschätzung erblicken, und da wir fürchten, daß diese Meinung von Deutschen geteilt wird, so wollen wir im folgenden für unsre Ansicht einige Belege beibringen. Es wird daraus hervorgehen, daß wir den gegenwärtigen als militärische Größen gepriesenen englischen Feldherrn nach ihren bisherigen Leistungen nicht nur nicht Unrecht gethan, sondern von ihnen eher zu rücksichtsvoll gesprochen haben. Möglich ist immerhin, daß sie größere Fähigkeiten in sich bergen und diese in Zukunft offenbaren, wir halten uns aber an ihre Vergangenheit, und nach der ist das nicht wahrscheinlich. Jene Leistungen finden wir in einer uns vor kurzem übersandten Schrift dargestellt und beurteilt, welche den Titel führt: „Studien über außereuropäische Kriege jüngster Zeit“ von Spiridion Gopcevic (Leipzig, Elischer, 1887) und sich zunächst mit einem ausführlichen Berichte über die Landoperationen während des südamerikanischen Krieges von 1879 bis 1884 (er wurde, wie man sich erinnern wird, zwischen Chile einerseits und Peru und Bolivia anderseits geführt), dann mit den Feldzügen beschäftigt, welche die Engländer 1878 bis 1881 in Afghanistan, 1882 in Ägypten und 1883 bis 1885 im östlichen und westlichen Sudan führten. Beigegeben sind fünf Karten und sechs Stadtpläne. Der Verfasser, ein Mann von militärischer Bildung und Erfahrung, schildert und erzählt, hinsichtlich der Wolseleyschen Operationen gegen Arabis Ägypter nach eigner Beobachtung, sonst

aus guten Quellen andrer Art schöpfend, zwar etwas breit, aber klar und übersichtlich, sodaß auch Laien sich zurechtfinden, und wenn die an Rüstows hagebüchene Redeweise erinnernde Form der Urteile, die er fällt, oft derber, zuweilen gröber ist, als daß wir uns seine Ausdrücke aneignen möchten, so können wir doch ihrem Inhalte fast immer beipflichten, d. h. da, wo der Soldat spricht, nicht, wo der russisch gesinnte Panslawist sich einmischt.

Der einzige englische Heerführer der letzten beiden Jahrzehnte, dem Anerkennung gebührt, ist der General Roberts, der im letzten Kriege mit den Afghanen wiederholt die Hauptrolle spielte, aber auch mehr durch Kühnheit und rücksichtslose Anspannung und Ausnutzung der Kräfte seiner Soldaten als durch strategische Begabung Erfolge errang, sodaß wir ihn mit Steinmetz vergleichen dürften, wenn seine Verdienste nicht dadurch verringert würden, daß seine Gegner schlecht geführte und nur teilweise wohlbewaffnete und gut geübte Halbwilde waren. Roberts gewann die Schlacht bei Peiwar, aber durch ein Verfahren, welches als sehr gewagt bezeichnet werden muß und einem europäischen Heere gegenüber aller Wahrscheinlichkeit nach mißlungen wäre. Seine Umgehung der afghanischen Stellung zersplitterte die ohnehin nicht starken englischen Streitkräfte in drei Teile, von denen keiner dem andern rasch zu Hilfe kommen konnte, wenn er angegriffen wurde. Jedenfalls wurden die Afghanen durch seinen Umgehungsmarsch geradezu aufgefordert, das Korps des Generals Cobbe anzufallen und mit Übermacht zu vernichten, und war dies geschehen, so konnten sie ruhig ihre Front wenden und in dieser Stellung den Angriff Roberts' abwarten, der sie mit seinen vier stark erschöpften Regimentern schwerlich zu werfen imstande gewesen wäre. Im Gegenteil, alles spricht dafür, daß Roberts geschlagen, von den beiden übrigen Regimentern abgedrängt und in das Innere des Landes getrieben worden wäre, wo es ihm sehr schwer gefallen sein würde, sich wieder herauszuhelfen. So hatten die Afghanen bei Peiwar gute Aussichten, Roberts eine Katastrophe zu bereiten. Sie besaßen aber keinen Feldherrn mit einem Blicke, der dies erkannt hätte, verstanden überhaupt nicht viel von taktischen Bewegungen, und so ließen sie sich von dem bloßen Anscheine einer Bedrohung ihrer Rückzugslinie schrecken. Die Verwegenheit des englischen Generals läßt sich nur damit entschuldigen, daß er diese Unfähigkeit des Gegners kannte und darauf rechnete, aber er hatte immerhin von Glück zu sagen, daß er sich nicht verrechnete. Glück und Zufall begünstigten in diesem Feldzuge überhaupt die englischen Generale, von denen keiner als Roberts sich auszeichnete und mehrere Mangel an Vorsicht, Scharfblick und Entschlossenheit an den Tag legten. Besonders wenig Energie bewies Biddulph bei seinem Vormarsche gegen Kandahar, ganz unfähig zeigte sich Burrows während des Nachspiels, welches der Krieg zwischen Kandahar und Herat hatte. Er ließ sich von Ejub Chan wiederholt, bei Girischk und bei Kuschk i Nahud, umgehen und erlitt darauf bei Maiwand eine schwere Niederlage, bei welcher die Engländer gegen 1300 Mann auf dem

Platze ließen und welche die Hauptstadt dieses Teiles von Afghanistan mit einer Einnahme und Plünderung durch die Sieger bedrohte. Ein Ausfall, den der hier befehligende General Primrose wagte, wurde abgeschlagen und kostete den Belagerten wieder 200 Mann, und nur schleuniger Entsatz konnte Kandahar retten. Roberts, damals in Kabul, zog in Eilmärschen herbei und schlug Ejub bei Pio Paimal durch eine Umgehung seiner Hauptstellung, worauf der afghanische Prinz mit dem Reste seiner Truppen nach Herat zurückkehrte. Daß die Früchte dieser nicht nur kühnen, sondern auch geschickt ausgeführten Operationen bald darauf verloren gingen, war nicht die Schuld von Roberts, sondern Folge der Politik Gladstones, der Kandahar und Afghanistan aus kurzsichtiger Furcht vor Rußland räumen ließ.

Roberts steht nach seinen Leistungen als ein energischer, oft tollkühner Soldat da, welcher ein verhältnismäßig kleines, aber aus tüchtigen Leuten bestehendes Heer im ganzen mit Geschick zu Siegen über Halbbarbaren zu führen wußte, bei denen ihm die Natur in Gebirgen und Wüsten mächtige Hindernisse entgegenstellte. Wolseley zeichnet sich nicht durch Energie und Kühnheit aus. Er ist mehr eine bedächtige, zögernde, ja ängstlich berechnende Natur, und wenn er Erfolge aufzuweisen hatte, so waren die ersten auf dem Zeitungspapier viel größer als in der Wirklichkeit, während die letzten sehr bald durch schweren Mißerfolg in den Schatten gestellt wurden. Sein Sieg über die Aschantis und seine Niederwerfung des Aufstandes am Red River sind über alle Gebühr zu militärischen Großthaten aufgebauscht worden. Mit seinen Leistungen in Unterägypten und im Sudan aber verhält es sich so.

Die Verschiebung der englischen Operationsbasis, das Abschwenken der Armee nach Ismailia, welche nach Wolseleys Eintreffen in Ägypten angeordnet wurde, war eine geschickte Operation, die indes auf der Hand lag, da es Tollkühnheit, ja Wahnsinn gewesen wäre, wenn man die Stellung Arabis bei Kafr Ed Dauar nicht bloß beobachtet und dem Anscheine nach bedroht, sondern mit Sturm zu nehmen versucht hätte. Der Hauptangriff von Ismailia her schnitt dem Führer der Rebellen überdies die Möglichkeit ab, mit seinen Schaaren nach Oberägypten zu entweichen und einen langwierigen Guerillakrieg zu beginnen, wie ihn Murad Bei 1798 bis 1800 gegen die Franzosen zu führen imstande war. Der ursprüngliche Plan, die Ägypter bei Kafr Ed Dauar anzugreifen, den Stier bei den Hörnern zu fassen, entsprach der englischen Tradition, war aber fast eine ebenso große Thorheit des Vorgängers Wolseleys im Oberbefehl, wie die falsche Annahme jenes Generals (Alisons) bei der Schätzung der feindlichen Streitkräfte, die nicht, wie er glaubte, bloß 15 000 Mann, sondern wenigstens doppelt so stark waren. Wolseley war vorsichtiger und rechnete richtiger. Die Operationsbasis wurde an den Suezkanal verlegt, nur eine Division verblieb in Ramleh, um die Ägypter in Kafr Ed Dauar zu täuschen und dort festzuhalten, und das Expeditionskorps, bisher nur 22 000 Mann mit 48 Ge-

schützen zählend, wurde auf etwa 40 000 Mann mit 166 Geschützen gebracht. War dieser Anfang zu loben, so entsprach die Ausführung dieses Planes durchaus nicht der Erwartung, daß ein Feldzug von der Dauer einer Woche genügen würde, Arabis Heer zu zerstreuen und bis Kairo vorzubringen. Sie war eine Kette von Unterlassungssünden und Mißgriffen, und wenn man schließlich doch zum Ziele kam, so war es nur die Unfähigkeit der ägyptischen Heerführer und die Erbärmlichkeit ihrer Truppen gegenüber der Tüchtigkeit der englischen Soldaten, welche dies ermöglichte. Die Verlegung der Operationslinie hatte nur dann Sinn, wenn alles für ein rasches Vordringen bereit gestellt war. Ein kluger Feldherr hätte das Eintreffen der indischen Truppen abgewartet und in der Zwischenzeit für die Einschiffung von Lokomotiven und Waggons, für Lasttiere und für die Ordnung des Train- und Verpflegewesens Sorge getragen. So hinreichend vorbereitet, hätte sich die Offensive mit Blitzesschnelle vollziehen lassen. Beständige Demonstrationen bei Alexandria hätten Arabi die Meinung beigebracht, daß ein Angriff auf Kafr Ed Dauar beabsichtigt sei, und er wäre hier mit dem größten Teile seiner Armee geblieben. Auf die Nachricht vom Eintreffen der Inder wäre der englische General mit dem Gros seiner Streitkräfte nach Ismailia gefahren, um sich mit jenen zu vereinigen, während 10 000 Mann vor Kafr Ed Dauar weiter demonstrirt hätten. Mittels der mitgebrachten Lokomotiven und der in Ismailia befindlichen Waggons konnte man einige tausend Mann sofort nach Tel El Kebir werfen und die wenigen hundert Ägypter, die hier Schanzen zu bauen begonnen hatten, verjagen, worauf die Bahn bis Kairo frei gewesen wäre, sodaß man in dieser Stadt, ehe Arabi von der Sache erfahren hätte, 12- bis 15 000 Mann hätte versammeln können. Wolseley machte, statt rasch von Ismailia nach Tel El Kebir vorzurücken, mehrere Tage in Ismailia Halt, und als er dann aufbrach, war er nicht genügend vorbereitet. Dadurch gewann Arabi Zeit, sich von seiner Verblüffung über die Umgehung zu erholen, mit seiner Hauptmacht nach Tel El Kebir zu wenden und dort mächtige Verschanzungen anzulegen, die Wolseley, wenn sie von tüchtigen Soldaten verteidigt worden wären, nicht oder nur mit großen Verlusten hätte nehmen können. Als die Engländer in Ismailia landeten, die Infanterie volle vier Tage vor der Artillerie und Kavallerie, hatte ihr Obergeneral unterlassen, Lokomotiven für die Eisenbahn, Lasttiere für den Train, Zelte gegen die ungeheure Sonnenhitze und genügende Lebensmittel mitzunehmen. Man mußte also Lokomotiven von Alexandrien nachkommen lassen und Kameele ankaufen. Die Soldaten mußten sich mit halben Rationen begnügen und überdies Wassermangel leiden, da die Ägypter bei Tel El Mahuta den Süßwasserkanal abgedämmt hatten. Der Versuch, diese Sperre zu beseitigen, wurde nur mit 1500 Mann unternommen und gelang, da die Ägypter hier sechsmal so stark waren, erst als jene 1500 durch die Gardebrigade verstärkt worden waren. Wäre der Feind entschlossener und geschickter gewesen, so würden jene in der

Zwischenzeit vernichtet worden sein, zumal da sie durch Wolseleys Sorglosigkeit und Versäumnis dem Hunger und dem Sonnenstich ausgesetzt waren. Die Ägypter ließen sich dann bei Mahsame von der englischen Kavallerie überfallen und zersprengen, aber da es an Transportmitteln fehlte, konnte man die hier erbeuteten Vorräte nicht nach Mahuta schaffen, und so mußte Wolseley bis Kassasin vorgehen, und dadurch wurde sein Heer so verzettelt, daß der ganze Aufmarsch in der Luft hing und ein energischer Gegner die einzelnen Abteilungen desselben leicht hätte schlagen können. Hätte ein europäischer General die Ägypter geführt, so wäre Wolseleys Streitmacht vom 28. August bis zum 1. September in dieser Vereinzelung wahrscheinlich aufgerieben worden. Nur die Standhaftigkeit der englischen Infanterie und der ungestüme Mut der Reiterei Lowes retteten bei Kassasin die Truppen Grahams, als Arabi sie mit Übermacht angriff, und errangen einen Sieg, der aber immerhin dem Korps einen Verlust von etwa 200 Mann, einem Zehntel seiner Stärke, kostete. Am 29. August verfügte Wolseley über 25 300 Mann, aber statt mit ihnen sofort gegen Arabis Stellung bei Tel El Kebir zu marschiren, blieb er mehrere Tage unthätig und wartete Verstärkungen ab, wodurch die Ägypter Zeit erhielten, sich bei jenem Orte besser zu verschanzen. Auch als die dritte Brigade von Alexandrien angelangt war und Wolseley 28 500 Mann beisammen hatte, blieb er noch stehen, bis die letzten Inder ankamen. Dabei verzettelte er seine Truppen noch mehr als zuvor, und wieder hätte Arabi dies zu Handstreichen gegen die einzelnen Abteilungen benutzen können. Er that dies nur einmal, gegen den bei Kassasin stehenden Graham, der sich von ihm mit Artillerie (wie die Franzosen bei Beaumont) überfallen und mit Granaten überschütten ließ. Zum Glück für ihn war die ägyptische Infanterie weniger rasch und kühn, und so gelang es den Engländern, sich zu ordnen und dem Gegner schließlich eine Niederlage beizubringen. Erst am 12. September ging Wolseley zur Einnahme der doppelten Schanzenreihe von Tel El Kebir vor, wobei er zwei Divisionen nördlich, die dritte südlich vom Kanal marschiren ließ — eine Zersplitterung, die ein geschickter und entschlossener Gegner sicher benutzt haben würde, wenn er Truppen genug gehabt hätte. Arabi war weder geschickt noch entschlossen, auch war Wolseley ihm jetzt um wenigstens 3000 Mann überlegen, und so glückte der Angriff der Engländer. Ein Teil der Ägypter war schon vorher davongelaufen, die andern ließen sich in den ersten Schanzen überraschen, der Rest focht nur matt und ergriff bald ebenfalls die Flucht. Damit war der Feldzug zu Ende. Wolseley hatte bewiesen, daß er etwas weniger unfähig als Arabi war, und daß er bessere Soldaten zur Verfügung hatte als dieser, das war alles. Ruhm erwarb er sich nur in den Londoner Zeitungen, nicht für die Geschichte.

Noch weniger mit Ruhm bedeckt als durch seinen Feldzug gegen Arabi und dessen Fellahin hat sich Wolseley durch seinen Versuch, Gordon aus der Gewalt des Mahdi zu befreien. Schon die Wahl des Weges nach Chartum

war ein Mißgriff. Man durfte nicht im Nilthale vorgehen, sondern mußte vom Roten Meere aus über Berber operiren. Der Weg von Suakin war sechsmal kürzer als der Nilweg, und daß die natürlichen Schwierigkeiten desselben, eine Wüste mit wenigen Brunnen, nicht unüberwindlich waren, hatte Hicks Pascha bewiesen, der die Strecke zwischen der See und dem Nil bei Berber in sechzehn Tagen zurückgelegt hatte. Allerdings mit nur 8000 Mann, während Wolseley 12000 zu befördern und zu versorgen hatte; dafür standen aber diesem, wenn er sich für diesen Weg entschied, weit größere Hilfsmittel zu Gebote. Die verhältnismäßig nahe See gestattete im Verein mit einem Terrain, welches die Anlegung einer Eisenbahn in fast gleichem Tempo mit dem Marsche der Truppen erlaubte, schnelles Vordringen der Hauptmacht hinter der Vorhut, und Osman Digma konnte dieser nicht mit genügenden Kräften den Marsch versperren. Die Expedition wäre hier mit weniger Zeitverlust und geringeren Kosten ans Ziel gelangt als nach Wolseleys Plan. Das war auch General Stephensons und Gordons Meinung, welche beide die Verhältnisse gründlich kannten. Diesem ersten großen Mißgriffe folgten bei der Ausführung des Feldzuges eine Reihe andrer. Wolseley war, wenn seine 12200 Mann möglichst vereint marschirten, dem Mahdi, der nie mehr als 20000 schlechtbewaffnete Krieger beisammen hatte, reichlich gewachsen. Aber erstens blieb er, in Korti angelangt, viele Wochen unthätig stehen und zweitens zersplitterte er seine Kräfte in vier Teile, indem er ein Viertel derselben nach Nordosten schickte, während das letzte Ziel seines Unternehmens südöstlich lag, 6000 Mann in Korti zwecklos bei sich behielt und nur 1400 gegen Chartum dirigirte; die übrigen befanden sich noch im Anmarsche. Der Zug der 1400 unter Oberst Stewart, der durch die Bajudawüste ging, war die einzige verständige Maßregel, nur wurde sie um vierzehn Tage zu spät angeordnet. Geschah dies umso viel eher, also am 16. Dezember, so konnte Wolseley mit allen andern Truppen, 9000 Mann, am 24. nachfolgen und am 31. in Metammeh sein, von wo er nur noch dreiundzwanzig Meilen nach Chartum hatte, und von wo Gordonsche Dampfer seine Leute nach und nach bis vor diese Stadt schaffen konnten. Dies lies sich in spätestens fünf Tagen bewerkstelligen, und so konnten am 6. Januar 9000 Engländer und 1000 ägyptische Negersoldaten sich mit den 3000 Mann vereinigen, die Gordon in Chartum hatte. Ein Sieg über den dort stehenden Mahdi war fast nicht zu bezweifeln. Wolseleys Unentschlossenheit verzögerte dies aber, und so fiel Chartum am 26. in die Hände der Araber, und Gordon fand dabei seinen Tod. Selbst wenn Wolseley nur einige Tage eher vor der Stadt erschienen wären, hätte sich das Verhängnis noch abwenden lassen. In Betreff der Fehler Stewarts bei Abu Klea, Wilsons bei Metammeh und Grahams bei El Teb wolle man die oben angeführte Schrift selbst nachlesen. Hier nur noch ein Wort über die Generosität, mit welcher das Vaterland die kläglichen Leistungen dieser Feldherren belohnen zu müssen glaubte.

Wolseley wurde Earl und erhielt eine stattliche Geldsumme, Graham bekam das Großkreuz des Michael- und Georgsordens und ebenfalls Geld. Außerdem pflegt die Londoner Presse seitdem den ersteren als our only general zu bezeichnen. Anderswo würde man die Herren vermutlich für immer kaltgestellt haben. Hier hat man nichts besseres.



Innere Kolonisation.

n letzter Zeit ist wieder ein heftiger Streit über die Erfolge und die Bedeutung unsrer ausländischen Kolonialbestrebungen geführt worden. Es ist namentlich von den Kreisen unsers Volkes, die diesen Bestrebungen, wenn auch nicht feindselig, so doch zunächst etwas zweiflerisch gegenüber stehen, darauf hingewiesen worden, daß die Kolonialbewegung, insofern als durch sie die Konzentrirung der deutschen Auswanderung in deutsche Kolonial- oder Schutzgebiete bezweckt war, gewissermaßen als im Sande verlaufen und verfehlt erscheine. Man mag nun über die Begründung dieser Ansicht denken, wie man will, selbst wenn man andrer Meinung wäre, müßte man immerhin das zugeben, daß selbst ein Zusammenballen deutscher Kräfte in auswärtigen deutschen Kolonien doch ein Verlust dieser Kräfte für das Mutterland bedeutet. Denn das, was diese Kräfte in unserm eignen Lande leisten, was sie zur Vermehrung des Nationalwohlstandes beitragen könnten, vermögen sie fern von uns nicht, insbesondre nicht, wenn man kriegerische Verwicklungen in Betracht zieht. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß, wie das Beispiel der Kolonien aller andern Länder beweist, die freiwillige oder erzwungene Lostrennung derartiger ausländischer Glieder des Mutterkörpers doch nur immer die Frage einer kürzeren oder längeren Zukunft ist.

Aber, um zu unserm Thema zu kommen, gilt nicht auch auf diesem Gebiete das Goethische Wort: „Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!“ Für die deutsche Nation bedarf es gar nicht so sehr der Gewinnung neuen, auswärtigen Landes. Es ist noch genug, übergenug deutscher Boden vorhanden, der denjenigen Mitgliedern der Nation, die anderwärts keinen Platz und Raum mehr finden, gegeben und von ihnen erworben werden kann. Hierzu soll die innere Kolonisation dienen.

Bekanntlich ist die innere Kolonisation nach schweren parlamentarischen Kämpfen, die für die Weiterentwicklung des Reiches selbst im nationalen Sinne als der Wendepunkt angesehen werden können, durch das Ansiedelungsgesetz für die preußischen Provinzen Posen und Westpreußen praktisch ins Werk gesetzt und damit an die schönsten Thaten der Hohenzollern, die fast sämtlich, namentlich im vorigen Jahrhundert, Kolonisatoren waren, wieder angeknüpft worden. Freilich hat hier die Maßregel in erster Linie einen nationalen Hintergrund gehabt, nämlich dem überflutenden Polentum entgegenzutreten und dem zusammenschmelzenden Deutschtum neue Kräfte zuzuführen. Und gewiß muß die Brust jedes patriotisch fühlenden Mannes höher schwellen, wenn er erfährt, wie glücklich und schnell diese Kolonisation von Statten geht, wie ein Großgrundbesitz nach dem andern den polnischen Händen entrungen wird, und wie auf den alten Slawensitzen neue deutsche Bauerndörfer entstehen und frisches, deutsches Leben in jenen Gegenden, die nur auf diesem Wege uns erworben und erhalten werden können, einzieht. Wahrlich, die seiner Zeit durch das Ansiedelungsgesetz zu diesen Zwecken bewilligten 100 Millionen Mark werden reiche Früchte tragen.

Aber nicht allein in seiner Beschränkung auf nationale Zwecke darf dieses Ansiedlungsgesetz mit Freuden begrüßt werden; es birgt, so Gott will, auch noch weitere fruchtbare Keime, die mit der Zeit zur Reife kommen werden, für andre Gebiete in sich. Es soll hier nicht der glückliche gesetzgeberische Gedanke der Wiedereinführung der Rentengüter und der Bruch mit der frühern kapitalistischen Behandlung des Grundbesitzes weiter erörtert und verfolgt werden. Der Aufkauf von Großgrundbesitz, der sich wirtschaftlich und finanziell nicht mehr halten kann, durch den Staat und die Besetzung dieses Großgrundbesitzes mit bäuerlichen, kleinern Leuten sollten typisch behandelt, auch auf andre Gegenden des Staates angewandt und daher dauernd durch Einstellung entsprechender Mittel in den Staatshaushaltsetat in die Gesetzgebung eingeführt werden. Die Zeiten, in denen die Durchführung derartiger Anschauungen von Staatswegen als mit den Aufgaben des Staates unvereinbar angesehen wurden, sind vorüber. Der Staat gilt nicht mehr als polizeilicher Nachtwächter; die Aufgabe des Staates als der Konzentration der sämtlichen und ersten Kräfte des Volkslebens besteht in der Lösung sozialer, wirtschaftlicher Aufgaben, zu der es eines kräftigen Vorgehens und der Aufwendung großartiger Mittel bedarf. Hierin, nicht in dem weitern Ausbau leerer, parlamentarischer Formen und Einrichtungen, muß immer und namentlich in unsrer Zeit der Schwerpunkt des Staates gesehen werden. Der Osten des preußischen Staates und mit ihm die hauptsächlich dort vertretene Landwirtschaft leidet aber an dem Überwiegen des Großgrundbesitzes. Der Großgrundbesitz ist keine den Deutschen eigentümliche Einrichtung. So weit wirklich deutsche Stämme von dem Grund und Boden Besitz genommen haben, so weit findet sich kleiner, bäuerlicher Besitz vor. Diese

Bodenverteilung entsprach dem deutschen Grundcharakter, nach dem jeder Stammesgenosse frei war und demgemäß auch Anspruch auf eine gleichmäßige Verteilung des in den Augen der Germanen höchsten Gutes, des Grund und Bodens, hatte. Erst da, wo die Deutschen nicht dicht genug vordrangen und die Slawen erhalten blieben, erst da erhielt sich auch der Großgrundbesitz selbst dann, wenn die slawischen Großgrundbesitzer im Laufe der Jahrhunderte in das deutsche Lager übertraten. Darum finden wir diese Einrichtung, die dem geschichtlichen Verhältnisse bei den Slawen entspricht — wenige große Herren gegenüber einer zahlreichen Schar von Hörigen und Unfreien —, am deutlichsten in den Ostprovinzen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Posen, Schlesien und Sachsen, vertreten. Durchbrochen ist diese Einrichtung nur durch die kolonisatorischen Bestrebungen der Hohenzollern, die aber bis jetzt den Großgrundbesitz unberührt ließen und für die Ausführung andre Gebiete, ausgetrocknete und entwässerte Fluß- und Seegebiete oder auch, wie vielfach in Westpreußen, Haide- und Bruchland, in Anspruch nahmen. Es ist nun merkwürdig, daß diese Kolonien, die fast durchweg als Bauerndörfer zu bezeichnen sind, sich trotz der Ungunst der Verhältnisse für die Landwirtschaft erhalten haben und weiter blühen, während der Großgrundbesitz, soweit derselbe nicht in alt aristokratischen, außerdem gut fundirten, oder in ausgesprochen kapitalistischen Bankiershänden sich befindet, fortwährend bergab geht und vergebens die krampfhaftesten Anstrengungen macht, die ererbte Scholle zu erhalten. Mir, der ich selbst aus einer größeren landwirtschaftlichen Besitzerfamilie stamme und mit den einschlägigen Verhältnissen von Jugend und auch jetzt durch meine amtliche Thätigkeit völlig vertraut bin, ist dies noch nie so aufgefallen, wie in diesem Sommer. Ich verlebte nämlich meinen Sommerurlaub in einem pommerschen, von kleinern Besitzern bewohnten Stranddorfe, machte aber auch häufig einen Ausflug zu Verwandten, die als Großgrundbesitzer in der Nähe wohnten. Während in dem Besitzerdorfe alles dafür sprach, daß die Leute in der letzten Zeit wohlhabender geworden und von der landwirtschaftlichen Not, insbesondre dem Sinken der Betriebsprodukte, nicht berührt waren, herrschte bei den Verwandten, die außer ihrem eignen Gute noch das eines bereits in Vermögensverfall geratenen Verwandten hatten übernehmen müssen, trotz der größten Sparsamkeit und Einschränkung das Bewußtsein vor, daß es nicht vorwärts gehe. Daß ein solcher Fall nicht vereinzelt dasteht, sondern sich fast ausnahmslos über den gesamten größeren Besitz erstreckt, kann wohl als eine unbestrittene Thatsache hingestellt werden. Diesen in solcher Lage befindlichen Besitzern kann, dies darf man sich nicht verhehlen, durch nichts, auch nicht durch die einschneidendsten zollpolitischen agrarischen Schutzmaßregeln aufgeholfen werden. Zu den Gründen des Verfalls dieser größern Besitzer hat mancherlei mitgewirkt. In erster Reihe natürlich der Umstand, daß der Fundus für die Familie als teilbares Objekt angesehen und demgemäß auch bei Erbteilungen, wenn auch

nur gewissermaßen ideell durch Eintragung den Erbanteilen entsprechender Hypotheken für diejenigen Familienmitglieder, welche das Gut nicht übernehmen, behandelt wurde. Es ist klar, daß die Bodenrente auch bei noch so verteuerten Bodenerzeugnissen nicht gleichen Schritt mit diesen sich ansaugenden, von der Bodenrente zehrenden Kapitalforderungen halten kann. Die Zeit ist stets mit Sicherheit vorauszusehen, in der der Übernehmer solcher Güter nicht mehr im Besitze des solchen Ansprüchen genügenden Kapitals ist. Wer mit den betreffenden Verhältnissen, die sich namentlich auch an den deutschen Einwanderern Ende vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts zeigen, vertraut ist, wird folgenden sich ständig und überall wiederholenden Turnus verfolgen können. Der Groß- oder Urgroßvater hat für ein Spottgeld größeren Besitz erworben und ist selbst ein reicher Mann geworden. Bei dem Besitzwechsel auf dem Wege der Erbschaft sind die Familienhypotheken entstanden. Zu deren Auszahlung sind häufig neue Hypotheken aufgenommen worden. Dieses Verfahren setzt sich dann so lange fort, bis der letzte Übernehmer des Gutes nicht mehr imstande ist, die sich fortwährend wiederholenden kapitalistischen Anzapfungen aus den Gutseinnahmen zu befriedigen und schließlich die Landschaft die Verwaltung des Gutes übernehmen muß, nicht um es wieder im ganzen zu veräußern, sondern um, wie es jetzt schon geschieht, zu zerschlagen und dasselbe zu thun, was die Ansiedelungskommission für Posen und Westpreußen vorbereitet und ausführt. Es haben ja auch noch viele andre Gründe zum Ruin des größeren Besitzes mitgewirkt, als da sind: die zum Teil mit der sozialen Stellung zusammenhängende Steigerung des Aufwandes, die Neigung, die Familienglieder dem militärischen Stande in den jüngeren Jahren zu widmen und dann das Gut übernehmen zu lassen, wie endlich die Unmöglichkeit einer intensiven Bewirtschaftung bei den großen, in Pommern beispielsweise durchschnittlich drei- bis fünftausend Morgen betragenden Arealen. Es ist daher nur zu wiederholen: man täusche sich nicht, die Gründe dieses Verfalles des Großgrundbesitzes sind durch keine auch noch so übertriebene Maßregel zum Schutze der einheimischen Landwirtschaft zu beseitigen; dieser Großgrundbesitz ist, wenn er nicht, wie es leider öfter geschieht, in die „rettenden" Bankiershände übergeht, rettungslos verloren, wobei ich wohl nicht hervorzuheben brauche, daß ich nicht etwa irgendwie Gegner des Großgrundbesitzes bin. Aber man muß den Thatsachen ins Gesicht schauen. Es fragt sich nur: Wie hat sich der Staat angesichts dieser Thatsache zu verhalten? Es ist dies ein sehr wichtiger Punkt. Denn die erste und vornehmste Erwerbsart wird und muß diejenige bleiben, die sich auf den Grund und Boden stützt. Einwirken wird hierauf natürlich eine richtige Verteilung des Bodens. Es kann daher dem Staate unmöglich gleichgiltig bleiben, wer die Erbschaft des im Osten vorwiegenden Großgrundbesitzes antreten wird. Angenehm berührt es nicht, wenn durch die Zeitungen die Nachricht geht, daß das größte Bankierhaus in Berlin uno tempore wieder drei größere Güter an sich gebracht hat.

Vom Standpunkte des allgemeinen Wohles kann ein derartiges Hinübergehen des Grund und Bodens, als des bleibenden Urquells für die Erzeugung der Güter, in Kapitalshände nicht gutgeheißen werden. Anderseits muß eingeräumt werden, daß, so sehr im Staatsinteresse das Vorhandensein eines tüchtigen Großgrundbesitzes überhaupt liegt, das Überwiegen dieses Standes vom staatlichen Gesichtspunkte aus nicht zu billigen ist. An diesem Überwiegen des Großgrundbesitzes krankt geradezu der Osten des preußischen Staates. Man blicke nur auf Pommern. Obgleich fast die ganze Ostseeküste jetzt preußisch ist, obgleich für Schifffahrt und Handel viel geschehen ist, ein großes und reiches Eisenbahnnetz sich über dieses Land spannt, ist, wie die letzte Volkszählung erweist, die Bevölkerung fast mit alleiniger Ausnahme Stettins reißend schnell zurückgegangen, der beste Maßstab nicht bloß für den Stillstand, sondern für den Rückgang des wirtschaftlichen und kommerziellen Lebens. In einer Zeit riesigen Aufschwunges auf allen Gebieten im deutschen Reiche geht die Bevölkerung einer großen Provinz des preußischen Staates zurück. Giebt dies nicht zu denken? Auf den größeren Gütern herrscht ein solcher Arbeitermangel, daß die Besitzer gezwungen und dabei noch froh sind, diesen Arbeitermangel durch ständige Trupps aus den Gefängnissen der benachbarten Städte zu decken. Die Auswanderung aus den östlichen Provinzen, namentlich auch aus Pommern, ist dabei trotzdem die stärkste. Es ist kein Raum, es ist kein Grund und Boden, auf dem die Leute sich ausbreiten können, eben weil Großgrundbesitz an Großgrundbesitz liegt. Freilich klingt das eben Gesagte unglaublich, wenn man beispielsweise die Gegend von Stargard in Pommern bis Köslin bereist und meilenweit kein Haus, kein Dorf sieht. Dort sollte nicht genug Grund und Boden zu Besiedelungen sein?

Auch sonst herrscht in Pommern mit wenigen Ausnahmen, wie Stettin und Stargard, kein Leben, insbesondre nicht auf industriellem, kommerziellem Gebiete. Denn Industrie kann nur blühen, wo eine dichte ländliche, ackerbautreibende Bevölkerung zur Abnahme der industriellen Erzeugnisse imstande ist. Selbst größere Städte wie Pasewalk, Anklam, Demmin haben eine irgendwie erhebliche Bevölkerungszunahme bei der letzten Volkszählung nicht aufweisen können.

Wenn man nun annimmt, daß eine Familie von acht bis zehn Köpfen bei einem Areal von zwanzig Morgen sich gut ernähren kann, so ist leicht zu berechnen, wie vielen Millionen im Osten ein Herd durch Ankauf von Großgrundbesitz vonseiten des Staates gegründet werden könnte. Durch eine derartige Maßregel würde dem notleidenden Großgrundbesitz noch am ehesten geholfen, indem manchem die Rettung eines Teiles seines ursprünglichen Vermögens ermöglicht würde. Wie viel andre guten Folgen würden aber an diese Maßregel sich wieder knüpfen! Der immer mehr zunehmenden Entvölkerung des Ostens würde zunächst vorgebeugt werden. Der Osten ist aber für den preußischen Staat immer einer der wichtigsten Teile gewesen. Von dort ist seine

Größe ausgegangen; von dort aus haben sich hauptsächlich jene Regimenter rekrutirt, deren Fahnen in den Entscheidungskämpfen der Sieg gefolgt ist. Bei der jetzigen politischen Lage ist der Osten das wichtigste Land; denn dasselbe soll das Bollwerk sein gegen das Überfluten und den Ansturm des Panslawismus. In nationaler Hinsicht muß daher die Stärkung der östlichen Provinzen der erste Gesichtspunkt sein; diese Stärkung wird aber zuerst in der Verdichtung der ländlichen, ackerbautreibenden Bevölkerung zu suchen sein. Eine der größten Thaten des deutschen Volkes wird immer die Kolonisation des Ostens bleiben. Möge an die Thaten des deutschen Ordens, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen mit modernen Mitteln, d. h. mit dem Gelde, angeknüpft werden!

Die zweite Folge der befürworteten Maßregel würde die Hebung der Landwirtschaft sein. Was die jetzige, zum großen Teile an dem Vorwiegen des Großgrundbesitzes krankende Lage der Landwirtschaft in volkswirtschaftlicher Hinsicht und für die Interessen der Bodenkultur zu bedeuten und welche Nachteile diese Lage im Gefolge hat, beweist z. B. eine einzige Nachricht in einem Berichte eines pommerschen Hauptvereins, wonach ein großes Gut fast dreiviertel Jahre ohne Besitzer, ohne sonstige Bewohner gewesen ist, bis endlich die Landschaft die Sequestration eingeleitet, das Inventar wieder angeschafft und so die Wirtschaft in Gang gebracht hat. Während in der Nähe der großen Städte, namentlich um Berlin herum, jeder Quadratmeter Raum kaum mit Geld aufzuwiegen ist, ist ein großes Besitztum in Pommern kaum des Aufhebens wert! Große Teile von Pommern und viele andre Striche in den östlichen Provinzen sind nicht allzu fruchtbar, sie bestehen aus leichtem Boden. Hier kann nur der Kleinbetrieb eine bessere Kultur des Bodens herbeiführen. Der Großgrundbesitzer ist bei den immer mehr versiegenden Einnahmequellen hierzu nicht imstande. Die besten Schläge werden bei der Bestellung bevorzugt, die leichten Außenschläge vernachlässigt oder ihre Beackerung gar allmählich eingestellt.

Eine weitere Folge der Ausführung dieses Vorschlages würde ein Entgegentreten gegen die zunehmende Übervölkerung der Städte und gegen das Zuströmen der Massen zu den Mittelpunkten der Industrie sein. Jeder Mensch möchte einmal selbständig werden; daher wird derjenige Beruf vorgezogen, in dem dieses Ziel am ehesten winkt. Alle die Größen der Industrie, die es zu Millionen gebracht haben, sind in ihre spätere Wirkungsstätte als arme Arbeiter oder Handwerker eingezogen. Den Zauberstab dieses Emporkommens kann jedweder in der Industrie, dies sagt er sich, in seinem Tornister tragen. Bei den jetzigen Besitzverhältnissen im Osten, die selbst tüchtigen und allmählich zu etwas Vermögen gelangenden Arbeitern die Seßhaftigkeit unmöglich machen, ist das Abströmen gerade der bessern und tüchtigern Elemente nur zu leicht erklärlich. Schon an dem immer akuter werdenden, durch keine sonstigen Mittel abwendbaren Arbeitermangel muß der Großgrundbesitz zu Grunde gehen.

Welche Folgen aber auf sozialem Gebiete an diese Maßregel sich knüpfen würden, braucht eigentlich kaum des Näheren erörtert zu werden. So edel, so human und so segensreich die zum Wohle der arbeitenden Bevölkerung wirkenden Gesetze sind, welche die Kranken- und Unfallversicherung betreffen, und denen sich hoffentlich bald die Invaliden- und Altersversorgungsversicherung anschließen wird, noch viel wichtiger und mehr soziale Gefahren ablenkend werden alle Maßregeln des Staates sein, die in Wiederbelebung der mosaischen Gesetzgebung eine richtige Verteilung des Grund und Bodens herbeiführen, das Interesse an der Landwirtschaft wieder beleben, ihr die überschüssigen Elemente zuführen, und deutlich vor Augen stellen, daß die richtige, gleichmäßige Beteiligung der Bevölkerung an der Kultur des Bodens die wichtigste Sorge des Staates sein und bleiben muß. Auch die jetzt so brennend gewordene Frage des ständigen Sinkens der landwirtschaftlichen Produkte hängt hiermit zusammen. Es ist klar, daß der Schaffung einer dichteren ländlichen, ackerbautreibenden, an der Konsumtion mehr als bis jetzt teilnehmenden Bevölkerung auch eine Steigerung des Wertes der ländlichen Produkte auf dem Fuße folgen wird. Von der richtigen Lösung der landwirtschaftlichen Frage, das lehrt die Geschichte von Anbeginn an, hängt das Wohl und Wehe des Staates ab. Die, wie oben befürwortet, deshalb in den Haushaltsetat jährlich einzustellenden, zu Besiedelungszwecken dienenden Millionen würden in Zukunft dem Staate einen unberechenbaren Vorteil bringen. Die Sache ist des Schweißes der Edeln wert! 



Der Kampf des Zentrums gegen die Staatsschule.



Seit Jahren hat Dr. Windthorst angekündigt, daß der Kulturkampf nur scheinbar sich bloß um die Freiheit der Kirche — er meint damit immer die römische Kirche — bewege, die Kirche habe noch einen andern Kampf mit dem Staate auszufechten, den Kampf um die Schule. Es war selbstverständlich, daß dieser Kampf sich um denselben Begriff kirchlicher Freiheit drehen sollte, der bei diesen Herren einmal eingeführt ist. Denn es ist bekannt, daß diese Freiheit nicht darin besteht, von andern in Ruhe gelassen zu werden, sondern darin, über die andern zu herrschen nach den Grundsätzen des mittelalterlichen Rechtes, im Namen der heiligen Kirche, die etwas viel höheres ist als der Staat.

Das Zentrum rechnet in diesem bevorstehenden Schulkampfe auf ähnliche Erfolge, wie sie in dem Kirchenkampfe über den deutschen Staat errungen worden

sind. Darum sind die Worte des römischen Pastors Lehnen aus der Eifel und des Dr. Windthorst auf der Trierer Katholikenversammlung so siegesgewiß und freudig. Die Schulaufsicht soll wieder durch Aufhebung des mühsam zu stande gekommenen Aufsichtsgesetzes vom 11. März 1872 den Priestern als den gebornen und göttlich bevollmächtigten Leitern der Schulen zurückgegeben werden, die nicht im Auftrage des Staates handeln, sondern im Auftrag der Kirche. Der römische Religionsunterricht geht den Staat nichts an, ebensowenig die Erziehung und Wahl der Religionslehrer. Überhaupt soll der Staat zu fühlen bekommen, daß er nur mit Unrecht der Schulherr geworden ist, daß er vielmehr sein Schulrecht an die Familie abgeben muß, und daß der Vertreter der Familie niemand anders sein kann als die Kirche.

Das ist der echte katholische Grundsatz. Wie er sich im einzelnen begründet, ist zwar gleichgiltig dem Sinne nach, aber lehrreich in geschichtlicher Beziehung. Eine große Rolle spielt dabei das Wort im Evangelium Johannes 21, 15. In diesem später angefügten Anhang zum Evangelium wird Jesu das bekannte dreimalige Gebot an Petrus in den Mund gelegt: Weide meine Lämmer, hüte meine Schafe u. s. w. Hieraus soll nach den katholischen Gelehrten sonnenklar hervorgehen, daß die ganze Erziehung von unten bis oben von Christus nicht dem Staate, sondern Petrus und seinen römischen Nachfolgern übertragen worden sei, die natürlich die Geistlichen, da sie selbst nicht überall schulmeistern können, dazu benutzen und anstellen. Darnach ist es also sinnlos, daß der Staat sich ein Erziehungsrecht angemaßt hat, nach biblisch-römischen Auslegungskünsten kann er so Großes nicht leisten, er sollte sich darauf beschränken, der römischen Kirche die irdischen Mittel reichlich darzubringen, die das Schulwesen erfordert.

Wie gesagt, der Gebrauch dieser Bibelstelle ist eine gleichgiltige Sache für den, der zwischen Petrus und der christlichen Kirche einen Unterschied festhält, der Nachfolger Petri nicht kennt und praktische Verhältnisse nicht nach dem Johannes-Evangelium regeln will. Aber es ist ihm wichtig, wie tief oft Unterschiede in der Auffassung heutiger Dinge, in diesem Fall des heutigen Unterrichts, in die Wurzeln menschlichen Vorstellens hinabreichen. Denn offenbar hängt die zu fassende Ansicht von dem Staatsschulwesen mit der so sehr schwierigen Auffassung des ganzen Staatsbegriffs und des Staatszweckes insbesondre zusammen, und darauf wird die Debatte im Landtage, wenn sie gründlich geführt wird, notwendig zurückkommen müssen.

Bevor wir uns aber auf diese abstrakten Dinge einlassen, fragen wir nach den vorläufigen Aussichten, die der parlamentarische Schulkampf bei uns haben dürfte. Wie ist der jetzige Zustand des Staatsschulwesens? Ist er schon hinlänglich in den Vorstellungen und Gemütern der Mehrheit befestigt? Ist er wirklich so, daß der Staat die kirchlichen Wünsche durch sein Schulwesen verletzt? Läßt sich leicht darauf eine Agitation des Zentrums begründen, die dem Staat bedrohlich erscheinen müßte bei gewissen äußern oder innern Verwicklungen,

sodaß der preußische Staat auch darin, wie in den Kirchenbestimmungen, den Interessen Roms entgegenkommen würde, bloß weil er annimmt, daß eine friedlichere Stimmung von Millionen von Staatsbürgern, ohne wesentliche Rechte des Staates zu schädigen, über Klippen der Zukunft hinweghelfen werde? Das sind realistische Fragen, die, wie alle solche Fragen, so weit sie Zukünftiges betreffen, sich nur vermutungsweise beantworten lassen.

Die preußischen Schulverhältnisse sind bekanntlich nur zum Teil gesetzlich festgestellt; das Meiste ruht bloß auf alter Praxis der Verwaltung, und so ist es auch anderwärts der Fall, wie natürlich.

Die gesetzliche Grundlage des preußischen Schulwesens ist freilich ziemlich früh gelegt: schon 1763 in dem General-Land-Schulreglement des alten Fritz. Sodann mehr in rechtlichen Formen im Allgemeinen preußischen Landrecht von 1794, II, 12, wo es § 1 heißt: Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates, die nur mit Vorwissen und Genehmigung des Staates errichtet werden sollen. § 9. Alle öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten stehen unter Aufsicht des Staates und müssen sich den Prüfungen und Visitationen desselben zu allen Zeiten unterwerfen. § 11. Kinder, die in einer andern Religion, als welche in der öffentlichen Schule gelehrt wird, nach den Gesetzen des Staates erzogen werden sollen, können dem Religionsunterricht in derselben beizuwohnen nicht angehalten werden. § 12. Gemeine Schulen (Volksschulen) stehen unter der Direktion der Gerichtsobrigkeit eines jeden Ortes, welche dabei die Geistlichkeit der Gemeinde, zu welcher die Schule gehört, zuziehen muß. § 15. Die Obrigkeit und der Geistliche müssen sich nach den vom Staate erteilten oder genehmigten Schulordnungen richten und nichts, was denselben zuwider ist, eigenmächtig vornehmen und einführen. § 16. Bei Zweifeln muß der geistliche Vorsteher der Behörde, die das Schulwesen der Provinz leitet, Anzeige machen. § 22. Die Bestellung der Schullehrer kommt in der Regel der Gerichtsobrigkeit zu. § 25. Jeder neu anzunehmende Schullehrer muß dem Kreisinspektor oder Erzpriester angezeigt werden. § 38. Kein Mitglied der Gemeinde darf sich wegen Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses dem Beitrage zur Unterhaltung der Schulgebäude entziehen. (§ 43. Schulpflicht nach zurückgelegtem fünften Jahre.) § 46. Der Schulunterricht muß so lange fortgesetzt werden, bis ein Kind, nach dem Befunde seines Seelsorgers, die einem jeden vernünftigen Menschen seines Standes notwendigen Kenntnisse gefaßt hat. § 49. Der Prediger des Ortes ist schuldig, nicht nur durch Aufsicht, sondern auch durch eignen Unterricht des Schulmeisters sowohl als der Kinder zur Erreichung des Zweckes der Schulanstalten beizutragen.

Sodann heißt es in der Verfassungsurkunde von 1850, Art. 14: Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen, unbeschadet der Religionsfreiheit zu Grunde gelegt. Art. 22: Unterricht zu erteilen und Unterrichtsanstalten zu

gründen und zu leiten steht jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat. Art. 23: Alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter der Aufsicht vom Staate ernannter Behörden. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte und Pflichten der Staatsdiener. Art. 112: Bis zum Erlaß des im Art. 26 vorgesehenen Gesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen.

Da durch diese letztere Bestimmung und das Ausbleiben des verheißenen Unterrichtsgesetzes wieder ein gewisses Schwanken über die Schulaufsicht eingetreten war, wurde durch Gesetz vom 11. März 1872 verfügt: 1. Unter Aufhebung aller in einzelnen Landesteilen entgegenstehenden Bestimmungen steht die Aufsicht über alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate zu. 2. Demgemäß handeln alle mit dieser Aufsicht betrauten Behörden und Beamten im Auftrage des Staates. 3. Unberührt durch dieses Gesetz bleibt die den Gemeinden und deren Organen zustehende Teilnahme an der Schulaufsicht.

Die wenigen gesetzlichen Bestimmungen über höhere Schulen sind in dem Allgemeinen preußischen Landrechte den obigen ähnlich gehalten.

Die Verwaltung des preußischen Schulwesens von der Zentralinstanz im Ministerium bis zu den Kreis- und Lokalschulinspektoren hat sich auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen entwickelt. Natürlich ist dabei die Absicht des jedesmaligen Ministers von Wichtigkeit, aber die Verschiedenheiten der Verwaltung sind geringer geblieben, als man vermuten könnte. Das entspricht unsrer monarchischen Verfassung und der überall vorangestellten sachlichen und würdigen Behandlung so wichtiger Angelegenheiten, die sich zum Experimentiren am wenigsten eignen.

Man muß die Nachweise dieser Verwaltung im preußischen Schulwesen in Sammlungen für das niedere und höhere Schulgebiet verfolgen, wie wir sie von Rönne, Wiese-Kübler, Schneider rc. besitzen.

Aus allem geht hervor, daß im Grunde die Schule vom Staate regiert und verwaltet wird, daß aber in Wirklichkeit der Staat dabei eine weitgehende Rücksicht auf die bürgerliche Gemeinde, die Kirche, die Patrone nimmt, und die Mitwirkung der Kirche zum Besten der Erziehung in Bezug auf die Bildung der Lehrer, Aufsicht über den Religionsunterricht und die Schule überhaupt in ausgedehnter Weise in Anspruch nimmt. Dadurch hat die Kirche entsprechenden Einfluß.

Die Volksschule ist bei uns in der Regel als konfessionelle Schule eingerichtet, nur ausnahmsweise simultan, nämlich da, wo aus Mangel an Mitteln die konfessionelle Teilung ein ungenügendes Schulwesen ergeben würde. Diese Einrichtung konfessioneller Schulen galt eine Zeit lang als den alten preußischen Bestimmungen widersprechend. Selbst bedeutende Männer hatten sich der

Gneistschen Broschüre gegen die Konfessionsschule angeschlossen. Gegenwärtig ist diese Ansicht nicht mehr zu halten. Bierling hat sie in seiner Schrift: „Die konfessionelle Schule in Preußen und ihr Recht" (1885) als unrichtig erwiesen.

Die Pädagogen sind, wenn sie nicht zugleich die Schule für politische Absichten in Anspruch nehmen, grundsätzlich für konfessionelle Schulen eingenommen, wenigstens was die Volksschule betrifft, in der sich einesteils die Unterrichtsfächer noch wenig sondern lassen, anderteils auch Erziehung und Unterricht noch sehr miteinander vermengt sind. Auf den höhern Schulen die Teilung auf den Religionsunterricht zu beschränken, ist schon eher zu billigen, ja meist nicht zu umgehen, wiewohl auch da die Lehrer möglichst zu einer einzigen Konfession gehören. Also auch hier haben wir keine rein staatlichen Einrichtungen in den Schulen, sondern staatlich-kirchliche unter der Ägide des Staates.

Die Aufsicht über die Schulen ist, wie erwähnt, ebenso gemischt. Die Seminarien, aus denen die Elementarlehrer an niedern und höhern Schulen hervorgehen, sind konfessionell getrennt und der kirchliche Einfluß spielt in ihnen eine bedeutende Rolle; die Direktoren sind meist Geistliche, auch die Examinatoren. In höhern Schulen haben Bischof und Generalsuperintendent die Revision des Religionsunterrichts, auch die Kontrole der religiösen Lehrmittel und der Religionsprüfung der Abiturienten. Die Religionslehrer wählt dem Namen nach der Staat aus den approbirten Geistlichen, thatsächlich hat er oft keine Wahl, hat auch nicht die Möglichkeit, einen katholischen Religionslehrer zu halten, wenn er nicht ein völlig dem Kollegium angehöriger Gymnasiallehrer ist.

In allen diesen Dingen scheint die kirchliche Natur des Religionsunterrichts so reichlich anerkannt, daß der Staat eher auf Anerkennung der Kirchen sollte rechnen können, als auf Bekämpfung. In der evangelischen Kirche herrscht denn diese Gesinnung auch durchweg. Zwar empfanden es einige evangelische Geistliche lutherischer Richtung unangenehm, daß sie im Jahre 1872 ihre beschwerliche Lokalaufsicht über die Schule, für die sie meist nicht einen Pfennig Gehalt beziehen, im Auftrage des Staates zu üben hätten, nicht kraft pfarramtlicher Vollmacht. Aber sie ließen sich bedeuten, daß dies Gesetz doch nur den gesetzlichen alten Paragraphen des Allgemeinen preußischen Landrechts einen klareren Ausdruck gebe und nichts neues lehre, und ihre kirchliche Behörde forderte sie geradezu auf, ihr Schulaufsichtsamt im Interesse der Kirche beizubehalten.

Allerdings wurden hie und da den Geistlichen vom Staate die Aufsichtsrechte über das Lokalschulwesen und das Kreisschulwesen entzogen und weltliche Inspektoren dafür eingesetzt. Aber meist waren national-politische Gründe maßgebend, solche Schulinspektoren im Hauptamte anzustellen. Daher traten sie besonders in Posen und Oberschlesien auf, auch in katholischen Gegenden am Rhein, wo der Kulturkampf am heftigsten wütete. Die Regierung zeigte stets die Neigung, überall, wo sich die Geistlichen wieder etwas beruhigten und ihr Schulamt nicht mehr zur Verhetzung gegen den „Racker" von Staat benutzten,

den Geistlichen wenigstens die Lokalaufsicht wieder zu verleihen. Wir haben schon traurige Klagen aus den Kreisen der Staatsbeamten darüber gehört, daß man hie und da in Vertrauensseligkeit auch unzuverlässigen Lokalschulinspektoren wieder ihr Geschäft ermögliche und sie dadurch noch übermütiger mache. Es lassen sich eben beim besten Willen solche Mißgriffe nicht vermeiden. Sie sind auch nicht die Folge zu weit getriebener Zentralisation, wie man zuweilen gemeint hat. Denn jene Entscheidungen ruhten gewöhnlich auf Gutachten örtlicher Organe. Es giebt eben in allen örtlichen Verhältnissen Personen, die, urteilslos und kurzsichtig, die Dinge anders sehen, als sie sind.

Es läßt sich nun mit Gewißheit annehmen und aus der Literatur nachweisen, daß sich in Preußen eine überwiegende Zahl von Männern findet, die mit der bestehenden gesetzlichen Grundlage unsers Schulwesens und den Fortschritten, die es in diesem letzten Menschenalter infolge der Verwaltung des Staates gemacht hat, durchaus zufrieden sind. Nicht umsonst haben wir selbst uns verglichen mit unsern anderswo gebildeten Genossen, nicht umsonst haben wir die Anerkennung des heimischen Schulwesens bei den Ausländern gelesen. Es wird dem Zentrum nicht so leicht werden, wie es den neubackenen Maigesetzen gegenüber war, die größeren Kreise zu überzeugen, daß die Schulverwaltung des Staates, wie sie in Preußen jetzt ist, ein seelenmörderischer Zustand sei, den ein katholischer Christ nicht länger ertragen dürfe. Aber wir werden uns vor allem Absprechen hüten müssen, wenn ein so fähiger Volksredner wie Dr. Windthorst die Masse der römischen Gläubigen bearbeitet. Wie gut weiß er gleich die Frauen, diese „unabsetzbaren Schulinspektoren," in das Interesse zu ziehen! Wir wollen die Dinge abwarten. Es wird heißen, die Schule sei „unchristlich," oder sie bilde „indifferente" Menschen, so lange der Staat mit ihr etwas zu thun habe. Wir haben das schon bisher gehört, aber die Erfahrung lehrt, daß in unsern Staatsschulen auch über- und abergläubige Fanatiker in Fülle aufwachsen, mit denen die Bischöfe ihre liebe Not haben. Auch haben wir nie gehört, daß in Spanien, im päpstlichen Rom, in Belgien, in den Schulen der frères ignorantins infolge der ausgezeichnet katholischen Natur ihrer Lehrer und Einrichtungen so musterhafte Menschen aufgewachsen wären. Wir glauben fest, es werden nur ganz ungebildete Männer sein, die den Geistlichen glauben, wenn sich die Staatsverwaltung um die katholischen Schulen nicht mehr kümmerte und alles den Geistlichen überließe, würden die Schüler mehr lernen als jetzt und tugendhafter und frömmer werden. Selbst in Belgien, wo ein ähnliches Experiment vom ultramontanen Ministerium in den letzten Jahren gemacht worden ist, hat man das nicht geglaubt, aber die Sache hatte für den Städter (bourgeois) den einleuchtenden Vorteil, daß sie weniger Geld kostete. So sind denn Hunderte von Schulen für das Volk untergegangen. Die Folgen werden schon kommen, oder vielmehr sie sind schon sichtbar geworden, aber wir überlassen ihre Würdigung billig den Belgiern selbst.

Bei der großen Unwahrscheinlichkeit, daß die Schulgelüste des Zentrums eine Mehrheit in unsern Parlamenten finden werden, ist man versucht zu glauben, wir hätten in jenem Schulkampfe nur wieder ein Beispiel des Hasses gegen den Staat, der bisher das Zentrum beseelte und nach neuen Anlässen seiner Bethätigung sich umsehen mußte. Aber es ist nicht nötig, daß wir in diesem Hasse den vorherrschenden Beweggrund der neuen Kampfeswendung finden. Der Beweggrund liegt, wie schon angedeutet wurde, zum großen Teil in der katholischen Ansicht vom Staate. Wir müssen etwas näher auf diesen Punkt eingehen.

Wir sprechen vom Staate erst dann, wenn sich in einer landsässigen Gesellschaft eine höchste unabhängige Macht gebildet hat. Daß diese Macht Ordnung und Recht in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft zu schützen habe, wird kaum irgendwo bestritten. Von hier an aber gehen die Ansichten auseinander. Die einen beschränken die Aufgabe des Staates auf dieses Stück, das Recht zu hüten. Was sich sonst in der Gesellschaft regt, der Trieb nach Gesundheit, Wohlstand, Bildung, Seligkeit, soll den Staat nichts angehen; er soll das der Gesellschaft selbst überlassen und nur dafür sorgen, daß das gemeine Recht nicht verletzt werde. Dies ist die Theorie, die in dem Staate eine „Brandkasse" oder einen „Nachtwächter" sieht. Man kann sie nirgends durchführen, schon weil die Gesellschaft kein allgemeines Recht irgendwie zur Verfügung hat, sondern jedes gesellschaftliche Verhältnis, Familie, Gemeinde, Erwerbsinstitut, Handel, Kirche, ein Recht für seine Interessen erzeugt und weiterbildet. In diese Rechtsbildung einzugreifen im Interesse des Ganzen ist eine nicht abzuweisende Aufgabe des Staates, und das geht nicht ohne „Einmischung" ab. So kommt man denn zu einer andern Theorie vom Staate, die man Wohlfahrtstheorie nennt, und zu einer dritten, die man die Sittlichkeitstheorie nennt, welche dem Staate die Aufgabe stellt, die Gesellschaft schließlich zu sittlicher Freiheit zu erziehen.

Man begreift, daß die Theorie bei dieser Zerpflückung des Staatsbegriffs nicht stehen bleiben konnte. Man sagte mit Savigny, der Staat sei eine Totalität, die leibliche Gestalt der ganzen Volksgemeinschaft. Weder wirtschaftliches, noch gesellschaftliches, noch Bildungsleben ist vom Staate ausgeschlossen, aber das Recht ist überall die Form seines Wirkens, nicht das unregierbare Innere der Gesinnung, nicht das Individuelle, sondern das, was sich gemeinsam ordnen läßt, und wie der Staat mehr das Unrecht verhindert als das Rechte stiftet, so will er erst da positiv eingreifen, wo kleinere, in ihm befindliche Korporationen oder Gesellschaften die Verhältnisse und Aufgaben nicht oder nicht genügend bewältigen können. Somit ist dem Staate ein allseitiges Leben und eine gewisse Entwicklungsfähigkeit gesichert. Vor allem, er bleibt ein sittliches Wesen; er weiß, was das Leben wertvoll macht, was gut und schön ist, was zur sittlichen Bestimmung des Menschen dienlich ist, wie Meyer sagt, er hat ein Gewissen.

Wir haben das so harmlos hingeschrieben, ohne uns unterwegs zu unterbrechen, und wir sehen in der That, daß die Staatsrechtslehrer unsrer Tage zu keinem wesentlich andern Ergebnis kommen. Nur verschiedne Gründe in der Einwirkung des Staates auf die gesellschaftlichen Interessen kommen vor. Die Fortschrittspartei will dem Staate viel weniger Einwirkung zugestehen als die konservative. Aber ein grundsätzlicher Gegensatz findet nicht mehr statt.

Nur die katholische Theorie hat in einem Punkte eine völlig abweichende Stellung, sie schreibt dem Staate zwar in Beziehung auf Recht und Wohlfahrt gewisse, nicht unbedeutende Aufgaben zu, spricht ihm aber in allen Dingen, die die katholische Kirche besorgen soll, jegliche Einsicht und daher jede Befugnis selbständigen Einwirkens ab. Wie Mejer sagt, wird die Überzeugung des Staates, er habe auch ein „Gewissen," von einem ultramontanen Schriftsteller eine „unchristliche" Überzeugung genannt.*) Die Kirche soll dem Staate als Ersatz des Gewissens dienen. Wie es kommt, daß die katholische Theorie den Staat erst zu einem nicht-sittlichen Wesen erniedrigt, um ihm daraufhin nicht bloß die kirchlichen Dinge, sondern auch die Erziehung zu entreißen, das ist nicht schwierig zu erkennen.

Es ist zwar unrichtig, daß die katholische Richtung den Staat als solchen gering schätze. Sie kann den Staat auf keine Weise entbehren, weil die Behütung des Rechtes erst das Zusammenleben der Gläubigen möglich macht. Sie nennt den Staat in gewisser Beziehung nach Röm. 13 eine göttliche Einrichtung, wenigstens in abstracto und sofern er der Kirche zu willen ist. Gleich nach dem erlösenden Auftreten christlicher Kaiser im römischen Reiche wurde sogar der christliche Kaiser ein Apostelgleicher und Gottgleicher genannt. Aber der Unterschied zwischen Kirchlichem und Profanem war einmal so tief eingeprägt, daß es nie wieder zur vollen Würdigung des staatlichen Elements in dem katholischen Denksystem kommen konnte. Der Staat hat nach dieser Auffassung durchweg der Kirche zu gehorchen (Friedbergs Kirchenrecht S. 31), er hat ihr die Pflege aller ideellen Interessen, also auch der Schule, zu überlassen und sich auf die der materiellen, die doch nur den ersteren dienstbar sein können, zu beschränken. Denn der Staat ist an und für sich sündig, kein Erzeugnis Gottes selbst, sondern ein Produkt menschlichen Hochmuts, wie Gregor VII. es als allgemein bekanntes Ergebnis der Geschichte hinstellt; der Teufel war dabei thätig. Nach Thomas hat der Staat ebenso durch die Kirche Leben und Wirksamkeit, wie der Leib durch die Seele. Die römischen Geistlichen stellen nach dem amtlichen Katechismus (II, 2) Gott auf Erden dar, „sie werden daher mit Recht Engel, auch Götter genannt," aber der Laie versteht davon nichts und der Staat erst recht nichts. Wie sollte er denn etwas von Religion und Sittlichkeit verstehen? wie könnte er sich anmaßen, Schulen zu regieren? Er kann

*) Mejer, Die Naturgeschichte des Zentrums, 1882, S. 31.

überhaupt nur ad nutum et patientiam sacerdotis thun, was er thut, ganz gewiß in denjenigen Angelegenheiten, die mit dem Heil der Seelen zusammenhängen, wie die Erziehung.

Man darf also in dem neuen Schulkampfe nichts neues und unerhörtes sehen; es ist den Katholiken von Jugend auf geläufig, die Grundsätze so zu fassen. Der Staat hat bei uns die Wirklichkeit anders gestaltet. Aber der Widerspruch der Kirche bleibt, und es regt sich jetzt aufs neue in der römischen Kirche das Streben, auch auf diesem Erziehungsgebiete den gottlosen Staat zu beseitigen.

Wir Protestanten haben durch die Wiederherstellung der alten christlichen klassischen Literatur uns befreit von der Idee der mittelalterlichen Kirche, und der Gegensatz vou Geistlichen und Laien ist uns vernichtet. Kein Studium der Theologie, keine Ordination erhebt bei uns den Menschen zu neuen Offenbarungen und göttergleicher Höhe. Kein andres Organ giebt es, Gottes Gebote zu verstehen, als die gewissenhafte gemeinschaftliche Forschung, die jetzt fast neunzehn Jahrhunderte lang arbeitet und im wesentlichen einig ist über das, was das christlich Gute besagen will. Der Staat ist uns weder ein mystisches Wesen göttlicher Art, noch ein „Racker," sondern eine gottgewollte Einrichtung zur Verwirklichung aller nationalen Zwecke, die sich in rechtlicher Form verwirklichen lassen. Die Bildung der Staatsangehörigen ist dabei ein wichtiger Gesichtspunkt, weil ohne Bildung des Erkennens, Fühlens und Wollens weder der Einzelne, noch die Verschmelzung der Einzelnen sittliche Zwecke mit Bewußtsein verfolgen kann. Da der Staat alle Einzelnen umfaßt, und nur Einzelne handeln können, so ist nicht abzusehen, wie es ihm an Personen gebrechen kann, die seine Bildungszwecke aufs beste erkennen und verwirklichen. Er wird daher, wenn irgend jemand, das Bildungswesen organisiren können, wie es organisirt werden kann. Er kann nicht predigen und nicht schulmeistern, wie er auch nicht Stiefel macht. Aber er kennt die Bedürfnisse der Bürger, auch das Bedürfnis der Anbetung und Gottesverehrung, wie das der Bildung und der Freiheit, und kennt es, wie gesagt, aus denselben Quellen wie ein Papst und ein Konsistorialrat und ebenso gut wie diese, weil es keine besondern, ihm unzugängliche Quellen der Weisheit giebt. Es giebt viele Gebiete, auf denen der Staat, wenn er auch dem Namen nach allmächtig ist, sich bescheidet, er steht stille vor dem Heiligtum der innersten Überzeugung und des Glaubens, er will weder zum Glauben noch zur Heiligkeit zwingen, tausend Dinge kann er nur mittelbar fördern. Aber er will selbst die Grenzen seiner Wirksamkeit feststellen und sich nicht von andern befehlen lassen. Gern bedient er sich zur Förderung der nationalen Zwecke der Hilfe, die ihm die Kunst, die Wissenschaft, die Kirchen bieten — und diese alle sind nicht staatlich zu beherrschen, sondern nur zu pflegen —, aber er begiebt sich nirgends des Urteils darüber, ob diese Hilfe im Zusammenhange des Ganzen richtig eingeflochten ist. Nicht jede Kunst wird

er pflegen, aber auch keine verbieten. Jakobi erzählt (nach einem Buche Miracles de Notre Dame de Lourdes S. 85), „daß eine Anzahl von Studenten, welche vor einem Examen die Vorsicht angewandt hatten, ihre Feder in die Wunderquelle von Lourdes zu tauchen, alle im Examen bestanden, verschiedne mit besondrer Auszeichnung und gerade wegen der Arbeiten, die sie mit solchen Federn geschrieben hatten.“ Sollte unser preußischer Staat eine Wissenschaft oder ein Schulwesen pflegen, das in solcher Weise die Kultur der Abiturienten fälschte? Er wird es schwerlich thun. Ein andres ist es, ob er es duldet, daß andre sich so einrichten. Wenn ein Vater seine Familie im Geiste von Liebknecht-Bebel erzieht, so mag der Staat ihm die Verantwortlichkeit überlassen, eine Kirche kann innerhalb ihrer Wände nicht wohl gehindert werden, die Moral Gurys ihren Seminaristen einzuprägen. Familie und Kirche sind eben Vereine, die ihre Rechte haben. Aber die Schule ist kein Verein, sondern eine Einrichtung, die, wenn sie öffentlich heraustritt, der Staatsordnung anheimfällt nach der Natur des Staates und nach geltendem Rechte, wie wir gesehen haben.

Es wird ein lehrreicher Kampf sein, den Dr. Windthorst und die Seinen, Herren und Damen, gegen die Schule des Staates vorhaben. Wir haben gezeigt, daß eine eigentliche Staatsschule, im Gegenwirken gegen die Kirchen und mit Ausschluß derselben, bei uns nicht besteht, es ist ein den lebendigen Bedürfnissen der Gesellschaft angepaßtes gemischtes System unter Leitung und Verwaltung des Staates und Mitwirkung der Kirchen. Wir haben ferner gezeigt, daß nur nach katholischem Staatsbegriff dem Staate zur Leitung der Schulen die Befugnis und Befähigung abgesprochen werden kann, und haben nicht verhehlt, daß dieser katholische Begriff vom Staate nach unsrer Meinung heute wenig Aussicht hat, allgemeine Geltung zu erringen. Wir wollen daher nicht den Fall schon jetzt ernstlich erwägen, daß die Nachtwächteridee des Staates im Sinne Dr. Windthorsts siegt, das Schulwesen den Bischöfen anheimfällt und der Justizminister auch den Kultus und die Schule mitbesorgt. Das kann uns später noch immer beschäftigen, wenn es der Mühe wert ist.



Hiddensee.



Von der zahllosen Schar der Reisenden, die alljährlich Rügen aufsuchen, machen verhältnismäßig wenige bei dem merkwürdigen Eilande Halt, welches, durch einen schmalen Sund von der Hauptinsel getrennt, in langer Ausdehnung von Norden nach Süden sich hinzieht und nur mühsam den Kampf mit den Meereswogen besteht: bei Hiddensee. Wer der Sommerfrische oder des Bades wegen sich

Rügen zum längeren Aufenthalt erkoren hat, läßt sich an dem östlichen Rande der Insel nieder, wo herrliche Waldungen die weithin leuchtenden Kreidefelsen bedecken, oder die Uferdünen den weichen, sandigen Badestrand gewähren; aber auch wer nach Touristenweise im Fluge die Insel durchstreift, verabsäumt in der Regel jene westliche, abseits gelegene Ecke zu berühren, die freilich dem lieblichen Uferrande der Stubbnitz und der Granitz nicht zu vergleichen ist und auch an Arkonas Größe nicht heranreicht. Zudem ist der Zugang zu dem Eilande ein wenig unbequem und zeitraubend, und der kleine Gasthof, der einzige der Insel, gewährt zur Zeit nur wenigen Fremden ein Unterkommen. So begnügt sich denn der Durchschnittstourist, von dem Dampfschiffe aus, welches von Stralsund in eiliger Fahrt den Reisenden in den Jasmunder Bodden hinein bis an die Schwelle der Stubbnitz trägt, mit seinem Glase zunächst die niedrigen Fischerhäuser, die allmählich aus dem Meere aufzutauchen scheinen, dann den zu ansehnlicher Höhe sich erhebenden nördlichen Uferrand der Insel zu besichtigen, unter dessen Schutze in anmutiger Lage das Pfarrdorf Kloster gelegen ist, so genannt von der Gründung der Cisterzienser, die sich im Jahre 1297 an wohlgewählter Stelle hier niederließen. Immerhin aber ist es der Mühe und der Zeit wert, auch diesem westlichen Vorlande, welches wie ein Außenwerk den Felsenburgen des festländischen Rügens vorgelagert ist, einen Besuch abzustatten. Eine herrliche Aussicht lohnt den Wanderer, der auf bequemem Wege den Dornbusch — so nennt man wohl das nördliche, hügelige Felsenplateau — erstiegen und etwa am Nordrande auf dem beherrschenden Hügel, dem Platze des demnächst zu erbauenden Leuchtturmes, seinen Standpunkt genommen hat. Im Norden, so weit das Auge reicht, das offene Meer, links im Westen die leuchtenden Kreidefelsen der dänischen Insel Mön; östlich beinahe die ganze Insel Rügen, zunächst die Halbinsel Wittow mit ihren tiefen Buchten und Arkona, dann langgedehnt und hochragend die Stubbnitz, weiter zurück, beinahe in der Ferne verschwimmend, das Jagdschloß des Fürsten zu Putbus in der Granitz, mehr im Vordergrunde die Marienkirche zu Bergen und unweit davon der Rugard mit dem Arndtdenkmal; im Süden aber die ganze langgestreckte, ausgezackte und baumlose Fläche der Insel selbst mit ihren Dörfern Vitte und Plogshagen, sodann in weiter Ferne die Kirchtürme von Stralsund und im Südosten der Turm der Marienkirche zu Barth. Die Felsen aber, auf denen man steht, erzählen mit ihren erratischen Blöcken und ihrem Feuersteingeröll eine lange Geschichte, während die Flora des Uferstrandes und des darüber sich erhebenden hügeligen Haidelandes, das übrigens durch unlängst angelegte Tannenschonungen sich zu beleben beginnt, nicht nur dem Auge erfreulich ist, sondern auch dem Botaniker seltene Schätze spendet. Endlich findet auch der Freund urwüchsiger und origineller Menschennatur seine Rechnung. Allein über das alles hat neuerdings Johannes Trojan gehandelt einem „Hiddensoë“ betitelten Aufsatze der „Kleinen Bilder“ (Berlin 1887, zuerst in der National-

zeitung 1886 erschienen), der geistvoll und launig die Eigenart des Landes und seiner Bewohner zur Anschauung bringt. Hier soll nur von dem seltsamen Namen der Insel die Rede sein, der zu allerlei Betrachtungen Anlaß bietet. Von echtdeutschem Klange, tritt er uns doch fremdartig genug entgegen, und nach einer Deutung desselben sehen wir uns vergebens um.

Was zunächst die Schreibungen des Wortes betrifft, so teilt G. v. d. Lancken bei Ersch und Gruber folgende Formen als noch jetzt oder ehemals gebräuchliche mit: Hythim, Haddescha, Hythims-Ö, Hyddens-Ö, Hudentze, Hithinsö, Hiddensehe. Dazu würde man noch das in Goethes „Sprüchen in Prosa" (Bd. 19, Hempel, S. 156) gebrauchte Hiodensee anführen können, wenn es nicht klar wäre, daß hier ein Schreib- oder Lesefehler des Dichters vorliegt. „Liebes gewaschenes Seelchen — heißt es hier — ist der verliebteste Ausdruck auf Hiodensee."*) G. v. Loeper, der in längerer Fußnote die Angabe des Dichters im allgemeinen bestätigt und auf Ausdrücke, die noch jetzt auf der Insel gangbar sind, zurückführt, setzt dabei Hiddensee gleich Hythimsö und erklärt dieses als Hütteninsel. Das ist sicherlich verkehrt, aber bei andern findet sich nichts besseres. Förstemann stellt in seinem Namensbuche Hiddensö, was ja selbstverständlich ist, als die Grundform fest, und wirft die Frage auf, ob der Name nicht etwa dänischen Ursprunges sei. Auch Andresen in der „Volksetymologie" läßt sich auf eine vollständige Erklärung des Wortes nicht ein. Selbst Otto Fock, der gründliche Kenner der baltischen Geschichte, erwähnt in seinem trefflichen Werke: „Rügensch-Pommersche Geschichten" gelegentlich nur soviel, daß die Insel insula Hythis oder Hythim bei Saxo, Hedinsey in der Knytlingasaga genannt werde. Die gangbaren geographischen Handbücher endlich geben wie die Reisebücher den Namen in der einen oder andern der bekannten Schreibungen, übergehen aber, soviel ich sehe, die Deutung oder geben unbrauchbare Erklärungen, wie sich z. B. in einem der sogenannten Fremdenführer die Bemerkung findet, Hiddensee, d. h. Hiddensö, stamme von dem dänischen Worte Hidda, welches Hütte bedeute.

Und doch ist die Sache einfach genug. Saxo Grammaticus erzählt nämlich im fünften Buche seiner dänischen Geschichte, daß Hithinus und Hoginus, beide Vasallen des mächtigen Dänenkönigs Frotho, der eine ein jütischer, der andre ein norwegischer Häuptling, sich apud insulam Hithinsoe gegenseitig im Kampfe getötet hätten. Auch in den spätern Büchern des genannten Werkes, in welchen die Eroberung Rügens durch die Dänen dargestellt wird, spielt die insula Hithini als Landungsplatz, Rhede- und Flottenstation eine nicht unwichtige Rolle. Denn nicht insula Hythis oder Hythim, welches die ältern Ausgaben bieten, sondern insula Hithini ist zu lesen, was denn auch von A. Holder in seiner

*) In manchen Ausgaben ist übrigens der Fehler von den Herausgebern beseitigt. Fragt man nach der Quelle der Bemerkung, so liegt es nahe, an Kosegarten zu denken, mit dem ja der Dichter in brieflicher Verbindung stand.

kürzlich erschienenen Ausgabe des Saxo (Straßburg, bei Trübner, 1886) überall hergestellt ist. Dem Hithinsoe des Saxo entspricht die von der Edda und der Knytlingasaga überlieferte Namensform Hedinsey.

Hithinus, so berichtet Saxo, ein Jüngling von schmächtiger, aber ausnehmend schöner Gestalt, und Hilda, die Tochter des Jütenkönigs Hoginus, d. h. Högni, waren, noch ehe sie einander mit Augen gesehen hatten, durch den bloßen Ruf ihres Namens in gegenseitiger Liebe entbrannt. Als sie dann aber einander ansichtig geworden waren, konnten sie nimmer die Blicke von einander wenden. Hithin erhielt auch die Einwilligung Högnis zur Ehe. Aber bald sagte man ihm nach, er habe die Verlobte noch vor der Vermählung verführt, „was damals allen Völkern ein Greuel war." Högni, der solchen Verleumdungen Glauben schenkte, überzog den Eidam mit Krieg, wurde jedoch besiegt und floh in sein Reich nach Jütland zurück. Nun macht der König Frotho auf Grund der von ihm erlassenen Friedensgebote einen Sühneversuch; da er aber sieht, daß der Jütenherzog gegen alle Mahnungen taub bleibt, vielmehr seine Tochter nur umso heftiger zurückfordert, gestattet er die Fortsetzung der Fehde als das einzige Mittel, den Streit beizulegen. Nach längerem Kampfe sinkt Hithin schwer verwundet zu Boden, findet jedoch wider Erwarten Gnade. Denn der Sieger hat Mitleid mit der Schönheit und der Jugend seines Gegners und scheut sich auch, einen Wehrlosen zu töten, der so wie so dem Tode verfallen schien. „So sehr, fügt der Autor hinzu, wahrte in alter Zeit die Tapferkeit der Kämpen alle Gebote der Ritterlichkeit" (cuncta verecundiae momenta). Aber sieben Jahre später wurde der Friede abermals gebrochen. Bei der Insel Hithinsö trafen die Gegner aufeinander und schlugen sich gegenseitig die Todeswunde. Hilda aber soll aus Liebe zu dem erschlagenen Gemahl durch Gebete und Zauberformeln die Gefallenen zum Leben erweckt haben, damit sie den Kampf fortsetzten.

Die eben geschilderte Schlacht ist also — wann, wissen wir nicht — nach der westwärts von Rügen gelegenen Insel, die den Dänen bei ihren häufigen Fahrten ins Ostmeer wohl bekannt sein mußte, verlegt, und die Insel selbst, vorher vielleicht namenlos, für alle Zeit darnach benannt worden. Und so hat denn allerdings Förstemann Recht mit seiner Vermutung, daß der fragliche Name dänischen Ursprunges sei. Denn dänisch ist nicht nur der erste, eben erklärte, sondern auch der zweite Bestandteil des Wortes, Ö nämlich ist das dänisch-schwedische Wort für Aue, althochdeutsch ouwa, welches, verwandt mit aha = aqua, Wasser, eigentlich Wasserland, dann Wiese oder Insel bedeutet. Ey ist die altnordische Form des Wortes, daher das bereits erwähnte Hedinsey der nordischen Quellen, während das Niederdeutsche einmal das jetzt so gut wie verschollene owe, anderseits das noch erhaltene Oie aufweist, in welchem sich wie in der nordischen Form ein uraltes, schon dem althochdeutschen Worte verlorenes i erhalten hat. Man kennt die kleine nordwärts von der Peenemündung

und seitlich von Mönchgut, der südöstlichen Ecke Rügens, gelegene Leuchtturminsel; sie wird schlechtweg als die Greifswalder Oie bezeichnet, während dagegen ein andres zwischen Hiddensee und Rügen in der Nähe von Schaprode gelegenes namenloses Inselchen im Munde des Volkes wie Ö, auf der Hagenowschen Karte als Öhe bezeichnet, lautet. Das Geschlecht der Herrn von der Ö, welches nach diesem Inselchen seinen Namen führte, ist vor mehr als einem Jahrzehnt ausgestorben. Das Wort Hithinsö nun hat man sich auf doppelte Weise mundgerecht gemacht: erstens, indem die bequemere Aussprache das Hithin in Hidden verwandelte, zweitens, indem der zweite Teil an das Wort „See" angelehnt und darnach umgeformt wurde. Hiddensee ist also seit Jahr und Tag die gangbare Form, und es ist ein übel angebrachter Purismus, sie durch das ältere Hiddensö ersetzen zu wollen. Umdeutungen unverständlich gewordener Wortformen sind ein unausbleiblicher Ausfluß des sprachlichen Bildungstriebes, und in der Mehrzahl solcher Fälle behält die Volksetymologie zuletzt doch Recht. Wer wollte es wagen, aus Odense Odensö, d. h. Odhins-ö, aus Kopenhagen Kopenhaven, d. h. Kaufhafen, aus Altona Altena, d. h. Altenau, wieder herzustellen? Und schließlich ist ja auch Hiddens-ö nur Zwischenform, von der man folgerichtig auf das noch ältere Hithins-ö zurückgehen müßte. Darum schreibt auch Otto Fock in seinem oben erwähnten Werke das Wort so, wie es gegenwärtig gesprochen wird: Hiddensee.

Ein vornehmer Name also, den das abgelegene Eiland führt, ein Name, der weit in die Heldensage, ja in die Göttersage der germanischen Völker zurückreicht. Denn daß die alte Sage von den Kämpfen Högnis und Hedhins zuletzt auf mythologischer Grundlage ruht, lehrt ein Blick auf die weiteren Ausgestaltungen der Überlieferung. Auch die Snorri-Edda berichtet von der Feindschaft, die zwischen Högni und Hedhin wegen Jungfrauenraubes entsprang. Das Grundmotiv der beiden Sagen, die ja eine wie die andre aus alten Liedern geschöpft sind, ist also dasselbe. Aber anstatt der Verführung finden wir hier die Entführung als Ursache des Zerwürfnisses angegeben. Ferner ist es die Geraubte selbst, welche den ersten, allerdings fruchtlosen Sühneversuch macht. Sie bietet dem zürnenden Vater in Hedhins Namen ein Halsband zum Vergleich, in welchem man das Brisingamen, den Halsschmuck der Göttin Freyja, der in dem Mythos dieser Gottheit eine so bedeutende Stelle einnimmt, hat wiederfinden wollen. Aber Högni weist die Gabe der Tochter zurück wie das Gold, das ihm später von dem Eidam geboten wird. So kommt es zum Kampfe, der aber nicht bei Hithinsö, sondern bei einer der Orkneysinseln ausgefochten wird, ein Beweis, daß das Lied, dessen Paraphrase hier mitgeteilt wird, von einem Norweger oder Isländer gedichtet ist. Die Helden streiten den ganzen Tag und fahren des Nachts zurück zu ihren Schiffen. „Hilde aber ging während der Nacht zum Wahlplatz und weckte durch Zauberkunst die Toten alle, und den andern Tag gingen die Könige zum Schlachtfelde und kämpften, und so

auch alle, die tags zuvor gefallen waren. Und in den Liedern heißt es, die Hiadnige würden so fortfahren bis zur Götterdämmerung." Offenbar hat diese Darstellung vor der des Saxo einige echte und altertümliche Züge voraus, wenngleich auch hier schon Hilde aus einer Göttin in eine Königstochter umgedeutet ist.

Noch tiefer aber in den Mythos greift jene von edelster Poesie erfüllte Gestaltung der Sage zurück, die uns in den Helgiliedern der sogenannten Sämund-Edda vorliegt. Helgi, Sigmunds Sohn, aus dem Wölsungengeschlechte, der kühne Held, welcher den Hunding samt seinen Söhnen überwunden und erschlagen hat, wird von Sigrun, Högnis Tochter, geliebt, noch ehe sie ihn gesehen hat. Diesen Zug, sowie den Namen Högni, hat also das Eddalied mit der Überlieferung des Saxo gemein. Aber im Liede erscheint die Liebende als Walküre, die als solche mit der Macht ausgestattet ist, ihre Lieblinge zu schützen. Als daher Helgi in den Kampf zieht wider Högni und Granmar, dessen Sohn Hödbrod von Sigrun mit höhnenden Worten zurückgewiesen worden ist, geleitet die Walküre den Geliebten nicht nur durch die Schrecken des Seesturms, sondern schirmt ihn auch im Kampfgetümmel. Und wenn sie nach dem Kampfe spricht: „Zu Lebenden möcht' ich mir erkiesen, die heimgegangen sind," so finden wir das Schlußmotiv der eben geschilderten Überlieferungen wenigstens angedeutet. Schöner und bedeutungsvoller aber, wenn auch anders geformt, tritt dieses am Schlusse der Dichtung hervor. Denn als Helgi, dem sich die Walküre nach Högnis und Hödbrods Tode vermählt hat, von ihrem Bruder Dag, dem einzig Überlebenden ihres Geschlechtes, meuchlings erschlagen ist, ruft die Liebende durch ihre Klagen den Gatten aus seinem Grabe ans Licht; so ist ihr den Tod überwindender Schmerz das Urbild der weitverzweigten Lenorensage, die für uns Deutsche Bürger klassisch gestaltet hat. Daß auch Hedinsö in einem der Lieder genannt wird, mag Zufall sein. Viele Helden, so lesen wir im ersten Helgiliede, kamen dem Helgi von Hedinsö zu Hilfe. Man sieht, das unwirtliche Eiland ist in der Phantasie des nordischen Dichters zu einem volkreichen und mächtigen Reiche geworden; und es ist nicht notwendig, mit einem Herausgeber der Edda an ein andres Land gleichen Namens zu denken.

Einen weiteren Nachklang aller dieser Sagen finden wir endlich im zweiten Teile der Gudrundichtung. Auch hier Frauenraub, Kampf und Versöhnung. Denn der König Hettel läßt durch seine Getreuen Hilde, die Tochter des Königs Hagen, entführen, und als der Vater den Fliehenden nachsetzt, entspinnt sich am Ufer ein heftiger Kampf, der aber bald, nicht ohne Zuthun der geraubten Königstochter, beendigt wird. Und hier ist die Gleichheit des Namens — Hagen ist nämlich gleich dem nordischen Högni — wohl nicht bloßer Zufall, sondern ein Zeichen, daß wir es mit der neuen Abwandlung eines alten Grundthemas zu thun haben.

So hat sich denn in dem Worte Hiddensee, das uns jetzt erstarrt wie ein

Gestein auf altem Meeresgrunde entgegentritt, eine ganze Kette von Vorstellungen verdichtet. Einen Ausblick auf weite Vergangenheit, auf Sage und Mythos gewährt uns ein Wort, das lange im Dunkel ruhte, bis es durch die Reisebücher und neuerdings durch den sogenannten Hiddenseer Goldschmuck auch in weiteren Kreisen bekannt wurde.

Ob es sich ewig erhalten wird? Kommen wird einst die Zeit, mag sie auch vorläufig noch unabsehbar sein, wo der langgestreckte südliche Teil der Insel von der Macht der Sturmfluten zerrissen und ganz oder teilweise von den Meereswogen verschlungen wird. Dann wird das nördliche Berghaupt einsam aus der Tiefe hervorragen und nur wenigen Menschen Raum zur Ansiedelung bieten. Möglich, daß dann auch der Name der Insel aus dem Gedächtnis schwinden und der von Westen her steuernde Schiffer nur noch den Dornbusch als Wahrzeichen des nahenden Landes grüßen wird.

Karlsruhe. F. Kunze.



Eine Berliner Faustaufführung.



Faust von Goethe (Goethe mit oe, bitte zu beachten!). Der Tragödie erster Teil — so lautet, zwar als Titel falsch, aber „literarhistorisch“ und — vielversprechend eine Überschrift, die gegenwärtig als eine nationale That breitspurig und mit einem endlosen Schwanz kritischer Spalten durch die Berliner Zeitungen rauscht. Sie geht wirklich von einem richtigen Theater (wohlgemerkt keiner Vorstadtbühne) aus — man denke! — und zwar von dem Theater in der Schumannstraße, welches — seht seine „Deutschheit,“ ihr, die ihr immer an seinem Namen mäkelt! — den „Faust von Goethe. Der Tragödie ersten Teil“ seinem Repertoire trotz Blumenthal, Schönthan und Kadelburg nunmehr hinzugefügt hat. Dank, Dank, Dank! Der neue Psalmist des Berliner Tageblattes singt ein neues Lied von der Gnade des Herrn L'Arronge, die geistreichsten Feuilletons und Börsianer üben sich in Faustwitzen, und die Frau Kommerzienrätin, die „grundsätzlich nur in Premieren geht,“ kann endlich Vergleiche anstellen zwischen Gounods und Goethes — Siebel.

Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, in welcher Beziehung dieser Tragödie erster Teil mit dem zweiten und dritten Teile einer andern Tragödie steht, die sich zwischen der Deutschen Theaterdirektion und ihrem Hausdichter abgespielt hat, und die mit einer allerdings nicht Sophokleischen Tyrannie begann und in dem schrecklichen Konkurrenz-Zirkus am Kronprinzenufer endigte.

Wir wollen es wirklich mit Dank so nehmen, als ob die Ermahnungen, mit denen Freunde der deutschen Dichtung — diese Blätter ja nicht zuletzt — das verdienstliche Unternehmen in der Schumannstraße, ach meist so fruchtlos! begleitet haben, nun endlich Früchte zu tragen anfingen. Wir hoffen, daß dieser Tragödie erster Teil ein neues schöneres Leben — u. s. w. u. s. w. Aber wir hoffen nicht bloß, wir wünschen auch. Ja wohl, wir fangen gleich wieder an zu wünschen. Es ist unverschämt, aber es ist nun so. Wir können nun einmal nicht zum Augenblicke das vielberufene Sprüchlein sagen, am wenigsten im Theater. Das bringt der „Faust“ so mit sich.

Sagen wir es denn also lieber gleich offen heraus: diese Faustaufführung ist keine Aufführung des Goethischen Faust. Genauigkeit gegen das Dichterwort, fleißige „Regie,“ fleißiges Rollenstudium — es ist eigentlich nicht zu viel gethan vom deutschen Schauspieler, seinen Faust auswendig zu lernen; jeder Deutsche könnte ihn ja gegebenen Falles beschämen — alle diese schönen Dinge hier in Ehren. Aber daß trotz alledem ein mit bengalischen Flammen, Transparenten und Geistermaschinen aufgeführter Faust noch nicht der Goethische zu sein braucht, gestatte man uns in einigen Hauptsachen zu beweisen. Es ist ja doch, denken wir, gerade beim Faust sehr wichtig, daß er der Faust ist und nicht bloß ein „klassisches Stück.“ Wenn man ihn denn nun schon einmal aufführt — was einfach eine deutsche Volkspflicht ist; wichtiger als alle sogenannten, ja das eigentliche „Weihfestspiel“ der Deutschen und gar nicht so schwierig aufzuführen, wie das mit der Zeit darum aufgehäufte Brimborium uns weiß macht —, wenn man ihn schon aufführt, so sorge man doch vor allem dafür, daß er der Faust bleibe, und mache ihn nicht auf der Schaubühne, soweit man es seiner Kernnatur nur abpressen kann, auch noch zur Marguerite.

Es ist doch wirklich bezeichnend, daß jenes ebenso beschränkte als barbarische Laubische Diktum von der „Zugkräftigkeit des Faust als Gretchentragödie“ bei dieser Gelegenheit mitten unter den bewußten Hymnen von den einschlägigen Zeitungen, die ja auf jenes Meisters Worte schwören, wieder gläubig und feierlich erörtert wurde; also doch zunächst das Zugkräftige! Was versteht man denn eigentlich unter diesem Schibolet der Direktionen? Meint man denn wirklich, daß diese unverletzliche „Zugkraft“ sich nur auf Näthermamsells und Schwiegermütter zu erstrecken habe? Gehen denn nicht auch noch Männer ins Theater? Oder sollten oder könnten sie nicht gehen? Und Frauen mit Herz, Geist und Gemüt, junge Frauen von Temperament und Phantasie, und Mädchen und Jünglinge mit Sehnsucht und Idealen? Rechnet man denn gar nicht auf sie und nur auf „die andern,“ männliche und weibliche Nähmamsells aller Stände und Lebensalter und dito Schwiegermütter! Ei, dann hole Fausts Begleiter die ganze Zugkraft mitsamt den Theatern, wenn sie nur auf diese rechnen! Aber es ist so! Wer verdirbt denn das Publikum und damit die Literatur heute anders, als Redaktionen und Direktionen mit ihrer — Zugkraft!

Wir sind nun rückhaltlos der Laubisch-ketzerischen Ansicht, daß Faust in diesem Sinne ganz ebenso zugkräftig sei als sein Gretchen. Wenn nicht zugkräftiger! Denn das Gretchen hat doch immerhin ihresgleichen, wenn auch am Ende nur bei ihrem Schöpfer und dessen britischem Vorbild. Aber Faust hat nicht seines gleichen, nie und nirgends, er ist ein Symbol der Menschheit, wenn wirs erst noch versichern sollen, eine herabgestiegene platonische Idee, angethan mit dem Farbenspiel der ganzen menschlichen Natur, und das ist doch eine Zugkraft von ganz besonderm Schlage, sollten wir meinen. Anders Theaterdirektoren, „handfeste" Regisseure und sonstige klassische Dramaturgen. Für sie ist und bleibt der Faust ein erträgliches Zugstück für die „Sentimentale," eine Komödie mit Langen und Bangen, Degenklingen, Kindesmord, Geistererscheinungen und Hokuspokus. Sie spielen, wie man sich „technisch" so geschmackvoll ausdrückt, den Faust „auf Gretchen hin," sie spielen nicht nach rechts, nicht nach links, sondern nach oben, immer nach oben, und dies oben kennt man; es ist nicht der Parnaß, sondern — der Olymp. D. h. im gemeinen Sinne; denn er ist meist viel besser als sein Ruf und befindet sich thatsächlich oft viel tiefer.

Wenn man also den Faust „auf Gretchen hin" spielt, so verfährt man folgendermaßen. Die Prologe fallen weg oder vielmehr „fort," wie der gebildete Berliner jetzt sagt, das ist selbstverständlich. Gut, es mag bei einem Repertoire-Faust selbstverständlich sein, aber dann falle auch der schöne, falsche, „literarhistorische" Zusatz weg, „der Tragödie erster Teil." Denn das weist doch auf den zweiten Teil, der wirklich diesen Zusatz und dadurch den falschen Titel des ersten herbeigeführt hat, und der verlangt die Prologe als unerläßlichen Bestandteil des Ganzen. Und dieses Ganze ist das Drama vom Faust, dem Doktor, Gottes Knecht, der einsieht, daß wir nichts wissen können, der sich der Magie ergiebt, in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen will und nur immer wieder den unbefriedigten Hochsinn seiner edeln Natur wieder findet, der vom Himmel durch die Welt zur Hölle, aber auch wieder zurückstrebt und Freiheit wie das Leben in unablässigem Ringen sich täglich neu erwirbt. Dieser Faust nun, der Flüchtling, der Unbehauste, trifft einmal auf sein Extrem, das schlichte, liebe Bürgermädchen, und es geschieht, was nach dem ehernen Gesetze, das mit so besondrer Vorliebe die Extreme zu verketten liebt, und sollten sie dabei aneinander zerschellen, geschehen muß. Aber ist das das Einzige, ist es beim Faust die Hauptsache? Füllt sie sein Leben, kann und darf sie sein Leben füllen, „seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld"? Die dramaturgischen Romeos wissen es freilich besser. Für sie ist Faust der schmachtende Galan, der Gounodsche Opernheld, dessen tragische Schuld es ist, sein Gretchen nicht geheiratet zu haben, und der dafür zur Hölle fährt; eine Auffassung, für deren Geistreichigkeit sie sich ja jetzt sogar auf berühmte Professoren berufen können. Allein jeder Sekundaner, der

seinen Sophokles beginnt, könnte sie zum mindesten darüber belehren, daß dies nach poetischen Begriffen keine Tragödie ist, sondern ein bloßes Spektakel, allenfalls eine Oper. Aber die Oper hat dafür wiederum andres einzusetzen, was jener fehlt, nämlich die „unwiderstehliche, auf alle wirkende“ Kraft der Musik und den durch sie mühelos erzeugten Zauber des Wunders, der Unwirklichkeit. Meint nun das Deutsche Theater, daß es diesen mit den paar musikalischen Karrikaturen erreicht habe oder mit seinen pikanten Makartkartons, von denen das Bild des „hingestreckten Weibes“ im Zauberspiegel in seiner aufrechten Ballerinenpositur lebhaft an das Sensationsbild einer Kunstreiterin auf den Litfaßsäulen gemahnte? Selbst wenn seine Osterglocken in etwas harmonischerer Stimmung die „süßen Himmelslieder“ begleitet hätten, selbst wenn eine reizvollere Musik gewählt und mit etwas mehr Sorgfalt behandelt worden wäre, selbst wenn die Dekorationstrümpfe der großen Oper, die ja in unserm Zeitalter wieder einmal das einzige Ideal der Bühne geworden sind, ihre Wirksamkeit entfaltet hätten, käme die schließliche Wirkung in dieser Hinsicht auch nur entfernt der einer angeregten Faustlektüre im einsamen Kämmerlein gleich? Die Mittel des Deutschen Theaters sind nicht so unerschöpflich, das hat man diesmal gerade recht deutlich gesehen. Gleichwohl immer und immer wieder der alte Ehrgeiz, gerade nach dieser Richtung hin zu prunken, was doch nicht stets so leicht geht, wie mit ein paar Zimmereinrichtungen aus der Leipziger Straße. Wie wirkt aber gerade in diesem Punkte ein Bestreben, etwas zu scheinen, was man nicht ist!

Doch bleiben wir bei unsrer Faustidee und halten wir sie mit der des Deutschen Theaters zusammen. Denn dieser ganze Dekorationsbettel ist uns für das Drama so gleichgiltig, daß wir ihn immer nur berührt wünschten, wenn er stört, und daß wir vernünftige Leute nicht begreifen, die das Unwesen durch Lob des Gelungenen darin ermuntern. So geben wir gern zu, daß der Erdgeist höchst gravitätisch in die Höhe schnurrte. Aber wir können nicht umhin, gleich dazu zu bemerken, daß sein unablässiges „Sausen“ uns alsbald in eine sehr prosaische moderne Fabrik versetzte und schließlich durch eine sich leicht einstellende Reflexion (daß er nämlich gerade mit seinem „Sausen“ renommire) komisch wurde; daß das Bewegen der ausgestreckten Arme des Graumantels auf der hohen Maschine den Vergleich mit Stelzenklowns des Zirkus und sein rotglühendes Antlitz gewisse Anzüglichkeiten rege machte. Es war uns viel angenehmer, zu bemerken, daß der Realismus in der Ausstaffirung des Studirzimmers mit „Gläsern, Büchsen und Instrumenten“ so zahm war, wie es für das Laboratorium eines Alchymisten kaum richtig scheint. Umso wilder geberdete er sich dagegen in der Szene vor dem Thore, wo aller Augen auf einen grauenhaft realistischen Abhang gerichtet waren, den Faust und Wagner wie als Anklang an die gegenwärtigen Alpenunfälle herauf und herunter klettern mußten. Nun, die Fälle fangen sich ja leider sehr zu häufen an, in denen

Schauspieler über den Dekorationen Hals und Beine brechen. Uns schien dieser Abhang aber nicht bloß aus jenem Grunde verhängnisvoll. Er verschlang uns nämlich die Szene mit dem alten Bauern und das sich daran knüpfende Gespräch (von „Herr Doktor, das ist schön von Euch" bis „Betrachte, wie in Abendsonnenglut die grünumgebnen Hütten schimmern"). Nun gehören wir in Beziehung auf Bühnenstriche durchaus nicht zu den Kunstpuritanern, die, wie namentlich jetzt in der Wagnergemeinde, über jeden verlorenen Takt ihres Meisters Zeter schreien, obwohl es immerhin zu beachten bleibt, daß sie es doch damit durchsetzen und zwar mit Genehmigung des lieben Publikums. Wie man aber, von all ihrer Schönheit und Bedeutsamkeit abgesehen (denn sonst dürfte man eben im Faust gar nichts streichen), eine Szene einfach weglassen kann, die zum Gefüge des Ganzen gehört, ohne die dies Ganze geradezu eine Färbung erhält, das kann man nur begreifen, wenn man unsre Vorbemerkung über jenes „den Faust nach Gretchen hin spielen" berücksichtigt. Diese Szene mit dem alten Bauern ist die einzige, die den früheren Faust zeigt, ihn im Verkehr mit dem Volke zeigt, als Retter und Helfer geehrt, als großen Mann gefeiert, die einzige, die über seine Entwicklung Auskunft giebt, die verständlich macht, daß es kein gewöhnliches menschliches Mißvergnügen, daß es etwas Geheimnisvolles, Übermächtiges sein muß, was ihn auf die abschüssigen Pfade zieht. Was kümmert das den „Laubeschüler," der auf das Auftreten seines Gretchens zappelt! Aber warum streicht er dann nicht lieber das im Gesange ziemlich so lange Schäferlied, wenn nun einmal das gute Kind nicht so lange warten soll? warum wird dann z. B. in Auerbachs Keller (ohne Zweifel der gelungensten Faustleistung des Deutschen Theaters) kein Titelchen weggelassen? Im Gegenteil, wo eine Verlängerung möglich ist, wie z. B. durch Chorrefrain im Flohlied, da wird sie genutzt; wo Goethe ihn jedoch mit Absicht wegließ, weil die Burschen dazwischen eben nicht Chor singen, sondern in ihrer Weise kritische Witze von sich geben (die nebenbei von den Herren mit geradezu lächerlicher Prätention herausgequetscht wurden) und erst ganz am Schluß „jauchzend," d. h. überwältigt, einstimmen.

Aber wir können und wollen uns auf Einzelheiten dieser Art hier nicht einlassen, sondern bleiben bei der Hauptsache. Gretchen tritt auf, das große Ereignis ist da, die eigentliche Aufführung beginnt. Da ist nun ein geringfügiges Ding, mancher wird denken, daß es nicht viel zu bedeuten habe, nämlich die Anordnung, in welcher dieser Auftritt vor sich geht. Aber uns schien es gar zu bezeichnend, wie ein sinnbildlicher Beleg der ganzen Auffassung, daß nämlich Goethes Anordnung gerade ins Entgegengesetzte verändert wird. Goethe schreibt vor: „Straße. Faust. Margarete vorübergehend(!)." d. h. Gretchen geht an Faust vorüber. Faust spricht, nachdem „sie sich losgemacht hat" (nämlich von seinem auch gleich sehr kecken Arme) die bekannte Charakteristik des „schönen Kindes," dann „tritt Mephistopheles auf" und die keines-

wegs schmachtende Verhandlung über „Beschaffung der Dirne“ beginnt. Im Deutschen Theater rauscht der Vorhang über dem bekannten Kirchenportale auf, welches die ganze Breite des Raumes einnimmt. Der Gottesdienst scheint aus zu sein, die Kirchgänger strömen heraus wie vom Hochamt. Soll das etwa das „von der Beichte Kommen“ Gretchens andeuten, dann zeigt sich das Deutsche Theater über katholisches Ritual schlecht unterrichtet. Aber nichts davon. Es ist überhaupt nur Staffage für Marguerite, die schon weit im Hintergrunde sichtbar wird und dann noch im Vordergrunde durch ein Gespräch mit einem alten Weibe den Operngläsern Gelegenheit geben muß, sich über sie zu „orientiren.“ Während dieser ganzen stummen Szene sitzt „wie ein Bild aus Erz gegossen“ — der arme Mephistopheles im Vordergrunde und scheint „seines Opfers zu harren.“ Da mit einem male — die Bühne hat sich geleert — stürzt, wie aus der Pistole geschossen, Faust aus der entferntesten Kulisse über die ganze Bühne weg auf Gretchen zu: „Mein schönes Fräulein“ u. s. w. Also so ein Kerl ist dieser Faust! Nicht etwa im Vorübergehen bandelt er mit dem schönen Mädchen an, was man ihm „mit dem Trank im Leibe“ wohl zu Gute halten könnte, nein, wie einer jener Herrchen, die man im Französischen mit dem technischen Ausdruck suiveurs bezeichnet, stürzt er, wie von der Tarantel gestochen, jeder schönen Figur einfach nach, die ihn von ferne reizt. Pfui! Allein wenn wir auch gern annehmen wollen, daß das Deutsche Theater diese häßliche Situation nicht gefühlt habe, der Gedanke, der ihr zu Grunde liegt, ist jedenfalls unrichtig. Faust geht nicht an Gretchen vorüber und wird wie Romeo von ihr festgehalten; das ist eben der Widerspruch. Der ganze Handel ist ihm im Anfange sehr wenig bedeutend. „Was kannst du armer Teufel geben?“ Das ist ja der ganze Gegensatz zwischen der faustischen Liebe und der des Petrarkaschülers Romeo, daß sie ansteigt, daß sie vom Äußerlichsten zum Inneren fortschreitet, daß der weltunerfahrene Büchermensch mit all seinem Wissen nun mit höchster Verwunderung diese ganze Seite des Menschlichen mit ihrer Lust und ihrem Leide von Schritt zu Schritt erst entdeckt. Man beobachte doch einmal daraufhin die drei auf einander folgenden Gespräche in Marthas Garten mit dem gleichsam symphonischen Anschwellen ihrer seelischen Instrumentation. Und ferner, das ist gerade das Philosophische, das Notwendige in Fausts sonst rein zufälliger Gretchenepisode, daß dieser erste Ansatz zum Teufelsleben ihm gleich so verteufelt schlecht ausschlägt, daß er in den leichten Genuß gleich wieder die ganze Schwere seines Lebensernstes hineinlegt, daß er zu Mephistos Ärger aus dem leichtfertigen Schwank alsbald eine Tragödie macht. Aber keine Liebestragödie, keine neue Strophe zu dem alten Liede von den beiden Königskindern, die nicht zusammen kommen konnten, „das Wasser war viel zu tief.“ Gerade Gretchens Liebe, gerade ihre fromme, duldende, selbstverständliche Hingabe machen ja Faust unglücklich, und er bereut, wie der tiefere Mensch stets, lange vor und mitten in der That, deren Folgenschwere er, nicht

sie, ermißt. Sie ist ein Geschöpf der Notwendigkeit, er ein Vertreter der Freiheit. Sie leidet menschlich unter der unseligen Verkettung der Folgen, doch alles, was sie dazu trieb, ach war so gut, ach war so lieb, d. h. sie hat nur ihr Schicksal erfüllt, sie mußte — und erst das Leiden bringt ihr mit den Gewissensbissen den „bösen Geist“ der höheren Menschlichkeit, der nicht ihr guter sein konnte. Er aber fühlt vom ersten Anfang die Verantwortlichkeit, er muß ihren Fluch erfahren, und als er sieht, was er angerichtet hat, faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an. Sie büßt daher in kurzen Leiden und wird im Tode erlöst, ihn muß ein ganzes Leben läutern. So ist der Thatbestand, so jedem denkenden Deutschen vertraut. Doch ach, auf unsern deutschen Bühnen kehrt man ihn um, macht Fausten zum Galan, und Gretlein zum Ersatz zu einer Julia, Leonore, Hero und Gott weiß welchem tiefsinnigen, seltenen Frauenbilde. Das mag ja damit zusammenhängen, daß die Darstellerinnen des Gretchens, wie z. B. diejenige des Deutschen Theaters, meist im kleinen Finger mehr Sinn und Temperament zeigen, als ihre Fauste im Ganzen. Wir müssen aber gestehen, daß die mehr tiefsinnige als sinnige, mehr großartige als liebliche, mehr ergreifende als rührende Darstellung, mit der die Darstellerin das Publikum überraschte, keine rechte Befriedigung in uns aufkommen ließ, eben weil sie die Faustidee nicht bloß stört, nein verrückt, verschiebt, gänzlich umdreht. Letzten Endes ist doch immer die „Regieführung“ Schuld. Wo steht denn geschrieben, daß — da es nun einmal im Durchschnitt bei den sogenannten Fächern bleibt —, daß der Liebhaber durchaus den Faust spielen müsse? Im Schauspielhause spielte ihn der alte Berndal, und man sah gern über die wenig vorteilhafte Figur des „Liebhabers“ hinweg, da man im ganzen bei aller Breite und Pedanterie doch den Denker und mitunter auch den Weltenstürmer, kurz, doch immer den Faust der Idee vor sich hatte. Wenn jene abgeschmackte Bühnensimpelei — weiß der Himmel, von welchem Friseur sie sich herschreiben mag! —, nach der die Hexenküche ein moderner Rasirsalon ist, und die Verjüngung in aller möglichen pomadisirten Geckerei und Stutzertracht besteht, wenn diese Albernheit in Wegfall käme, so würde der Übergang vom Studirzimmer in Marthas Garten auch bei einer solchen Besetzung gar nicht stören. Und ein rechter Faust würde ein vernünftiges Gretchen schon zu modeln wissen. Wir müßten uns sehr täuschen, oder das Deutsche Theater besitzt gerade in einem Schauspieler, der bereits einen sehr lobenswerten Macbeth und Lear lieferte, einen solchen Faust. Aber das Deutsche Theater braucht eben keinen Faust, den der Menschheit ganzer Jammer anfaßt! Es läßt wiederum den Vorhang über Gretchen aufgehen, welches die unausbleiblichen Strohkränze flechten und gleich frischweg singen muß, damit nur ja der Operneindruck bleibe. Der ungetreue Liebhaber mag sich dann wie ein beschämter Schulbube zu ihr schleichen. Neben den thörichten Experimenten der weiland Devrientschen Faustaufführungen in Berlin war der Gedanke, nach der Vorschrift den Kerker von außen zu fassen

(was auch im geistigen Sinne gilt), sehr anerkennenswert. Er ermöglichte zugleich eine ungezwungenere und deutlichere Betonung des „Ist gerettet," als im Deutschen Theater, wo man es kaum vernimmt und, beiläufig eine mindestens seltsame Verballhornung der sixtinischen Madonna, einen sehr unmalerischen Schlußanblick (ein seitliches Drittel der hinteren kahlen Kerkerwand wird ohne Spur lebendigen Verhältnisses plötzlich durch diese Dekoration ersetzt) dem Zuschauer auf den Weg giebt. Die tolle Bilderbogen- und Guckkastenbühne Devrients ruft übrigens bei dieser Gelegenheit gerade einen unschätzbaren Vorteil in Erinnerung, den sie gewährte. Nämlich die Zusammendrängung der Gretchenszenen auf ihr richtiges zeitliches Maß. Das Herauf und Herunter des Vorhanges ist in der letzten Hälfte leider ein aufdringlich starker Teil der Handlung. O Idealbühne mit den Dekorationsandeutungen, wann werden wir endlich zu dir vorschreiten!

Es drängt uns sehr und würde ja durchaus entsprechend sein, gerade am Schlusse dieses Aufsatzes von dem Geist, der stets verneint, auch noch ein kräftig Wörtlein zu sagen. Er ist bekanntlich ein Schalk, und nicht zum geringsten deshalb, daß er sich eben nicht einheitlich greifen läßt und sich zu verwandeln liebt in allerlei Geistesgestalt. Wir sahen einen, dem gelegentlich nur Hörner und Klauen fehlten und dann wieder die Schellenkappe. Einmal („Trüber Tag. Feld") hatte er sich sogar als eine Art Sphinx oder Pyramide auf einem Felsen postirt, als ob er Meister Urian selber wäre. Den tröstlichen Lebenschor der Kleinen von den Seinen „Weh, weh, du hast sie zerstört, die schöne Welt" ließ er dem verzweifelnden Faust nicht ertönen. Es war ein recht aufgeblasener Teufel. Aber es würde zu weit führen. Eine bis ins einzelne gehende Musterung der Striche des Deutschen Theaters und Erwägung der Stellen, die eher wegfallen könnten (wenn man denn durchaus nicht eine Viertelstunde länger sitzen will), wäre für diesmal wichtiger. Wir nennen z. B. nur die lange Abschweifung des Mephistopheles auf den „Herrn Mikrokosmus," die den Poeten des Deutschen Theaters sehr gefallen haben muß. Aber wir möchten gern den Schein vermeiden, als ob wir als Goethephilologen sprächen. Aber gerade, weil es eine Goethephilologie giebt, muß das Obige einmal zur Sprache kommen, selbst wenn es, wie bei unsern Bühnen beinahe anzunehmen ist, nichts helfen sollte. Denn „daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird," verstehen sie ja vor allem uns zu zeigen.



Aus einer Ameisenstadt.



Im Folgenden komme ich auf ein Thema zurück, über das ich den Lesern der Grenzboten schon einmal berichtet habe, das aber so interessant und so unerschöpflich ist, daß es eine Rückkehr zu ihm recht wohl zu vertragen scheint. Den Anlaß zu nochmaliger Beschäftigung mit ihm giebt die Veröffentlichung neuer Beobachtungen, welche John Lubbock, gegenwärtig der beste Kenner des Gegenstandes, gemacht und zunächst in einem Vortrage mitgeteilt hat, den er vor einigen Monaten im Working Mens College zu London hielt, und in dem er unter anderm ein sinnreiches Mittel beschrieb, mit dem wir seine Angaben über das Leben der Ameise und diejenigen früherer Entomologen wie Huber, de Geers, Latreille, Kirby und Spence auf ihre Richtigkeit prüfen können. Wir wissen bereits aus seinem großen Werke Ants, Wasps and Bees, daß er auf sehr vertrautem Fuße mit einem Teile der Insektenwelt lebt, und wir erfahren hier, daß er eine Wespe besitzt oder bis vor kurzem besaß, die seit elf Jahren seine intime Freundin war. Aber am gründlichsten und erfolgreichsten scheint er sich doch mit der Seele, der Lebensweise, den Tugenden, den Arbeiten und Sitten des wunderbaren Tiervölkchens beschäftigt zu haben, auf welches uns die Bibel mit den Worten hinweist: „Gehe hin zur Ameise und lerne von ihr." Dieser Spruch richtet sich eigentlich nur an den Trägen, dem er den Fleiß der Ameise zur Betrachtung und Nachahmung empfiehlt. Die Wissenschaft aber hat auch andre Seiten ins Auge gefaßt und dabei entdeckt, daß dieses winzige Geschöpf eins der größten Wunder und Rätsel der Tierwelt ist. Sehen wir von den vergleichsweise riesenhaften Ameisen Indiens und andrer Tropenländer sowie von den weißen Ameisen ab, welche zu den Netz- oder Gitterflüglern gehören, und werfen wir nur ein paar Blicke auf unsre heimischen Arten — wie erstaunlich erscheint uns da die körperliche und geistige Kraft, der Verstand und der Wille, welche in einen solchen winzigen Leib zusammengedrängt sind! Weit mehr als athletische Stärke, die in Milons Gestalt einen Ochsen forttrug, zeigt die Ameise, die mit Leichtigkeit einen Gegenstand zehnmal schwerer als ihr eignes Gewicht eine Strecke tausendmal so lang als sie selbst von dannen schleppt. Doch wundert uns dies nicht so sehr, wenn wir uns erinnern, daß eine Raupe eine Glasglocke, unter die wir sie legen und die wir überdies mit einem zehnpfündigen Steine beschweren, zu heben und unter dem Rande weg zu entkommen vermag, oder daß ein Floh eine Sprungkraft zeigt, welche ihn, wenn er ein Pferd wäre und diese Kraft im Verhältnisse zur Größe eines solchen besäße, mit einem Satze über die Türme des Kölner Domes und dem ganzen damit

zusammenhängenden Bau hinwegschnellen würde. Bewunderswürdiger als jene Kraft der Ameisen sind ihre Bauten. Die Schlösser oder Türme oder wie man es sonst nennen mag, welche sie aufführen, sind zuweilen von einer Höhe, daß die Pyramiden lächerlich klein dagegen erscheinen, wenn wir bedenken, daß diese von Menschengemeinschaften, jene von Insektenvölkern geschaffen sind; denn die Formica rufa, unsre gewöhnliche Holzameise, errichtet Bauten von einem Meter Höhe und zweieinhalb Meter Durchmesser und braucht dazu nicht mehr Wochen als die Pyramidenbauer Menschenalter. Sind andre Ameisengemeinden mit kleineren Wohnungen zufrieden, so ist es, weil sie keine größeren bedürfen. Alle aber bewegen sich in ihren unterirdischen Galerien, Hallen und Straßen in der Ordnung und mit der Rührigkeit einer thätigen und wohlregierten Großstadt. Es giebt hier nichts von dem Individualismus, der uns von unsern Freisinnigen als alleinseligmachende Lehre angepriesen wird. In Ameisenland wird kein Unsinn gelehrt und geübt wie der, nach welchem alle gleich gut, groß, wertvoll sein sollen und darum gleichen Anspruch auf Herrschaft und Genuß hätten. Die monarchische Verfassung der Bevölkerung dieses Landes, die so alt wie der Bernstein ist, in welchem wir Ameisenmumien eingebettet finden, ist niemals Mißbräuchen und Veränderungen ausgesetzt gewesen, vermutlich weil sie von Anfang an sich mit dem Ideale einer Ameisenkonstitution deckte. Nach ihr giebt es Stufen oder Stände und keine Neigung, aus ihnen heraus, weiter, höher zu kommen. Jede Stadt hat ihre Königin, die in doppeltem Sinne zugleich Landesmutter ist, indem sie als Gebärerin und als Gebieterin der Bürger verehrt und geliebt wird. Es giebt ferner in jeder Stadt Männchen mit vier und Weibchen mit zwei Flügeln, beide nur zur Fortpflanzung des Geschlechts vorhanden, die einen träge und kurzlebig, die andern rühriger, von längerer Lebensdauer und dann sehr fruchtbar, eine Eigenschaft, mit der sie unter Umständen zur königlichen Würde gelangen können, indem sie Kolonien gründen. Dazu tritt endlich die vierte Klasse: die Hauptmasse der Einwohnerschaft bilden die geschlechtslosen Arbeiter, welche gar keine Flügel haben, dafür aber eine Menge vortrefflicher Eigenschaften besitzen, die sie zu den Erhaltern, Beschützern und Verwaltern der Individuen machen, aus welchen das gemeine Wesen besteht. Sie sind seine Ammen, seine Krieger, seine Bauleute und seine Versorger. Sie laufen in der Brutzeit umher, um die Eier aufzulesen, die Ihre Majestät hie und da fallen läßt, und sie fein säuberlich an die Sonne zu schaffen, welche sie auszubrüten hat. Sie pflegen mit unendlicher Hingebung und Sorgfalt die Ameisenkindchen, wenn sie als kleine Maden der Eihülle entsteigen, legen sie bei Tage in die warmen obern Gemächer und des Abends in die unteren Gänge des Haufens, damit die Nachtluft ihnen nicht schade. Sie schaffen ferner Massen von allerhand Nahrungsmitteln in die Ameisenstadt und füllen damit auch magazinartige Räume, sodaß es ein Irrtum zu sein scheint, wenn man behauptet hat, die Ameise sammle keine Vorräte für den Winter ein.

Leidenschaftliche Liebhaber von Zucker und andern Süßigkeiten, melken manche von diesen Arbeitern die Blattläuse an Rosenbüschen und Pflaumenbäumen, indem sie ihnen durch Kitzeln Bläschen ihres süßen Saftes entlocken, ja die Formica flava, die gelbe Ameise, trägt diese Kühe sogar von abgestorbenen Zweigen auf frische und setzt sie im Herbste unter die Erde an die Wurzeln der Gewächse, die sie nähren — ein ganz ähnliches Verfahren wie das des Sennen, der sein Vieh um jene Zeit von den Alpenmatten droben in den Stall unten im Thale treibt. Sie bauen glatte Kunststraßen von erheblicher Länge, und sie machen darauf Expeditionen, die sinnvoll entworfen und geschickt ausgeführt werden, Feldzüge gegen andre Ameisenstädte, bei denen es zu gewaltigen Schlachten kommt, Jagden, die zum Einfangen von Sklaven unternommen werden, Karawanenmärsche zur Einbringung größerer Tiere, die sich von einer einzelnen Ameise nicht abholen lassen u. dergl. m. Bei diesen Arbeiten und Kämpfen stehen sie einander mit einer Kameradschaftlichkeit bei, die ebenso groß ist wie die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe, die sie als Kriegsleute an den Tag legen. Als Bauleute wissen sie genau, wie man in trockenem und sandigem und wie man in feuchtem und festem Boden arbeiten muß. Vortrefflich verstehen sie sich auf die Verwendung von Grashalmen und Getreidestoppeln zu Pfeilern, die sie mit einer Art Stuck aus Lehm überziehen, und die von ihnen durch Bogenwölbungen verbunden werden, welche ein Architekt nicht sauberer herstellen könnte. Ihr kriegerischer Geist entspricht ihrer großen Stärke, und ihre Gesetzliebe, ihr Gehorsam und ihre Beobachtung der herkömmlichen Ordnung sind gleichfalls mustergiltig, während ihre Intelligenz und andre soziale Tugenden, die sie zieren, schon zu König Salomos Zeiten Gegenstand hoher Anerkennung waren, von dem die arabische Sage erzählt, er habe während einer Reise durch Taif gehört, wie Ameisen am Wege mit einander geredet hätten, und sei darauf von seinem Pferde gestiegen, um sich vor dem Herrn zu demütigen, der so große Weisheit in so kleine Leiber gelegt habe.

Manche werden sagen: das ist alles Roman, Fabel, mindestens starke Übertreibung und Verschönerung. Woher weiß man alle diese allerliebsten Dinge vom Volke der Ameisen? Wer von den „Formicarien“ oder künstlichen Ameisenstädten Sir John Lubbocks gehört oder gelesen hat, in welchen er die Lebensgewohnheiten dieses Völkchens seit Jahren studirt, wird nicht so sagen und fragen, und so führen wir die Leser in einige derselben, damit er sich überzeuge. Plan und Ausführung des Beobachtungsapparats sind sehr einfach. Ein hölzernes Präsentirbret wird auf einen Tisch gestellt und rings mit Wasser umgeben, sodaß es eine Insel bildet, auf welcher das Erdvölkchen, das hierher versetzt werden soll, notgedrungen verbleiben muß, da die Ameisen nicht schwimmen können. Auf das Bret wird durch ein feines Sieb getrockneter Lehm oder Gartenerde gestreut, und über die größere Hälfte dieser Schicht, die etwa einen Drittelzoll hoch sein muß, deckt man eine Scheibe von Glas als durch-

sichtiges Dach, worauf später noch ein undurchsichtiger Deckel kommt. Damit ist alles fertig und bereit zur Aufnahme einer Ameisenkolonie, welche man durch ein paar Schaufelstöße aufs Geratewohl dem nächsten natürlichen Ameisenhaufen entnimmt. Es dauert dann nicht lange, so fangen die verpflanzten Tierchen an, sich auf dem Boden ihrer neuen Heimat einzurichten, indem sie zunächst aus der ihnen gelieferten Erde und den Hälmchen und Holzsplitterchen, welche die Schaufel aus dem alten Bau mit ihnen übertragen hat, Gänge, Kammern, mit kleinen Pfeilern gestützte Hallen, königliche Gemächer und Kinderstuben bauen, und dann sich nach den Möglichkeiten zur Erfüllung der weiteren Pflichten umsehen, welche Gesetz und Herkommen einer Ameisenstadt dem arbeitenden Teile der Bürgerschaft ans Herz legen. Die erste derselben ist das Aufsuchen von Nahrung. Zu diesem Zwecke tröpfelt man oder klebt man etwas Honig seitwärts von der Kolonie auf die freigebliebene Stelle der hölzernen Insel, und sehr bald wimmelt es aus den Thoren der Stadt heraus zu dieser Futterstelle und beladen wieder zurück. So beginnt denn die regelmäßige Lebensweise der unfreiwilligen Auswanderer in allen Stücken von neuem, als ob sich mit ihnen nichts zugetragen hätte. Der Stamm vermehrt sich außerordentlich rasch, und er kann es bis zu einer Seelenzahl von ein paarmal hunderttausend bringen. Ich gebrauche mit Absicht das Wort „Seelen." Denn wenn der Beobachter nach einiger Zeit behutsam den Deckel über der Glasscheibe abhebt, so erschließt sich vor seinen Blicken das Getriebe einer Welt kleiner Geschöpfe, bei der man an die Wichtelmännchen der Volkssage erinnert wird, eine Thätigkeit, die auf erstaunliche Begabung schließen läßt, und die sich kaum erklärt, wenn man sie mit dem Ausdrucke „Instinkt" bezeichnet. Was ist Instinkt, wo fängt er an, wo hört er auf? So lange man darauf nicht antworten kann, wird das Wort ein Notbehelf bleiben, der das Rätsel nicht löst, sondern umgeht. In der einen Ameisenstadt, die sich uns auf diese Weise enthüllt, gewahren wir die Mutterkönigin, wie sie in ihrem Thronsaale ruht. Sie ist im Vergleiche mit ihren Kindern und Unterthanen von wahrhaft königlichem Wuchse. Ameisen kommen und gehen durch das Gemach, legen vor ihr kleine weiße Maden, die Kinder des Staates, hin und tragen sie wieder weg, nachdem Ihre Majestät sie besichtigt, befühlt und vielleicht gefüttert hat. Die aufwartenden Hofleute, wenn wir sie so betiteln dürfen, kehren ihrer Souveränin niemals die hintere Seite, sondern stets die vordere zu. In einer demnächst aufgedeckten Stadt erblicken wir auf den Straßen und Plätzen ein von dem der ersten verschiedenes Volk, die bleiche oder gelbe Ameise, welche Sklaven fängt und hält. Wir beobachten hier die vornehmen üppigen Herren, wie sie sich von dunkelfarbigen Dienern Speisen auftragen und sonst Handreichung thun lassen, die unablässig ihren Pflichten nachgehen und sichtlich allerhand Arbeiten für diejenigen verrichten, welche nur sich lediglich dem Kriegshandwerke widmen. Ferner wandern hier langsamen Ganges die Gassen auf

und ab kleine Holzläuse, völlig blind, aber untergebracht und erhalten von der Gemeinde, um ihr als Straßenfeger zu dienen; denn wir sehen sie nach jedem bischen Unrat oder Kehricht fühlen und es entfernen. Und so begegnen uns noch mancherlei höchst wunderbare Bräuche und Einrichtungen. Lubbock hat auf Grund seiner langjährigen Erfahrung den vollständigen Beweis erbracht, daß die Ameisen noch größere Fähigkeiten besitzen als die, welche sie nach dem bis jetzt Mitgeteilten haben müssen. Welcher Mensch könnte je alle Einwohner der Großstadt, in der er wohnt, kennen lernen und sie sich dann merken? Und siehe da, eine Ameise kennt jeden ihrer Mitbürger, selbst wenn ihre Stadt dreimalhunderttausend Einwohner zählt. Man stelle wie Lubbock einen derselben in einem kleinen, durch ein feines Netz geschützten Käfige vor eins der Thore. Jeder Städter, der herauskommt, schreitet auf den Käfig zu und schwenkt seine Fühlhörnchen, ist aber sofort überzeugt, daß er einen Freund vor sich hat, und geht also ruhig seinen Geschäften nach. Jetzt bringe man dagegen eine Ameise fremder Nationalität in den Käfig, und ohne Verzug giebt es ein andres Bild. Der erste, der aus dem Thore tritt, entdeckt, daß hier ein Fremdling ist, und da nach der Ameisenmoral — beiläufig wie bei allen Menschenvölkern — ein solcher ein Feind ist, so kehrt er um und macht Lärm in der Stadt. Im Nu sammelt sich eine Menge wütender Bürger vor dem Käfig, und der Gegenstand ihres Grimmes wird herausgezerrt und umgebracht. Es ist aber nicht der Geruch, an welchem sie einander erkennen; denn unser Entomolog hat Ameisen verschiedner Stämme mit demselben Dufte imprägnirt, und die kleinen Leute ließen sich nicht im mindesten dadurch irremachen, und die Unterscheidung der Fremden von den Freunden kann ebensowenig auf Merkmalen beruhen, welche durch die Augen bemerkt werden; denn Lubbock gelang es auch da nicht, seine Kolonisten zu täuschen, wo er Ameisen von verschiednen Stämmen eine und dieselbe Farbe gab. Es liegt in der Sache eine Gabe, die wir uns nicht vorstellen können, und die sich selbst auf die Unterscheidung der Eier und Maden des einheimischen Geschlechtes von denen eines auswärtigen erstreckt. Die Mühe, welche sich die Arbeiter einer Ameisenstadt geben, die geflügelten Männchen und Weibchen zu füttern, die letzteren in der Brutzeit zu Hause zu behalten und sie zu suchen, wenn eine oder die andre sich verirrt hat, ihre Stollen und Kammern, ihre Pfeiler- und Gewölbebauten, ihre augenscheinliche Befähigung, sich untereinander zu verständigen, ihre planvollen Feldzüge und Schlachten und ihr unermüdlicher Fleiß können alle studirt werden unter dem Glasdache ihrer künstlichen Wohnung, und alle diese Dinge vereinigen sich zu einem Gesamteindrucke, der den Zuschauer mit Staunen erfüllt. Wie viele Fähigkeiten müssen in dem braunen dreieckigen Köpfchen sitzen, das nicht größer als ein Stecknadelkopf ist! Wäre es nicht so, so müßte die Gehirnkraft eines Menschen zehntausendmal größer sein, als sie ist, wenn sie der Intelligenz dieser winzigen Wesen einigermaßen vergleichbar sein sollte. Denn sicherlich ist es Intelligenz, wenn ein Wesen einen fast an Wildheit grenzenden Patriotismus kundgiebt, wenn es unterscheidet und sich des Unterschiedes erinnert, wenn es die Zukunft voraussieht und sich darnach auf sie vorbereitet. Sind die Ameisen also nicht Schwärme, sondern Bürgergemeinden, und wachsen ihre kleinen Seelen, wie die Buddhisten glauben, auf, um einmal Erdenbürger von Menschenart zu werden? Ist das der Fall, so ist es ein eigner Gedanke, damit die Thatsache zu verbinden, daß oft ein Stückchen Wald mehr solche geschäftige kleine Gehirne in sich faßt, als es Menschen auf dem ganzen Erdballe giebt. Ein andrer Ge-

danke ist furchtbar: wenn alle ihre Eier reiften, so würde die Welt von ihnen überlaufen, erobert und verspeist werden, wie die Meere ausgefüllt werden würden, wenn der Rogen jedes Herings zu Fischen werden sollte. Trotzdem erzählen die Araber, daß sie ein von Allah geliebtes Volk sind, und daß, als Gabriel einst abgesandt wurde, Salomo vor einer Sünde zu warnen, der hohe, vornehme Erzengel auf seinem Wege Befehl erhielt, Halt zu machen und einer Ameise Beistand zu leisten, die in eine Regenpfütze gefallen war und Gefahr lief, darin zu ertrinken.

Kleinere Mitteilungen.

Der deutsche Anwaltstag, der am 10. und 11. September in München tagen sollte, ist bereits am ersten Tage geschlossen worden. Er hat im wesentlichen nur geschäftliche innere Angelegenheiten erledigt, die außerhalb des Kreises der Rechtsanwälte nur wenig oder gar nicht interessiren. Wenn wir trotzdem den Verlauf des Anwaltstages besprechen, so geschieht das mehr um deswillen, was nicht erledigt worden ist. Man erinnert sich, daß seit einer Reihe von Jahren die alljährliche Versammlung deutscher Anwälte Anlaß gegeben hat, allerlei Klagen und Beschwerden gegen unsre Strafprozeßordnung vorzubringen. Der übergroße Einfluß der Staatsanwaltschaft auf das Strafverfahren wurde ebenso regelmäßig betont, als die angebliche Einschränkung der Rechte des Angeschuldigten und der Verteidigung beklagt. Praktische und unpraktische Vorschläge wurden zur Besserung dieser Mißstände gemacht, von denen einzelne, wie der der Wiedereinführung der Berufung, sogar mehrfach zur Erwägung unsrer gesetzgebenden Faktoren gelangten. Auch in diesem Jahre sollte sich der Anwaltstag nach der vorher veröffentlichten Tagesordnung mit Anträgen auf Abänderung der Strafprozeßordnung in der angedeuteten Richtung befassen. Es waren vonseiten der Berichterstatter — Rechtsanwälte Payer II. (Stuttgart) und Munkel (Berlin) — eine Reihe von Aenderungen vorgeschlagen worden, welche wesentlich die größere Sicherung der Verteidigung bezwecken sollten. Es wurden empfohlen: Einführung der Voruntersuchung für alle zur Zuständigkeit der Landgerichte gehörigen Strafsachen; Vorschriften, welche im Vorbereitungsverfahren und in der Voruntersuchung dem Angeschuldigten die Verteidigung besser als seither ermöglichen: Zugänglichkeit der Akten für den Verteidiger, Erleichterung des Verkehrs zwischen dem Angeschuldigten und dem Verteidiger, Einräumung eines Beschwerderechtes für den Angeschuldigten gegen die Beschlüsse über Eröffnung der Voruntersuchung und des Hauptverfahrens. Für das Hauptverfahren selbst wird verlangt: sofortige Zustellung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens an den Angeklagten, Beschwerde des Angeklagten an das Gericht bei Ablehnung von Beweisanträgen vonseiten des Vorsitzenden, Aussetzung der Verhandlung bei unvorhergesehener und unverschuldeter Verhinderung des Verteidigers, Einschränkung des Rechtes zur Verbindung mehrerer Strafsachen, Unzulässigkeit der Befragung durch die beisitzenden Richter, Aufnahme des wesentlichen Inhalts der Vernehmungen in das Sitzungsprotokoll, ausdrückliches Verbot der Würdigung der Beweise durch den Vorsitzenden im schwurgerichtlichen Verfahren, Berechtigung der Verteidigung, nach Beendigung der Belehrung des Vorsitzenden die Aufnahme bestimmt bezeichneter Abschnitte dieser Belehrung in das Protokoll zu verlangen. Man sieht, ein ganz hübscher Wunschzettel. Warum der diesjährige Anwaltstag ihn nicht zu dem seinigen gemacht hat, ist nicht ersichtlich.

Möglich, daß man mit Rücksicht auf die sehr geringe Anzahl der Teilnehmer sich scheute, so weitgehende Anträge als Wünsche des gesamten deutschen Anwaltstandes zu verkünden, möglich aber auch, daß sich, abgesehen von dieser Erwägung, keine Mehrheit für solche ganz aussichtslose Wünsche gefunden hat. Man hat sie daher für diesmal ohne Sang und Klang begraben, d. h. für das nächste Jahr zurückgestellt. Und in der That, einseitiger, lediglich auf das Interesse des Angeklagten und noch mehr das des Anwaltstandes oder des sich hauptsächlich mit Verteidigungen in Strafsachen befassenden Teiles desselben gerichtet, sind noch keine Anträge zu einer Prozeßordnung gestellt worden. Mit ihrer Einführung würden wesentliche Grundsätze unsers Strafprozeßrechtes zu Gunsten der Verteidigung beseitigt oder abgeändert werden, ohne daß einer wirksamern Strafverfolgung irgend ein Gegengewicht geboten würde. Glücklicherweise ist gar nicht daran zu denken, daß die Vorschläge in ihrer Gesamtheit jemals werden Gesetz werden. Wenn sie es je würden, würde zweifellos die Zahl der Freisprechungen zunehmen. Ein gewandter Verteidiger würde in der Lage sein, in vielen Fällen die Strafverfolgung so zu erschweren, daß ihr Ziel nicht erreicht würde. Man wende nicht ein, daß der deutsche Anwaltstand sich nicht dazu hergeben wird, wirklich Schuldige durch Umwege, Schliche und Kniffe dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Die gute Meinung von diesem hochachtbaren Stande ist ja gewiß gerechtfertigt. Allein es ist immer vorgekommen und wird immer und unter allen Prozeßordnungen vorkommen, daß der Verteidiger seine Stellung ganz einseitig auffaßt, daß es ihm nicht um die Ermittelung der materiellen Wahrheit, nicht um die Sühnung eines begangenen Verbrechens, sondern einzig und allein darum zu thun ist, die Freisprechung seines Auftraggebers, des Angeklagten, herbeizuführen. Es ist das rein menschlich. Jeder, der sich mit Strafsachen befaßt hat, weiß, daß, wenn einmal in einer bestimmten Sache der Gedankengang eines Beteiligten sich nach einer gewissen Richtung hin bewegt, es äußerst schwer ist, frei von dem dadurch geübten Einfluß zu urteilen. Ein Verteidiger, der, wie das fast regelmäßig der Fall ist, von vornherein fest an die Unschuld seines vielleicht recht schwer belasteten Auftraggebers glaubt, wird es daher für vollständig seiner Stellung entsprechend halten, alle gesetzlichen Mittel anzuwenden, um eine Freisprechung herbeizuführen. Er wird das auch dann thun, wenn für alle andern Beteiligten die Schuld des Angeklagten klar zu Tage liegt. Räumt daher das Gesetz zu viele solcher Mittel ein, so wird es möglich sein, das Verfahren in die Länge zu ziehen und dadurch den Wert der Beweismittel, insbesondre der Zeugen, abzuschwächen, es wird möglich sein, Dinge in die an sich klare Sache hineinzutragen, die, vielleicht nach Ansicht des befangenen Verteidigers von Wert, doch gar nicht hineingehören, es wird endlich möglich sein, die Thätigkeit der mit der Strafverfolgung betrauten Personen zu lähmen. Das ist aber eine Gefahr. Man darf nie vergessen, daß die Allgemeinheit, daß der Staat ein Recht darauf hat, bei Ermittelung, Feststellung und Bestrafung von Missethätern in die Rechte des Einzelnen einzugreifen und sie, wenn nötig, zu beschränken. Wenn auch der Satz: „Lieber zehn Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen verurteilen“ gewiß seine Berechtigung hat, so darf er doch nicht so weit ausgedehnt werden, daß man vor lauter Angst, einmal einen Unschuldigen bestrafen zu können, auch alle Schuldigen oder doch die Mehrzahl laufen läßt. Dadurch würde das Rechtsbewußtsein des Volkes viel, viel mehr geschädigt werden, als es jetzt durch eine hie und da einmal vorkommende ungerechte, weil mit den Thatsachen nicht im Einklang stehende Verurteilung geschieht. Unsre Strafrechtspflege enthält ausreichende Schutzmittel für die einer Missethat be-

schuldigten. Niemand wird vor Gericht gestellt, ohne daß eine Mehrzahl von unabhängigen Richtern darüber entscheidet, ob die von der Strafverfolgungsbehörde vorgelegten Beweismittel zureichend sind; niemand wird verurteilt, ohne daß eine Mehrzahl von Personen — in den Schwur- und Schöffengerichtsfällen sogar unter Zuziehung der Mitbürger des Beschuldigten — ihn der ihm zur Last gelegten That für schuldig erkannt hat. Das muß genügen. Wenn trotzdem einzelne Verurteilungen Unschuldiger vorkommen, so liegt das eben darin, daß Irren menschlich ist. Auch nach Einführung der gemachten Vorschläge würden solche Verurteilungen nicht ausbleiben. Uebrigens ist es bis jetzt gar nicht einmal bewiesen, daß unter der Herrschaft der jetzigen Strafprozeßordnung besonders viel Verurteilungen Unschuldiger vorgekommen sind. Die wenigen Fälle, die aufgebauscht von den Gegnern des Bestehenden durch die Zeitungen liefen, haben zum Teil in einer Weise ihre Erledigung gefunden, die nicht darauf schließen ließ, daß früher eine unrichtige Entscheidung gefällt worden ist. Insbesondre kann aus den erfolgten Freisprechungen nicht unbedingt der Schluß gezogen werden, daß das frühere verurteilende Erkenntnis ungerecht war, denn manche der Freisprechungen erfolgte, weil in der neuen Verhandlung die früheren Beweismittel nach so langer Zeit nicht mehr in ihrer ganzen Unmittelbarkeit wirkten, ja zum Teil ganz versagten, und somit dem von neuem vor Gericht gestellten Verurteilten die That nicht mehr bewiesen werden konnte. Ein Bedürfnis zur Aenderung der Strafprozeßordnung kann daher wegen dieser Fälle nicht anerkannt werden. Liegt aber kein Bedürfnis vor, so fällt jeder Grund weg für eine weitere Beschränkung der jetzt schon genug beschränkten Strafverfolgung. K. M.

Von dem gegenwärtigen Herausgeber von Büchmanns „Geflügelten Worten“ geht uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Abdruck zu:

Was sind „Geflügelte Worte“? Ein sprachforschender Anonymus ließ sich jüngst in diesen Blättern dahin vernehmen, es sei von mir in die Begriffsbestimmung des „Geflügelten Wortes“ willkürlich „ein subjektiver zufälliger äußerer Umstand hineingetragen.“ Er hat aber nur bewiesen, wie er mit großer Sicherheit die Wand neben dem Nagel zu treffen vermöge.

Georg Büchmann nämlich erfand für landläufige, auf ihre Quelle zurückzuführende Worte und Wendungen, d. h. für übliche Zitate, die er zuerst in Deutschland sammelte und erläuterte, im Jahre 1864 den Ausdruck „Geflügelte Worte.“ Ich arbeitete sieben Jahre lang mit ihm vereint, führte das Werk fort nach seinem Tode, wie er es gewünscht, und erlaubte mir, seine nicht ganz erschöpfende Begriffsbestimmung eines üblichen Zitats etwas genauer auszudrücken, wodurch die Art der Sammlung nicht im geringsten verändert wurde. Nach wie vor sind in der wissenschaftlichen Welt seit Büchmann „geflügelte Worte“ nichts andres als übliche Zitate. So steht es sogar seit Jahren zu lesen in dem Barometer der allgemeinen Bildung, dem Meyerschen Konversationslexikon, und darum bemerkte ich: „Hieran ist nicht zu rütteln, weil der Gebrauch Tyrann der Sprache ist.“ Um ein Wort aber Zitat nennen zu dürfen, muß man beweisen, wo es zuerst steht oder wer es zuerst gesagt, und kann man dies nicht, so ist es höchstens ein latentes geflügeltes Wort zu nennen, aus denen sich Folianten zusammenschreiben ließen.

Außerhalb des Kreises, welcher das von Büchmann und mir bearbeitete Stoffgebiet kennt — und der mag sich, da es in über 70 000 Exemplaren gedruckt ist, auf etwa 200 000 Menschen beziffern —, ist es natürlich jedem klar, das ein „ge-

flügeltes Wort“ gerade nur das bedeute, was er selbst darunter versteht. Verwunderlich ist es jedoch bei einem sonst kenntnisreichen Manne, wie es besagter Anonymus offenbar ist, der Auffassung zu begegnen, als läge in obiger Begriffsbestimmung meinerseits eine Willkür, eine Vergewaltigung, da ich doch [illegible] längst Anerkanntes weiteren Kreisen deutlich zu machen unternahm. Willkür ist es vielmehr, gegen Büchmanns Bezeichnung landläufiger und nachweislicher Zitate jetzt noch nach dreiundzwanzig Jahren anzukämpfen, nachdem sie im Sprachschatz des deutschen Volkes der Dichter und Denker längst selber zum „geflügelten Worte“ geworden.

Walter Robert-tornow.

Der „sprachforschende Anonymus,“ dem wir diese Zuschrift mitgeteilt haben, hat uns dazu folgende Bemerkungen gesandt:

Es hat selbstverständlich nicht im geringsten in der Absicht meines Aufsatzes gelegen, gegen Büchmann oder dessen Nachfolger einen Tadel auszusprechen. Im Gegenteil, das Buch wurde ausdrücklich als ein sehr verdienstliches anerkannt. Auch nicht einmal gegen den Titel desselben richtete sich ein Tadel; denn was Büchmann gesammelt hat, sind in der That „geflügelte Worte.“ Der gedachte Aufsatz wollte nur darauf hinweisen, daß, außer den von Büchmann gesammelten, wir noch unzählige andre Redeweisen, die unsre Sprache beleben, der Geisteskraft einzelner verdanken, und daß diese merkwürdigerweise auf dem Wege von Mund zu Mund Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden sind. Er wollte darauf hinweisen, welch einen Reichtum von Phantasie und namentlich von Volkshumor wir von unsern Vorfahren ererbt haben. Auch diese Redeweisen unbekannten Ursprungs nenne ich „geflügelte Worte,“ indem ich diesem Ausdruck einen objektiven Begriff unterlege. Robert-tornow aber will diesen Ausdruck nur gelten lassen für diejenigen Redeweisen, deren Ursprung Büchmann und er nachgewiesen hat. Im Grunde genommen ist das nur ein Wortstreit, auf welchen einzugehen kaum lohnt. Nur glaube ich nicht, daß irgend jemand das Recht hat, ein Wort der deutschen Sprache so in Beschlag zu nehmen, daß es nur in dem von ihm gebrauchten Sinne verstanden werden dürfe. Auch giebt ja Robert-tornow selbst zu, daß man die fraglichen Redeweisen „latente geflügelte Worte“ nennen könne. Latent sind aber die Worte ganz und gar nicht; nur ihr Urheber ist bisher für Büchmann „latent“ gewesen. Ob er überhaupt latent ist, ob er nicht doch vielleicht nachgewiesen werden kann, weiß niemand. Und ebensowenig weiß man bei manchen von Büchmann aufgenommenen Worten, ob wirklich der dort genannte der erste Schöpfer des Wortes gewesen ist und ob nicht vor ihm schon andre es gebraucht haben. Ich halte deshalb die wirkliche oder vermeintliche Bekanntschaft oder Unbekanntschaft des Urhebers einer offenbar von einem Einzelnen herrührenden Redeweise für etwas ganz Zufälliges und deshalb für den Begriff des „geflügelten Wortes“ Gleichgiltiges. Aber streiten will ich mit niemand darüber.

* * *

Wir haben dem nichts weiter hinzuzufügen, als daß auch aus der obenstehenden kurzen Zuschrift wieder hervorgeht, daß Herr W. Robert-tornow des Deutschen nicht hinlänglich mächtig ist (er würde sagen: sei), um ein Buch wie Büchmanns „Geflügelte Worte“ herauszugeben. Wer — um von anderm zu schweigen — solche Dinge schreibt wie: „ein latentes geflügeltes Wort, aus denen“ 2c., kann nicht zu Tausenden sprechen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.





